<36603797120017

Leopold von Ranke's

Sämmtliche Werke.

Zweite und dritte Gesammtausgabe.

Einundfünfzigster und zweiundfünfzigster Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Abhandlungen und Versuche.

Von

Leopold von Ranke.

Neue Sammlung.

Herausgegeben von Alfred Dove und Theodor Wiedemann.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1888.

Vorrede.

„Abhandlungen und Versuche" Ranke's sind im 24. Bande seiner Werke von ihm selbst zu einer „ersten Sammlung" vereinigt worden: eine zweite von mannigfaltigem Inhalt, Altes und Neues, Großes und Kleines mit einander verbindend, fügt der vorliegende Doppelband hinzu, zu dessen Herausgabe Herr Dr. Theodor Wiedemann dem Unterzeichneten freundlich die Hand geboten hat.

Dr. Wiedemann nimmt unter den wissenschaftlichen Gehilfen, welche Ranke während der letzten Jahrzehnte seines Lebens in das Geheimniß seiner literarischen Arbeiten eingeweiht, die vornehmste Stelle ein; kein anderer hat in dem Maße, wie er, das Vertrauen des Verewigten in dieser Hinsicht verdient und besessen. Aus den Briefen Ranke's an seinen Verleger ist bekannt, wie dies persönliche Verhältniß seit dem Jahre 1872 insbesondere dem Unternehmen der sämmtlichen Werke zu Statten kam. Für einen wichtigen Theil des literarischen Nachlasses, vor allem die in der jüngsten Zeit entstandenen oder aufs neue in Betracht gezogenen Schriften des Meisters, war Dr. Wiedemann deshalb der berufene Herausgeber. Als solcher hat er, den ihm mitgetheilten Absichten Ranke's gemäß, im übrigen vollkommen selbständig, den Hauptbestandtheil dieses Bandes, das erste bis vierte, sowie das sechste und siebente Stück desselben bearbeitet und, wo es nöthig war, in eigenen Anmerkungen über sein Verfahren Rechenschaft abgelegt.

Die drei den Reigen eröffnenden Abhandlungen — über die Fluthsage, die Tragödien Seneca's und über Paulus Diakonus — sind sämmtlich in den Jahren 1880—84 von Ranke bei Gelegenheit

der Arbeit an seiner Weltgeschichte verfaßt worden und bisher ungedruckt geblieben. Die erste und die dritte gehören eigentlich in den Kreis der jenem Buche beigegebenen Analekten; sie wurden jedoch von dem Autor, hauptsächlich wegen ihres mehr literarhistorischen als quellenkritischen Gehaltes, am Ende vielmehr zur Veröffentlichung in den Werken bestimmt, wo sie, wie es jetzt geschieht, mit anderen Aufsätzen von ähnlicher Richtung in Verbindung treten sollten. Der Abhandlung über die Tragödien Seneca's war, wiewohl sie ebenfalls zu einem Abschnitt des dritten Theils der Weltgeschichte in naher Beziehung steht, von vornherein ihre heutige Stelle zugedacht; so jung sie in ihrer Vollendung ist, so weit reichen doch andererseits die in ihr niedergelegten Studien in die früheste Zeit der geistig hervorbringenden Thätigkeit Ranke's zurück. Allen drei Stücken wird der Leser als einem ausdrücklich beschlossenen Vermächtniß des Meisters eine pietätsvolle Aufnahme nicht versagen.

Die berühmten akademischen Abhandlungen zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten und zur Geschichte der italienischen Poesie hat man längst in der Sammlung der Werke vermißt; die erstere konnte durch einige nicht unwillkommene Nachträge des Verfassers bereichert werden. Ebenso bot der handschriftliche Nachlaß die Möglichkeit dar, dem schon vor sechzig Jahren geschriebenen, aber erst ein halbes Jahrhundert später veröffentlichten Versuche zur Geschichte der italienischen Kunst, welcher Ranke's Begabung zwar nicht unerwartet, aber darum nicht minder erfreulich von einer neuen Seite zeigte, ein paar Ergänzungen, die wenigstens theilweise von Werth sind, anzuhängen.

Diesen von der Einsicht, Sorgfalt und Gelehrsamkeit ihres Herausgebers zeugenden Stücken hat der Unterzeichnete eine Reihe anderer (Nr. V und VIII—XIII) beigesellt, die in einer vollständigen Sammlung der Werke des großen Autors nicht fehlen durften, obgleich sie zum Theil als Kleinigkeiten bezeichnet werden mögen.

Gilt doch gerade von der kurzen Notiz über die Mutter Manfreds das alte ex ungue leonem. Huillard-Bréholles, einer der besten Kenner des Gegenstandes, sagt[1]) von ihr: cette note est moins une

1) Introduction à l'histoire diplomatique de l'empereur Frédéric II p. 185, 1.

citation de textes qu'une véritable dissertation. Wie sie als Anmerkung in Raumers Hohenstaufen erschien, brachte sie in dem Gegensatz ihrer methodischen Bestimmtheit zu der Rathlosigkeit des älteren Gelehrten den Unterschied zweier Perioden unserer Geschichtsforschung, der vorkritischen und der kritischen, unmittelbar zur Anschauung.

Die beiden ursprünglich für die Allgemeine Deutsche Biographie geschriebenen Aufsätze über die preußischen Könige Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV. sind recht eigentlich Versuche in dem höheren Sinne, wie wir das entsprechende Fremdwort zu gebrauchen pflegen; und wenigstens der erste, der dem wahren Zwecke jenes großartigen, von Ranke selbst hervorgerufenen vaterländischen Unternehmens nicht völlig entsprach, wird eben hier sogar die richtigere Stelle finden.

Das ihm vorausgeschickte Bruchstück der Memoiren Mitchells, welches 1844 durch Ranke bekannt gemacht ward, hat auf einen Platz in dessen Werken denselben Anspruch, wie so viele andere, in den früheren Bänden publicirte Quellenauszüge von seiner fleißigen Hand. Die von Adolf Schmidt der älteren Edition beigegebene Uebersetzung findet wohl auch jetzt sogut wie damals ihre Freunde.

An den Schluß der ersten Sammlung seiner Abhandlungen und Versuche hat Ranke eine Rede gestellt, welche das Ziel verfolgt, das Wesen seiner historischen Wissenschaft theoretisch zu bestimmen. Diesmal möge man sich dafür eine Reihe, meistentheils ebenfalls mündlicher Aeußerungen gefallen lassen, in denen die wirkliche Erscheinung dieser Wissenschaft in unserem Volk und Jahrhundert, sei es durch Urtheil oder Wunsch, unter verschiedenen Gesichtspunkten lehrreich beleuchtet wird. An die Vorrede, durch welche Ranke die Jahrbücher des deutschen Reichs, die von ihm angeregte bahnbrechende Arbeit seiner ältesten Schüler ins Publikum einführte, schließt sich unter der Rubrik „Von der historischen Commission zu München" außer der grundlegenden Denkschrift und einem Adreßentwurf aus der Feder des Meisters ein Kranz von elf Eröffnungsreden an, wie sie in dem einen oder anderen Jahr vor der Plenarversammlung dieser vorzüglich von ihm empfohlenen und geleiteten Gelehrtenverbindung gehalten worden. Nur sechs davon waren schon früher hie und da veröffentlicht; die übrigen, im Manuscript aufbewahrten, sind indeß nicht minder merkwürdig, und es ist nur zu bedauern, daß sich aus zweien der ersten Jahre, 1860 und 1861, keine Aufzeichnung dieser Art gefunden hat.

Die wohlbekannten Ansprachen, mit denen der Greis die Glückwünsche seiner Fach- und Berufsgenossen bei seinem Doktorjubiläum, sowie an seinem neunzigsten Geburtstag erwidert hat, vervollständigen jene Münchener Betrachtungen durch individuelle Bekenntnisse.

Vielleicht hätten sich hiermit alsbald die von dem Verewigten hinterlassenen autobiographischen Diktate ungezwungen verknüpfen lassen; doch schien es räthlicher, sie zugleich mit den wichtigsten seiner Briefe für den künftigen Abschluß der sämmtlichen Werke aufzusparen.

Bonn, im Juli 1888.

Alfred Dove.

Inhalt.

I.

Die Fluthsage.

(Verfaßt 1880—1882; bisher ungedruckt.)

Die Fluthsage†).

Von jeher hat die Allgemeinheit der Sage von einer großen Fluth, welche die Urwelt vernichtet habe, wobei aber das Menschengeschlecht gerettet worden sei, die verdiente Beachtung gefunden; man hat darin eine Erinnerung an die Formationen der Erde, die ihrer Bewohnbarkeit vorausgingen, zu erblicken vermeint. Ist nun aber die Sage wirklich eine allgemeine, d. h. eine an mehreren Stellen ursprüngliche, und wie verhalten sich die Fassungen, in denen sie erscheint, zu der Darstellung in den Büchern Mosis, welche die Anschauungen der Menschen überhaupt beherrscht hat?

Vor einem Jahrzehnt machte in der literarischen Welt die Nachricht viel Aufsehen, daß man in den Keilinschriften eine Schilderung der großen Fluth entdeckt habe, welche weit älter sei, als die in der heiligen Schrift enthaltene und aus der diese sich erst entwickelt haben werde.

Nachdem die assyrischen Inschriften von eigentlich historischer Bedeutung großentheils entziffert worden waren, wendete sich die Aufmerksamkeit auf jene Thontäfelchen, die unter den Ruinen des Hügels Kujundschik, welche die Trümmer des Palastes des Königs

†) Die Abhandlung ist in ihrem ersten Entwurfe im Jahre 1880 entstanden, im Zusammenhange mit den Studien über den alten Orient, die im ersten Bande der Weltgeschichte niedergelegt sind; dann aber wurde sie zu wiederholten Malen unter Berücksichtigung der inzwischen erschienenen Literatur einer eingreifenden Umarbeitung unterzogen; zuletzt und in umfassendster Weise im Jahre 1882. Die zusammenhängende Conception, wie sie damals zu Stande kam, ist bei der Herausgabe zu Grunde gelegt worden, so jedoch, daß an einigen Stellen kürzere, den allgemeinen Gedankengang enthaltende Aufzeichnungen aus früherer oder späterer Zeit mit zur Verwendung kamen.

Assurbanipal und zwar auch die der Bibliothek desselben enthalten, mehr als zwanzigtausend an Zahl sich vorgefunden hatten; man durfte sie von vornherein als die Ueberbleibsel der babylonischen, auch Assyrien umfassenden Literatur betrachten. Angeregt durch die aus den Fragmenten des Babyloniers Berosus geschöpfte Kunde von einer babylonischen, die hebräische nahe berührenden Tradition forschte man in jenen Ueberresten ihren Andeutungen über die Urgeschichte mit dem größten Eifer nach.

Mr. George Smith, dem vor allen Anderen das Verdienst der hierauf bezüglichen Forschung zugeschrieben werden muß, — er ist zugleich glücklicher Diaskeuast und zuverlässiger Interpret — hat selbst anschaulich geschildert, wie er nach und nach zu Funden gelangte, die auf diesem Gebiet von eminenter Wichtigkeit sind [1]). Er entdeckte eine Anzahl von Thontafeln, welche die Urgeschichte betreffen; unter diesen erkennt er selbst den Preis denjenigen zu, auf denen über die große Fluth, die wir die noachische zu nennen gewohnt sind, berichtet wird. Vergegenwärtigen wir uns deren Inhalt.

Die Erzählung gehört in den Sagenkreis des babylonischen Heros Izdubar [2]), der nach mancherlei Thaten, bei denen man an Nimrod erinnert wird, von einer schweren Krankheit ergriffen, den letzten Götterkönig, von dem er selbst abstammt, der aber zu den Göttern entrückt ist, aufsucht, um zu erfahren, wie derselbe zu der Unsterblichkeit gelangt sei, deren er sich erfreut. Nach allerlei Kämpfen und Abenteuern kommt er zu den Gewässern, welche die Wohnungen der Seligen von den Menschen scheiden, und trifft mit seinem Ahnherrn Hasisadra zusammen, der ihm auch wirklich Rede steht [3]). Hasisadra ist ohne Zweifel der Xisuthros des Berosus, der Sisythros des Abydenus.

In der assyrischen Legende nun erzählt Hasisadra seinem Nachkommen, wie er selbst unsterblich geworden sei; es geschah bei dem Ereigniß der großen Fluth. Diese wird in ihren Grundzügen ebenso erzählt, wie in der Genesis. Die Gottheit selbst verkündigt Hasis-

1) Im Eingang seiner Schrift: „The Chaldean account of Genesis", die von Hermann und Friedrich Delitzsch unter dem Titel: „Die chaldäische Genesis" 1876 ins Deutsche übersetzt und mit erläuternden Zusätzen versehen worden ist.

2) Die Sagen von Izdubar waren auf zwölf großen Thontafeln, auf deren jeder etwas mehr als zweihundertachtzig Zeilen standen, aufgezeichnet; die elfte Tafel enthielt die Erzählung von der Fluth.

3) Der Name wird „Adrahasis" geschrieben, aber ausgesprochen wurde er „Hasisadra". Daher kommt es, daß sich in den Uebersetzungen des keilinschriftlichen Textes beide Formen finden.

adra, daß die Erde von einer Alles vernichtenden Fluth werde betroffen werden. Ob dies ebenso, wie in der Genesis wegen der Vergehen, deren sich die Menschheit schuldig gemacht hat, über sie verhängt wird, erschien bei der Lückenhaftigkeit und Dunkelheit der Keilinschrift früher zweifelhaft; doch hat man bei nochmaliger Untersuchung festgestellt, daß es sich wirklich so verhalte[1]). — Hasisadra wird angewiesen, ein Schiff zu bauen, in welchem er gerettet werden soll; dasselbe soll, wie die Arche, in großen Dimensionen gebaut werden, was denn in der assyrischen Sage ebenso geschieht, wie in der hebräischen. Selbst das Erdpech, mit welchem das Schiff gegen das Eindringen des Wassers gesichert werden soll, erscheint in beiden Texten (Columne II, Zeile 10 ff.). Die Fluth wird nach der einen wie der anderen Ueberlieferung hauptsächlich durch anhaltende Regengüsse bewirkt (Col. II, Z. 34); sie zerstört den Anbau der Ebene und steigt in die Gebirge hinauf. Das Schiff oder die Arche gelangt an einen Ort, auf dem das Abnehmen der Fluth abgewartet werden kann. Der Unterschied ist freilich, daß diese nach der babylonischen Erzählung eine vorübergehende ist, während sie in der Schrift, wenigstens nach der genaueren Bestimmung der bezüglichen Stelle mehr als Ein Jahr ausfüllt[2]). Eine weitere Differenz findet sich bei der Angabe des Ortes, wo das Schiff oder die Arche stille steht, der nach der babylonischen Erzählung in dem Gebirge, das sich östlich vom Tigris unterhalb der Mündung des unteren Zab in denselben ausbreitet, nach der hebräischen um vieles nördlicher in den Bergen Armeniens, welche die vom Araxes durchflossene Ebene im Süden begrenzen, gelegen war. In der einen, wie in der anderen Erzählung wird das Maß der Abnahme der Fluth durch die Aussendung von Vögeln erkundet, worauf sich dann die alten Verhältnisse wiederherstellen. Noah und Hasisadra richten einen Altar auf; der Erstere bringt Gott, der Andere seinen Göttern ein Opfer dar (Col. III, Z. 45 ff.). Die Identität der Grundzüge beider Erzählungen ist augenscheinlich, aber zugleich bieten sie doch Verschiedenheiten von der größten inneren Bedeutung dar.

Die wichtigste liegt in der Angabe der Persönlichkeiten, welche gerettet werden sollen und gerettet werden. Der hebräischen Erzählung zufolge gehen Noah, seine Söhne, seine Frau und die Frauen seiner Söhne in die Arche; sie sollen nach dem Untergange

---

1) Vgl. Friedrich Delitzsch, Wo lag das Paradies? S. 145.

2) Nach der elohistischen Relation ein Mondjahr nebst elf Tagen, das ist ein Sonnenjahr.

der verderbten Generation eine andere begründen. Von dieser Allgemeinheit der Bestimmung findet sich in der babylonischen Sage keine Spur. In dieser liegt der ganze Nachdruck auf Hasisadra allein; er mit seinen Sklaven, Sklavinnen und Jünglingen, die in einer der vorliegenden Uebersetzungen sogar als bewaffnet bezeichnet werden[1]), tritt in das Schiff ein. Noah nimmt die für ihn und seine Familie erforderlichen Lebensmittel in die Arche; Hasisadra dagegen auch andere Habe: Geräthe, Korn (Col. I, Z. 42), selbst Silber und Gold, soviel er zusammenbringen kann (Col. II, Z. 24—26), in das Schiff, das ihn retten soll. Er ist bei weitem selbständiger als Noah; er erhebt Einwendungen gegen den Befehl der Gottheit, daß er ein Schiff bauen solle (Col. II, Z. 48). Die Verwendung des Erdpechs wird ihm zugeschrieben; und ebenso das Schließen der Thüre des Schiffes (Col. II, Z. 32. 37). Genug, der letzte Götterkönig, der dem Verderben auf Erden entrinnen und unsterblich werden soll, ist in der Gestalt eines mächtigen Fürsten dargestellt. Wenn dann nach der Schrift die Thiere, welche paarweise aufgenommen werden sollen, näher bezeichnet werden, so wird die bestimmte Absicht dabei ausgedrückt, ihren Samen zu erhalten und das einmal Erschaffene nicht wieder untergehen zu lassen. In der babylonischen Ueberlieferung kommt dieser Gedanke nicht zu so deutlichem Ausdruck; oder er wird vielmehr nur auf eine für den Fürsten selbst vortheilhafte Weise ausgesprochen[2]).

Die Fluth wird in der Schrift auf das großartigste geschildert; die Tiefen der Erde öffnen sich, sowie die Schleusen des Himmels. Diese Schilderung wird durch Nichts anderes unterbrochen; — die babylonisch-assyrische Legende gedenkt des Unglücks, das den Menschen widerfährt, so daß sie sich nicht um einander kümmern, der Bruder nicht nach dem Bruder sieht (Col. III, Z. 34). Zugleich aber tritt nun in ihr die assyrische Mythologie ein, die Götter fliehen zu dem höheren Himmel Anus; sie werden mit Hunden verglichen, die sich verstecken (Col. III, Z. 6). Dann erscheint Hasisadra wieder.

1) Bei Menant, Babylone et la Chaldée S. 23. François Lenormant übersetzt: les fils de l'armée, und erklärt dies mit den Worten: „les jeunes gens dans la force de l'âge, en état de porter les armes“ (Les origines de l'histoire d'après la bible et les traditions des peuples orientaux, I. S. 603). — Nach Paul Haupt bei Eberhard Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament 2. A. S. 70 bedeutet der keilinschriftliche Text in wortgetreuer Uebertragung „die Söhne deines Stammes“ (Volkes), worunter der Erzählung des Berosus gemäß die nächsten Verwandten oder Freunde zu verstehen seien.

2) Col. I, Z. 23: „Erhalte du am Leben und bringe den Samen des Lebens von jeglicher Art in das Innere des Schiffes.“

In der biblischen Erzählung macht es die Hauptsache aus, daß Gott mit den Menschen einen Bund aufrichtet, indem er ihnen verspricht, in Zukunft kein ähnliches Verderben über das Lebendige zu verhängen, wie er denn beschlossen hat, der Natur ihren freien Lauf zu lassen. In dem babylonischen Bericht ist davon die Rede, daß die Gottheit nicht ferner eine Fluth über die Menschen kommen lassen, sondern sie lieber durch wilde Thiere, Hungersnoth und Pestilenz vernichten möge (Col. IV, Z. 17—19). Hasisadra vernimmt den Beschluß der Götter nicht, er erhält die Kunde davon nur durch ein Traumgesicht (Col. IV, Z. 22). Dann kommt Bel zu ihm in das Schiff, segnet ihn und sein Weib und spricht zu ihnen: „Bisher war Hasisadra ein Mensch; nun aber sollen Hasisadra und sein Weib den Göttern gleich sein; Hasisadra soll wohnen in der Ferne an der Mündung der Ströme." Da trifft ihn Izdubar, dem die gehoffte Genesung zu Theil wird.

Man sieht: in der Angabe der äußeren Umstände sind beide Erzählungen beinahe identisch; aber in ihrem wesentlichen Inhalt sind sie grundverschieden. Die assyrisch-babylonische Tradition enthält Nichts, als die Rettung eines persönlich untadelhaften Fürsten oder Oberhauptes vor dem allgemeinen Verderben. Dieser Fürst ist ein orientalischer Despot in aller Form, wie die assyrischen Könige es waren; er wird mit seiner Hofhaltung gerettet, ohne die man ihn nicht denken zu können scheint. Eine allgemeine Beziehung zu der Welt hat die babylonische Sage nicht. Diese ist das Ueberwiegende in der israelitischen Tradition; sie hat durchweg ein patriarchalisches Gepräge. Der Erzvater mit seinen Söhnen: Sem, Ham und Japhet, welche die Stammväter des neu zu gründenden Menschengeschlechts sind, werden gerettet; und dieses selbst wird durch eine feierliche Zusage des höchsten Gottes gegen eine ähnliche Katastrophe gesichert. Die biblische Tradition ist von universaler Bedeutung, während die babylonische Legende eine lokale Färbung trägt und besondere nationale Elemente aufgenommen hat. Die erstere beruht auf der Einheit der göttlichen Macht, die letztere auf einer Entzweiung der Götter, wie dieses Moment namentlich in dem Text der vierten Columne hervortritt, die fast wieder einen anderen Geist athmet, als der der vorangegangenen.

Ich trage nicht das geringste Bedenken, der Sage der Genesis den inneren Vorzug und, da das Einfache in der Regel das Frühere ist, die Priorität vor der babylonischen zuzuschreiben. Daß dieser die Priorität zukomme und die hebräische nur eine abgeleitete sei, ist doch zuletzt von besonnenen Forschern in Abrede gestellt worden. So vor

Kurzem von Lenormant [1]) und Dillmann [2]). Wenn man beide Texte bloß vom Standpunkt der allgemeinen Literatur betrachtet, läßt sich Das nicht annehmen. Dem ganzen Sinn und Tone nach gehört die Priorität der hebräischen an. Wie diese zu den Assyrern gekommen ist und hier die Transformation erlitten hat, in der sie vorliegt, weiß ich freilich nicht zu sagen. Vielleicht wäre es doch nicht ganz absurd, wenn man annähme, daß sie von den israelitischen Stämmen, welche nach Assyrien fortgeführt und verpflanzt worden waren, auf die Assyrer übergegangen und in eine ihren Anschauungen entsprechende Form umgegossen wäre. Das Zeitalter, in welchem der Palast des Königs Assurbanipal erbaut und die Sammlung der Thontafeln zu Stande gekommen ist, würde sich mit dieser Voraussetzung sehr wohl vereinen [3]). Sehr möglich wäre es indeß, daß auch in Babylon eine primitive Sage vorhanden gewesen wäre, die nur unter dem Einfluß der israelitischen Einwanderung eine der hebräischen so durchaus ähnliche Gestalt angenommen hat: es ist Das selbst wahrscheinlich, denn die babylonische Fassung der Sage hat Elemente, die von dieser unabhängig sind; zöge man Alles ab, was sie mit einander gemein haben, so würde doch in ihr der Mythus von der Entrückung Hasisadras übrig bleiben. Aber hierauf will ich nicht näher eingehen †). Mir

1) Les origines de l'histoire I S. 407 ff.

2) Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1882 S. 436 ff.

3) Assurbanipal war König seit dem Jahre 668 v. u. Ä.

†) Ueber das Verhältniß der keilinschriftlichen Erzählung zur biblischen hat Leopold von Ranke sich in einer älteren Aufzeichnung, die wir an dieser Stelle mitzutheilen Gelegenheit nehmen, in folgender Weise ausgesprochen: „Die Vergleichung der beiden Berichte weist soviel Uebereinstimmung zwischen ihnen auf, daß man nicht wohl anders kann, als einen gemeinsamen Ausgangspunkt anzunehmen, vielleicht sogar eine ursprünglich identische Aufzeichnung. Für diese letztere Annahme könnte außer der besonders hervortretenden Verwandtschaft des babylonischen Berichtes mit der einen der beiden biblischen Hauptrelationen (der jahvistischen) über die Fluth die Analogie einzelner Ausdrücke, wie die vom lebendigen Samen und die öfter wiederkehrende Anführung der nämlichen speziellen Umstände geltend gemacht werden. —

Die Entscheidung über die Frage, ob aus ursprünglich einheitlichen Anschauungen, die noch nicht zu voller Entwicklung gekommen und noch nicht in bestimmten Formen ausgedrückt sind, dadurch, daß sie einerseits unter den Antrieben und der Einwirkung einer mit zunehmender Bestimmtheit sich ausprägenden naturalistischen Sinnesweise durch Verbindung mit Vorstellungen spezifisch-nationalen Charakters und durch Aufnahme lokaler Beziehungen modificirt; andererseits von einer supranaturalistischen, auf einem ideellen Princip beruhenden Geistesrichtung durch Abstraktion von dem Partikularen ins Allgemeine um- und fortgebildet werden, Differenzen und Gegensätze der Auffassung, wie sie hier vorliegen, hervorgehen können, bewegt sich in Regionen, die wir nicht berühren wollen."

ist es genug, den inneren Vorzug der israelitischen Tradition, welche nimmermehr aus der assyrischen entsprungen sein könnte, hervorzuheben. Die Schwierigkeiten, welche sie in ihrer Zusammensetzung bietet, berühren doch das Wesen der Sache nicht.

Gehen wir von dieser Grundlage aus einen Schritt weiter, so kommen wir auf Berosus, aus dem die babylonische Sage schon längst einigermaßen bekannt war[1]). Berosus zeigt, wie sich auch nicht anders erwarten läßt, eine nahe Verwandtschaft mit der auf den Thontafeln erhaltenen Tradition.

Sein Xisuthros ist der letzte Sproß einer großen Dynastie. Dem erscheint Kronos im Traume, wie in der keilinschriftlichen Erzählung Ea dem Hasisadra. Auf Befehl des Gottes zimmert er ein Schiff, das ihn bei der bevorstehenden Fluth retten soll. Mit der auf den Thontafeln (Col. II, Z. 39) enthaltenen Tradition hat Berosus auch die Erwähnung des Steuermannes gemein. Dabei wird Manches eingeflochten, was in die assyrische Auffassung gehören würde, aber auf den Thontafeln nicht vorkommt, z. B. daß Xisuthros die Weisung erhält, zu den Göttern zu fahren, um sie zu bitten, den Menschen Gutes zu erweisen.

Man kann nicht anders annehmen, als daß Berosus die assyrisch-babylonische Sage selbst in einer anderen Form kannte, als sie auf unseren Thontäfelchen erscheint. Die Hauptsache jedoch: die Entrückung des Xisuthros, von dem es heißt: er wurde nicht mehr gesehen, findet sich bei beiden. Eine Annäherung an die Einfachheit der biblischen Darstellung zeigt sich in dem berosianischen Berichte darin, daß in demselben Nichts von den Schätzen, dem Gold und Silber vorkommt, das Hasisadra der Keilinschrift zufolge mit sich in das Schiff nimmt. Den eigentlichen, auf das gesammte Menschengeschlecht bezüglichen Inhalt der alttestamentlichen Erzählung kennt Berosus nicht, aber in der Form stimmt er hie und da selbst wörtlich mit der alexandrinischen Uebersetzung überein. Sein Verhältniß zu dem griechischen Texte der Genesis verdient überhaupt Beachtung. Es ist wohl nur Zufall, wenn schon in der Darstellung der Weltschöpfung zwischen ihm und der Septuaginta eine Uebereinstimmung eintritt. Wo der Text des Berosus hat: *σκότος καὶ ὕδωρ*[2]), wird in der alexandrinischen Uebersetzung neben den Worten: *σκότος ἐπάνω τῆς ἀβύσσου* auch

1) Fragment 7 bei Karl Müller, Fragmenta historicorum Graecorum II S 500 ff.

2) Fragment 1 § 4 bei Karl Müller a. a. O. S. 497.

ὕδωρ erwähnt. Größerer Aufmerksamkeit möchte werth sein, daß in der Erzählung des Berosus vom Thurmbau fast die nämlichen Worte und Redewendungen vorkommen, wie in der Septuaginta, — wofern nämlich die von Syncellus (S. 44 C. der Pariser Ausgabe) und Eusebius (Chron. I S. 23, 21 ff. der Ausgabe von Schöne) aus Alexander Polyhistor angeführte, mit den Worten Σίβυλλά φησιν eingeleitete Stelle wirklich aus Berosus stammt, was freilich nicht ganz sicher ist. Alexander Polyhistor: πύργον οἰκοδομῆσαι, ὅπως εἰς τὸν οὐρανὸν ἀναβῶσιν[1]). Septuaginta (C. 11, V. 4): οἰκοδομήσομεν πόλιν καὶ πύργον, οὗ ἔσται ἡ κεφαλὴ ἕως τοῦ οὐρανοῦ. Wie in der Bibel, wird auch in den Worten der Sibylle der Name der Stadt Babel von der Sprachverwirrung abgeleitet[2]).

Gegen die Annahme, daß der Bericht des Alexander Polyhistor aus Berosus stamme, hat man eingewendet, daß, wenn es sich so verhielte, Josephus sich auf diesen, auf den er doch in der Erzählung von der Fluth Bezug nehme (Arch. Iud. I, 3. 6), auch bei der vom Thurmbau berufen haben würde, nicht auf die Sibylle (I, 4, 3)[3]). Dagegen läßt sich bemerken, daß beide Anführungen — die des Berosus und die der Sibylle — sich in gleicher Weise schon bei Alexander Polyhistor finden; es ist deshalb um Vieles wahrscheinlicher, daß Josephus sie aus diesem entnommen hat, als daß seine Citate auf direkter Benutzung des Berosus und der Sibylle beruhen. Es würde also immer die Frage sein, ob Alexander Polyhistor sich an beiden Stellen auf an sich verschiedene Autoritäten berufen hat. Erwägt man, daß die Sibylle in zwiefacher Weise mit Berosus in Verbindung gebracht wird, einmal, indem man sie als dessen Tochter bezeichnet[4]); und sodann, indem, freilich bei einem sehr späten Autor, Moses von Chorene, von den Erzählungen der berosianischen Sibylle die Rede ist, so spricht Manches dafür, daß Alexander Polyhistor die Berufung auf die Sibylle aus Berosus entlehnt hat[5]). Anderes,

---

1) Fragment 10 bei Karl Müller a. a. O. S. 502.

2) Der einheimische Name lautet: Ba-bi-lu und hat in Wirklichkeit die Bedeutung: Thor Gottes.

3) Dillmann in dem Commentar zur Genesis. S. 214 (3. A.).

4) Pausanias X, 12, 2.

5) Dafür entscheiden sich Richter, Berosi Chaldaeorum quae supersunt S. 25, und Lenormant, Essai de commentaire des fragments cosmogoniques de Berosus S. 437. Der Letztere stellt die ansprechende Vermuthung auf, daß Berosus die Sibylle bei der Erzählung vom Thurmbau redend eingeführt habe, gleichwie er die Schöpfungsgeschichte dem Gotte Anu in den Mund legte. Unzweifelhaft ist, daß Josephus nicht die Stelle der Oracula Sibyllina

was Berosus berichtet, trifft sachlich mit den Ueberlieferungen des Alten Testaments zusammen, wie denn die zehn vorsindfluthlichen Patriarchen, deren Jahresbestimmungen Bunsen für Cyklen erklärt[1]), den zehn Herrschern des Berosus vor der Fluth entsprechen. In Bezug auf die zehn Generationen von der Fluth bis Abraham zeigt Berosus eine nähere Verwandtschaft mit dem Originaltext, als mit der alexandrinischen Uebersetzung[2]). Wie sich Das aber auch verhalten mag: Berosus stimmt mit der biblischen Tradition vielfach überein; doch schränkt sich diese Uebereinstimmung auf die mythischen Zeiten ein.

Aber ich will mich von der begonnenen Untersuchung nicht allzu weit entfernen, deren Ergebniß wir dahin präcisiren können, daß die hebräische Sage der allgemeinen Geschichte der Menschheit angehört, von der eine frühere Epoche damit abgeschlossen und eine neue begonnen wird; die Arche vermittelt die eine und die andere; die Geschichte der Menschheit, wie sie fortexistirt, beginnt erst mit Noah. In der babylonischen Tradition dagegen erscheint ein Ereigniß partieller Art, das durchaus mythologisch behandelt wird; zum Theil ist es in die Formen gekleidet, welche die hebräische Sage darbietet. Xisuthros und Noah berühren einander; bleiben aber doch durchaus verschieden.

Wie verhält es sich nun aber mit Deukalion und den Fluthsagen überhaupt bei den Griechen? In der Ilias und der Odyssee wird des Deukalion, des Stammvaters der Hellenen, überhaupt nicht gedacht, was so sehr nicht auffallen kann, da diese Gedichte auf den kleinasiatischen Küsten und Inseln ihren Ursprung haben; wohl aber bei Hesiod; in einem der Fragmente scheint er sich — die Lesart ist zweifelhaft — auf die mit der Fluthsage eng verbundene Ueberlieferung von der Erschaffung des Menschengeschlechts durch Steinwürfe zu beziehen[3]). Bei Pindar (Olymp. IX, 47 ff.) kommt diese Tradition

(bei Lenormant a. a. O. S. 413) benutzte, in welcher die Ueberlieferung vom Thurmbau behandelt wird. Unzulässig erscheint mir auch die Annahme von Freudenthal, Hellenistische Studien Heft I S. 25, daß Alexander Polyhistor nach diesen Oracula berichte, da er aus den Worten derselben: *θνητοῖσιν ἐπ' ἀλλήλοις ἔριν ὦρσαν* — nicht die mit der alten Tradition übereinstimmende Angabe: *ἰδίας ἑκάστῳ φωνὴν δοῦναι* entnehmen konnte.

1) Bunsen, Bibelwerk V S. 311 ff. Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte V, 2, S. 76 ff.

2) Richter a. a. O. S. 4 setzt ebenfalls Bekanntschaft des Berosus mit der biblischen Tradition voraus, jedoch nicht mit dem Texte der Septuaginta, sondern dem hebräischen.

3) Das Fragment findet sich bei Strabo VII c. 7, 2 S. 322: *λαῶν, τούς ῥά ποτε Κρονίδης Ζεὺς ..... λεκτοὺς ἐκ γαίης λάους πόρε Δευκαλίωνι.* Zweifelhaft ist: *λάους;* über die Lesarten der Handschriften und die Emen-

in deutlicher Form vor; man begegnet bei ihm bereits der nachher so häufig wiederkehrenden etymologischen Zusammenstellung von λαός, Volk, und λᾶας, Stein[1]). An der nämlichen Stelle zeigt der Dichter eine unleugbare Bekanntschaft mit der Fluthsage; von dem Parnaß herabsteigend, sagt er, errichteten Deukalion und Pyrrha das erste Haus in Opus. Doch berührt Pindar die Sage kurz; und aus den wenigen Worten, die er ihr widmet, kann man nicht mit Sicherheit erkennen, ob nach seiner Vorstellung Deukalion und Pyrrha durch die Flucht nach dem Berge oder durch das Besteigen eines Schiffes sich gerettet haben[2]). Dagegen wird in einem aus der Deukalioneia des Geschichtschreibers Hellanikus erhaltenen Fragment[3]) die Larnax, das kastenartige Schiff, in welchem sich Deukalion und Pyrrha retteten, ausdrücklich erwähnt; er läßt das Schiff auf den Othrys in Thessalien gelangen. Andere Sagen gab es, nach welchen Deukalion auf einer Bergspitze in Argos landete[4]). Das Marmor Parium läßt ihn sich von Lykorea am Parnaß nach Athen flüchten, wohin er sich vor der Fluth rettete[5]). Auch in Dodona erscheint Deukalion[6]). Der Sage nach haben damals — zur

---

dationen der Neueren vgl. Hesiodi Fragmenta ed. Marckscheffel S. 327 Fragm. CXXV, Hesiodi carmina recensuit Göttlingius, ed. tert. cur. Joan. Flach S. 296, Fragm. XXXV, Welcker, Griechische Götterlehre I S. 773. — Daß das in den Scholien zu Germanicus, Aratea v. 366 (in der Ausgabe der Aratea von Breysig S. 174 nach dem codex Strozzianus) vorkommende angebliche Citat aus Hesiod, in welchem sich eine ausdrückliche Erwähnung der Ueberfluthung und des durch dieselbe bewirkten Unterganges des gesammten Menschengeschlechts mit Ausnahme des Deukalion und der Pyrrha findet, in Wirklichkeit nicht den Gedichten desselben entnommen ist, zeigt Marckscheffel a. a. O. S. 356.

1) λίθινον γόνον· λαοὶ δ᾽ ὀνομασθέν.

2) Der Scholiast zur Stelle nimmt das Letztere an; er gedenkt der λάρναξ.

3) Fragm. 16 bei Karl Müller, Fragm. hist. Graec. I S. 48.

4) Etymologicum Magnum s. Ἀφέσιος.

5) ep. 7. In Athen zeigte man Deukalions Grab (Strabo I, 4, 2 S. 425; Pausanias I, 18, 8). Alljährlich im Frühling an einem bestimmten Tage wurden religiöse Ceremonien in Erinnerung an die Ueberschwemmung vollzogen (Theopomp, Fragm. 334 bei Karl Müller a. a. O. I S. 335; Plutarch im Leben des Sulla c. 14; Pausanias a. a. O.).

6) Nach einer von Aristoteles, Meteorol. I c. 14 S. 352 aufbehaltenen Tradition war vornehmlich die Gegend am Achelous und um Dodona von der Fluth betroffen worden; bei den Historikern Akesidorus und Thrasybul findet sich die Ueberlieferung, daß Deukalion nach derselben in Dodona wohnte (Scholien zu Ilias XV, 233 in der Ausgabe von Dindorf II S. 104); auch die Gründung des Heiligthums wird ihm zugeschrieben (Plutarch im Leben des Pyrrhus c. 1).

Zeit der Ueberschwemmung — in Megaris die Menschen, dem Geschrei der Kraniche, in Phocis dem Geheul der Wölfe folgend, die Berge erreicht, auf denen sie Rettung fanden[1]).

Alles das beschränkt sich auf das eigentliche Hellas. Wenn man untersucht, ob hiebei die hebräische oder babylonische Sage Einfluß geübt haben, so wäre dafür die Erbauung der Larnax, einer Art von Arche, ein Moment. Doch haben im Allgemeinen die griechischen Erzählungen bis in die Zeit Alexanders des Großen mit der orientalischen Ueberlieferung nur wenig zu schaffen; unzweifelhafte Anklänge an dieselbe finden sich in ihnen erst in der folgenden Epoche. Aus dieser liegt uns zunächst eine ausführliche Darstellung der Sage in der Bibliothek Apollodors vor[2]). Will man in seiner Erzählung die Züge ausfindig machen, welche früher nicht vorkommen, so könnten als solche gelten, daß Deukalion einem ihm von Prometheus ertheilten Rathe folgt, indem er ein kastenartiges Schiff — Apollodor nennt es *λάρναξ* — baut und auch Lebensmittel hineinnimmt; ferner darin, daß Deukalion, nachdem er das Fahrzeug verlassen hat, dem Zeus Phyxios (dem die Flucht schützenden) ein Opfer darbringt[3]). Diese drei Momente, den dem zu Errettenden ertheilten Rath, ein Fahrzeug zu erbauen, die Aufnahme von Lebensmitteln in dasselbe, ein nach der Rettung dargebrachtes Opfer hat Apollodor, wie man voraussetzen muß, der semitischen Fluthsage entlehnt: denn daß er diese kannte, geht aus seiner Erwähnung der vorsindfluthlichen Könige hervor[4]). Dagegen bleibt es aber auch bei Apollodor dabei, daß die Fluth als eine durchaus lokale erscheint. Die meisten Theile von Hellas, außer dem Isthmus und der Peloponnes[5]), sagt er, wurden überschwemmt, so daß alle Menschen darin umkamen, mit Ausnahme des Deukalion und der Pyrrha und deren, die sich auf hohe Berge flüchteten.

---

1) Pausanias I, 40, 1. X, 6, 2.

2) I, 7, 2.

3) Daß Deukalion den zwölf Göttern Altäre errichtete, kam schon bei Hellanikus vor (Fragm. 15 bei K. Müller a. a. O. I S. 48), wahrscheinlich doch, obwohl es nicht ausdrücklich bezeugt ist, im Zusammenhange mit der Erzählung von dessen Errettung.

4) Fragm. 67 bei K. Müller, Fragm. hist. Graec. I S. 439. Die Stelle über dieselben entnahm Apollodor, wie er selbst angiebt, dem Werke des Berosus.

5) Dies ist nach unserem Sprachgebrauch der Sinn des griechischen Textes, wenn gleich die geographische Bezeichnungsweise eine andere ist. Vgl. Heyne zu I, 7, 4.

Noch andere Fluthsagen kommen bei den Griechen vor; die Sage von der ogygischen Fluth, die man in eine noch frühere Zeit setzte, als die deukalionische, erscheint als eine attisch-böotische; die Ueberlieferung berichtet von einer Ueberfluthung Arkadiens [1]); und Traditionen von einer großen Fluth, die einst eingetreten, waren auf den griechischen Inseln verbreitet, auf Rhodus, Kreta, Kos, Samothrake [2]). Ueberhaupt aber sind die alteinheimischen griechischen Fluthsagen lokaler Natur; sie haften an vielen einzelnen Punkten, weisen keinen inneren Zusammenhang auf und verbinden sich nicht zu einer allgemeinen Ansicht.

Plato, der, vom philosophischen Standpunkt ausgehend, von allen lokalen Beziehungen und besonderen Fassungen der Fluthsage abstrahirt, beschäftigt sich hauptsächlich mit der Frage, wie nach großen Ueberschwemmungen Künste und Wissenschaften gerettet oder wiederhergestellt worden seien [3]). Erst bei Lykophron, dem Verfasser der Alexandra, der von Niebuhr in das Zeitalter des perseischen Krieges gesetzt wird [4]), findet sich in Form der Sage die Annahme, daß eine Ueberschwemmung einst die ganze Erde betroffen habe [5]).

In einer noch bestimmteren Fassung erscheint die deukalionische Fluth als eine allgemeine im ersten Buch der Bibliothek Diodors (c. 10). Man zweifelt nur, ob sie auch in die südägyptischen Regionen, die meist regenlos sind, vorgedrungen sein und auch hier das Geschlecht des Lebenden zerstört haben könne; — wäre dies der Fall gewesen, so daß Alles vernichtet worden sei und neue Hervorbringungen stattgefunden hätten, so würde auch Das in Aegypten zuerst geschehn sein.

So wurde die Sage von den Römern aufgenommen, die ihr Nichts hinzugefügt, aber sie mit größter Entschiedenheit auf eine all-

---

1) Dionys von Halicarnaß, Ant. Rom. I, 61.

2) Diodor V, 47. 56. Scholien zu Odyssee V v. 125 (bei Dindorf I, S. 257, 9); zu Ilias I v. 250 (bei Dindorf I S. 38, 69).

3) Gesetze III S. 677 ff.

4) Kleine historische und philologische Schriften I S. 438 ff. — Nach dem Ergebniß der Untersuchung von Wilamowitz-Möllendorff, De Lycophronis Alexandra commentatiuncula S. 11 (in dem Verzeichniß der Vorlesungen auf der Universität Greifswalde für das Wintersemester 1883/84) würde die Abfassung der Alexandra in eine weit frühere Zeit fallen, — in den Beginn des dritten Jahrhunderts vor unserer Aera.

5) Alexandra V. 79: *ὅτ' ἠμάθυνε πᾶσαν ὀμβρήσας χθόνα Ζηνὸς καχλάζων γασμός.* In den Scholien der beiden Tzetzes wird zu V. 72 bemerkt, daß Lykophron von der deukalionischen Fluth spreche; eine ausdrückliche Erwähnung derselben kommt indeß im Texte nicht vor.

gemeine Fluth bezogen haben. Sie kommt bei ihnen zuerst in einem aus den Schriften des Nigidius Figulus, des Zeitgenossen Cicero's, erhaltenen Fragment vor, in dem ausdrücklich angegeben wird, daß bei der großen Ueberfluthung von dem ganzen Menschengeschlecht nur Deukalion und Pyrrha übrig geblieben seien[1]; und sodann[2]) bei den Dichtern des augusteischen Zeitalters: Virgil, Horaz, Ovid. Virgil deutet auf die Vorstellung von der Allgemeinheit der Fluth hin, wenn er nicht nur die Griechen, sondern das Menschengeschlecht überhaupt von den Steinwürfen des Deukalion und der Pyrrha herleitet[3]). Bei Horaz findet sich eine kurze Schilderung der Fluth, aus der man erkennt, daß er dieselbe ebenfalls als eine allgemeine auffaßte[4]). Ovid hat diese Vorstellung in einem ausführlichen dichterischen Gemälde zu vollem Ausdruck gebracht[5]).

Um die nämliche Zeit aber, als die griechische Sage in dieser Weise bei den Römern in Aufnahme kam, hat sich bei ihnen die mosaische Erzählung von der Fluth geltend zu machen angefangen, wahrscheinlich doch unter dem Einfluß der Juden in Rom selbst und

1) Scholien zu Germanicus Aratea v. 287 (bei Breysig S. 85, 14): Deucalionem Thessalum, qui maximo cataclysmo fertur relictus cum Pyrrha et posteaquam se et uxorem suam in terra relictos sensit . . . . Ob bei Nigidius sich die von der gewöhnlichen Ueberlieferung abweichende Angabe fand, Deukalion und Pyrrha seien nach dem Aetna gelangt, ist nicht gewiß, da die Worte, die man im Codex Strozzianus und Urbinas nach „Pyrrha“ liest: in monte Aetna, qui est altissimus in Sicilia auf Interpolation des ursprünglichen Textes der Scholien beruhen (Breysig, De P. Nigidii fragmentis S. 39). Jene Angabe aber kehrt wieder in den unter dem Namen des Hygin, des Freigelassenen des Augustus, erhaltenen Fabulae (nr. 153), deren Abfassung wahrscheinlich erst in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Aera fällt; in denen aber der Stoff aus älteren Autoren geschöpft ist.

2) Die nächste Erwähnung der deukalionischen Fluth bei den römischen Autoren überhaupt findet sich in der zwei Jahre nach Nigidius' Tod im Jahre 43 v. u. Aera abgefaßten Schrift des Terentius Varro, De gente populi Romani (Augustin, De civitate Dei XVIII, 8. 10; Scholiast zu Statius Thebais I v. 173).

3) Georg. I, 60; vgl. Eclog. IV, 41.

4) Carm. I, 2 v. 6 ff.

5) Metam. I, v. 260 ff. — Einzelne Züge in seiner Schilderung der Ueberfluthung hat Ovid, wie schon von Meursius bemerkt worden ist (bei Müller in der Ausgabe des Lykophron III S. 1179), dem Poëm des Lykophron entlehnt. An ein paar Stellen sind Virgil und Horaz sein Vorbild gewesen. Virgil, Georg. I, v. 63: unde homines nati, durum genus. Ovid I, v. 414: inde genus durum sumus. — Horaz, Carm. I, 2 v. 8: piscium et summa genus haesit ulmo. Ovid v. 296: summa piscem deprehendit in ulmo.

ihrer Verbindung mit dem augusteischen Hause. Nicolaus Damascenus hat der mosaischen Ueberlieferung zuerst ausdrücklich gedacht, indem er an die Nachricht, auf den hohen Bergen von Armenien hätten Viele vor der Fluth Rettung gefunden; einer aber, der mit seinem Kasten daherfuhr — er sagt λάρναξ — sei dort mit diesem gestrandet; Ueberbleibsel von dem Holzwerke wären lange erhalten geblieben, die Bemerkung anknüpft: der, der in dem Kasten einhergefahren, möchte wohl derselbe sein, von dem auch Moses erzähle[1]).

Eine Art von Vermischung der alten hebräischen Sage mit den Angaben der griechischen Autoren findet sich bei Josephus[2]), nicht sowohl in dem Bericht über die Fluth selbst, in welchem er vielmehr der biblischen Erzählung folgt, als in dem, was sich daran anschließt. Weit entfernt, die Söhne Noahs als die Stammväter aller Menschen zu betrachten, setzt Josephus vielmehr voraus, daß noch außer ihnen Viele am Leben geblieben waren. Die Söhne Noahs wagen es zuerst, die Berge zu verlassen und sich in der Ebene anzusiedeln; sie fordern die Anderen, die sich Anfangs aus Furcht, von neuem von einer Ueberschwemmung betroffen zu werden, nicht getrauten von den höher gelegenen Gegenden herabzusteigen, auf, Muth zu fassen und ihrem Beispiel zu folgen. Es scheint nicht, daß von dieser Erzählung viel in die griechisch-römische Literatur eingedrungen wäre.

Aber bald darauf läßt sich eine Einwirkung des biblischen Berichtes über die Fluth in den Traditionen erkennen, die wir bei Plutarch und in einer dem Lucian beigelegten Schrift antreffen. Der Erstere gedenkt in der Abhandlung de solertia animalium c. 13 (S. 968 ed. Hutten) der Taube, die Deukalion aus seinem Kasten (λάρναξ) habe fliegen lassen, um die Beschaffenheit des Wetters zu erkunden. — In der unter die Werke Lucians aufgenommenen Schrift, de Dea Syria c. 12. 13 (T. I. S. 93 ed. Bipont.) knüpft die Erzählung an den Tempel dieser Göttin in Hierapolis an, der, wie der Autor berichtet, nach einer weit verbreiteten Ueberlieferung von Deukalion gegründet sein sollte. Der Tradition zufolge, die er mittheilt, wird das Menschengeschlecht seiner Verderbtheit wegen zur Vertilgung bestimmt; Deukalion aber, gleichwie der Noah der Bibel, seiner Frömmigkeit wegen gerettet[3]); er nimmt mit sich in den von ihm erbauten großen Kasten (λάρναξ)

1) Nicolaus bei Josephus, Arch. Iud. I, 3, 6 (Fragm. 76 bei K. Müller, Fragm. hist. Graec. III, S. 425).

2) Arch. Iud. I, 4, 1.

3) εὐβουλίης τε καὶ τοῦ εὐσέβεως εἵνεκα.

seine Kinder und seine Frauen[1]). Zu dem Einsteigenden kommen Pferde, Schlangen, Löwen und anderes Gethier, wieviel auf der Erde lebt, paarweise, die dann Deukalion ebenfalls in den Kasten aufnimmt. Darin, daß in dieser Ueberlieferung von den Frauen des Deukalion die Rede ist, mit denen er sich in das Fahrzeug begiebt, tritt der nicht-hellenische, allgemein-orientalische Charakter derselben hervor; darin, daß nach ihr die Thiere paarweise aufgenommen werden, zeigt sie eine auffällige Uebereinstimmung mit der biblischen Tradition. Das griechische Gepräge der Sage ist völlig verwischt, — der Menschenschöpfung durch Steinwürfe wird gar nicht gedacht — so daß es unzweifelhaft erscheint, daß hier eine Umbildung der griechischen Sage durch semitische Einflüsse vorliegt, indem es freilich unentschieden bleibt, ob von jüdischer oder babylonischer Tradition die Einwirkung ausgegangen ist. Noah, Xisuthros, Deukalion sind gleichsam dieselbe mythische Persönlichkeit geworden.

Wie sehr die biblische Sage in jener Epoche zu populärer Geltung gelangt war, beweist die berühmte Münze der Stadt Apamea in Phrygien aus der Zeit des Kaisers Septimius Severus, auf welcher der Kasten, der Vogel mit dem Oelzweige und das gerettete Menschenpaar bildlich erscheinen; die Anfangsbuchstaben der Beischrift *N Ω* würden auf Noah und damit auf die ursprüngliche Sage hinweisen[2]).

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchung zusammen, so werden wir, wie ich glaube, nicht irren, wenn wir primitive Erinnerungen an die große Fluth unabhängig von einander in Griechenland und in Vorderasien, sowie in Palästina annehmen: denn sowohl die babylonische, wie die griechische Sage haben Elemente, die in der hebräischen nicht vorkommen. Es läßt sich also nicht leugnen, daß Begebenheiten der Sage zu Grunde liegen, die in Vorderasien und Griechenland eingetreten sind. Aber weiter geht sie nicht. Es findet sich keine Spur davon, daß die Fluth Aegypten, Italien oder den entfernten westlichen Continent betroffen habe. Sicilien aber könnte doch von derselben berührt sein; der Aetna wird einmal als der Berg genannt, auf welchem Deukalion und Pyrrha ihrer Verlassenheit inne geworden seien[3]). Auf eine der letzten Revolutionen in der Bildung der Erdrinde läßt sich demnach die hebräische Sage nicht beziehen; sie wird einen lokalen Grund haben; die Fluth, die darin als eine allgemeine

1) *ἐσβιβάσας παῖδας τε καὶ γυναῖκας ἑωυτοῦ.*
2) Eckhel, Doctrina nummorum III S. 132.
3) Vgl. S. 15 Note 1.

erscheint, wird faktisch doch nur eine beschränkte gewesen sein. In Bezug auf die Form der Ueberlieferung gebührt ihr die Priorität, wie sie denn auch zuletzt die Herrschaft gewinnt.

Ueber die übrigen Fluthsagen und ihr Verhältniß zu der biblischen läßt sich nichts Besonderes aussprechen: denn sie liegen, wie die indische[1]) und baktrisch-persische, in Aufzeichnungen vor, die aus so später Zeit herrühren, daß auf dieselben sehr wohl jüdische Ueberlieferungen Einfluß gehabt haben könnten, während doch hinwiederum in ihrer Form Nichts vorhanden ist, was die Voraussetzung einer solchen Einwirkung nothwendig machte; sie sind mit den religösen Anschauungen der einzelnen Völker untrennbar verbunden †).

---

1) Daß der Ursprung der indischen Sage in ein hohes Alterthum reiche, und daß sie unabhängig von semitischen Einwirkungen entstanden sei, sucht Weber, Indische Studien I, 2 S. 161–232 nachzuweisen; ihm stimmt darin bei Renan, Histoire des langues sémitiques I, S. 485.

†) In den mündlichen Erörterungen über das Thema, mit welchem sich die voranstehende Abhandlung beschäftigt, sprach Leopold von Ranke sich gegen die Meinung aus, daß eine Begebenheit in der gemeinsamen Urheimath des japhetitischen und des semitischen Menschenstammes nach ihrer Scheidung von dem chamitischen und dem turanischen die Grundlage für die bei den Völkern und Culturkreisen, die den beiden ersteren angehören, in Formen, die mancherlei Analogieen unter einander aufweisen, vorkommende Fluthsage gebildet habe. Er stimmte auch nicht der Ansicht bei, die man neuerdings zur Evidenz zu erheben den Versuch gemacht hat, daß ein auf das untere Stromgebiet des Euphrat und Tigris beschränktes Naturereigniß den Anlaß zur babylonisch-assyrischen Tradition gegeben habe, welche insbesondere in Vergleich zur hebräischen als die ausschließlich primitive betrachtet werden müsse, die dann auf anderwärts ansässige Völkerschaften übergegangen und von diesen auf Regionen, die von ihnen bewohnt wurden, oder an welche sich ihre alten Erinnerungen knüpften, übertragen worden sei. Seine Voraussetzung war vielmehr, wie sich auch aus der obigen Ausführung entnehmen läßt, daß einst eine gleichzeitige Ueberfluthung Vorderasiens und Griechenlands stattgefunden habe, und daß dadurch an verschiedenen Punkten der betroffenen Gegenden eine darauf bezügliche spontane und originale Sagenbildung hervorgerufen worden sei. Er stützte dieselbe namentlich auf den Nachweis, den er geführt zu haben glaubte, daß Elemente der semitisch-orientalischen Tradition nur successiv im Laufe der Jahrhunderte im Abendland Eingang gefunden haben und durch sie eine Wandelung der einheimischen hellenischen Ueberlieferungen herbeigeführt worden sei. Diesen Gedanken in der Abhandlung näher zu begründen und demselben deutlichen Ausdruck zu verleihen, behielt Ranke der definitiven, unmittelbar vor der Drucklegung vorzunehmenden Redaktion vor. Der Tod hat ihn daran gehindert.

II.

Die Tragödien Seneca's.

(Verfaßt 1882; bisher ungedruckt.)

Rückblick auf die Entwicklung der römischen Tragödie vor Seneca.

In der Geschichte der Literatur ist die Ueberlieferung ihrer vornehmsten Werke fast noch wichtiger als die Nachahmung derselben. Die großen literarischen Produktionen des griechischen Alterthums, welche die spätere Zeit nicht erreichte, erhielten sich fortwährend und wurden von jeder Generation auf's Neue so zu sagen in ihr eigenes Leben und Blut verwandelt. Wer möchte sonst nicht erstaunen, daß die Kunst, Poesie und Philosophie der Griechen nach dem Intervall mehrerer Jahrhunderte, in denen sich die Welt von Grund aus verändert hatte, in Rom mitten unter den Stürmen der untergehenden Republik wieder zur Geltung gelangten. Noch waren die Werke in ihrer originalen Gestalt vorhanden und wurden in den philosophischen und rhetorischen Schulen als Muster betrachtet und studirt. Die griechische Kunstübung, die ihre großen Meister nie aus den Augen verlor, empfing durch den römischen Geist und die römische Weltherrschaft neue Impulse.

So verhält es sich nun auch mit der dramatischen Literatur, namentlich mit der Tragödie. Denn die Komödie hängt bei weitem mehr von den jedesmaligen Zuständen ab, welche immer wechseln; sie hat Elemente in sich, die nothwendig vorübergehen; die Tragödie hingegen beschäftigt sich nur mit den größten Problemen, welche allen Zeiten angehören, mit den Idealen des Lebens und dem Schicksal.

Die drei Heroen der Tragödie, Aeschylus, Sophokles und Euripides waren mehr als ein Jahrhundert nach ihrer Zeit der Gegenstand der allgemeinen Verehrung; ihre Bilder wurden feierlich aufgestellt; — bei der Vollendung des Theaters des Lykurg ist Sorge getragen worden, daß die Dramen dieser drei Dichter nicht anders als in ihrer ächten Gestalt aufgeführt werden sollten. Und wenn

das Gesetz zunächst nur für Athen bindend war, so gewann es doch durch die Bildung von Schauspielergenossenschaften, welche ihre Mitglieder zu den musischen Festen anderer Städte aussandten, eine allgemeine Geltung für das ganze Gebiet der griechischen Sprache überhaupt[1]). Eigentlich dadurch erst wurden diese Werke Gemeingut der ganzen Nation, die sich an ihnen bildete und ihres inneren Zusammenhanges inne wurde. Auch nach Macedonien, Aegypten reichte diese geistige Verbindung; sie verknüpfte das asiatische und europäische Hellas mit Sicilien eben damals, als die Römer emporkamen, die dann zwar der politischen Unabhängigkeit der kleinen Staaten und Städte ein Ende machten, aber ihr inneres Leben, die Elemente ihrer Cultur bestehen ließen. Diese anzutasten, waren sie so weit entfernt, daß sie ihnen vielmehr in Rom einen neuen Schauplatz eröffneten.

Höchst auffallend ist es doch, daß ein junger Tarentiner, der früh als Kriegsgefangener nach Rom gekommen, dann aber von seinem Gebieter freigelassen worden war, es gewesen ist, welcher den circensischen Spielen dadurch eine neue Bedeutung gab, daß er, wie ja auch in Tarent scenische Spiele die öffentlichen Festlichkeiten begleitet hatten, jetzt in Rom vor den Bildern der capitolinischen Götter den Versuch machte, griechische Tragödien in einfachster Weise, jedoch in lateinischer Sprache zur Aufführung zu bringen. Seinem griechischen Namen hat er den lateinischen, Livius, zu Ehren des Herrn, der ihm die Freiheit gab, hinzugefügt. Er lebte als Jugendlehrer und wurde durch eine Uebersetzung der Odyssee in saturninischem Versmaß bekannt. Von diesem Livius Andronikus haben sich einige Fragmente erhalten, aus denen man sieht, daß er Stücke des Aeschylus und Sophokles, von diesem den Ajax, von jenem den Agamemnon reproducirte und zwar bisweilen in Worten, die eine Uebertragung des Originals sind[2]).

Aus diesen Anfängen ist die römische Tragödie, eigentlich die römische Literatur überhaupt, hervorgegangen. Erinnern wir uns, daß Andronikus durch seine Siegesgesänge den größten Aufschwung des römischen Gemeinwesens gefeiert hat: denn Livius Salinator, der den Karthagern jene Schlacht lieferte, durch welche der Untergang ihrer Macht in Italien herbeigeführt worden ist, ist eben derselbe, von dem er seine Freiheit empfing und den Namen angenommen hat. Einer

---

1) Vgl. Otto Ribbeck, Die römische Tragödie im Zeitalter der Republik S. 12 ff.

2) O. Ribbeck, a. a. O. S. 25. 28.

Tendenz, die unter diesen Auspicien eingeführt wurde, konnte der Erfolg nicht fehlen.

Es waren Männer von untergeordneter Lebensstellung, welche das unternommene Werk fortsetzten, aber sie brachen sich Bahn. Auch in den Fragmenten des Ennius finden sich Bruchstücke, die aus einer euripideischen Tragödie, der Hekuba, übersetzt sind[1]; seine Medea[2] und die Antiopa des Pacuvius werden von Cicero als wortgetreue Uebertragungen der gleichnamigen Stücke des Euripides bezeichnet[3]. In Rom war also der Anfang der Tragödie zugleich das Bekanntwerden mit den größten Meisterstücken aller Zeiten.

August Wilhelm Schlegel hat ein Ideal der Tragödie aufgestellt, wie sie sich auf römischen Boden hätte entwickeln können[4]. Wer wollte mit ihm darüber rechten? Aber darin besteht der Uebergang der Literatur von der einen Nation zu der anderen überhaupt nicht, daß sich die Arbeit der Hervorbringung, die in der einen zu großen Resultaten geführt hat, wieder in der anderen von Anfang an erneuern sollte. Die Literatur enthält ein universales Element, das aber, wie es vorliegt, aufgenommen sein will und dann Nachahmungen hervorruft, — nicht eigentlich frische Geburten oder ähnliche Productionen, die auf einem anderen Boden gleichartig entsprießen würden. Einen Homer konnte es in Rom nicht geben, wohl aber einen Virgil, der nach dem griechischen Muster eine gelehrte Epopöe zu Stande brachte. So reproducirte Horaz die lyrische Poesie der Griechen mit einem Fleiße, der nicht ohne Genialität war und römische Stoffe ergriff.

Das hätte nun wohl auch mit der Tragödie geschehn können. Denn die Weltanschauung, welche bei den Tragikern zu Grunde lag, war mit der griechischen Mythe in Rom eingedrungen; der Stoff und die Form mußten in den Geistern nachwirken und sie auf verwandte Bahnen lenken. Hören wir doch, daß Augustus selbst sich mit tragischen Versuchen beschäftigte; sie aber dann weislich fallen ließ[5],

1) Gellius, Noctes Atticae XI, 4, 1—3. Vgl. O. Ribbeck, a. a. O. S. 142 und die Noten zu Fragment II, IV, VIII der Hecuba in der zweiten Ausgabe seiner Tragicorum Romanorum Fragmenta S. 38—40.

2) Medea exul.

3) De finibus I, 2, 4: Fabellas latinas ad verbum e graecis expressas; vgl. in Betreff der Medea des Ennius O. Ribbeck, Die römische Tragödie S. 149 und T. R. Fragmenta S. 45 ff. (Parallelstellen zu Frgt. II—V, VII, IX, X); der Antiopa des Pacuvius, Die römische Tragödie S. 280.

4) Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur — Sämmtliche Werke V. S. 340 ff.

5) Sueton, v. Octav. c. 85 z. E. Macrobius, Saturn. II, 4, 2 (vgl. Jan z. St.).

dazu war er nicht geboren. Mit dem Principat und dessen Ideen konnten sich epische und lyrische Nachahmungen verbinden, nicht aber dramatische Werke von durchgreifendem Inhalt.

In der römischen Literatur des ersten Jahrhunderts unserer Aera stellen sich zwei einander widerstrebende Tendenzen heraus, von denen die eine auf die Fortsetzung der oratorischen Ausbildung gerichtet war, die noch immer in den Gerichtshöfen und im Senat einen Wirkungskreis von großer Bedeutung für das öffentliche Leben fand und behauptete, auch in den Verhandlungen vor dem Princeps selbst. Dabei erwarben sich hervorragende Talente einen nicht geringen Ruf, der ihnen dann Gewinn und Ehre einbrachte. Allein die alte Beredsamkeit war es nicht mehr. Diese hatte, so sagte man, zu ihrem Objekt allgemein wichtige Angelegenheiten gehabt, besonders Anklagen der Mächtigen; es schien gut zu sein, daß hiezu kein Anlaß mehr vorhanden war[1]). Der eigentliche Impuls der republikanischen Redekunst fiel jetzt hinweg; sie hatte dem politischen Ehrgeiz die größte Aussicht eröffnet; aber damit war es vorbei, seitdem die Stadt einen Herrn gefunden hatte; man mußte sich sogar in Acht nehmen, nicht durch öffentliche Rede den Unwillen des Princeps zu erregen.

Daher kam es denn, daß Viele sich von dieser lärmenden und gefahrvollen Laufbahn zurückzogen und ihre Genugthuung in poetischen Hervorbringungen suchten, die vornehmlich auf der Nachahmung der griechischen Tragödie beruhten. Die Medea des Ovid, der Thyestes des Varius brachten ihren Urhebern einen Ruhm ein, vor dem der durch gerichtliche Verhandlungen erworbene doch zurückstand[2]). Auch einheimische Ereignisse, namentlich der letzten Zeit, wurden in Tragödien behandelt; der Tod Cato's war der Gegenstand ebensowohl für das Drama des Maternus, wie für das Epos des Lucan. Man begnügte sich statt der öffentlichen Aufführung mit einer Recitation der Stücke in Privatversammlungen, zu denen die Verfasser selbst einluden; der Eindruck war ein um so größerer, je energischer die republikanischen Ideen hervortraten. Nicht allein aber die politische Tendenz der Dichter, sondern auch ihre philosophisch-religiöse Gesinnung sprachen sich darin aus. Man sieht Das unter Anderem aus der alten Vita des Persius[3]). Wir lernen da einen Freundeskreis kennen, der sich

1) Dial. de oratt. c. 37: quae mala non accidere melius est.

2) Dial. de oratt. c. 12 z. E.

3) Vita A. Persii Flacci de commentario Probi Valerii sublata vgl. Roth in der Praefatio zu seiner Ausgabe des Sueton S. LXXXV und Otto Jahn, Prolegomena S. CXXXVI ff. in der Edition des Persius.

um den wohlhabenden Persius gebildet hatte. Lucan gehörte demselben an; er erscheint als ein großer Bewunderer des Persius, mit dem er in der Schule des Annäus Cornutus Bekanntschaft gemacht hatte. Cornutus war der damalige Meister der Philosophie; auch von ihm werden wir unterrichtet, daß er Tragödien geschrieben habe, wie denn Persius sich in seiner früheren Jugend ebenfalls mit einem tragischen Versuche beschäftigt hatte und ein solcher von Lucan vorhanden war[1]). Pätus Thrasea hatte an dieser freundschaftlichen Vereinigung Theil; seine Gemahlin war eine Verwandte des Persius. Alle wurden durch republikanische Gesinnung und philosophische Impulse verbunden, denen sie poetischen Ausdruck gaben, — Lucan in epischer, Persius in satirischer, Cornutus in dramatischer Produktion. Von dieser letzten findet sich nicht einmal eine weitere Erwähnung, wie denn alle Werke dieser Art so gut wie verschwunden sind. Kaum lassen sich die Titel der Stücke und die Namen ihrer Verfasser ermitteln.

Nur Eine Sammlung ist erhalten, — dieselbe, die unter der Aufschrift der Tragödien Seneca's auf uns gekommen ist. Ich will die controverse Frage, ob der Philosoph Seneca ihr alleiniger Verfasser ist, nicht von vornherein erörtern. Die innere Verwandtschaft des Inhalts derselben mit den von Seneca in seinen philosophischen Schriften ausgesprochenen Grundsätzen macht mich, wie ich bereits einmal bekannt habe, geneigt, Dies anzunehmen.

Schon an einem anderen Orte habe ich die Stellung zu bezeichnen gesucht, welche Seneca als Politiker und Philosoph einnahm. In ihm repräsentirte sich zugleich eine von den spanischen Colonieen nach der Hauptstadt verpflanzte literarische Tendenz, die doch sehr einflußreich gewesen ist. Denn sowohl der erste eigentliche Lehrer der Beredsamkeit in Rom, Quintilian, der ein System der Rhetorik hinterlassen hat, das zugleich Grammatik und Literatur umfaßt, wie der erste römische Epigrammatiker Martial, der von seinem Talent, welches, wie Plinius sagt[2]), Salz und Galle verband, in Rom lebte und in seinen Epigrammen eine Art von Sittenschilderung entwarf, — und der erste Geograph in lateinischer Sprache Mela waren geborene Spanier. Wir gedachten bereits Lucans, der dem Epos eine der Virgils entgegengesetzte Richtung zu geben unternahm und Politik und Philosophie mit der Poesie verband. Man dürfte doch wohl sagen können, daß die Spanier im ersten Jahrhundert eine eigenthümliche Sinnesweise in der römischen Hauptstadt begründeten.

---

1) O. Jahn a. a. O. S. XXIII.

2) epp. III, 21, 1: qui plurimum in scribendo et salis haberet et fellis.

In der Mitte derselben erscheint nun der Philosoph Lucius Annäus Seneca. Er ward, weil er weder mit Caligula, noch auch Anfangs mit Claudius sich zu stellen vermochte, nach Corsika verbannt, wo er, abgeschieden von dem tumultuarischen Leben der Hauptstadt, acht Jahre zugebracht hat, wie er einmal sagt: zwischen den vom Meer bespülten Felsen allein seinen Studien hingegeben[1]). Wenn es nun überhaupt nicht allein überliefert, sondern an sich wahrscheinlich ist, daß die Tragödien von Seneca herrühren, so darf man voraussetzen, daß sie eine Frucht des einsamen Aufenthaltes in Corsika sind. In denselben zeigt sich die vertrauteste Bekanntschaft nicht allein mit den Werken, die zum Vorbilde gedient haben, an und für sich, sondern auch mit den ihnen zu Grunde liegenden mythologischen Vorstellungen. Das war eben das Eigenthümliche der Mythologie, die schon ein Naturdienst dem persönlichen Leben der Götter zur Seite gesetzt hatte, daß sie zu den mannigfaltigsten poetischen und philosophischen Anschauungen Veranlassung und Anregung gab. Die Zeiten aber waren vorbei, in denen der elementare Geist der Gegensätze, die darin ihren Ausdruck gefunden hatten, — die Auseinandersetzung zwischen der menschlichen Freiheit und dem Willen der Götter die Gemüther beschäftigt hätte. In der römischen Welt waren andere Fragen aufgeworfen, andere Anschauungen begründet worden. Diese traten nun mit dem mythologischen Stoffe in unmittelbaren Contakt. Mögen nun die Tragödien von Seneca stammen oder nicht, so ist doch unleugbar, daß sie für die Erkenntniß der moralischen und politischen Intentionen, welche in der Mitte des ersten Jahrhunderts zur Geltung kamen, von einer nicht hoch genug anzuschlagenden Wichtigkeit sind.

Sie beruhen durchaus auf den Hervorbringungen des griechischen Alterthums, ohne jedoch dieselben geradezu herüberzunehmen, sie haben vielmehr überall zugleich ein specifisch-römisches Gepräge; — und obwohl sie mit einer einzigen Ausnahme auf griechische Muster zurückgehen, so eröffnen sie doch durch die Ideen, die sie, abweichend von diesen, vortragen, ein eigenthümliches Bild des Denkens und des Lebens, welches sie alle umschließt, mit Inbegriff auch des Stückes, dem keine griechische Tragödie zu Grunde liegt. Insofern bilden sie eine wesentliche Ingredienz der alten Cultur; überdies aber haben sie nicht zwar in der antiken Literatur, wohl aber in der modernen den größten Einfluß ausgeübt. Darüber werde ich zuletzt ein Wort sagen.

1) Octavia V. 382—84. — Die Verbannung erfolgte im Jahre 41 unserer Aera (Cassius Dio LX, 41, 6); die Zurückberufung im Jahre 49 (Tacitus, Ann. XII, 7).

Man hat die Stücke meistentheils aus dem Grunde verworfen, weil ihnen alles theatralische Interesse abgehe und sie zu scenischer Aufführung nicht geeignet seien. Dazu aber waren sie auch schlechterdings nicht bestimmt; Tragödien, die nur vorgelesen werden sollten, waren auch den Griechen nicht unbekannt [1]); in Rom bildeten sie in dieser Epoche die Hauptsache [2]). Alle die Bemerkungen, welche man auf Grund von Bedenken, die gegen die Aufführbarkeit dieser Stücke obwalten, und die so stark, wie man sie sich vorstellt, nach meinem Dafürhalten überhaupt nicht sind, in Betreff derselben gemacht hat, fallen somit hinweg. Wir unsererseits sehen von diesen dramaturgischen Ausstellungen völlig ab und suchen nur das Verhältniß zu ermitteln, in welches sich der Autor zu seinen Vorbildern setzte; in demselben kommt eben der Charakter der neuen Fassung, die er dem Stoffe giebt, zur Erscheinung.

Die Tragödien Seneca's.

Ich beginne mit einem Bruchstück, aus dem man am besten die Art und Weise der Arbeit erkennen kann, den Phönissen.

Aus dem Titel Phönissen, der in der besten Handschrift wiederkehrt [3]), muß man schließen, daß Seneca das gleichnamige Stück des Euripides vor sich hatte. Bei Beiden liegt dieselbe Fabel zu Grunde, aber in der Behandlung des Stoffes zeigt sich eine große Differenz, die wir hervorzuheben versuchen wollen. Zunächst ist die Stellung und der Charakter der handelnden Personen in beiden Dramen sehr verschieden; hauptsächlich aber kommen über einige der wichtigsten Fragen, die das Leben und das Gemeinwesen betreffen, entgegengesetzte Ansichten zum Ausdruck. Bei Euripides ist die Scene, in welcher auf das Gebot Kreons Oedipus und Antigone vereinigt sich entfernen, ergreifend, wenn man will, und schmerzlich; Oedipus darf noch seine todte Gemahlin und die Leichen seiner Söhne berühren (V. 1693 ff.) und so von ihnen Abschied nehmen; er rekapitulirt die Leiden, die

1) Vgl. Welcker, Die griechischen Tragödien III, S. 1083 ff. Als Erfinder dieser Gattung von Tragödien galt Chäremon, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor unserer Aera lebte.

2) Der letzte römische Tragiker, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß seine Stücke auf das Theater kamen, ist der Consular Publius Pomponius Secundus (Tacitus, Ann. XI, 13: carmina scenae dabat z. J. 47 u. Ä.).

3) In dem Codex Etruscus: Phoenissae; die interpolirten Handschriften haben Thebais; es findet sich auch Oedipus.

ihm seit seiner Geburt beschieden gewesen sind; er erscheint als der Mann des Unglücks[1]). Bei Seneca fühlt er dies gleichsam als Schuld; er wünscht von der Erde vertilgt zu werden; er begehrt Nichts als den Tod (V. 31 ff.). Da tritt nun Antigone nicht allein als Begleiterin des Unglücklichen, sondern zugleich als Gegnerin des Todesgedankens, mit dem Oedipus sich trägt, auf, und ein Zwiegespräch beginnt, welches eben das Recht eines Menschen, sich zu tödten, betrifft und das von römischen oder stoisch-römischen Gedanken voll ist. Oedipus besteht darauf, daß er das Recht des Lebens und des Todes über sich habe; das Leben könne einem genommen werden, jedoch nicht der Tod[2]). Antigone antwortet: darin liege keine Tugend, daß man das Leben fürchte, vielmehr darin, daß man vor den Leiden, die es mit sich bringe, so groß diese auch seien, nicht zurückweiche; wer die Güter des Lebens von sich geworfen und sich von ihnen getrennt habe, wer keines Gottes mehr bedürfe: warum solle der den Tod wünschen oder nach ihm trachten; wer den Tod begehre, verachte ihn nicht; der sei in Sicherheit, dessen Leiden sich nicht mehr steigern können (V. 189—201); das sei schon Sterben, von seinem Mißgeschick überwältigt zu werden (V. 78); er möge sich nicht selbst zum Tode verurtheilen; sein Herz sei rein von Schuld; er sei unschuldig, weil er Nichts verschuldet habe[3]). Die durch das Schicksal auferlegte objektive Schuld wird also von dem subjektiven Schuldbewußtsein unterschieden und getrennt. Der Philosoph und Poet sagt sich von den mythischen Religionsvorstellungen los; der Mensch stellt sich dem Schicksal und den Göttern gegenüber selbständig auf.

Manche Behauptungen, die hier ausgesprochen werden, kehren in den philosophischen Schriften Seneca's wieder, wie man bemerkt, wenn man z. B. Phönissen V. 151: ...... optume hoc cavit deus:

eripere vitam nemo non homini potest,
at nemo mortem; mille ad hanc aditus patent.

mit de prov. = dial. I, 6, 7 (deus dicit § 3): ante omnia cavi, ne quis vos teneret invitos. patet exitus. und epp. I, 12, 10: patent undique ad libertatem viae multae; agamus deo gratias, quod nemo in vita teneri potest vergleicht.

---

1) V. 1595: ὦ μοῖρ', ἀπ' ἀρχῆς ὥς μ' ἔφυσας ἄθλιον. Das Folgende findet seine Parallele bei Seneca V. 245 ff.

2) V. 103: jus vitae ac necis
meae penes me est.

3) V. 203: — nec ulla pectus hoc culpa attigit.
— te, genitor, insontem voca,
quod innocens es, dis quoque invitis.

Die philosophische Diskussion ist weit entfernt, das dramatische Interesse zu zerstören: denn die Hingebung der Antigone für ihren Vater kann nicht anders, als die größte Theilnahme erwecken; aber sie trägt noch ein darüber hinausgehendes Allgemeines in sich, welches eben der philosophischen Doktrin an sich angehört.

Gehen wir nun von Antigone zu Jokaste über. Eine der schönsten Scenen, die Euripides gedichtet hat, bildet der Versuch der Jokaste, den Kampf zwischen ihren beiden Söhnen durch ihre Dazwischenkunft zu verhindern und das Mißlingen desselben; die beiden Söhne sind unversöhnlich (V. 452 ff.). Es ist ein Streit um den Besitz, der sie entzweit; keiner will ihn entbehren: denn ohne Besitz habe hohe Geburt keinen Werth[1]). Aber dabei treten doch noch zwei Gedanken hervor: bei dem Verjagten die Unentbehrlichkeit der Heimath (V. 359 ff. V. 389); bei dem anderen die Unveräußerlichkeit der Macht (V. 504 ff.); diese ist ein Gut, welches alle anderen Güter übertrifft und um dessentwillen man aufhören kann, fromm zu sein[2])'; er will Polynices nur in der Stadt sehen (V. 518—20); die Macht soll untheilbar in seinen Händen bleiben. Polynices fordert einem alten Vertrage gemäß einen Wechsel in der Herrschaft (V. 71 ff., 477 ff.). Das Recht steht ihm zur Seite, dem anderen der Besitz der höchsten Gewalt. Jokaste geberdet sich als unglückliche Mutter.

So Euripides, nicht im Sinne der alten Sage, sondern dem Sinne der Zeit gemäß, in der er lebte. Seneca nahm die dieser Auffassung zu Grunde liegenden Elemente herüber, nicht jedoch ohne sie sehr wesentlich umzugestalten. Bei ihm ist Polynices nicht, wie bei Euripides (V. 273. 365), zu dem Versuch, eine Versöhnung herbeizuführen, von Jokaste berufen, nach der Stadt gekommen; die beiden Heere stehen einander bereits kampfbereit gegenüber, als die Mutter mit ihrem flatternden weißen Haar sich zwischen sie wirft. Sie erinnert daran, daß bisher Alles ein Verhängniß oder ein Spiel der Fortuna gewesen; man sei schuldig geworden, ohne es zu wollen; jetzt trete der Augenblick ein, wo das Unrecht wissentlich begangen werden soll[3]). Sie reißt sich also gleichsam vom Schicksal los und ruft das

---

1) V. 405: *κακὸν τὸ μὴ ἔχειν· τὸ γένος οὐκ ἔβοσκέ με.*

2) V. 524: *εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρή, τυραννίδος πέρι*
κάλλιστον ἀδικεῖν, τἄλλα δ' εὐσεβεῖν χρεών.
Der Chor mißbilligt diese Gesinnung.

3) V. 451: . . . . . . error invitos adhuc
fecit nocentes, omne fortunae fuit
peccantis in nos crimen: hoc primum nefas
inter scientes geritur.

Selbstbewußtsein der Söhne auf. Bei Euripides ist Jokaste unparteiisch, zeigt aber doch eine Hinneigung zu Polynices; bei Seneca nimmt sie gegen Polynices Partei, doch nicht sowohl zu Gunsten des Eteokles, als für Theben selbst. Statt der Liebe zum Vaterlande und zur Heimat tritt hier die Pflicht der Vertheidigung gegen drohende Feinde ein. Polynices möge, sagt Jokaste, das ihm anvertraute Heer nach anderen Regionen führen, um sie zu unterwerfen, aber nicht sein Geburtsland dem Kampf der Rosse preisgegeben (V. 238—281=600—643). Bei Euripides fordert Polynices noch bis zuletzt den Wechsel im Besitz der Herrschaft (V. 601). Davon ist an dieser Stelle bei Seneca nicht mehr die Rede[1]; er will sich mit der kleinsten Hütte in Theben begnügen (V. 230=594); aber er will nicht dulden, daß sein Bruder für den frevelhaften Betrug ungestraft bleibe. Jokaste antwortet: auch Eteokles werde Strafe leiden, denn er werde herrschen; das sei eine Strafe, daran könne Polynices nicht zweifeln, wenn er auf das Geschick seiner Altvordern blicke (V. 281—289=643—652). Darin liegt der vornehmste Unterschied beider Autoren: bei Euripides erscheint die Herrschaft als das wünschenswertheste aller Güter, für welches man auch ein Verbrechen begehen könne; bei Seneca mehr wie eine Unglück bringende Last. Polynices ruft dem Eteokles zu: er möge herrschen, aber verhaßt den Seinen; Eteokles erwidert: wer das fürchte, dürfe überhaupt nicht herrschen; Herrschaft und Haß seien untrennbar verbunden; so habe es der Schöpfer der Welt angeordnet[2]. Es folgt eine Theorie des Imperiums, für welches die Bedingung sei, nicht mit schlaffer Hand die Zügel zu führen oder geliebt sein zu wollen. Die Momente der Kindesliebe, die bei Euripides hervortreten, fallen hier eigentlich weg: denn der zurückbleibende Bruder, der die Herrschaft behauptet, muß doch auch zu Grunde gehen. Der mütterliche Affekt verschwindet gleichsam vor dem politischen; die Jokaste des Seneca ist mehr eine Heroine, als eine Hausfrau und Mutter.

Einige Grundsätze der Moral, die in Seneca's philosophischen

---

1) An früheren Stellen gedenkt Seneca allerdings wie des Vertrages, so auch der auf denselben begründeten Forderung des Polynices (V. 280. 16=378 regnum reposcit); Jokaste bezeichnet dessen Sache als die bessere (22=384: causa melior).

2) Zum Schluß der Phönissen sind die Bezeichnungen der sprechenden Personen in Verwirrung gerathen, wie denn in ihnen die Worte: regna, dummodo invisus tuis (V. 291=653) der Jokaste, die eben angeführten Aussprüche dem Polynices zugewiesen werden. Ich folge der von Hugo Grotius herrührenden Vertheilung der Verse (vgl. Joh. Friedr. Gronov zu V. 660).

Schriften vorkommen, erscheinen auch hier z. B. Phönissen V. 131 = 494: patiare potius ipse quam facias scelus und epp. XV, 3 = 95, 52: miserius est nocere quam laedi.

Man könnte bei Seneca eine zwiefache Transformation der Sage annehmen, — eine, in der die Ideen von der Vaterlandsliebe und dem Erringen der höchsten Gewalt zur Erscheinung kommen; und eine andere, bei welcher es sich um das Recht, sich selbst das Leben zu nehmen, und um die unauflösliche Verkettung der Herrschaft mit dem Hasse handelt. Die Scenen sind nicht, was man sonst Fragmente nennt, Ueberbleibsel aus einem verlorengegangenen Drama[1]); nach meinem Dafürhalten sind es vielmehr Bearbeitungen von Situationen nach griechischem Vorbild, die aber mit römischen Ideen erfüllt sind. Man wird dabei bereits an Kaiser Tiberius, welcher den Haß, der mit der höchsten Gewalt verbunden sei, acceptirte, und an die Römer erinnert, die es für eine Pflicht hielten, das Leben im Ungemach dem Tode vorzuziehen.

Wäre Seneca dabei stehen geblieben, so würde ihm keine Stelle unter den Tragikern zukommen; es war aber nur eine Fiber seines Talents. Seine vollendeten Stücke legen noch ganz andere, eigentlich poetische Intentionen an den Tag. Wir wenden unter diesen zunächst den Troërinnen unsere Aufmerksamkeit zu[2]).

Diese Tragödie enthält Scenen von großartigstem Inhalt. Die Opferung der Polyxena zur Sühne für den griechischen Heros, die Ermordung des jungen Knaben, welcher der Sohn des troischen Heros ist; die Schlußakte des troischen Krieges sind in einfachen kräftigen Zügen entworfen.

Bei dem Tode des Knaben liegt der Nachdruck auf der Haltung der Mutter, deren Entschluß, ihr Kind bei dem Grabmal ihres Gemahls, wo er sich bereits befindet (V. 501), versteckt zu halten, dadurch erschüttert wird, daß Ulysses Hand anlegt, dasselbe zu zerstören

1) Wegen einiger Incongruenzen, die in den überlieferten Scenen hervortreten (s. Daniel Heinsius in der Ausgabe der Tragödien Seneca's von Scriverius II. S. 320), hat man angenommen, daß in denselben uns Bruchstücke aus zwei Dramen erhalten sind (vgl. G. Richter, De Senecae tragoediarum auctore S. 26 ff.). Die Handschriften geben für diese Vermuthung keinen Anhalt; in ihnen läuft der Text ohne Unterbrechung fort; und es erscheint in jeder nur ein einziger Titel.

2) In den Handschriften ist der Titel des Stückes Troades; in der dem Grammatiker Probus beigelegten Schrift Institutio artium werden aus demselben zwei Verse citirt, aber als Titel Hecuba angegeben.

(V. 639, 64, 68, 79, 85). In ihr streiten die beiden Affekte der Mutter und der Gemahlin. Sie macht den Versuch, durch den Knaben selbst den Sieger zu erweichen (V. 785 ff.). Aber Ulysses erklärt: von dem Schmerz der Mutter werde er ergriffen, aber mehr noch rühren ihn die pelasgischen Mütter, zu deren großer Betrübniß der Knabe aufwachsen würde (V. 736 ff.) Das griechische Drama, dem Seneca hier gefolgt ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben; die darüber geäußerten Vermuthungen entbehren eines genügenden Anhalts[1]); in den Scenen aber, welche die Opferung der Polyxena zum Gegenstande haben, hat ihm die euripideische Tragödie Hekabe zum Vorbild gedient.

Wie Euripides überhaupt bei den großen Ereignissen, die er vorführt, vor allem das Mitleid hervorzurufen und die allgemein menschlichen Gefühle aufzuregen sucht, so bringt er auch in dieser Tragödie das Unglück vornehmlich in den schmerzlichen Empfindungen, welche die alte Hekabe, die Mutter der fünfzig Kinder, nach dem Falle Trojas bedrängen, zur Darstellung. Sie lebt noch in den Erinnerungen an die Vergangenheit und führt dem Odysseus einen Vorfall zu Gemüth, der sich in den Zeiten ihrer Macht zugetragen hatte, und bei dem er dann ihr seine Rettung verdankte (V. 259 ff.). Jetzt aber erscheint er als Interpret und Vollzieher der Beschlüsse, die ihr Unglück vollenden; sie wünscht selbst zu sterben, da ihr durch unerwarteten Spruch des griechischen Heeres (V. 126. 200) die liebste Tochter geraubt werden soll, die an alledem, was vorgefallen, vollkommen unschuldig ist. Eine der vornehmsten Scenen in dem euripideischen Drama bildet es nun, wie Polyxena ihrer Mutter entrissen wird, um am Grabe des Achill dem Schatten desselben geopfert zu werden. Die Erzählung über ihren Tod ist auch bei Euripides schön (V. 520 ff.); die Haltung der Polyxena königlich-jungfräulich. Aber sie wird von Neoptolem förmlich geschlachtet; er durchschneidet die Adern ihres Halses. Das erstere — die Wegführung der Polyxena — kommt auf die Scene;

---

1) Das Motiv zu dem Chorgesang V. 814 ff. (vgl. besonders V. 855 ff.) hat Seneca aus Euripides' Troades V. 188—191. 210 ff. entnommen, aber sonst zeigt sich keine Verwandtschaft der Scenen, um die es sich hier handelt, mit diesem euripideischen Drama. Aus den Fragmenten, die aus dem Astyanax des Accius, von dem man annimmt, daß er Sophokles' Captiven (*Αἰχμαλωτίδες*) gefolgt ist, erhalten sind, ersieht man, daß er den Knaben auf dem Gebirg, nicht bei dem Grabmal Hektors, verbergen und seinen Aufenthalt nicht durch Ulysses, sondern durch einen anderen Fürsten entdecken ließ (O. Ribbeck, Römische Tragödie S. 415).

das letztere — ihr Tod — wird durch Talthybius gemeldet. Das mythische Ereigniß tritt in den Beziehungen zu den Gefühlen der Menschen hervor.

Bei Seneca hat Alles einen mehr heroischen Charakter; die Erscheinung des Achill über seinem Grabe, die auch bei Euripides vorkommt (V. 37. 109), ist bei ihm von Schrecken erregenden Umständen begleitet. Indem sich die Kluft des Erebus aufthut und einen Weg zur Oberwelt eröffnet, das Grab sich erhebt, wird der gewaltige Schatten des thessalischen Heerführers sichtbar, wie er in seinen blutigsten Kriegshandlungen erschien, — bei dem Tode des Cycnus oder als er die Leiche Hektors an seinem Wagen nachschleifte. Auch bei Euripides fordert Achill die Opferung der Polyxena [1]); aber in weit bestimmterer Weise geschieht es doch bei Seneca; er spricht deutlich aus, daß die ihm Verlobte von der Hand des Neoptolem geschlachtet werden, ihr Blut sein Grab besprengen soll [2]), worauf er verschwindet und die Unterwelt sich schließt.

Bei Seneca findet kein Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter statt, wie bei Euripides, aber ein anderes zwischen den Siegern. Der Sohn des Achill hebt die Heldenthaten seines Vaters hervor; der habe Ilium besiegt; von Anderen sei es nur zerstört worden (V. 234 ff.). Aber Dem setzt Agamemnon andere Betrachtungen von allgemein gültigem Inhalt und die besonderen Rücksichten entgegen, die er in seiner Stellung nehmen müsse. Niemand, sagt er, habe ein gewaltsames Regiment lange behauptet; nur gemäßigte hätten dauernden Bestand [3]); er meint, er habe Troja demüthigen, nicht zerstören wollen; aber das einmal mit Blut befleckte Schwert habe eine wilde Begier, weiter zu wüthen; was von Troja noch übrig sei, solle bestehen bleiben; daß Polyxena als Opfer geschlachtet werde, könne er nicht dulden: denn auf ihn falle die Schuld Aller; wer nicht, wenn er dazu im Stande sei, Unrecht verhindere, der gebeue es. Das Gespräch erhebt sich dann in die Region des öffentlichen Lebens. Der König will Gnade, der Sohn Achills Rache: kein Gesetz, wendet er ein, verbiete, eine solche an Gefangenen zu nehmen; Agamemnon antwortet: was kein Gesetz verbiete,

---

1) V. 39: αἰτεῖ δ' ἀδελφὴν τὴν ἐμὴν Πολυξένην
τύμβῳ φίλον πρόσφαγμα καὶ γέρας λαβεῖν.

2) V. 195: desponsa nostris cineribus Polyxene
Pyrrhi manu mactetur et tumulum riget.

3) V. 258: violenta nemo imperia continuit diu,
moderata durant.

Vergl. Phönissen V. 298=660: invisa nunquam imperia retinentur diu.

das zu thun verbiete Scham; Pyrrhus entgegnet ihm: dem Sieger sei erlaubt, zu thun, was ihm beliebe. Agamemnon erwidert: am wenigsten gezieme es demjenigen, seinem Belieben zu folgen, dem Vieles erlaubt sei[1]).

Es sind Betrachtungen eines Römers, die den Griechen ferne lagen. Denn die Griechen pflegten die Städte, die sie eroberten, zu zerstören. Schon Dionys von Halikarnaß erkennt den Vorzug der Römer an, daß sie die Bezwungenen verschonten. — Kalchas, den Agamemnon dann herbeirufen läßt, entscheidet sich für die Opferung der Polyxena. Bei Euripides wird diese im Rath der Griechen beschlossen. (V. 125 ff. 196. 219.) Ihrer Vollziehung wohnen bei ihm nur Griechen bei (V. 1139. 1170); bei Seneca sind beide Völker zugegen. Bei Euripides bittet Polyxena, ungebunden zu sterben als Freie, nicht als Sclavin; freiwillig will sie den Tod erleiden; Pyrrhus durchschneidet ihr dann den Hals. Bei Seneca athmet in Polyxena Alles Entschluß und Trotz; mit niedergeschlagenen Augen ist sie hinaufgeschritten, jetzt aber tritt sie dem Pyrrhus trotzig entgegen[2]). Ihr standhafter, todesbereiter Sinn erweckt allgemeine Bewunderung. Sie sagt kein Wort; sie wendet sich gegen Pyrrhus, der auf dem Grabe seines Vaters steht; auch Pyrrhus zögert einen Augenblick, dann aber stößt er ihr den Stahl in die Brust, und das Blut strömt hervor. Seneca ist nicht zufrieden mit der sittigen Haltung, die Polyxena bei Euripides sterbend bewahrt (V. 569); er läßt sie zornig niedersinken, um die Erde Achill schwer zu machen (V. 1158).

Alles ist, wie man sieht, eine selbständige Auffassung, durchaus römisch gefärbt, sowie die euripideische durchaus griechisch.

Was in einem der Chorgesänge dieser Tragödie über den Tod und den Zustand nach demselben gesagt wird, findet sich fast mit den nämlichen Ausdrücken in Seneca's Trostschrift an Marcia[3]).

---

1) V. 334: A.: quod non vetat lex, hoc vetat fieri pudor.
P.: quodcunque libuit facere, victori licet.
A.: minimum decet libere, cui multum licet.

2) V. 1151: audax virago non tulit retro gradum;
conversa ad ictum stat truci voltu ferox.

3) V. 397: post mortem nihil est ipsaque mors nihil.
V. 407: quaeris, quo jaceas post obitum loco.
quo non nata jacent.
cons. ad Marciam = dial. VI, 19, 5: mors quae nos in illam tranquillitatem, in qua antequam nasceremur, jacuimus, reponet ....non natorum....mors nihil est et omnia in nihilum redigit.
Die Schrecken der Unterwelt werden V. 406 und an der eben citirten Stelle

Für den Hercules Furens, zu dem ich übergehe, bildet das euripideische Stück, das den gleichen Gegenstand behandelt, die Grundlage, so jedoch, daß in der Bearbeitung des Stoffes durch den römischen Dichter sehr wesentliche und charakteristische Abweichungen von dem griechischen Original zum Vorschein kommen[1]). Die römische Tragödie enthält einige Scenen, wie solche niemals ergreifender gedichtet worden sind. Die großartigste ist die der Raserei selbst, in welcher Hercules in seiner Gemahlin, die eben für ihn zu sterben im Begriff gewesen ist, seine Feindin sieht und sie umbringt (V. 1015—1026); — der dann die der Ermattung, in welche er verfällt (V. 1042 ff.), darauf die des allmählichen Erkennens des Geschehenen in seiner Wahrheit folgt (V. 1138 ff.). Die Charaktere des Amphitryon und der Megara sind vortrefflich durchgeführt. Was Seneca aus Euripides entnimmt, namentlich die Uebersiedelung des Hercules nach Athen, entspricht eigentlich nicht der Tragweite der Fabel. Wenn er es vermeidet, Iris und Lyssa in der Mitte der Aktion erscheinen zu lassen, und dagegen bei ihm von vornherein Juno mit einer leidenschaftlichen Begründung ihres Hasses und der Vorausverkündigung dessen, was geschieht, auftritt, so wird dadurch zwar eine größere Einheit der Handlung herbeigeführt, aber sie verliert doch wieder an drastischer Vergegenwärtigung des eben Vorfallenden. Dagegen ist der Moment, in welchem Megara, nachdem sie die Anträge des Lycus zurückgewiesen hat, von diesem sammt ihren Kindern vernichtet werden soll, sehr gut motivirt, und Nichts übertrifft, wie gesagt, die Schilderung der Raserei, in der Hercules sich eben vermißt, den Himmel zu stürmen und dem Jupiter das Schicksal zu bereiten, das dieser einst dem Saturn bereitet hatte (V. 970), und in der er dann die eigenen Kinder und die Gemahlin tödtet. Der Grieche vergegenwärtigt diese Ereignisse durch Erzählung (V. 970 ff.); der Römer bringt sie unmittelbar auf die Scene (V. 1002 ff.). Bei dem Aufhören der Raserei scheint es mir eine sehr wohl erfundene Veränderung zu sein, die Seneca mit dem euripideischen Drama vorgenommen hat, daß bei ihm nicht von einer vermeinten Pallas, die Hercules in den Schlaf bringt, noch von der Säule, an welche er durch Diener gebunden wird, die Rede ist. Amphitryon bemerkt vielmehr, indem er sich darbietet, um selbst getödtet zu werden, daß Hercules schwankt; ehe der

des Dialogs, wie auch epp. III, 3 = 24, 18 als Fabelei (fabula) bezeichnet (vgl. Daniel Heinsius, de tragoediarum auctoribus, bei Scriverius II S. 290).

1) In dem Codex Etruscus wird das Stück einfach unter dem Titel: Hercules aufgeführt; ich behalte die nähere Bestimmung: furens zur leichteren Unterscheidung von dem zweiten Drama, das den Titel: Hercules hat, bei.

größte Frevel vollbracht und der vermeinte Vater getödtet wird, nimmt dieser selbst wahr, daß ein Schmerz das Auge des Hercules umnachtet; er sieht die Hände zittern, das Haupt senkt sich, der Nacken schwankt; mit gebeugtem Knie stürzt Hercules zur Erde nieder und fällt in Schlaf (V. 1047 ff.). Bei Euripides erscheint das Aufhören der Wuth als eine Wirkung des Eingreifens der Göttin und des durch die Diener auferlegten Zwanges (V. 1002 ff.); bei Seneca ist es ein innerlicher Proceß; Alles hat bei ihm mehr psychologischen Inhalt.

Auch in dem Hercules Furens kommen Stellen vor, die in den philosophischen Schriften Seneca's fast wörtlich wiederkehren, z. B. V. 735: quod quisque fecit patitur und epp. IV, 10. 39, 5: quae fecere patiuntur. Es liegt mir daran, durch diese Anführungen für die einzelnen Stücke die Identität des Verfassers mit dem Philosophen Seneca wo nicht zu erhärten, so doch wahrscheinlich zu machen.

Neben der thebanischen und troischen Sage erscheint bei Seneca besonders auch die pelopidische, die, von den Griechen mannigfaltig ausgebildet, von den Römern vorlängst ergriffen war[1]). Zu den berühmtesten lateinischen Tragödien gehörte der Atreus des Accius, der Thyestes des Varius, die beide ihren Autoren großen Ruf verschafften. Aus der ersteren stammen die berühmten Worte: oderint dum metuant, von welchem der Scholiast zu einer Rede Cicero's sagt: sie seien tyrannisch und unerträglich für ein freies Staatswesen[2]). Seneca erwähnt die Worte an mehr als Einer Stelle[3]); er bezeichnet die Sentenz als verabscheuenswürdig und ruchlos[4]). Ob nun Seneca bei seinem Thyestes eine römische Bearbeitung vor Augen hatte, oder vielleicht ein griechisches Original, läßt sich nicht ermitteln[5]).

Was die Aufmerksamkeit der Römer auf diese Sage zog, war der Kampf zweier Brüder um die höchste Gewalt, wobei denn die politischen Angelegenheiten überhaupt in unmittelbare Nähe traten. Bei Seneca gibt gleich der erste Entschluß des Atreus, gegen seinen Bruder eine heuchlerische Gewaltthat vorzubereiten, Anlaß zu einer politischen Discussion. Ein Mann seiner nächsten Umgebung, der als Satelles bezeichnet wird, macht ihm, auf allgemeine Grundsätze, die für die

1) Schon Ennius hatte einen Thyestes gedichtet.

2) Schol. Bob. zu Cicero, pro Sestio 48, 102 (bei Orelli V p. 2 S. 303): sententiam quasi tyrannicam et inauspicatam liberae civitati.

3) de ira I, 20, 4.

4) de clem. I, 12, 4. II, 2, 2.

5) Man hat wohl angenommen, daß das Stück Seneca's eine Nachahmung des gleichnamigen, nur in Fragmenten erhaltenen euripideischen Dramas ist; aber durch ein wirkliches Argument kann diese Ansicht nicht gestützt werden.

Regierenden maßgebend sein müßten, gestützt, gegen sein Vorhaben Vorstellungen, die dann von dem Herrscher beantwortet werden. Der Satelles fragt, ob ihn nicht die feindselige Nachrede, die darüber im Volke entstehen werde, abschrecke (V. 204). Atreus antwortet ihm: das sei das höchste Gut der Herrschaft, daß das Volk gezwungen werde, die Handlungen seines Herrn nicht allein zu ertragen, sondern selbst zu loben; der Satelles versetzt: dieselbe Furcht, welche Lob erzwinge, erwecke auch die Feindschaft des Volkes; wer nach wahrem Ruhme verlange, der werde wünschen, mehr von Herzen, als mit Worten gelobt zu werden. Atreus erwidert ihm: wahres Lob könne auch dem Niedrigen zu Theil werden; falsches nur dem Mächtigen; „sie müssen wollen, was sie nicht wollen" [1]). Der Satelles bemerkt: wofern der König nur das Gerechte wolle, werde ihm Jedermann beistimmen. Atreus behauptet: überall da sei die Regierung ungewiß, wo dem Herrscher nur das Gerechte erlaubt sei. Der Satelles entgegnet: vielmehr sei da die Regierung ohne Sicherheit, wo nicht Ehrgefühl und Sorge für das Recht obwalten; wo es nichts Heiliges, keine Frömmigkeit und keine Treue gebe. Darauf sagt Atreus: Heiligkeit, Frömmigkeit, Treue sind Privattugenden; ein König könne verfahren, wie es ihm beliebe. In den Aeußerungen des Satelles bezeigt sich die gemäßigte republikanische Gesinnung, die Seneca eigen war, die das Fürstenthum anerkennt, aber von ihm Selbstbeschränkung und Befolgung der allgemein gültigen Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit verlangt. Auf die Warnung des Satelles, seine Kinder zum Betrug zu verwenden, die dabei das Böse lernen würden, erwidert Atreus: dazu bedürfe es dessen nicht; die Herrschaft werde sie auch so auf die Wege der Täuschung und des Verbrechens führen (V. 312). — Als Thyestes, der in die Heimath zurückgekehrt ist, sich freut, die Götter des Vaterlandes wiederzusehen, läßt ihn der Philosoph doch an deren Dasein zweifeln [2]); und indem er sich der Hoffnung hingeben darf, von seinem Bruder die Hälfte des Reiches abgetreten zu erhalten, von Besorgnissen erfüllt, aussprechen: das Große blende durch seinen falschen Namen; auf stolze Höhen gestellt, höre man keinen Augenblick auf zu fürchten; ein Glück sei, Niemandem im Wege zu stehen; am kleinen Tische speise man am sichersten; man brauche nicht durch Wächter im Schlafe geschützt zu werden; man dämme nicht das Meer durch Bauten ein; man

---

1) V. 212: quod nolunt velint.

2) V. 406: .... patrios deos,
si sunt tamen di.

fülle sich nicht den Bauch mit dem Tribut der Völkerschaften; man besitze keine Ländereien jenseits der Parther und Geten (V. 460 ff.).

Schon hieraus erkennen wir, wie sehr der römische Gesichtskreis der damaligen Zeit überall in die Sage hineingetragen wird. Darauf ohne Zweifel bezieht es sich auch, wenn Thyestes es als ein Glück preist, daß man ihm keinen Weihrauch anzünde, keine Altäre aufrichte, von denen dann Jupiter ausgeschlossen sei (V. 463). Davon konnte doch nicht einmal unter Tiberius, sondern erst unter Caligula oder dessen Nachfolgern die Rede sein. Es sei ein Reich, sagt Thyestes, ohne Reich sein zu können. Einer seiner Söhne erwidert ihm: man dürfe doch die Herrschaft nicht verschmähen; Thyestes versetzt: aber man dürfe auch nicht darnach streben[1]).

In alledem tritt die dramatische Wahrscheinlichkeit zurück; den handelnden Personen werden Worte in den Mund gelegt, die sie gewiß nicht aussprechen konnten; — in ihren Aeußerungen kommen vielmehr Seneca's eigene Gedanken zum Ausdruck. Auf das Theater ließ sich Das nicht bringen, wohl aber in einem zusammengebetenen Kreise von Freunden vortragen. Es ist die Tragödie der Opposition, die sich nicht öffentlich zeigen darf. Da findet sich denn auch die Sentenz: ein Reich zu besitzen, ist Zufall; es wegzugeben Tugend[2]). — Thyestes drückt sich aus wie Polynices: er will verborgen leben unter den übrigen (V. 533); Atreus aber antwortet im Gegensatz zu Eteokles, daß das Reich zwei Könige haben könne. Die Sache ist eigentlich wie dort; was aber dort die offene Gewalt bewirkt, wird hier durch abscheuliche List zu Wege gebracht. Man wird daran erinnert, daß in diesen Zeiten in Rom die Frage sich erhob, ob es zwei Oberhäupter der höchsten Gewalt geben könne, — Cajus und Gemellus, Nero und Britannicus. — Thyestes nimmt zuletzt doch nur den Titel der Herrschaft an; Recht und Waffen sollen, wie er selbst, dem Atreus zu Gebote stehen (V. 542 ff.).

Der dramatische Zusammenhang fehlt ganz; allein bei den letzten Scenen zwischen Atreus und Thyestes wird man doch tief ergriffen. Da erscheint der Psycholog, wie in dem rasenden Hercules. Unübertrefflich ist der Uebergang von der vermeintlich zu Stande gebrachten Versöhnung zu dem Schrecken der Entdeckung des Gegentheils. Der epigrammatische Ausdruck dient bisweilen dem Zweck der Tragödie,

1) In dem Codex Etruscus werden die Worte: nec adpetendum est (V. 472) noch dem Sohne des Thyestes beigelegt, in den interpolirten Handschriften dem Thyestes, und das scheint der Zusammenhang zu fordern.

2) V. 529: habere regnum casus est, virtus dare.

namentlich als Thyestes bei dem Anblick der Häupter seiner ermordeten Kinder auf die Frage, ob er sie erkenne, antwortet: ich erkenne meinen Bruder, — eine Wendung, die schon Lessing als einen dramatischen Meisterzug bezeichnet hat[1]). Lessing ist der Einzige, der einen dramatischen Genius in Seneca anerkennt; in der einen und der anderen Scene ist das in einem Grade, der Bewunderung erweckt, der Fall. Alle Mängel, die man bemerkt, beruhen darauf, daß der Philosoph zugleich seiner eigenen Ueberzeugung über Recht und Pflicht der Regierung, über den Unterschied zwischen Hoch und Niedrig, Ausdruck verleiht.

Der Chorgesang, den Lessing verwirft, enthält nur die Idee von dem Weltuntergang, der sich in Seneca's Werken, den philosophischen sowohl[2]) wie den dramatischen[3]), auch sonst findet.

Manchen Gedanken, die im Thyestes ausgesprochen werden, begegnen wir in ähnlicher Fassung auch in Seneca's philosophischen Schriften, z. B. V. 470: immane regnum est posse sine regno pati und de benef. III, 37, 3: hoc est regnum, nolle regnare cum possis[4]).

Seneca's Agamemnon kündigt sich von vornherein als eine Fortsetzung des Thyestes an. Die Unterwelt tritt auch hier hervor; alle die Greuel des vorigen Stückes werden in Erinnerung gerufen. Aber ein neues Motiv tritt hinzu: der Incest des Thyestes mit seiner Tochter Pelopia, dessen Frucht Aegisth ist, der die Gemahlin des abwesenden Agamemnon verführt, und sie nach der Heimkehr zur Ermordung desselben aufreizt[5]).

In seinem Agamemnon hatte Seneca das große Vorbild des

---

1) Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind — in der Ausgabe der Werke von Lachmann IV S. 280.

2) cons. ad Marciam = dial. VI, 26, 6. cons. ad Polybium = dial. XI, 1, 2 nat. quaest. III c. 27 ff.

3) Herkules Oetäus V. 1102 ff. Octavia V. 392 ff.

4) Sehr verwandt ist der Ausdruck V. 464:

.... nulla culminibus meis
imposita nutat silva.

und epp. XX, 5 = 122, 8: quorum silvae in tectis domuum ac fastigiis nutant.

5) Der innige Zusammenhang, in welchem die beiden Tragödien mit einander stehen, erhellt schon daraus, daß in der ersten Scene des Thyestes oder vielmehr im Prolog des Stückes die Ermordung Agamemnons vorausverkündet wird (V. 42: immineat viro infesta conjunx. V. 46: impia stuprum in domo).

Aeschylus vor Augen. Allein mit diesem zu wetteifern oder ihn nachzuahmen konnte er nicht gemeint sein. Bei Aeschylus ist Alles ein Stück einer großen Sage, der erste Theil einer Trilogie. Seine Auffassung beruht auf dem Hintergrund der Eroberung Trojas. Bei ihm stellen sich die Gegensätze zwischen den Hellenen und den Orientalen seiner Zeit heraus, z. B. in der Weigerung des heimkehrenden Agamemnon, mit der Pracht aufzutreten, mit der Priamus aufgetreten ist; er fürchtet den Neid der Götter (V. 923 ff. 947). Klytämnestra begrüßt ihn auf eine Weise, welche jeden Verdacht, als sei es ihr nicht Ernst damit, ausschließt. Eine Motivirung ihres Entschlusses, Agamemnon zu tödten, kommt eigentlich nicht vor. Mehr als Klytämnestra ist Kassandra der Mittelpunkt der äschyleischen Dichtung, und zwar in ihrer Eigenschaft als Seherin; sie sieht ihr kommendes Schicksal voraus, welches ihr eigenes Verderben sein soll (V. 1275); — wie sie sich Anfangs weigert und dann doch der furchtbaren Entwicklung beiwohnt, bildet, nachdem die Heimkehr Agamemnons erfolgt ist, den vornehmsten Gegenstand der Darstellung.

In dem Drama Seneca's ist dieser vielmehr die Verstrickung der Klytämnestra mit Aegisth. Die Scene, in der sie, ihrer Schuld bewußt, auftritt, in der Erkenntniß, daß in der einmal verlorenen Zucht der Antrieb zu immer neuen Missethaten liegt; ferner das Zwiegespräch der Herrin mit der Amme, in welcher diese vor der beabsichtigten Frevelthat warnt, und jene durch die Erinnerung an alles Das, was sie von Agamemnon erduldet habe, sich in ihrem Vorsatz bestärkt; endlich ihr Zusammentreffen mit Aegisth, in dem sie zuerst zur Sitte zurückzukehren den Anlauf nimmt, so daß dieser darüber in Verzweiflung geräth, weil sein eigener Untergang darin liege, bis dann Klytämnestra sich mit ihm zu dem Gräßlichen verbindet, — diese Trias von Scenen ist eigentlich das Werk Seneca's. Sie entspricht ungefähr dem, was in dem vorangegangenen Stücke, dem Thyestes, vorgeht. Der Satelles und die Amme sind verwandte Gestalten, nur daß bei dem ersteren die öffentlichen, bei der letzteren die häuslichen Verhältnisse in den Vordergrund treten. Eine eigentlich tragische Entwicklung ist weder hier, noch überhaupt jemals im Sinne Seneca's; die Vollziehung der Verbrechen ist schon im Voraus so gut wie gewiß; ihre psychologische Motivirung wird dann im vertrauten Gespräch dargelegt; was weiter geschieht, ist nur eine unausweichliche Folge und eine Handlung des Greuels, die bei dem Römer in aller ihrer Schroffheit hervorgekehrt wird. Bei Seneca tritt, wie bei Aeschylus, Kassandra

auf. Wie an anderen Stellen[1]), so finden sich auch hier anlautende Ausdrücke[2]). Allein wie hätte die Kassandra des Seneca eine der äschyleischen ähnliche Haltung annehmen können. Bei Aeschylus ist die Seherin großartiger, tiefsinniger, gotterfüllter; man erfährt in wenig Worten, woher es kommt, daß sie wahrsagt und ihr Niemand glaubt; sie sieht zugleich das Vergangene und Gegenwärtige und sagt die Zukunft voraus. Bei Seneca dagegen ist und bleibt sie die Troerin, die in Agamemnon den Bezwinger Trojas, den Verderber ihres Vaters und ihres Bruders verabscheut (V. 743 ff.); sein Unglück nimmt sie mit Freuden wahr, denn es ist eine Vergeltung für Trojas Untergang (V. 869 ff.). Sie stirbt glücklich darüber, daß sie ihren Brüdern und Verwandten in der Unterwelt Botschaft vom Tode Agamemnons überbringen kann[3]); bei Aeschylus will sie dort über ihr und Agamemnons Geschick wehklagen[4]). Wie hätte eine Auffassung, wie die äschyleische, einen philosophischen Römer zur Wiederholung reizen können. Dagegen die psychologischen Momente hervorzuheben und die Greuel noch greuelvoller darzustellen, war ein Zweck, den er sich setzen konnte; — es prägt sich darin zugleich der Unterschied der beiden Tragiker aus.

Im Agamemnon treffen wir ebenfalls, wie in den übrigen Stücken, auf Stellen, welche in Inhalt und Form solchen, die in der Prosa Seneca's vorkommen, auf's Nächste verwandt sind, z. B.

V. 115: per scelera semper sceleribus tutum est iter.
de clem. I, 13, 2: scelera sceleribus tuenda sunt[5]).

---

1) Z. B. Aeschylus V. 636:
εὔφημον ἦμαρ οὐ πρέπει κακαγγέλῳ
γλώσσῃ μιαίνειν.
Seneca V. 416: .... infaustum jubes
miscere laeto nuntium.
Die schöne Schilderung der Abfahrt scheint Seneca anzugehören; bei dem Ausbruch des Sturmes aber wird man an Aeschylus erinnert; doch liegt bei Seneca keine Uebersetzung vor; die Ausführung ist durchaus selbständig.

2) Seneca V. 671. 730. 739. Aeschylus V. 1145. 1156. 1259.

3) V. 1005: perferre prima nuntium Phrygibus meis
propero.

4) V. 1313: *ἀλλ᾽ εἶμι κἀν δόμοισι κωκύσουσ᾽ ἐμὴν*
Ἀγαμέμνονός τε μοῖραν.

5) Namentlich finden sich zu dem Chorgesang V. 589 ff., in welchem die Freiheit von Todesfurcht gepriesen wird, Parallelen in Seneca's philosophischen Schriften, — für V. 595—604 — nat. quaest. VI, 32, 4 ff.; für V. 605: perrumpet omne servitium (es ist vom Selbstmord die Rede) — epp. VIII, 1 = 70, 19 .... servitutis humanae claustra perrumperent (12. vincula ser-

In unserer kurzen Uebersicht kommen wir nun auf das Verhältniß Seneca's zu den Produktionen des Sophokles.

In seinem Oedipus schließt Seneca dem Oedipus Rex des Sophokles sich bei Weitem näher an, als im Agamemnon dem Aeschylus. Man bemerkt in dem Stück nur wenige Abweichungen von dem Original. Bei Seneca ist es der König selbst, der das Unglück unerträglich findet, das sich über das Volk in Theben ergossen hat; er sei der Einzige, der von der Seuche nicht betroffen werde (V. 31). Bei Sophokles klagt das Volk, und der Priester nimmt seine Zuflucht zu Oedipus, um die Ursache des Übels zu erkunden. Die auffallendste Abweichung ist die Beschwörung, welche ganz römischen Boden hat. In dem Chorgesang des Oedipus, der über das Fatum handelt, findet sich dieselbe Ansicht darüber, der Seneca in seinen philosophischen Schriften Ausdruck gegeben hat[1]).

In ein freieres Verhältniß, als zu dem Oedipus Rex des Sophokles hat sich Seneca in dem Hercules Oetäus zu einem

---

vitutis abrumpat); für V. 611: o quam miserum est nescire mori — de tranq. an. = dial. IX, 11, 4: male vivet quisquis nescit bene mori. Der Vers 101 ausgesprochene Gedanke: quicquid in altum Fortuna tulit ruitura levat kehrt wieder de brev. vit. = dial. X, 17, 4: nec ulli fortunae minus bene quam optimae creditur .... quo altius surrexerit, opportunius est in occasum.

1) V. 980: fatis agimur, cedite fatis.
V. 984: quidquid patimur, mortale genus,
quidquid facimus, venit ex alto
servatque suae decreta colus
Lachesis nulla revoluta manu.
V. 987: primusque dies dedit extremum;
non illa deo vertisse licet,
quae nexa suis currunt causis,
it cuique ratus prece non ulla
mobilis ordo.

Vgl. Octavia V. 924 ff. Hercules Furens V. 981 ff. Damit lassen sich etwa folgende Stellen aus den prosaischen Schriften Seneca's vergleichen, in denen die Fassung der Gedanken zum Theil sehr ähnlich ist: de prov. = dial. I, 5, 7: fata nos ducunt, et quantum cuique temporis restat, prima nascentium hora disposuit, causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum tulit... patiendum est, quia .... veniunt. 8: eadem necessitas et deos adligat. inrevocabilis humana pariter ac divina cursus vehit.... ille ipse omnium conditor et rector scripsit quidem fata, sed sequitur. nat. qu. II, 35, 2: fata irrevocabiliter jus suum peragunt nec ulla commoventur prece..... ordinem fati.... stare decreto. epp. II, 7 = 19, 6: seriem esse causarum, ex quibus nectitur fatum (vgl. de benef. II, 7, 2. ad Helv. de cons. = dial. XII, 8, 3). X, 1 = 77, 12. fata rata.

anderen Stück desselben Dichters, den Trachinierinnen, gesetzt[1]). Daß er es überhaupt vor Augen gehabt, unterliegt keinem Zweifel. In den Trachinierinnen walten die Familienscenen vor, — einmal die Eifersucht der Deianira, durch welche sie bewogen wird, das unglückliche Geschenk des Nessus an den zurückkehrenden Gemahl zu senden, dem dadurch der Tod bereitet wird; und sodann das Verhältniß des Sohnes der Beiden, des Hyllus, zu dem sterbenden Vater, dem er zuletzt versprechen muß, ihn selbst auf den Höhen des Oeta auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen (V. 1194 ff.) und sich mit der kriegsgefangenen Iole zu vermählen (V. 1220 ff.). Das Stück ist nach meinem Dafürhalten echt sophokleisch, sowohl in Bezug auf das schwere Unglück ohne Verschuldung, als in dem Verhältniß des Sohnes zu dem Vater. In dieser Verbindung besteht sein Charakter; der sterbende Vater hat dem Sohne die härtesten Pflichten auferlegt, die dem Begriffe der griechischen Gottesfurcht widersprechen, aber die Götter werden die Dyssebeia an dem nicht rächen, der den Willen seines Vaters vollzieht (V. 1248).

In den Scenen, welche die Eifersucht zwischen Hercules und Deianira betreffen, steht der lateinische Autor, wenn ich nicht irre, tief unter dem griechischen. Was er Eigenthümliches vorbringt, findet sich auch anderwärts bei ihm; es kommen mannigfaltige Wiederholungen vor, und die Exposition wird zuweilen gedehnt, um nicht zu sagen langweilig. Wir vermissen die Psychologie der Leidenschaften, die Seneca sonst auszeichnet. Nach dieser Seite hin ist aber die Intention des Tragiker-Philosophen in diesem Stück überhaupt nicht gegangen. Seinen eigentlichen Gegenstand bildet die Annäherung des Hercules an die Götter und dessen Apotheose. Sie werden beide durch Nachahmungen der sophokleischen Tragödie verbunden; aber auf die erste und die letzte fällt alles Gewicht; es ist die Erhebung der Tapferkeit und Größe zu den Göttern.

In der ersten Scene fordert Hercules von Jupiter, seinem Vater, in den Himmel aufgenommen zu werden; er habe ihm Frieden verschafft und überall sich seiner würdig gezeigt; Juno selbst erkenne ihn als Sohn Jupiters an (V. 8). Darin liegt doch der Anspruch des von einer sterblichen Mutter Geborenen, aus eigener Kraft durch Verdienst zu einer den Göttern gleichen Stellung zu gelangen. Hercules führt dann seine Siege über alle feindseligen Mächte und Gebilde der

---

1) Im Codex Etruscus ist der Titel der Tragödie: Hercules, die interpolirten Handschriften haben den Zusatz: Oetaeus.

Erde auf; Jupiter bedürfe keiner Blitze mehr, um das Verderbliche niederzuschmettern; er habe Erde, Meer und die Unterwelt bezwungen; er wolle auch den Himmel gegen die durch seine Stiefmutter unter die Sterne versetzten Ungeheuer schützen (V. 66. 75. 87). Da findet sich nun manches Uebertriebene und Ruhmredige. Aber die Idee des Hercules als der ungebändigten Menschenkraft ist doch gewahrt und tritt in Evidenz. Hercules will sich selbst, wenn Jupiter es gestattet, den Weg zum Himmel bahnen (V. 33 ff.). Der Chor, der dann folgt, und vor Allem Diejenigen preist, die den Tod nicht fürchten[1]), ergeht sich dann in einer Schilderung der unnahbaren Furchtbarkeit des Hercules, dessen Gliedmaßen jeder Verwundung unzugänglich sind (V. 151). „Was er zu besiegen sich anschickt, ist schon besiegt" (V. 162). — Iole, deren Vater von Hercules eben erschlagen worden ist, und die er nun zu Deianira sendet, erfüllt diese mit leidenschaftlicher Eifersucht. Eben dabei kommt nun Manches vor, was von Seneca aus Sophokles aufgenommen und weiter ausgebildet worden ist, namentlich die Probe, welche die Natur des von Nessus geschenkten Giftes an einem Stück Wolle zeigt (V. 721). Bei Sophokles (V. 676 ff.) ist es ein Zufall, der dazu führt; Seneca läßt sie absichtlich von Deianira, die von Mißtrauen und Besorgniß erfüllt ist, vornehmen. Ich berühre das eben nur und verfolge es nicht weiter. Nur bei dem Tode des Hercules will ich verweilen. Mit seinem Gefühl, daß er sterben muß, verbindet sich bei ihm in den ersten Worten der Verdruß darüber, daß der Stiefmutter dieser Anblick zu Theil wird (V. 1134). Er betrachtet seinen Tod als den Moment des Wiederauflebens der besiegten titanischen Gewalten; Saturn werde auf seinen Thron zurückkehren, Enceladus die ihm verhaßte Last von sich werfen (V. 1141). „Mein Tod," sagt Herkules, „wird, Erzeuger, deine ganze Herrschaft im Bereich des Aethers zweifelhaft machen; bevor dir der Himmel entrissen wird, begrabe mich, Vater, im Um-

1) Die Stelle erinnert auch in einzelnen Wendungen an den Chorgesang im Agamemnon, der verwandten Inhalts ist.

Ag. V. 610: par superis erit.
o quam miserum est nescire mori.
Herc. Oet. V. 104: par ille est superis.
V. 111: nunquam est ille miser cui facile est mori.

In beiden Stücken findet sich die metaphorische Bezeichnung des Todes als eines Hafens. Ag. V. 592: mors portus. Herc. Oet. V. 1021: mors sola portus dabitur aerumnis meis. Diese bildliche Redeweise kommt bei Seneca auch de cons. ad Polybium = dial. XI, 9, 7 vor: in hoc tam procelloso mari nullus portus nisi mortis est.

sturz der Welt. Durchbrich den Pol, den du zu verlieren im Begriffe stehst" (V. 1147 ff.). Hercules wird gleichsam als der Eckstein der geordneten Welt betrachtet; mit seinem Tode geräth sie in Gefahr zu Grunde zu gehen. Er kommt dann noch einmal auf Juno zurück, die ihn nicht habe überwältigen können; was ihr mißlungen, vollbringe jetzt ein schwaches Weib (V. 1183 ff.). Sorgsam wird dabei vermieden, daß Deianira als das Werkzeug Juno's erscheint; diese hat keinen Theil an seinem Tode. An seinen Vater denkt Hercules, der ihn nicht wiedererkennen werde; geschwächt durch sein Leiden, das er sehr anschaulich schildert, wie könne er da den Himmel fordern (V. 1234—1247). Amphitryon werde fortan für seinen Vater gelten, das heißt doch: er wird vergehen, wie die Menschen vergehen; die menschliche Kraft wird mit ihm von der Erde verschwinden. Das Unheil, welches stärker ist, als er selbst, preßt ihm zum ersten Mal in seinem Leben Thränen aus (V. 1268; vgl. Sophokles, Trach. V. 1074)[1]); er beklagt, daß es die Erde sieht, noch mehr aber, daß es Juno wahrnimmt (V. 1276 ff.). Seinen Vater bittet er nur um Eines, einen Blitzstrahl[2]); er hätte ja einst den Himmel erstürmen können, wenn er gewollt hätte; Juno freue sich seines Leidens; jetzt, wo er sich den Tod wünsche, schone sie ihn (V. 1324 ff.). Hercules spricht den Wunsch aus, daß kein neues Ungethüm sich erhebe, wenn er begraben ist (V. 1328 ff.). Halbrasend, so daß die herbeigekommene Mutter Alkmene selbst ihn fürchtet, — obgleich sie sich zugleich freuen würde, von seiner Hand zu sterben (V. 1409) — fällt er in Schlaf. Erwacht, fühlt er sich unter den Sternen, erhaben über das menschliche Geschlecht; er sieht seinen Vater und erblickt die Stiefmutter, die mit ihm versöhnt ist und ihn als ihren Eidam begrüßt; er schaut die strahlenglänzende Himmelsburg (V. 1433—38). Dies ist jedoch nur ein Traum. Zu neuer Pein erwacht, vernimmt er erst jetzt den Ursprung seines Leidens, der ihm einst vorausgesagt worden war: ein Todter werde ihn tödten[3]); er ist zufrieden, daß es wenigstens kein Lebender ist. Und nun beschließt er, sich noch lebendig auf den

---

1) Seneca V. 1269: siccus aerumnas tuli. Sophokles V. 1076: *ἀστένακτος αἰὲν ἑσπόμην κακοῖς.*

2) V. 1301: unicum fulmen peto. Sophokles V. 1088:

ὦ Διὸς ἀκτίς, παῖσον.
ἔνσεισον, ὦ ἄναξ, ἐγκατάσκηψον βέλος,
πάτερ, κεραυνοῦ.

3) V. 1476: dextra perempti, victor Alcide, viri
olim jacebis.

Scheiterhaufen tragen zu lassen, um da zu sterben. Aus Sophokles wird zwar die dem Hyllus anbefohlene Vermählung mit Jole wiederholt (V. 1487 ff.), doch legt Seneca wenig Werth darauf; den größten aber auf die Tröstung der Alkmene. Hercules sagt: durch seinen Heldenmuth habe er bewirkt, daß Alkmene für die rechte Gemahlin Jupiters, Juno für dessen Kebse gelte[1]); sie ist von dieser selbst beneidet worden, daß sie einen Sohn, wie Hercules, geboren habe; er steigt mit dem Bewußtsein zur Unterwelt hernieder, daß keine der verderblichen Mächte ihn überwältigt, er aber alle besiegt habe[2]). Ueber die Selbstverbrennung berichtet dann Philoktet[3]), dem Heracles Bogen und Pfeil anvertraut hat: damit sei von diesem das einzige Unheilvolle, was von ihm noch nicht überwunden, die Flamme, überwunden worden[4]). Indem Hercules auf den Oeta heraufgetragen wird, zeigt er noch immer so viel kraftvolles Leben, daß Niemand glaubt, er werde zum Scheiterhaufen gebracht. Auf diesem hingestreckt, blickt er zum Himmel auf, und die Hände emporstreckend, fleht er auf's Neue zu Jupiter, ihn unter die Gestirne aufzunehmen (V. 1693—1705): Jupiter möge ihn prüfen, ob er in seinem Leiden ungebeugt ausharre; wenn es ihm Schmerzenslaute entreiße, wolle er zur Unterwelt verdammt sein[5]); daß er des Himmels würdig sei, werde dieser Tag erweisen; was er bisher vollbracht, sei nur ein Leichtes gewesen (V. 1710—1714). Indem er den Brand an den Scheiterhaufen zu legen befiehlt, sieht er die Pole des Himmels sich öffnen; er ruft: „Vater, ich komme." Seine Gesichtszüge nehmen bei diesen Worten einen verklärten Ausdruck an. Es prägt sich in ihnen innere Beruhigung aus.

V. 1480: ne quis superstes Herculis victor foret.
Sophokles V. 1162: πρὸς τῶν πνεόντων μηδενὸς θανεῖν ὕπο.
V. 1165: — οὕτω ζῶντά μ' ἔκτεινεν θανών.

1) V. 1499: virtute nostra paelicem feci tuam
credi novercam.

2) V. 1515: hanc tamen ad imos perferam laudem inclutam,
quod nulla pestis fudit Alciden palam
omnemque pestem vicit Alcides palam.

3) In den neueren Ausgaben hat der Name Philoctetes (dieser findet sich in den interpolirten Handschriften) der Bezeichnung: nuntius (die der Codex Etruscus hat) weichen müssen; allein die Vergleichung von V. 1604 ff. mit V. 1648 und V. 1655 ff. zeigt doch unleugbar, daß Philoktet gemeint ist.

4) V. 1614: quod unum in orbe vicerat nondum malum,
et flamma victa est.

5) V. 1710: — si voces dolor abstulerit ullas, pande tum Stygios lacus
et redde fatis.

Inmitten des Feuerdampfes steht Hercules unbeweglich, unerschüttert, unerschrocken da; — er schließt nicht einmal die Augen, als die Flamme seinen Bart ergreift und um sein Antlitz spielt (V. 1740—54).

Indem Alkmene ihn betrauert, zumal sie sich von der Rache seiner Feinde, der Juno selbst (V. 1792), bedroht glaubt, tröstet sie Hyllus[1]) damit, daß der Ruhm unsterblich sei und man nur Ruhmlose betrauern dürfe[2]). Das aber genügt ihr nicht; da erschallt die Stimme des Hercules, der ihr zuruft: „Die Tugend hat mir den Weg zu den Gestirnen und den Göttern selbst eröffnet"[3]).

Man sieht, das Stück ist eine Apotheose; alles Andere ist Nebensache. Die Nachahmung des Sophokles tritt zurück; die Idee des Philosophen von der unbesiegbaren und zum Himmel aufstrebenden Menschenkraft, die alle irdischen Elemente überwindet und durch den Geist selbst das, was den Leib vernichtet, waltet vor.

Noch einmal kommen wir auf Stücke zurück, in welchen Seneca Euripides zu Grunde legt oder vielmehr mit ihm wetteifert.

In der Phädra des Seneca[4]) tritt eine von der des Euripides, wie sie in dessen Drama Hippolyt zur Erscheinung kommt, durchaus abweichende Ansicht ein. Bei dem griechischen Dichter beruht die Verwicklung auf einem außermenschlichen Gegensatz, dem zwischen Artemis und Aphrodite. An sich ist der Widerstreit wohl ein sehr natürlicher; er erscheint in jeder männlichen Jugend; von Euripides aber wird derselbe als ein Kampf der beiden Göttinnen, von denen die eine männliche Leibesübungen und die andere die Kraft der Liebe repräsentirt, erfaßt. Um ihren Verächter Hippolyt, den Sohn der Amazone, der nur von Jagd und Waldaufenthalt weiß, zu züchtigen, bringt Aphrodite dessen Stiefmutter in den stillen Liebeswahnsinn, in dem sie zuerst auftritt. Das Verbergen dieser Leidenschaft ist bei der euripideischen Phädra die Hauptsache und das Charakteristische. Der Chor forscht bei der Amme nach der Ursache dieser Krankheit, die als eine solche angesehen wird, die zum Tode führen werde (V. 266—275).

---

1) Im Codex Etruscus sind es Worte des Hyllus; in den interpolirten Handschriften des Philoktet.

2) V. 1833: non est gemendus nec gravi urguendus prece,
virtute quisquis abstulit fatis iter,
aeterna virtus Herculem fleri vetat.
fortes vetant maerere, degeneres jubent.

3) V. 1942: .... jam virtus mihi
in astra et ipsos fecit ad superos iter.

4) Diesen Titel hat das Stück im Codex Etruscus, und unter dem nämlichen führt der Grammatiker Priscian zwei Verse aus demselben an; die interpolirten Handschriften haben statt dessen: Hippolytus.

Die Amme hat keine Kunde davon, und sehr schön, tiefgedacht und sinnig ist nun der Auftritt, in welchem Phädra endlich bekennt, daß sie ihren Stiefsohn liebe; sie nennt ihn nicht, der Name kommt zuerst von den Lippen der Amme; — es ist eine wilde Leidenschaft von Schamhaftigkeit verhüllt. Die Amme (V. 359. 418 ff.) und mit ihr der Chor sehen darin die Hand der Aphrodite, nicht ein Vergehen, sondern ein Verhängniß (V. 366. 370). Unter dem Widerspruch Phädra's beschließt nun die Amme, deren Liebe Hippolyt kund zu thun (V. 490—524). Das aber vollzieht sich doch nicht auf der Bühne; nicht allein nicht ein Bekenntniß der Phädra, sondern nicht einmal die Mittheilung der Amme erfolgt auf derselben. Man hört nur von dem lärmenden Zwiegespräch, in welchem Hippolyt die Amme als Kupplerin brandmarkt (V. 589. 590). Dann erscheint Hippolyt; er ist heftig aufgeregt über das ihm angemuthete Verbrechen; aber er verspricht der Amme, durch einen vorher geleisteten Eid gebunden, das, was sie ihm gesagt, als Geheimniß zu bewahren und es namentlich seinem Vater zu verschweigen (V. 611. 655 ff.). Phädra fühlt sich unglücklich, weil sie bisher wenigstens in Ehren duldete, jetzt aber mit Schmach belastet dasteht (V. 674 ff.); sie will sich tödten (V. 723); doch soll ihr Tod zugleich Hippolyt Unglück bringen (V. 728 ff.). Indem sie sich das Leben nimmt, richtet sie es so ein, daß ein Täfelchen an ihrer Hand ihrem Gemahl, — das ist aber der mythische Heros Theseus — die Ursache des Todes in einem Hippolyt feindlichen Sinne angibt, so daß dadurch der Haß des Vaters gegen den Sohn erregt wird (V. 857 ff.): denn der Sohn habe sich vermessen, sich seinem Bette zu nähern (V. 885). Es folgt die Katastrophe Hippolyts und ein Lobgesang des Chors auf die Allmacht der Aphrodite (V. 1268 ff.). Dann erscheint Artemis auf einem Wolkenwagen, um Hippolyt bei dem Vater zu rechtfertigen. Der eigentliche Gegenstand der Tragödie ist der Streit der Göttinnen, von denen die eine Hippolyt für den ihr liebsten aller Menschen erklärt (V. 1334), die andere, da er sie verschmäht, mit ihrer Ungnade verfolgt. Hippolyt ist vollkommen tadellos; er weist jede Versuchung zurück, welche ihm durch die von Liebespein entflammte Stiefmutter unter dem Einfluß der Aphrodite und der Amme, die sich zu diesem Dienste hergibt, gemacht wird. Auch hält er den Eidschwur, durch den er sich zur Verschwiegenheit verpflichtet hat (V. 1309). Aber er unterliegt dem Truge feindseliger Gewalten. Artemis hätte ihn gern gerettet, doch der Brauch der Götter ist es, daß der eine dem Thun des andern nicht geradezu widerstrebt (V. 1329 ff.).

Von alledem sieht nun Seneca ab; der Hintergrund des Streites der göttlichen Gewalten verschwindet vor seinen Augen; er entwickelt Alles aus der Idee der Leidenschaften. Bei ihm geht kein Beschluß der Aphrodite der Darstellung voran; das Stück beginnt sogleich mit dem Auszug Hippolyts auf die Jagd; die Jagdhunde werden aufgeführt und geschildert; Artemis wird gepriesen als Meisterin aller Jagdbezirke der Welt.

Für Phädra bedarf es bei Seneca keiner langen Nöthigung, wie bei Euripides, ihre Liebe zu ihrem Stiefsohn zu bekennen; die Amme warnt sie anfänglich davor, dieser Leidenschaft, die Phädra gar nicht verbirgt, Folge zu leisten (V. 129 ff.). Sie führt aus, daß das Verbrechen nicht geheim bleiben könne; geschähe dies aber auch, so würde Phädra doch von Schuldbewußtsein und steter Besorgniß gepeinigt werden. Wenn Phädra den Gott, dem Niemand zu widerstehen vermöge, der auch Jupiter und Mars bezwungen habe, den Gott der Liebe anklagt, so erwidert die philosophische Amme, daß Liebe ein Gott sei, habe Wollust erdichtet (V. 195 ff.), verwirrter Geist die Göttin Venus geschaffen (V. 203). Die sinnliche Liebe wird mehr als ein Ausfluß des Wohllebens und des Uebermuths der Gewalt betrachtet[1]). Wenn dabei zugleich das vermessene Gebahren der Reichen und Mächtigen bestritten wird, so entspricht das der Lebensphilosophie Seneca's, nach welcher sich Tugend und Glück mehr mit niederem Stande und Dürftigkeit vertragen[2]). Die Warnungen der Amme haben bei Seneca die Wirkung, daß Phädra nach langem Widerstreben den Entschluß faßt, die Liebe zu besiegen; sie will ihrem Gemahl folgen, das heißt, da Theseus in der Unterwelt ist: sie will sterben (V. 254). Hierauf sagt die Amme: nunmehr erst verdiene sie zu leben. Aber Phädra bleibt dabei, daß es ihr fester Entschluß sei, ihr Leben zu enden[3]). Dadurch wird nun wieder die Amme gerührt; sie will ihre Herrin nicht sterben sehen und darum versuchen, den spröden Sinn des Jünglings zu beugen (V. 271). Phädra wird von wildem Liebeswahnsinn ergriffen; sie

---

1) V. 209: cur in penates rarius tenues subit
haec delicatas eligens pestis domos?
cur sancta parvis habitat in tectis Venus
mediumque sanos vulgus affectus tenet?

2) V. 213: . . . . divites
regnoque fulti plura quam fas est petunt.
quod non potest vult posse qui nimium potest.

3) V. 258: decreta mors est.

verlangt in das Jagdrevier hinaus (V. 397 ff.)[1]). Die Amme fleht zu Diana, der Göttin der Jagd, die zugleich Hekate ist, ihrem Vorhaben günstig zu sein; Hippolyt möge lernen zu lieben[2]). Als dieser herbeikommt, geht sie ihm nicht ohne Bangigkeit und Zagen entgegen; aber sie ruft sich selbst zu, daß Scham ein schlechter Diener königlicher Gebote sei[3]). Es folgt ein Zwiegespräch, in welchem die Amme dem Jüngling vorwirft, daß er sich selbst quäle und ihm anräth, die Freuden der Venus zu genießen, ohne welche die ganze Welt aussterben und veröden würde (V. 438 ff.). Hippolyt dagegen rühmt das freie Leben im Walde; er schildert dann den ursprünglichen Naturzustand, und wie es mit demselben ein Ende genommen; von den Weibern komme alles Unheil her[4]); um ihrer Buhlereien willen seien Kriege geführt, Städte in Rauch aufgegangen, Reiche zerstört worden. Indem sie noch sprechen, erscheint Phädra. Was bei Euripides durch die Amme geschieht, vollzieht bei Seneca Phädra selbst; — denn der Römer wagt bei Weitem mehr an das Licht des Tages zu ziehen, als der Grieche. Die Scene, in welcher sie Hippolyt ihre Liebe bekennt, so zurückstoßend dieselbe auch wirkt, ist doch mit Glück erfunden. Als Hippolyt den Sinn ihrer Worte verstanden, kommt er sich selbst abscheulich vor und fleht die Göttin an, ihn sterben zu lassen (V. 682 ff.). Es hat etwas Wildgroßartiges, wie Phädra sich dem Hippolyt in die Arme wirft (V. 705), und Der einen Augenblick den Gedanken hegt, sie umzubringen; wie er sie auch dessen unwürdig schilt und das Schwert von sich wirft (V. 713 ff.). Dieser Moment heilt Phädra von ihrem Wahnsinn. Ueberall waltet bei Seneca das Bestreben vor, die Leidenschaft in ihren verschiedenen Stadien zu begleiten; die Verwandlung von Liebe in Haß zu motiviren. Auch die weiteren Scenen bieten manches Eigenthümliche dar. Zunächst aber möchte ich der euripideischen Darstellung den Vorzug geben. Daß Phädra sich tödtet, versteht man bei Euripides; aber Seneca läßt sie leben und Hippolyt des Versuches, sie zu entehren, anklagen, und zwar bei Theseus selbst,

---

1) Vgl. Euripides Hippolyt V. 215 ff.

2) Die Anrufung der Hekate ist nach den Handschriften und dem Zusammenhange der Amme zuzuweisen und nicht, wie es bisweilen geschieht, der Phädra.

3) V. 482: jussa qui regis timet,
deponat omne et pellat ex animo decus,
malus est minister regii imperii pudor.

4) V. 559: dux malorum femina; haec scelerum artifex
obsedit animos.

der eben aus der Unterwelt zurückkommt (V. 888 ff.). Es ist ein wilder Uebergang, der aber keine Theilnahme erwecken kann, zumal er eigentlich nur als durch ein Wort der Amme veranlaßt erscheint. Die letzten Scenen des vierten Aktes, der Tod Hippolyts, den Neptun auf Anstiften des Vaters (V. 945 ff.) herbeiführt (V. 1000 ff.), haben wieder etwas Erhabenes. Theseus beklagt den Sohn, nicht weil er gestorben, sondern weil er auf Antrieb des Vaters gestorben ist (V. 1249 ff.). Der Dazwischenkunft der Artemis, die bei Euripides eine Rolle spielt, bedarf es bei Seneca nicht. Phädra selbst erklärt dem Gatten: sie habe Unwahres vorgegeben; er habe Hippolyt ungerechter Weise zu Grunde gerichtet. Aber von Neuem erwacht in ihr die Leidenschaft für denselben; sie erinnert sich des Glanzes seiner Augen, seiner schönen Gestalt (V. 1173 ff.); sie will ihm durch den Styx und die Feuerströme in die Unterwelt nacheilen; ihre Seelen seien im Leben unvereinbar gewesen, aber der Tod solle sie vereinigen [1]). Die Tragödie verändert eigentlich ihren Gegenstand. Die vornehmste der agirenden Personen ist Phädra mit ihrer Leidenschaft, die sich, zurückgewiesen, in Haß verkehrt; sie selbst muß die Wirkung dieses Hasses, die Rache, die sie nimmt, durch das Wiedererwachen der Leidenschaft, die zu ihrem Tode führt, büßen [2]).

---

1) V. 1183: non licuit animos jungere, at certe licet
junxisse fata.

2) Nach einer alten Ueberlieferung hat Euripides, da er bei der ersten Produktion seines Hippolyt den Preis nicht erhielt, das, was in dem Drama anstößig und tadelnswerth erschien, verbessert (Aristophanes von Byzanz in der Hypothesis z. Schl. τὸ ἀπρεπὲς καὶ κατηγορίας ἄξιον ἐν τούτῳ διώρθωται τῷ δράματι) und dann den Preis erhalten. Seit Valckenaers Ausführung darüber (in der Vorrede zu seiner Ausgabe des euripideischen Hippolyt S. XVIII) ist die allgemeine Ansicht, daß die frühere Recension, die als Ἱππόλυτος καλυπτόμενος bezeichnet wird, mehr als die spätere der Fassung des Seneca entsprochen habe und von ihm zu Grunde gelegt worden sei. Die Fragmente zeigen auch in unzweifelhafter Weise, daß zwischen dem verlorengegangenen euripideischen Stück und der Tragödie Seneca's mehr Momente der Uebereinstimmung vorhanden waren, als zwischen dieser und dem erhaltenen, wie denn in der ersten Recension von der Zuchtlosigkeit des Theseus die Rede war (Plutarch, de audiend. poët. S. 28 A; vergl. Seneca V. 91 ff. 406 ff.), eine Anrufung der Hekate (Scholiast zu Theokrit II, 10 vgl. Seneca V. 405) und ein Zwiegespräch zwischen Hippolyt und Phädra, in welchem sie ihre Liebe bekannte (Euripidis Tragoediarum Fragmenta ed. Nauck Frgt. 433. 434. 436. Welcker, Die griechischen Tragödien II S. 736. Kalkmann, De Hippolytis Euripideis quaestiones novae S. 117), vorkamen; Theseus nicht aus der Unterwelt, sondern vom delphischen Orakel, nach der Heimath zurückkehrte (Leo, De Senecae trag. observationes criticae

In diesem Stücke tritt, wie in anderen eine politische, eine religiöse Opposition hervor; die eine wie die andere ist, wie bei Seneca überhaupt, nicht extremer Natur. Der Republikanismus verträgt sich mit der fürstlichen Gewalt; die Reflektion negirt nicht eigentlich den Götterdienst[1]). Für die Poesie des Autors wird dadurch Raum geschaffen; die menschlichen Leidenschaften treten an die Stelle der göttlichen Geschicke[2]).

S. 197) und Phädra selbst die gegen Hippolyt vorgebrachten Beschuldigungen für erdichtet erklärte. Weniger gewiß sind die Folgerungen auf Grund einiger Congruenzen zwischen Ovids vierter Heroide und der Tragödie Seneca's, die in der ihnen gemeinsamen Erinnerung an Pasiphaē (Ovid V. 165. Seneca V. 115), der Schilderung der Schönheit Hippolyts und der Vergleichung mit dem jugendlichen Theseus (O. V. 71 ff. S. V. 649. 651. 652), in dem Gedanken Phädra's, daß Ein Haus ihr und ihrer Schwester verderblich geworden sei (O. V. 63. 67. S. V. 665), in ihren Worten bei der Begegnung mit Hippolyt hervortreten (O. V. 153. S. V. 166), da an diesen Stellen bisweilen der lateinische Ausdruck beider Dichter anlautet, wenngleich mit Recht eine Benutzung des euripideischen Stückes in der ersten Recension bei Ovid vermuthet worden ist. Eine so vollkommene Umdichtung indeß, wie man sie voraussetzen müßte, wenn Seneca in der Hauptsache dieser gefolgt sein sollte, darf bei Euripides nicht angenommen werden; eine solche wird nicht gemeldet; man bemerkt vielmehr sichere Indicien der Uebereinstimmung zwischen beiden Recensionen und gleichzeitiger charakteristischer Abweichung Seneca's von ihnen, wie denn auch in dem verlorengegangenen Stück Phädra auf dem Ruhebett krank darniederliegend und von ihren Dienerinnen umgeben erschien (Leo a. a. O. S. 178), ein Dialog zwischen Theseus und Hippolyt stattfand (Leo S. 182. Kalkmann a. a. O. S. 37) und zum Schluß Artemis auftrat, um göttliche Ehren für Hippolyt anzuordnen (Welcker, Die griechischen Tragödien II S. 744 ff. Leo S. 181. Kalkmann S. 25), was Alles bei Seneca nicht vorkommt, worin sehr wesentliche, die Idee, welche der Tragödie zu Grunde liegt, betreffende Differenzen und eine durchaus verschiedene Auffassung sich dokumentiren, deren Originalität nicht bestritten werden kann.

1) Der Zweifel an der Göttlichkeit der Venus und des Amor verliert dadurch an Nachdruck, daß Seneca demselben fast unmittelbar in Anlehnung an Euripides (V. 525 ff.) einen Chorgesang folgen läßt, der die Allgewalt beider feiert (V. 274 ff.).

2) Auch in der Phädra erscheinen Gedanken, die in anlautender Fassung in Seneca's prosaischen Werken wiederkehren; z. B. Phädra

V. 164: scelus aliqua tutum, nulla securum tulit.
epp. XVI, 2 = 97, 12: tuta scelera esse possunt, secura non possunt.
V. 978: res humanas ordine nullo
Fortuna regit.
epp. II, 4 = 16, 5: casus res humanas sine ordine impellit et jactat.
V. 986: . . . . castos sequitur
mala paupertas.

Ich komme jetzt zu dem letzten Stücke Seneca's, bei welchem ein griechisches Original zu Grunde liegt, seiner Medea.

Die Medea des Euripides ist durch und durch Weib; sie ist mit Ingrimm gegen den Mann erfüllt, dem sie einst in ihrer Heimath, dann in Thessalien selbst die größten Dienste leistete, und der sie nun, da sie auf der erneuerten Flucht in Korinth eine Freistätte gefunden haben, verläßt und sich mit der Tochter des Fürsten vermählt. Von der Sage könnte man abstrahiren. Es ist das tiefgekränkte Eheweib, dessen Schmerzen der Dichter unvergleichlich dargestellt hat, — wie bei der Phädra, nur berechtigter. Dem setzt sich nun der treulose Gatte entgegen; er leugnet nicht die Dienste, die ihm Medea erwiesen hat; aber er wagt zu sagen, daß sie dabei, von den Pfeilen des Eros getroffen, mehr leidend, als thätig gewesen sei[1]); — und da er sich nun mit der korinthischen Königstochter vermählt habe, was ihm und ihr selbst Schutz gewähre (V. 595), so habe er eigentlich keine Pflicht verletzt. Es ist doch ein echt griechischer Scharfsinn, die Dankbarkeit, welche man schuldet, zu leugnen, weil der Wohlthäter dabei selbst von einer Leidenschaft ergriffen war; — der Gegensatz ist ein ganzer und voller. Medea aber befindet sich nicht mehr in der Lage, das auch nur mit anzusehen; sie ist, weil sie dem anderen Paar gefährlich werden kann, bereits zu unmittelbarer Verbannung verurtheilt, und zwar zugleich mit ihren beiden Söhnen (V. 272 ff.). Hierauf erwacht ihre ganze Leidenschaft; sie beschließt vor allen Dingen sich zu rächen; der korinthische König, seine Tochter, die Braut Jason's und dieser selbst sollen ihren Untergang finden (V. 373). Ein Zwischenfall tritt ein, wodurch der Gedanke, nach Athen zu entfliehen, motivirt wird. Die Hauptfrage ist dann, was mit den Kindern geschehen soll. Ursprünglich waren sie mit der Mutter zur Verbannung verurtheilt; jetzt wird ihnen das erlassen (V. 1002); indem sie allein fliehen soll, geräth sie mit sich selbst in einen inneren Kampf. Soll sie die Kinder in der Hand ihrer Feinde zurücklassen — es wäre ihr ein ewiger Schimpf (V. 1060 ff.); aber sich ihrer zu entledigen und zwar durch den Tod, davor bebt sie, obwohl sie es schon beschlossen hatte (V. 792. 1044. 1048), doch einen Augenblick zurück; Medea erscheint ebensowohl als Mutter, wie als Frau; — indem sie den Entschluß faßt, die Kinder zu tödten,

---

de prov. = dial. I, 5, 9: deus tam iniquus in distributione fati, ut bonis viris paupertatem adscriberet.

1) V. 530: .... Ἔρως σ᾽ ἠνάγκασε
τόξοις ἀφύκτοις τοὐμὸν ἐκσῶσαι δέμας.

gibt sie das zarteste mütterliche Gefühl kund. Die gräßlichen Wirkungen der Eifersucht in dem Hause, zu welchem Jason übergegangen war, machen es dann vollends unmöglich, die Söhne zurückzulassen. Eine Scene folgt, in welcher Medea, indem sie noch einmal ihrer mütterlichen Zuneigung Ausdruck gibt, den gefaßten Entschluß zur Ausführung bringt und die Kinder tödtet. Nachdem dies geschehen, erscheint Jason in der Absicht, seine Söhne vor der Rache seiner Verwandten in Schutz zu nehmen (V. 1301 ff.); aber er erfährt, daß Medea sie ermordet hat. Diese verweigert ihm die Auslieferung der Körper der Getödteten; sie erlaubt ihm selbst nicht, dieselben zu berühren; sie will sie im Hain der Hera bestatten, um ihre Gräber vor Beschimpfung sicher zu stellen; sie entflieht mit den Leichen der Kinder auf einem mit Drachen bespannten Wagen, den ihr Helios geschenkt hat (V. 132); Jason bleibt verwaist allein zurück.

Bei Seneca fehlen alle die Motive, welche Medea menschlich erscheinen lassen; sie ist vom ersten Augenblick an zur Rache entschlossen; Alle, die sie beleidigt haben, sollen sterben. Jason soll leben, heimathlos umherirrend und in Dürftigkeit, zugleich aber ihrer eingedenk (V. 18—22). Sie ruft die Götter des Ehebundes, bei denen ihr Jason einst Treue geschworen, und die Götter, die sie allein kennt, auf, ihr Hülfe zu leisten. Auch Seneca hat ein Gespräch zwischen Medea und dem König Kreon von Korinth, wie ein solches auch bei Euripides vorkommt. Aber bei diesem hat es keinen weiteren Inhalt, als daß Medea den Befehl empfängt, Korinth zu verlassen, und ihr auf ihre Bitten ein Tag Aufschub gewährt wird, den sie dann zur Ausführung ihres Racheplans benutzt. Bei Seneca dagegen vertheidigt sich Medea, ich denke, vortrefflich; sie spricht nicht von dem treulosen Jason, aber von den anderen Helden, welche die Argo führte, und von dieser selbst. Die Blüthe von Hellas würde verloren gewesen sein ohne ihren Beistand (V. 225 ff.). Daß sie ihr Vaterland verlassen, wo sie in höchster Stellung gewesen (V. 210 ff.), und Griechen für Griechenland gerettet hat: das ist ihr Verdienst; ein wie schweres Geschick sie auch betreffen möge, niemals werde sie diese ihre Handlung bereuen[1]. Seneca führt über die häuslichen Gefühle, die bei Euripides vorwalten, zu allgemeinen Anschauungen, die den Pontus und das Doppelmeer von Korinth zusammenfassen.

Noch Größeres fügt er in dem Chorgesang hinzu. Die Schiff-

---

1) V. 242: fortuna causam quae volet nostram premat,
non paenitet servasse tot regum decus.

fahrt ist ihm das Ende der friedlichen Zustände, in der ein Jeder auf seiner ererbten Hufe ein Greis wurde. Der Erdkreis war in sich selbst wohl geschieden. Alledem aber machte die thessalische Fichte ein Ende; sie bewirkte, daß das entfernte Meer Gegenstand unserer Furcht wurde[1]). — Es werden dann die Gefahren, welche die Argonauten bestanden, geschildert. Was aber war der Preis davon? Das goldene Bließ und ein schlimmeres Ungethüm, als das Meer, Medea[2]). Die Kunst der Schifffahrt ist seitdem allgemein geworden; es bedarf nicht mehr der von Pallas erbauten, von Fürsten geruderten Argo; jeder Nachen durchstreicht das hohe Meer. Dadurch aber hat alle Begrenzung aufgehört; die Durchfahrbarkeit des Erdkreises hat Nichts an seiner alten Stelle gelassen[3]). — Der Chor nimmt seine Stellung in der damals gegenwärtigen Zeit. Es ist sonderbar ausgedrückt, wenn er sagt: die Inder trinken den kalten Araxes, die Perser Elbe und Rhein; aber man möchte die Worte doch nicht vermissen. Der Ausdruck soll nur eben das damalige Weltverhältniß andeuten, — die Verbindung zwischen Orient und Occident, welche die Herrschaft der Cäsaren ausmachte. Daran, an Elbe und Rhein, knüpft sich die Aussicht auf neue Entdeckungen. Man könnte wohl meinen, daß Seneca dieselben zunächst nur in dem Sinne verstanden hätte, wie Augustus. Allein die Aussicht, die er eröffnet, ist in Wahrheit eine unbegrenzte. Die Sage von der Argo und von der Medea erscheint im Lichte der großen Umwandlung der Welt, die im Beginn der Kaiserzeit sich voll-

1) V. 335: bene dissaepti foedera mundi
traxit in unum Thessala pinus
jussitque pati verbera pontum
partemque metus fieri nostri
mare sepositum.

Als eine Aufhebung der von der Gottheit ursprünglich geschaffenen Ordnung der Dinge erscheint die Erfindung der Schifffahrt auch bei Horaz, den Seneca an dieser Stelle wohl überhaupt vor Augen hatte:

Carm. I, 3, 21: necquicquam deus abscidit
prudens Oceano dissociabili
terras, si tamen impiae
non tangenda rates transiliunt vada.

V. 10: . . . . qui fragilem truci
commisit pelago ratem primus.

V. 25: audax . . . .

Medea V. 301: audax nimium qui freta primus
rate tam fragili perfida rupit.

2) V. 362: majusque mari Medea malum.

3) V. 371: nil qua fuerat sede reliquit
pervius orbis.

zogen hatte; die Bildung des römischen Erdkreises enthält eine Umgestaltung der ältesten Welt.

In diesem Zusammenhange nun findet sich die Ankündigung einer unermeßlichen Erweiterung der Seefahrt, die Voraussagung ihrer Ausdehnung nach großen, noch zu entdeckenden Ländermassen. Gewiß ist das nicht der Gedanke eines gewöhnlichen Poeten, der sich etwa begnügte, die Griechen lateinisch reden zu machen; er entspricht dem Ideenkreise eines Philosophen, der — so ist es wenigstens wahrscheinlich — in seiner Verbannung in Corsica von der Besitznahme Britanniens durch Kaiser Claudius vernahm.

Bei dieser Auffassung wird man über die menschlichen Gefühle der Medea weit hinausgetragen. Es kann nicht mehr von Motiven ihrer Entschlüsse die Rede sein, sondern nur von deren gewaltsamer und geheimnißvoller Ausführung. Medea wird mit der Mänade verglichen, an deren Schritten man erkennt, daß sie den Gott in sich aufgenommen hat (V. 382 ff.). Bald weint, bald lacht sie; man sieht ihr an, daß sie eine ungeheure, wilde That im Sinne hat; sie ist entschlossen, Alles zu vernichten[1]). In dem Gespräch mit Jason, das dann folgt, hat sie noch immer die Absicht, ihn zu sich herüberzuziehen und zur Theilnahme an ihrer Flucht zu vermögen; dessen eigene Erwägungen waren bereits vorausgegangen. — Medea's Leidenschaft erscheint bei Seneca noch dämonischer, als bei Euripides. Von Eros und Kypris ist nicht die Rede, sondern nur von einer durch Liebe und Schuld geschlossenen Verbindung. Da Jason das Gespräch abbricht, ruft sie die Blitze des Jupiter auf ihn herab (V. 531 ff.). Die Fabel hat insofern eine andere Verflechtung als bei Euripides, als das Zurückbleiben der Kinder, welches bei Euripides von Medea nachgesucht wird, bei Seneca schon gewährt ist. Grade Das verdoppelt die Wuth Medea's, daß ihre Kinder bei Jason bleiben und mit den Kindern aus der neuen Ehe zugleich erzogen werden sollen, — die Nachkommen des Helios mit denen des Sisyphus (V. 512)[2]). Jason hat nämlich ausgesprochen, daß er der Kinder nicht entbehren könne; eher wolle er dem Leben entsagen als ihnen (V. 545 ff.). Auf dieses Motiv, das bei Euripides nicht ganz fehlt, aber doch sehr zurücktritt[3]), wird nun der Racheplan der Medea gegründet; eben der

1) V. 428: mecum omnia abeant, trahere, cum pereas, libet.

2) Die Gegenüberstellung findet sich auch bei Euripides V. 404. 405; aber die Verwendung derselben ist Seneca eigenthümlich.

3) V. 816 der Chor: *ἀλλὰ κτανεὶν σὼ παῖδε τολμήσεις, γύναι;* Medea: *οὕτω γὰρ ἂν μάλιστα δηχθείη πόσις.* Bei Euripides ist das Mo=

Kinder will sie den Treulosen berauben; sie erblickt die Stelle, wo sie ihn verwunden kann[1]). Das Motiv der Mutterliebe, auf welches Euripides großen Werth legt, fällt hiedurch hinweg. Medea ist ganz vereinsamt, aber sie fühlt sich stark genug, Alles zu vertilgen, was ihr im Wege ist. Der Gegensatz liegt in der Sinnesweise des Jason, der sich unterwirft, und der Medea, die nur auf Widerstand und Rache denkt. Sie geht dann an's Werk, das herrlichste Gewand und den kostbarsten Schmuck, den sie besitzt, an Kreusa zu senden; aber vorher will sie ihn durch geheimnißvolle Künste vergiften. Seneca eröffnet die Werkstatt der Zauberei, zunächst indem er Medea's Treiben durch die Amme schildern läßt. Mit den ersten Giften, die sich darstellen, ist Medea nicht zufrieden; sie will sich solche vom Himmel selbst holen. Aus allen Gegenden schafft sie dieselben herbei und verstärkt ihre verderbliche Wirkung noch durch Sprüche, die sie hersagt; dann tritt Medea auf. Es ist eine in ihrer Art grandiose Scene, wie sie ihre Beschwörungen vollzieht. Sie ruft das blinde Chaos, die Götter der Unterwelt, die grauenvollen Höhlen des Tartarus auf; — es sind die geheimnißvollen Naturkräfte des Todes und der Nacht, an die sie sich wendet. Ihr besonderes Gebet richtet sie an die Göttin, die dem Zauberwesen vorsteht, die dreigestaltige Hekate. Durch Erdröhnen des ihr geweihten Altars bezeigt diese ihre Gunst. Medea fleht dann, indem sie sich zu Boden wirft, mit einem Opfermesser ihren Arm verwundet und mit dem entströmenden Blut den Altar bespritzt, die Göttin um Beistand bei ihrem Vorhaben an. Durch andere Zeichen — dreimal läßt Gebell sich vernehmen und eine Feuererscheinung wird sichtbar[2]) — hält sich Medea versichert, daß ihr Gebet erhört ist; dann sagt sie: das ganze Werk ist vollendet[3]).

Seneca liebt Scenen dieser Art; schon im Oedipus kommt eine ähnliche vor. Bei Euripides könnte man eine solche vermissen. Denn

---

tiv an der Stelle, an welcher es bei ihm vorkommt, nicht so gut begründet, wie bei Seneca, da bei ihm Jason die Kinder vorher mit Medea hat fliehen lassen wollen. Bei diesem erscheint dasselbe zugleich im Reflex des vorangegangenen Monologs des Jason, in welchem er ausgesprochen hat, daß er nur aus Liebe zu den Kindern und in der Absicht, deren Leben sicher zu stellen, sich von Medea getrennt habe.

1) V. 549: . . . . sic natos amat?
bene est, tenetur, vulneri patuit locus.

2) Turnebus, Advers. XV c. 9 S. 497: cum Hecate precibus evocata erat, terra tremere videbatur, audiebantur canes latrantes, rhedarum fulgor cernebatur.

3) V. 843: peracta vis est omnis.

bei ihm werden die Mittel, durch welche die Geschenke ihre tödtliche Wirkung erhalten, nur kurz und im Allgemeinen angegeben[1]); auch die Natur derselben schildert er nur andeutend (978 ff.), und wenn Medea auch bei ihm ihr Vertrauen auf die Hülfe, die Hekate, die von ihr am meisten verehrte Göttin, ihr im Kampfe mit ihren Widersachern leisten werde, ausspricht (V. 395 ff.), so geschieht es doch eben nicht bei diesem Anlaß.

Das übersandte Geschenk ist bei Seneca eine Art Brandstiftung; die ganze Königsburg geht durch dasselbe in Flammen auf[2]). Wenn bei dem Tode der Kinder bei Euripides die Mutterliebe nochmals zum Ausdruck kommt, so kehrt Seneca dabei vornehmlich den Haß Medea's gegen Jason hervor; ihre Söhne sind ihr, weil sie von ihm stammen, ebenso verhaßt, als wenn sie Kreusa geboren hätte[3]). Dennoch zögert sie einen Augenblick, die Kinder zu tödten, weil sie doch ihre Mutter ist; aber in demselben erinnert sie sich auch, daß Jason ihr Vater ist; dessen Schuld ist es, wenn sie sterben müssen[4]). Der Zorn gegen Jason und das Verlangen, sich an ihm zu rächen, siegen bei Medea ob. Sie bedauert nur, daß der Kinder so wenige sind, nicht vierzehn, wie bei den Tantaliden, sondern nur zwei. Vor ihren Blicken stellen sich die Rachegöttinnen dar, in der einen Hand die blutigrothflammende Fackel, in der anderen die Schlangengeißel schwingend; es erscheint der Schatten ihres Bruders, den sie einst ermordet hat, und der nun den Tod ihrer Kinder als Sühne fordert.

Darin unterscheidet sich die Medea des Seneca von der euripideischen, daß sie Nichts bereut und sich zu Allem bekennt[5]); ihr Wesen liegt in der Einheit ihrer Handlungen. So wird sie auch vom Chor

---

1) V. 787: κἄνπερ λαβοῦσα κόσμον ἀμφιθῇ χροΐ
κακῶς ὀλεῖται πᾶς θ᾽ ὃς ἂν θιγῇ κόρης·
τοιοῖσδε χρίσω φαρμάκοις δωρήματα.

2) V. 885: avidus per omnem regiae partem furit
ut jussus ignis: iam domus tota occidit,
urbi timetur.

3) V. 921: .... quidquid ex illo tuum est,
Creusa peperit.

4) V. 925: vos pro paternis sceleribus poenas date.
Euripides V. 1073: τὰ δ᾽ ἐνθάδε πατὴρ ἀφείλετ᾽.

5) V. 911: juvat, juvat rapuisse fraternum caput,
artus juvat secuisse et arcano patrem
spoliasse sacro, juvat in exitium senis
armasse natas.

als eine Fremde verwünscht, durch deren Entfernung das Land von einem drohenden Ungetüm befreit werde (V. 870 ff.).

Wie bei Euripides, so erscheint auch bei Seneca Jason noch einmal. Bei Seneca hat die Mutter schon das eine Kind getödtet; mit dem anderen besteigt sie die Zinne des Hauses. Jason fleht sie um Schonung desselben an; sie freut sich seiner Theilnahme; dahin, wo es ihm wehe thue, werde sie den Stahl richten[1]). Sie tödtet den zweiten Knaben vor seinen Augen; dann flieht sie in einem mit Drachen bespannten Wagen, den ihr Helios geschickt, durch die Lüfte davon; die Leichen der beiden Söhne läßt sie dem Vater zurück. — Die letzten Scenen sind großartiger, als bei Euripides, der zum Schluß ein beinahe widerwärtiges Zwiegespräch zwischen Jason und Medea vorträgt. Der Römer hat vor dem Griechen den Vortheil, daß er der Freistatt, die der Medea in Athen versprochen ist, nicht bedarf. Bei ihm tritt Medea in ihrer vollen grausigen Gestalt hervor. Seneca schließt mit den Worten des Jason: Medea werde, wohin sie komme, bezeugen, daß es keine Götter gebe.

Das war wohl der Eindruck des Philosophen und Poeten selbst, dem sich Euripides nicht hingeben durfte, bei dem vielmehr der Ausgang als göttliche Fügung betrachtet wird, obwohl derselbe wider Erwarten der Menschen erfolgt ist.

Nach meinem Gefühl wetteifern die beiden Stücke mit einander. Das euripideische vermenschlicht die Gestalt der Medea, sie erscheint in allen Wallungen der Eifersucht und Mutterliebe wie ein menschliches Weib. Seneca entmenschlicht sie gleichsam; bei ihm stellt sich die fremde Zauberin in einer übermenschlichen Kraft dar; ihre Leidenschaft vernichtet in ihr jede menschliche Regung. Die beiden Tragödien sind, obwohl einander entgegengesetzt, beide bewundernswürdig. Medea gilt als das beste Stück des Euripides, der dabei allen nationalen und menschlichen Rücksichten Rechnung trug. Die Medea des Seneca ist wohl das beste Produkt der tragischen Muse der Römer, — durchaus römisch und mit dem erweiterten Horizont der Kaiserzeit.

Wenn die Tragödien des Seneca übrigens auf den griechischen Mythen beruhen und an griechische Muster anknüpfen, so bewegt sich das letzte der zehn, unter seinem Namen erhaltenen Stücke, die Octavia, in den zeitgenössischen Verhältnissen von Rom selbst. Ihr Gegenstand ist der Untergang des augusteischen Hauses durch die Gewaltsamkeiten Nero's. Man könnte sagen, das Stück sei zugleich ein

1) V. 1006: hac, qua recusas, qua doles, ferrum exigam.

Pamphlet und eine Tragödie. Es ergreift den Moment, in welchem der Bruder Octavia's und die Mutter Nero's selbst getödtet waren und der Princeps mit dem Gedanken umging, eine andere Gemahlin an Stelle Octavia's zu nehmen.

Die Klagen der Octavia, mit denen das Stück beginnt, haben ihren politischen Kern darin, daß ein Fremder, in die Familie Eingedrungener sich der höchsten Gewalt bemächtigt hat. Sie ruft den Schatten ihrer Mutter an, für deren Andenken sie das Gefühl einer ergebenen Tochter kundgibt. Alles Unheil leitet sie von Agrippina her, welche eben ihr Haus vertilgt habe; ihr wird auch der Tod des Claudius ohne Weiteres zugeschrieben[1]). Der Einwand, den ihr in dem darauf folgenden Zwiegespräch die Amme macht, Claudius selbst habe Alles dadurch verschuldet, daß er Agrippina zu seiner Gemahlin erhob, wodurch er, da sie die Tochter seines Bruders war, göttliche und menschliche Gesetze zugleich verletzte (V. 141 ff.), vermag sie doch nicht umzustimmen und ihren Zorn zu mäßigen, der um so heftiger gegen den Gewalthaber entbrennt, den sie schlechthin als Tyrannen bezeichnet (V. 34. 88. 250), mit dem sie sich nie versöhnen könne (V. 222 ff.). Mit der historischen Überlieferung stimmt Das nun insofern überein, als die Vermählung des Claudius mit der Agrippina bei Tacitus ungefähr ebenso erscheint. Nero, dessen Vater Domitius gewesen, wird von Octavia als unberechtigt zur Herrschaft bezeichnet[2]); sie sagt: er bedrücke den Erdkreis mit schmählichem Joche und schände durch lasterhaften Wandel den Namen des Augustus; er sei ein Feind der Götter und der Menschen (V. 240. 249 ff.). — Die Verschuldung der Mutter betrachtet Octavia als ein von den Göttern verhängtes Unheil, durch welche Messalina sich selbst, ihren Gatten und ihre Kinder zu Grunde gerichtet habe[3]). Das Charakteristische ist hiebei, daß die Motive der alten

---

1) V. 31: conjugis, heu me, pater insidiis
oppresse jaces.
V. 43: conjugis scelere occidit.
V. 164: .... miscuit conjunx viro
venena saeva.

2) Die Lesart ist an dieser Stelle (V. 249) zweifelhaft; die recipirte: insitivus schreibt sich von Lipsius her. Man wird dabei an Agrippina's Worte bei Tacitus erinnert, die zugleich den Ausdruck erklären: Britannicum veram dignamque stirpem suscipiendo patris imperio, quod i n s i t u s et a d o p - t i v u s .... exerceret (Ann. XIII c. 14).

3) V. 257: gravi deorum nostra jam pridem domus
urgetur ira, prima quam pressit Venus
furore miserae dura genitricis meae,
quae nupta demens nupsit incesta face.

Tragödie in die vorliegende Begebenheit verflochten werden. In diesem Sinne faßt auch der Chor, der nun eintritt, die Situation auf; sein Gebet ist, das Gerücht möge sich nicht bestätigen, daß eine neue Gemahlin in den Palast des Fürsten einziehen werde: vielmehr die Tochter des Claudius sich in ihren Penaten behaupten; davon hänge der Friede der Welt und zugleich die Erhaltung der alten Würde von Rom ab. Der Chor erinnert dann an die wegen einer Schandthat erfolgte Verjagung der Könige. Dieser Schandthat gleich erscheint das Vergehen Nero's gegen seine Mutter. Der Versuch, Agrippina auf einem auseinandergehenden Schiffe zu tödten, tritt hier noch gräßlicher hervor, als bei Tacitus. Nach dessen Erzählung stürzt nur die Decke der Cajüte ein[1]); in der Tragödie geht das Schiff wirklich auseinander[2]). In diesem Augenblick hat Agrippina ihren Sohn und sich selbst für schuldig erklärt: sie habe den Tod ihres Gemahls und den seines Sohnes veranlaßt[3]). Sie stürzt in das Wasser, allein sie läßt sich von den Wogen nicht verschlingen. Man kommt ihr zu Hülfe und rettet sie, indem man ihr die Hand reicht[4]). Die Erzählung des Tacitus stimmt hiemit nicht ganz überein, und schon daraus muß man schließen, daß die Vermuthung, als habe der Autor der Tragödie aus ihm geschöpft, verworfen werden muß. In dem Drama bildet diese Scene den Mittelpunkt der ganzen Darstellung zunächst an sich und sodann durch den Ausruf der Mutter bei ihrer Ermordung[5]).

V. 268: . . . . conjugem traxit suum
natumque ad umbras; prodidit lapsam domum.

1) Ann. XIV, c. 5: ruere tectum loci . . . . nec dissolutio navigii sequebatur.

2) V. 318: . . . . resoluto robore labens
pressa dehiscit sorbetque mare.

So berichtet auch Dio Cassius LXI, 13, 3: διελύθη ἡ ναῦς.

3) V. 340: . . . . conjunx,
ego causa tuae, miserande, necis
natoque tuo funeris auctor.

4) Man darf nicht eigentlich annehmen, daß Agrippina nach der Tragödie von dem Schiffsvolk gerettet worden sei. Das widerstreitet einer anderen Stelle (V. 954 ff.), nach welcher dieses vielmehr die Mutter Nero's zu tödten trachtete, wie auch Tacitus Ann. XIV c. 5 z. E. und Dio Cassius LXI, 13, 3 berichten.

5) V. 368: . . . . illa ministrum
rogat infelix, utero dirum
condat ut ensem:
„hic est, hic est fodiendus“ ait,
„ferro monstrum qui tale tulit.“

Vgl. Tacitus a. a. O. c. 8 und Dio Cassius LXI, 13, 5.

Alles dies aber sind nur Präludien der tragischen Aktion, die mit dem zweiten Akt in einen noch erweiterten Gesichtskreis tritt. Dabei erscheint nun Seneca selbst. Man kann sich den Philosophen vorstellen, wie er sich hier selbst beschreibt: zwischen den Felsenklippen Corsicas, wo der Geist, frei von jeder anderen Beschäftigung und auf sich selbst angewiesen, den alten Studien sich auf's Neue hingab[1]). Die folgenden Worte scheinen sich auf seine Naturbetrachtungen zu beziehen. Was er vom Untergang der Welt in der Tragödie sagt, erinnert an seine eigensten in den Naturales Quaestiones niedergelegten Anschauungen[2]). In dem Stück hat er sich in philosophische Betrachtungen vertieft, als er Nero's ansichtig wird, der eben einen Mordbefehl ertheilt[3]). Es folgt nun ein Zwiegespräch zwischen Seneca und Nero, welches an das erwähnte zwischen Atreus und dem Satelles erinnert, aber doch weiter greift und tiefere Gedanken enthält. Seneca mahnt Nero, die Götter zu fürchten (V. 448). Nero antwortet: er würde ein Thor sein, die Götter zu fürchten, da er Götter machen könne; — die tollste Erhebung der Staatsgewalt über die Religion tritt damit in die Erscheinung. Nero fährt fort: er wisse, was ihm zu thun freistehe. Seneca bemerkt: nicht darauf komme es an, sondern darauf, was sich zieme. Nero erwidert ihm: die Menge trete den mit Füßen, den sie auf dem Boden liegen sehe. Seneca entgegnet: sie unterdrücke den, den sie hasse. Nero: das Schwert schütze den Fürsten; Seneca: besser die Treue. Nero erklärt: es sei schlechthin erforderlich, daß man ihn fürchte und seinen Befehlen gehorche; er solle, sagt Seneca, befehlen, was gerecht sei. Nero gibt zur Antwort: das wolle er selbst festsetzen; Seneca: seine Befehle erhielten nur durch allgemeine Beistimmung volle Gültigkeit[4]) — Nero besteht

---

1) Octavia V. 388: remotus inter Corsicae rupes maris,
ubi liber animus et sui juris mihi
semper vacabat studia recolenti mea.

2) Vgl. nat. questt. III c. 25, 5; 30, 8.

3) Es handelt sich dabei um Rubellius Plautus, dessen Mutter Julia eine Tochter des Drusus, des Sohnes des Tiberius, war, und um Cornelius Faustus Sulla, Schwiegersohn des Claudius, — also um Verwandte Nero's: darauf beziehen sich Seneca's erste Worte (V. 440): nihil in propinquos temere constitui decet.

4) V. 458. Nero: metuant necesse est . . . . .
jussisque nostris pareant.
Seneca: Justa impera.
Nero: statuam ipse. Seneca: quae consensus efficiat rata.

darauf, daß er die Verbannten nicht schonen könne, weil sie ihn auch in ihrem Exil gefährdeten.

Die Sache der Octavia wird dadurch mit den allgemeinen Angelegenheiten verbunden, daß das Volk für sie ist, Nero aber den Entschluß faßt, sie zu verstoßen und sich mit Poppäa zu vermählen. Seine Absicht bei der neuen Vermählung geht dahin, wie er im Gespräch mit Seneca erklärt, durch dieselbe Nachkommenschaft zu erhalten — denn schon ist Poppäa guter Hoffnung [1]) — und an diese den Besitz der Herrschaft zu vererben, d. h. er will eine Dynastie gründen [2]). Die Verflechtung liegt darin, daß die Legitimität, als deren Vertreterin Octavia erscheint, zugleich populär ist, und die Frechheit des Fürsten, der sich über die Gesetze erhebt, seine eigene Macht in Gefahr bringt: denn das Volk nimmt für Octavia Partei und unternimmt einen Aufstand zu ihren Gunsten; die Statuen der Poppäa, die man denen Nero's zur Seite aufgestellt erblickt (V. 684 ff.), werden umgestürzt und zertrümmert, der kaiserliche Palast mit Feuer und Schwert angegriffen; man trifft Veranstaltung, ihn in Brand zu stecken, wofern der Fürst nicht die Claudierin in ihren Penaten wiederherstelle und ihr den gebührenden Antheil an der Regierung zurückgebe (V. 788 ff.). Diese Erhebung ruft das Todesurtheil gegen Octavia hervor; die Repression der Gegner, die erfolgt, genügt dem Imperator noch nicht; sein Zorn erscheint ihm nicht nachdrücklich genug; Rom soll mit Leichen erfüllt werden und Octavia, die Frau, der er durch die Wuth des Volkes unterworfen werde, dafür mit dem Tode büßen; sie soll die Gluth seines Zornes mit ihrem Blute löschen (V. 830). Er ist nicht zufrieden mit der Herstellung der Ruhe; er will die Bestrafung aller Schuldigen; die Menge soll lernen, aus Furcht seinen Winken zu gehorchen und abgeschreckt werden, jemals etwas Aehnliches sich zu erdreisten. In dieser Aufwallung fordert Nero den Tod seiner bisherigen Gemahlin, die zugleich seine Schwester durch Adoption ist. Einen Antheil der Octavia an dem Aufstand kann man nicht beweisen (V. 865 ff.). Dennoch befiehlt Nero, daß sie nach einem entfernten Strande gebracht und dort getödtet werde. Der Chor führt Beispiele der unglücklichen Wirkungen der Volksgunst an; er nennt die Gracchen und Livius Drusus, denen sei ohne eigene Verschuldung die übergroße Liebe und

1) V. 591: cum portet utero pignus et partem mei; vgl. V. 187: jam fiet (uxor) et genetrix simul.

2) V. 530: nos quoque manebunt astra, si . . . . . .
V. 532: digna(que) nostram subole fundaro domum.

Zuneigung des Volkes verderblich geworden. — Octavia sieht das Schiff, das sie besteigen soll; es ist das nämliche, auf welchem schon Agrippina dem Tode geweiht war (V. 907 ff.); sie wird zu dem Ausruf vermocht, daß es keine Götter gebe und daß Erinys die Welt beherrsche (912 ff.). Sie möchte fliehen vor dem wilden Menschengewühl, wie die Nachtigall, und einsam im öden Walde auf dünnem Zweig ihr Leid in Klagetönen ergießen. Der Chor ermahnt sie, ihren Sinn zu stählen durch Erinnerung an die Frauen aus ihrem Hause, die in gleicher Weise von Mißgeschick betroffen worden seien: die ältere Agrippina, Livia, die Gemahlin des jüngeren Drusus, des Sohnes des Tiberius, deren Tochter Julia, Messalina, die Mutter der Octavia, und die jüngere Agrippina. Octavia zeigt sich von dem Gefühl durchdrungen, daß sie den Göttern verhaßt sei; „wer den Göttern verhaßt ist," sagt sie, „dürfe nicht zu ihnen beten" [1]); sie wendet sich an die Rachegöttinnen, welche die Unterwelt bewohnen. Schon ist das Schiff zur Abfahrt bereit, das sie nach Pandataria bringen soll. Der Chor schließt mit den Worten: Aulis und Taurika seien minder erbarmungslos als Rom; dort werde die Gottheit mit dem Blute des Fremdlings gesühnt; Rom vergießt das Blut der Bürger.

Man kann nicht eigentlich sagen, daß die Tragödie ohne Handlung sei. Der erste Akt enthält die Vorgeschichte und fixirt die Situation, welche eben der Moment ist, in dem Nero daran geht, Octavia zu verstoßen und sich mit Poppäa zu vermählen. In diesem Akt überwiegt das genealogische Moment; im zweiten tritt das politische ein: Nero und Seneca. Nero beschließt, sich am nächsten Tage mit Poppäa zu vermählen (V. 592). Im dritten Akt erhebt sich das Volk; im vierten wird es niedergeworfen; im fünften Octavia verurtheilt und in die Verbannung geschickt, um dort getödtet zu werden. Der eigentliche Kern der Handlung liegt darin, daß das Volk enthusiastisch für Octavia Partei nimmt, worauf Nero sie zu verderben beschließt. Der Hauptsache nach ist es der Uebergang von der Idee der Verstoßung zu dem Befehl der Ermordung, was den Inhalt der Tragödie ausmacht [2]). Es fehlt ihr an dem, was man gewöhnlich dramatische Verwicklung

1) V. 962: . . . . . testor superos.
quid agis, demens? parce precari
quibus invisa es numina divum.

2) Allerdings hat Nero schon vorher — bereits im Gespräch mit Seneca —, doch mehr vorübergehend, die Absicht kundgegeben, Octavia den Untergang zu bereiten (V. 470: invisa conjunx pereat et carum sibi
fratrem sequatur.)

nennt. Damit hat weder das Gespräch Seneca's mit Nero, noch die Erscheinung der Agrippina Etwas zu schaffen; ihr Tod und der des Britannicus sind vorausgegangen; und der erstere ist vom Chor ausführlich geschildert worden. Nothwendig aber tritt Poppäa selbst auf, zwar glänzend und prächtig, aber von unheilvollen Träumen bedrängt; das Volk erhebt sich gegen sie und für Octavia. Das bestimmt dann Nero's Entschließung, in der sich politische und genealogische Motive vereinigen; das letzte erscheint in der Absicht, eine neue Dynastie zu gründen. Der tragische Moment liegt darin, daß Octavia unschuldig, geliebt und tugendhaft erscheint; sie wird von einem Geschick betroffen, wie die Helden und Heldinnen der Tragödie. Nach meinem Gefühl ist auch die Disposition in dem Drama in ihrer Einfachheit wohl durchdacht.

Ich kann nicht anders denken, als daß die Tragödie ein Produkt der allgemeinen Stimmung ist, welche nach der Vermählung Nero's mit Poppäa eintrat. Denn wäre sie in der folgenden Zeit abgefaßt, so würden wenigstens in den Träumen und Erscheinungen Andeutungen davon vorkommen. Kein Späterer hätte das Schicksal der Octavia zum Gegenstand einer Tragödie machen können, ohne der nächsten Ereignisse, der allgemeinen Empörung nicht allein, sondern auch der aus derselben hervorgegangenen Neugestaltung der Dinge zu gedenken. Selbst was von dem unglücklichen Ende Nero's gesagt wird[1]), ist zu allgemein, als daß es der Prophezeihung vorausgegangen sein könnte. Auf den Brand von Rom scheint in der Tragödie hingewiesen zu werden[2]);

---

1) V. 619: ultrix Erinys impio dignum parat
letum tyranno, verbera et turpem *fugam*
poenasque quis et Tantali vincat *sitim*.
V. 628. veniet dies tempusque, quo reddat suis
animam nocentem sceleribus, *jugulum* hostibus
desertus ac destructus et cunctis egens.
V. 733: ensemque *jugulo* condidit saevum Nero.
Vgl. Sueton c. 48: fame et *siti* interpellante .... ferrum *jugulo* adegit und c. 47 z. Schl. Dio Cassius LXIII, 27, 2 ff. Tacitus Hist. III c. 68 *fugam Neronis*. Was von den Parthern V. 627 gesagt wird — supplices dextram petant Parthi cruentam —, bezieht man gewöhnlich auf die Anwesenheit des Tiridates in Italien im Jahre 66 (Dio Cassius LXIII, 2, 4 ff. Schiller, Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero S. 293 ff.). Vgl. über die angeführten Stellen Klotzsch, Lucius Annäus Seneca II S. 374 ff., der ebenfalls annimmt, daß die Octavia von Seneca verfaßt sei.

2) V. 831: mox tecta flammis concidant urbis meis.

aber wesentlich für dieselbe ist auch der nicht. Das Werk beruht ganz auf der Sympathie mit dem augusteischen Hause, welches durch den Tod der Octavia gleichsam vernichtet wird — in Widerspruch mit allen göttlichen und menschlichen Gesetzen und zugleich mit den Wünschen des Volkes. Bei den Historikern wird auf den Untergang des Hauses der Claudier keine besondere Rücksicht genommen; denn später waren die Flavier gefolgt, und dann erhoben sich die Kaiser durch Adoption, so daß das tragische Moment wenig empfunden wurde. Am wenigsten hätte Tacitus darauf Gewicht legen können. Wie mir scheint, nur ein Zeitgenosse konnte es mitempfinden. Tacitus weicht in Beziehung auf manche wichtige Umstände von der Fabel der Tragödie ab; er unterscheidet Octavia's Verbannung und ihre Verdammung zum Tode. Und wo er mit der Tragödie zusammentrifft, z. B. bei dem Schiffbruch, welchem Agrippina ausgesetzt wird, hat er doch eine andere Ueberlieferung[1]).

Ich halte das kleine Werk für eine der bedeutendsten Reliquien der neronischen Zeiten, eben jenes Umschlags des Regiments, dem auch der Apostel Paulus zum Opfer fiel. Ein und das andere religiöse Moment tritt auch hier hervor, z. B. wenn Octavia durch ihr Schicksal zu der Ueberzeugung gebracht wird, sie sei den Göttern verhaßt oder es gebe keine Götter. Das wesentliche Moment aber ist, wie schon bemerkt, das genealogisch-politische. Nero selbst bildet insofern den Träger der Tragödie, als er den Entschluß faßt, nicht allein die Rädelsführer des Aufruhrs, sondern alle Theilnehmer an demselben blutig zu bestrafen. Er geräth dadurch sogar mit dem Befehlshaber der Truppen, der die Unschuld der Octavia betont und gegen Bürger sich nicht brauchen lassen will (V. 857), in gewisser Weise in Conflikt. Es ist ein großer Wendepunkt der Kaisergeschichte, der Universalgeschichte überhaupt, wenn sich Nero von den Stiftern der höchsten Gewalt losreißt und zugleich zur äußersten Gewaltsamkeit fortschreitet. Von allen anderen persönlichen Motiven wird dabei abgesehen; von der Virtuosität im Gesang und dem Wagenrennen verlautet hier kein Wort. Entscheidend ist der politische Gedanke Nero's, daß er der unumschränkte Herrscher sei und Alles, was sich gegen ihn rege, mit dem Tode bestrafen dürfe.

---

1) Vgl. S. 61 N. 1. 2. — Die in der Tragödie V. 609 ff. erwähnte Zerstörung der Ehrendenkmäler der Agrippina kommt bei Tacitus nicht vor, aber in einer unter die Fragmente Dio's (II S. 234 in der Ausgabe von Imm. Bekker in der Note zu LXI, 16, 2. 3) aufgenommenen, wahrscheinlich von Johannes Antiochenus herrührenden Stelle wird dieselbe berichtet.

Sueton scheint, was die Katastrophe der Octavia betrifft, mehr als Tacitus mit der Tragödie zu stimmen, indem er das Volk, unwillig mit dem Divortium, in Bewegung gerathen läßt; hierauf erst wäre Octavia entfernt worden, und dann hätte man sie unter dem Vorwande des Ehebruchs zum Tode verurtheilt[1]). Bei Tacitus ist das Erste die Verjagung der Octavia, doch ohne Scheidung[2]); Nero wird durch die Servilität, welche der Senat bei dem Tode Agrippina's gezeigt hat, bewogen, soweit vorzugehen. Dann wird eine Anklage gegen Octavia angesponnen, durch welche man sie des Ehebruchs zeiht. Hierauf erfolgt die Scheidung[3]); bald nach derselben wird Octavia nach Campanien verjagt. Darüber geräth das Volk in Bewegung, was Nero veranlaßt, sie zurückzurufen[4]). Das Volk ergeht sich in Freudebezeigungen zu ihren Gunsten, wird aber von militärischer Gewalt zerstreut; die Standbilder der Poppäa, die es niedergeworfen, werden wieder aufgerichtet. Der Hauptunterschied der taciteischen Erzählung von der Tragödie ist, wie schon angegeben worden, daß in dieser von einer Relegation nach Campanien nicht die Rede ist. Alle Schuld fällt bei Tacitus auf Poppäa, von der Nero auf die politische Gefahr aufmerksam gemacht wird, die aus diesen Vorgängen entspringe. Es wird nun eine neue Ehebruchsanklage eingeleitet, zu der sich der freigelassene Anicetus hergiebt, dessen Abscheulichkeit bei Sueton noch deutlicher zu Tage tritt. Octavia wird in Folge davon nach Pandataria verbannt (c. 63), hier aber nach einigen Tagen im heißen Bade getödtet. Die Tragödie vermeidet alles skandalöse Gerücht, wie den Skandal überhaupt. Nero erscheint in ihr als der Alleinschuldige; er ist es aber mit Bewußtsein; — Poppäa spielt dabei nur eine Nebenrolle[5]). Auch bei Tacitus wird, wie in der Tragödie, das Geschick Octavia's

---

1) Sueton, Nero c. 35.

2) Ann. XIV c. 60 z. A.: exturbat Octaviam, sterilem dictitans.

3) Ann. XIV c. 60: movetur primo civilis discidii specie vgl. Octavia V. 746: Octaviae discidia planxerunt.

4) An der Stelle, an welcher bei Tacitus von der Zurückberufung der Octavia die Rede ist (c. 60 z. E.: Nero conjugem revocavit Octaviam), nimmt man meist eine Lücke an, weil, wie man glaubt, aus dem Folgenden hervorgehe, daß eine solche in Wirklichkeit nicht stattgefunden, sondern nur das Gerücht davon sich verbreitet hatte.

5) In Uebereinstimmung mit der taciteischen Darstellung (XIV, 1; vgl. Dio Cassius LXI, 12, 1) ist es, wenn Octavia in der Tragödie Poppäa als Urheberin der Ermordung Agrippina's bezeichnet. V. 125:

paelicem —, cuius in manus suam
Stygiae parentem natus imposuit rati.

bedauert (c. 64); aber bei ihm ist Alles persönlich; in der Tragödie kommt die Höhe des Ereignisses zur Darstellung.

Einige Stellen, die sich in der Octavia finden, lauten an solche an, die in den anderen Tragödien vorkommen. Was z. B. in der Phädra die Amme sagt, daß die Sage von Amor erdichtet sei; Wohlleben und Ueberfluß habe sie eingegeben:

V. 195: Deum esse Amorem .....
finxit libido ....

V. 199: .... volans
..... tela molitur manu.

V. 202: vana ista demens animus ascivit sibi
Venerisque numen finxit atque arcus Dei.
quisquis secundis rebus exultat nimis
fluitque luxu semper insolita appetit,
tunc illa magnae dira fortunae omnes
subit libido; —

Das spricht in der Octavia Seneca selbst aus:

V. 557: volucrem esse Amorem fingit immitem deum
mortalis error, armat et telis manus
arcuque

V. 561: vis magna mentis blandus atque animi calor
Amor est; juventa gignitur, luxu, otio
nutritur inter laeta Fortunae bona;

und wenn die Amme in der Phädra zu Hippolyt bemerkt, daß ohne die Liebe das Leben aussterben würde (V. 466 ff.), so wird eine Aeußerung desselben Inhalts in der Octavia (V. 567 ff.) Nero in den Mund gelegt. — Man dürfte nicht annehmen, daß die eine Stelle eine Nachahmung der anderen sei; sie würden sonst in den Worten ähnlicher sein; der Autor hat seine Gedanken zweimal ausgeführt.

Von dem Zwiegespräch zwischen Agamemnon und dem Satelles und dem zwischen Nero und Seneca erhellt, daß sie aus demselben Kopfe entsprungen sind, obwohl sich übrigens keine wörtliche Uebereinstimmung zeigt.

Ebenso finden sich in der Tragödie eine Reihe von Stellen, welche mit manchen, die in Seneca's philosophischen Schriften vorkommen, fast identisch sind. Wenn z. B. in der Octavia die Gottheit als operis immensi artifex (V. 386) bezeichnet wird, so trifft das mit dem Ausdruck in der an seine Mutter gerichteten Trostschrift: ingentium operum artifex (dial. XII, 8, 4) nahe zusammen; der Dialog führt Das nur philosophisch aus; hier kommt jene schöne Stelle von der Einheit

Gottes vor. In beiden wird die Schöpfung als ein Werk bezeichnet: quo nihil majus natura genuit.

Sehr ähnlich sind die Ausdrücke, die in dem Buche de clementia Nero selbst über seine Allgewalt zugeschrieben werden: egone ex omnibus mortalibus ..... electus sum, qui in terris deorum vice fungerer? ego vitae necisque arbiter? (I, 1, 2) und in der Octavia V. 488: generis humani arbiter electus. Das auffallende Wort electus wird an beiden Stellen auf dieselbe Weise verständlich gemacht, daß nämlich Nero den Thron ohne Blutvergießen bestiegen habe — de clem. I, 11, 3: praestitisti, Caesar, civitatem incruentam. So wird auch in der Octavia V. 482 die Fortuna des Nero als incruenta bezeichnet. Die Gedanken begegnen einander überall, ohne daß man jedoch behaupten könnte, der Autor der Octavia habe immer die bezüglichen Stellen aus seinen anderen Schriften vor Augen gehabt. Gleichheit der Worte findet sich außer bei artifex, arbiter, electus, incruenta beinahe nirgends. Aus diesen Aehnlichkeiten ergibt sich mehr als eine bloße Benutzung. Es ist derselbe Gedankenkreis; die nämlichen Anschauungen treten überall hervor.

Kommen wir nun auf den allgemeinen Charakter dieser Tragödien zurück, so erscheinen sie als Produktionen eines poetisch angeregten Philosophen. Für ihre Auffassung und Beurtheilung ist es wesentlich, daß Seneca nicht etwa bloß als Dramatiker mit den Griechen wetteiferte; er geht vielmehr den leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen der Menschen, die den Mythen zu Grunde liegen und aus denselben entwickelt werden können, selbständig nach und macht sie in eigenthümlicher Weise zum Gegenstand zugleich der psychologischen Analyse wie der dramatischen Darstellung. Die Psychologie Seneca's bewegt sich in dem Wechsel der Entschlüsse, deren Motive in starker Evidenz hervortreten. Die Untiefen namentlich des weiblichen Gemüths hat vielleicht Niemand mit größerem psychologischen Scharfsinn ergriffen und in kräftigeren Zügen zur Anschauung gebracht. Damit verknüpfen sich bei Seneca politische Erörterungen von großer innerer Bedeutung über Herrschaft und Dienstbarkeit, Pflicht[1]) und Gefahr der Herrschenden[2]), das Recht und die Widerstandskraft der Unterworfenen. Er flicht in die Dramen Reflektionen über das Unglück und die Mängel des gesellschaftlichen Zustandes und deren Ursprung ein.

1) Hercules Furens V. 739 ff. Hercules Oetäus V. 1560 ff., 1590 ff. Thyestes V. 607 ff.

2) Thyestes V. 599 ff. Agamemnon V. 60 ff. Hercules Oetäus V. 611 ff.

Eine Idee von dem alterthümlichen Leben[1]), bevor Kriege ausbrachen und Eroberungen unternommen wurden, ehe überwiegende Mächte hervortraten[2]), schwebt ihm vor, bei dem das patriarchalische Glück, welches auf der Absonderung der verschiedenen Gemeinwesen beruhte, Bestand hatte. Zu diesem Glück der Urzeit gehört unter Anderem auch, daß die Schifffahrt eine beschränkte war[3]), wodurch die Bekanntschaft der einen Nation mit der anderen verhindert wurde. Was er da sagt, ist nicht ohne historische Wahrheit: denn die Welt war von selbständigen Gemeinwesen eingenommen, ehe die Monarchie der Assyrer emporkam und die Seemacht der Phönicier in Aufnahme gebracht wurde. In der Welt, wie sie damals war, sah er das Glück in der Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten[4]). Tugend und Glück sucht er in den Hütten der Armen, nicht in den Palästen der Großen[5]).

Eine andere Frage beschäftigt ihn unaufhörlich; sie bezieht sich auf die Einwirkung der Götter auf die menschlichen Dinge. Es kommen bei Seneca Stellen vor, in denen sie überhaupt in Zweifel gezogen wird; aber niemals verwirft er sie ganz. In der Octavia, in welcher die Theoreme über Politik eine unmittelbare Anwendung auf das vornehmste Zeitereigniß, den Untergang des augusteischen Hauses, finden, wird das Dasein der Götter nicht etwa geleugnet; Octavia, die

1) Allerdings hat Seneca die einzelnen Züge seiner Schilderung (Phädra V. 527 ff.) großentheils aus Ovid's Amor. III V. 35—48 und Met. I V. 96 ff., 132 ff., 143 ff. entnommen; aber durch die Abstraktion von den mythischen Vorstellungen und Ueberlieferungen, an deren Stelle die Combination mit den realen Zuständen tritt, erhält seine Ausführung ein originales Gepräge; auf den Ausbruch der Kriege, der bei Ovid nur als vorübergehendes Moment erscheint, legt er das größte Gewicht.

2) Phädra V. 540: rupere foedus impius lucri furor.
V. 542: .... venit imperii sitis
cruenta, factus praeda majori minor
pro jure vires esse. tum primum manu bellare nuda.

3) Phädra V. 530: nondum secabant credulae pontum rates;
sua quisque norat maria.
Medea V. 331: sua quisque piger litora tangens.

4) Thyestes V. 391: stet quicunque volet potens
aulae culmine lubrico:
me dulcis saturet quies
obscuro positus loco
leni perfruar otio.
V. 399: plebejus moriar senex.
Hercules Furens V. 164 ff. Phädra V. 488. 987 ff.

5) Hercules Oetäus V. 648 ff. Hercules Furens V. 196 ff. Phädra V. 1126 ff.

Heldin des Stückes, bekämpft sie, aber sie nimmt sie an; sie meint von ihnen unterdrückt zu werden.

Seneca liebt es, das Grausen der Unterwelt, das verderbliche Wirken der geheimen Kräfte an's Licht zu ziehen, wie in dem Thyestes, dem Agamemnon und der Medea, so auch in der Octavia. Die Erscheinung der Agrippina aus dem Todtenreich und ihr Anblick des Claudius hat etwas Dämonisches.

Gewiß sind diese Tragödien mit dem Tiefsinn der Gedanken, der ihnen charakteristisch ist, der trüben Lebensanschauung, die in ihnen sich ausspricht, dem vorwiegenden Mangel an eigentlich dramatischem Interesse nicht für ein zahlreiches, wie wir wohl sagen, gebildetes Publikum berechnet; in dieser Beziehung haben sie kein Verdienst. Doch fanden sie, so lange sich die ethischen Anschauungen behaupteten, das ist, bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts unserer Aera, eifrige und zahlreiche Leser. Das beweisen wie die Entlehnungen und Nachahmungen, welche wir bei den Dichtern Statius, Claudian[1]) und später vornehmlich bei Boethius[2]) antreffen, so auch die Citate bei Rhetoren, Grammatikern, Scholiasten, die mit Quintilian beginnen und bis Priscian hinabreichen. Der Kirchenvater Tertullian nimmt auf eine Stelle in Seneca's Troerinnen Bezug[3]). Ein mailänder Palimpsest aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert enthält Excerpte aus Medea und Oedipus[4]). Dafür indeß, daß die Dramen Seneca's auf die tragische Poesie der Römer, die übrigens schon unter Hadrian in vollen Verfall gerieth[5]), Einfluß gehabt haben, giebt es nur Einen sicheren Beleg — es ist die zu Ausgang des zweiten Jahrhunderts unserer Aera abgefaßte Medea des Hostilius Geta, bei welcher, obwohl sie übrigens aus Versen Virgils zusammengesetzt ist, doch in Beziehung auf die Anlage das gleichnamige Stück Seneca's zum Vorbild gedient hat[6]). In den nächst-

---

1) Peiper und Richter in ihrer Ausgabe der Tragödien Seneca's praefatio S. V N.* S. VIIII.

2) Delrio zu Seneca's Phädra V. 959. Peiper und Richter a. a. O. S. XIII N. **.

3) Die Belege finden sich in den älteren Ausgaben, z. B. der von Scriverius; außerdem bei Welcker, Die griechischen Tragödien III S. 1476 ff. G. Richter, De Seneca tragoediarum auctore S. 10 ff.

4) Leo in der Praefatio zu seiner Ausgabe der Tragödien II S. XVII. XXIX.

5) Welcker a. a. O. III S. 1471 ff.

6) Wie bei Seneca beginnt die Tragödie mit einem Monolog der Medea, dem ein Chorgesang und darauf der Dialog zwischen Medea und Creon folgt;

folgenden Jahrhunderten geschieht der Dramen überhaupt selten Erwähnung; — zugleich mit anderen römischen Dichtern nennt Paulus, Warnefrieds Sohn, auch den Tragiker Seneca; und einer Reminiscenz aus der Phädra begegnet man bei Liudprand [1]) — ; aber man versäumte doch nicht, Abschriften von ihnen anzufertigen und dadurch für ihre Erhaltung und Verbreitung Sorge zu tragen [2]). Ihre große literarische Wirkung trat ein, als die classischen Studien in der modernen Welt wieder erwachten. Suchen wir uns noch zum Schlusse zu vergegenwärtigen, woher das kam.

Einfluß auf die moderne Literatur.

In den Dramen Seneca's war nicht allein der Stoff aus den griechischen Tragödien herübergenommen, sondern auch die Form derselben nachgeahmt, — und zwar einmal in einer von den Besonderheiten des griechischen Lebens keineswegs vollkommen durchdrungenen Art und Weise, so daß sie verständlicher wurden, — dann aber hauptsächlich in dem Idiom, durch welches die späteren Zeiten an die früheren überhaupt angeknüpft wurden, — in der lateinischen Sprache.

So geschah es denn, daß die großen tragischen Hervorbringungen des Alterthums eben in dieser Gestalt in dem Abendlande Aufnahme fanden, sobald als die modernen Sprachen sich auf eine Stufe erhoben hatten, in welcher sie die allgemeinen Ideen wiederzugeben fähig wurden. Insofern bilden die Tragödien Seneca's für die Verbindung von Alterthum und neuerer Zeit ein sehr wichtiges Moment. Der Paduaner Albertino Mussato, von dem sich Inhaltsangaben der Dramen Seneca's erhalten haben [3]), war der erste, der aus ihrer

---

in dem Gespräch mit Jason sucht Medea diesen zu gemeinsamer Flucht zu bewegen. Es finden sich freilich auch Abweichungen von Seneca; die Beschwörung der Hekate kommt nicht zur Darstellung, sondern es wird über dieselbe nur berichtet (V. 322 ff.); der Schatten des Absyrtus und die Söhne der Medea gehören zu den sprechenden Personen (V. 386 ff.). An die Medea Ovid's dürfte doch aber dabei wohl nicht zu denken sein.

1) Antap. IV, 16 vgl. Dümmler S. 87 N. 5 in seiner Ausgabe. Auch die Zusammenstellung „tardus Bootes" ist wohl aus Seneca entnommen (Medea V. 315, Octavia V. 232), obwohl sie sich auch in den Astronomica des Manilius findet.

2) Die Mehrzahl der Codices gehört dem vierzehnten Jahrhundert an.

3) Nicolaus Antonius, Bibliotheca Hispanica vetus I S. 39. Wellenberg, Zeitschrift für Gymnasialwesen XIV, 1 (1860) S. 717. Richter und Peiper a. a. O. S. XLIII. — Um dieselbe Zeit verfaßte Nicolaus Triveth

Lektüre den Antrieb zu verwandten literarischen Produktionen in lateinischer Sprache empfing; in seinen beiden Tragödien, der Eccerinis, welche die Geschichte des Ezzelino zum Vorwurf hat, und der Achilleis, in der die Ermordung des Achill durch Paris behandelt wird, ist die Nachahmung Seneca's evident[1]). Im vierzehnten Jahrhundert beschäftigte man sich in Italien mit Seneca's Tragödien überhaupt auf das Eifrigste. Der Florentiner Andrea Lancea übersetzte sie ins Italienische[2]). Coluccio Salutato schrieb eine Erklärung des Hercules Furens[3]). Damals ist bereits die Frage erörtert worden, ob die Tragödien von dem Philosophen Seneca herrührten. Coluccio[4]) und Boccaccio bezweifelten dies; Petrarca nahm die Autorschaft desselben an[5]).

Der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gehört die Tragödie Progne des Venezianers Gregorio Corraro an, die ganz nach dem Muster der Dramen Seneca's gearbeitet ist, sowohl in Beziehung auf die allgemeine Oekonomie des Stückes und die scenische Anordnung im Einzelnen, wie in Betreff der darin vorgetragenen Gedanken, des Charakters der Diktion und der Phraseologie; es finden sich in ihr eine Reihe von Stellen, die theils Seneca nachgebildet, theils wörtlich oder doch nur mit geringen Veränderungen geradezu aus ihm herübergenommen sind[6]). Die Nachahmung der Tragödien Se-

in England Argumente der Tragödien und einen Commentar zu denselben; sie sind in einer Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek und einer anderen der Laurentiana erhalten.

1) Signorelli, Storia critica de' teatri antichi e moderni III S. 34 ff. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur I S. 399. Klein, Geschichte des Dramas V S. 236; und in Betreff der Achilleis Wilhelm Braun, Die Tragödie Octavia und die Zeit ihrer Entstehung, der S. 60 ff. mit großem Fleiß die Parallelstellen aus Seneca's Tragödien gesammelt hat.

2) Mehus, Vita Ambrosii Traversari generalis Camaldulensium S. CLXXXIII.

3) Mehus a. a. O. S. CCLXII: extat Coluccii opusculum, in quo explicat allegoriam tragoediae, cui titulus Hercules furens, a Seneca elucubratae.

4) Epistolae ed. Rigacci l. II, 41 (T. II S. 122).

5) Epp. de reb. fam. IV, 2, 16.

6) So liegt bei der Erzählung von Orpheus' Aufenthalt in der Unterwelt S. 3 (ich bediene mich der zu Venedig 1558 von Johannes Riccius besorgten Ausgabe) Hercules Oetäus V. 1066 ff., bei der von den Liebschaften Jupiters Phädra V. 301 ff. zu Grunde. Wie Andromache in den Troerinnen zu Astyanax sagt: o decus lapsae domus (V. 766); genetricis o spes vana (V. 768); Iliaca non tu sceptra regali potens gestabis aula, jura nec populis dabis (V. 770 ff.); so Procne zu Itys: unum Thraciae rebus decus; spes

neca's trat allmählich zurück, seitdem die Italiener nicht mehr ausschließlich in der lateinischen, sondern in ihrer Sprache Tragödien abfaßten, was zuerst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geschah; sie gingen dann meist auf die griechischen Originale zurück, deren Kenntniß sich inzwischen verbreitet hatte und auf die sie durch die Dramen Seneca's selbst hingeleitet wurden. Doch fehlt es auch später nicht ganz an Bearbeitungen dieser letzteren; — in dem Thyestes (Tieste) und den Troerinnen (le Trojane) des Ludovico Dolce liegen solche vor.

Man könnte versucht sein, einen Einfluß des Seneca auf die Tragödie in Spanien, wo er immer großes Ansehen genossen hat, anzunehmen; doch findet sich eher das Gegentheil. Wie in England, so hat auch in Spanien die dramatische Kunst eine eigenthümliche nationale Grundlage[1]). Die Werke des Lope de Vega beruhen darauf. Bestrebungen antikisirender Gelehrten, die an dem nationalen Drama Anstoß nahmen, hatten keinen Erfolg[2]). Calderon hat durchaus eine nationale Grundlage. Seine tragische Muse wurde von dem damaligen Hofe, namentlich dem König Philipp IV. unterstützt; sie war den vornehmen Ständen ebenso angenehm wie dem Volke. Der Anstoß, der aus einem Conflikt mit den religiösen Ideen hätte entspringen können, wurde glücklich vermieden. In Calderon verbindet sich poetische Genialität und katholische Gesinnung. Genug, was der spanischen Bühne ihren besonderen Werth verleiht, war von dem Einfluß des Alterthums unabhängig. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erschienen Tragödien, die dem Seneca geradezu entnommen sind[3]). Francisco Lopez de Zarate hat den Hercules Furens und Oetäus des Seneca zu Einem Stück verbunden[4]), Jusepe Gonzalez de Salas die Troerinnen desselben übersetzt[5]). Diese

---

vana patriae; non tu tenebis sceptra Threicia puer, non jura populis patrio solo dabis (S. 23). — Besonders viel ist der Medea entlehnt (s. Chassant, Des essais dramatiques imités de l'antiquité au XIV^{e} et au XV^{e} siècle S. 73 ff.); aber auch Hercules Furens, Thyestes und Agamemnon findet man benutzt.

1) A. W. v. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur II (S. W. VI) S. 154; v. Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien I S. 64.

2) v. Schack a. a. O. I S. 207. 246. 273. 276; II S. 514 ff. Man nahm dabei übrigens meistens die griechischen Dramen zum Muster.

3) Eine Einwirkung der Tragödien Seneca's nimmt man früher nur bei Cristoval de Virues wahr, der um 1610 starb, nicht sowohl in den Dramen selbst, als in den theoretischen Ansichten, von denen er bei ihrer Abfassung ausging (Schack a. a. O. I S. 294 ff.).

4) Hercules furente y Oeteo, zu Madrid 1651 gedruckt.

5) Die Uebersetzung erschien zu Madrid 1633.

antikisirende Richtung wurde erst bedeutend, als der französische Einfluß hinzukam.

In Frankreich hat die moderne Tragödie, wie in Italien, und nicht ohne daß culturelle Einwirkungen von dorther zur Geltung kamen, ihren Ausgang von der Nachahmung der antiken Muster genommen. Ihr Begründer Etienne Jodelle schloß sich noch nicht an bestimmte Originale an. Dagegen hat Robert Garnier, dessen erstes literarisches Auftreten anderthalb Jahrzehnte später fällt, nächst ihm der bedeutendste Tragiker der Epoche, in dem ältesten seiner Stücke, der Porcia, nicht nur mehrere Scenen der Anordnung und dem Inhalt nach, sondern manche Stellen wortgetreu der Octavia entnommen; in seinen Dramen: Hippolite, La Troade, Antigone, finden sich zwar einzelne Bestandtheile euripideischen Ursprungs; aber vorwiegend und ihrer eigentlichen Substanz nach beruhen sie auf den Tragödien Seneca's, die das nämliche Sujet behandeln; der sprachliche Ausdruck und das stilistische Element sind ihm durchaus nachgebildet, viele Redewendungen gradezu entlehnt[1]). In anderen dramatischen Produktionen der Zeit, wie in der Medea von Jean de la Perouse, dem Agamemnon von Charles Toustain und François le Duchat, der Klytämnestra von Pierre Matthieu, dem Hercules Furens, Thyestes, Agamemnon und der Octavia von Brisset liegen einfache Bearbeitungen der Tragödien Seneca's vor, die öfters kaum etwas Anderes als Uebersetzungen derselben sind[2]).

Zu Ausgang des Jahrhunderts aber trat unter der Einwirkung der spanischen Literatur in Frankreich das Bestreben hervor, von der Nachahmung und der Autorität der Alten sich zu emancipiren[3]); es behauptete sich während der beiden ersten Decennien des nächsten; die Entfernung des Chors der antiken Tragödie von der französischen Bühne, die eigentlich erst jetzt zu Stande kam, war die dauernde Nachwirkung dieser Reaktion. Auf dem Widerstreit der beiden Tendenzen beruht Corneille. Seine Medea ist großentheils Uebertragung und Nachbildung des gleichnamigen Stückes des Seneca, mit einigen Zuthaten allerdings, wie die Einführung des Aegeus, zu

1) Adolf Ebert, Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie vornehmlich im XVI. Jahrhundert, S. 153 ff.

2) Einige Nachweisungen über diese Tragödien finden sich bei F. und Cl. Parfait, Histoire du théâtre français T. III S. 300 ff. 329. 365. 441. 442.

3) Sainte-Beuve, Tableau de la poésie française au XVI^e siècle I S. 392 ff. Nachträge zu Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste IV S. 403 N. o.

der die euripideische Tragödie den Anlaß bot[1]). Auch in anderen Dramen Corneille's, in denen das Sujet nicht aus Seneca genommen ist, erkennt man den Einfluß desselben, — wie in der Auffassung und Darstellung der Charaktere, so in dem rhetorischen Gepräge der Diktion und in der Dialektik des Dialogs; doch schwankte er noch[2]). Mit Racine gelangte die antike Tragödie zum Uebergewicht, und zwar eben nach dem Muster Seneca's, wenngleich er sich in der Fabel meist den Griechen anschloß; in der Iphigenie und Andromache, besonders aber in der Phädra hat er einzelne Scenen geradezu aus Seneca herübergenommen[3]); sein Britannicus erscheint als Seitenstück zu dessen Octavia. Die Virtuosität Racine's und der Geist der Zeit beförderten diesen Umschwung, der sich im achtzehnten Jahrhundert auf England, sowie auf Spanien erstreckte. Auch in Deutschland behielt diese Direktion die Oberhand; mir will scheinen, als ob der junge Goethe der französischen Richtung noch angehört, — bis dann Shakespeare in Deutschland bekannt wurde, später auch Calderon, worauf denn das deutsche Drama sich freier entwickelt hat.

1) Lotheissen, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert II S. 168.

2) Ueber das Verhältniß Corneille's zu seinen Mustern, insbesondere zu Seneca vgl. Französische Geschichte Bd. III. Sämmtliche Werke X S. 264 ff.

3) Widal, Études sur trois tragédies de Senèque S. 14. 18. 104. 115. 118. 124. 126.

III.

Paulus Diaconus.

(Verfaßt 1884; bisher ungedruckt.)

Paulus Diaconus.

Ein großes Ereigniß auch für die Geschichtschreibung war die Ausdehnung der historischen Kunde des Alterthums über die germanischen Völker, — und noch mehr der Versuch der Germanen selbst, die Ereignisse, welche ihren Stamm betrafen, zusammenzustellen.

Wenn nun die Ostgothen durch Jordanes, die Westgothen und die ihnen zunächst verwandten Völker durch Isidor, die Franken durch Gregor, die Angelsachsen durch Beda in die allgemeine Geschichte gezogen waren, so lag es für einen geborenen Langobarden sehr nahe, auch das Volk, dem er entsprungen war, in diesen Kreis zu ziehen; er hat aber die Uebrigen dadurch übertroffen, daß er die Geschichte seines Volkes noch ausführlicher behandelte.

Gemeinsam war allen diesen Autoren der christliche Begriff, den sie in ihre völkerhistorische Auffassung verwebten. Doch zeigt sich dabei ein Unterschied, wenn wir Paulus Diaconus mit seinem nächsten Vorgänger, Gregor von Tours, dem er viel verdankt, vergleichen. Bei Gregor herrscht der Gegensatz zwischen dem Arianismus, der auch in Spanien vorwaltete, und dem gallischen Katholicismus; alles Andere ordnet sich diesem Gesichtspunkt unter. Wenn auch Paulus nicht versäumt, sich als Anhänger der katholischen Kirche zu bekennen, so geschieht es doch nur im Gegensatz gegen frühere Abweichungen in seiner Nation, nicht ohne einen Anflug von Toleranz, wenigstens gegen die Verstorbenen, deren Ruhe der Johannes Baptista nicht will stören lassen, weil ihm das Gebiet, in dem sie begraben sind, anvertraut sei (Hist. Lang. IV c. 47. MG. Hist. SS. R. Lang. S. 136, 6). Und politisch hatte Alles eine andere Wendung genommen. Das langobardische Reich war in dem fränkischen aufgegangen, — ein Schicksal, von dem Paulus unmittelbar betroffen wurde; denn eben in der Nähe

des letzten langobardischen Königs als Lehrer der Tochter desselben, die mit dem Herzog Arichis von Benevent vermählt war, hat er gelebt. Zur Belehrung dieser seiner Schülerin Adelperga hat er nicht allein eine kleine Chronographie in leichtfaßlichen Rhythmen aufgesetzt [1]), sondern auch ein größeres Werk von allgemeiner Bedeutung unternommen, — die Ueberarbeitung des eutropischen Werkes, die für die Fortsetzung der Studien maßgebend geworden ist. Es ist eine Compilation, bei der man ziemlich genau unterscheiden kann, woher jeder einzelne Artikel stammt; — nur einige wenige können wir nicht anderweit nachweisen; sie haben darum besonderen Werth, weil sie Schriftstellern entnommen sein müssen, deren Arbeiten nicht auf uns gekommen sind.

Paulus blieb bei dieser Beschäftigung mit der allgemeinen älteren Geschichte doch durch und durch, was er war: ein Langobarde. Er führt sein Geschlecht auf Friaul zurück, von wo jedoch der dritte Vorfahr von den Avaren weggeführt wurde; er entflieht, nur mit Köcher und Pfeil, und gelangt unter den wunderbarsten Umständen, geleitet von einem Wolf und dann von einer alten Frau, die ihm zugleich Zehrung mitgibt, auf den Weg gewiesen, in die Heimath zurück (Hist. Lang. IV c. 37, MG. Hist. SS. R. L. S. 131, 9—132, 10). Es ist eine Art genealogischer Legende, mit der er das Alterthum seines eigenen Hauses umkleidet.

An sich konnte ihm kein größeres Unglück widerfahren, als die Vernichtung des langobardischen Reiches. Und daß sich seine Familie in die ersten Einrichtungen, welche Karl der Große traf, nicht fügen mochte, beweist der Antheil seines Bruders Arichis an dem Aufstand des Hrotgaud im Jahre 776, welcher leicht über den Haufen geworfen wurde. Arichis wurde gefangen nach dem Frankenreiche weggeführt. Dies Unglück aber brachte Paulus mit dem Ueberwinder in Beziehung. Er legte demselben das Mißgeschick seines Hauses in einer hübschen kleinen Elegie an's Herz und begab sich dann, um sein Gesuch persönlich zu verfolgen, in ein Kloster an der Mosel, wo er gut aufgenommen wurde. Wir haben einen Brief von ihm aus der Zeit, bevor es soweit gekommen war, — leider keinen nachher.

Man findet nur, daß Karl, der sich eben nach gelehrten Männern umsah, Paulus nach Metz schickte, um Epitaphien für seine Gemahlin und seine Verwandten abzufassen (Gesta epp. Mett. MG. SS, II S. 265, 36). Dort hat er nun auch auf Veranlassung des damaligen

1) Im Jahre 763.

Bischofs Angilramnus die Geschichte der Bischöfe von Metz geschrieben (Hist. Lang. VI c. 16 S. 170, 15). Unter denselben tritt keiner mehr hervor, als der heilige Arnulf, der Stammvater Karls des Großen. Paulus ist nicht gerade ausführlich über die Wunder, die demselben zugeschrieben werden; nur Eines, das er von Karl dem Großen selbst erfahren hat, erwähnt er. Am meisten spricht er von dem Streit der Söhne Arnulfs über die ihnen vom Vater angemuthete Verwendung ihrer Erbschaft zu Almosen; der ältere Chlodulf antwortet auf die Forderung des Vaters ablehnend; der jüngere Ansegisel nimmt sie an. Der Vater prophezeit ihm, er werde einst mehr empfangen, als er jetzt gegeben. Das habe, sagt Paulus, sich nicht allein bewahrheitet, sondern durch den Segen Gottes sei auch geschehn, daß Ansegisel der Stammvater eines Geschlechtes geworden sei, auf welches das Königreich der Franken dem Verdienste desselben gemäß übertragen wurde (a. a. O. S. 264, 42—265, 3). Man erkennt, daß Paulus Diaconus in den kirchlichen und genealogischen Tendenzen jener Zeit lebte.

Wenn seine früheren Schriften Compilationen sind, in seinen späteren die Legende vorwaltet, so enthält seine Geschichte der Langobarden Beides. Ihrem wesentlichen Inhalt nach erscheint sie als Compilation; dieser Charakter des Werkes tritt besonders in der von Waitz veranstalteten Ausgabe hervor; in besonderen kleineren Schriften ist derselbe vollständig und im Einzelnen nachgewiesen. Ich glaube, ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. Zugleich aber findet sich in diesem Buch auch Vieles, was nicht geradezu als Compilation betrachtet werden kann, sondern mehr einen poetisch-patriotischen Charakter trägt. Es ist das Motiv, durch welches sich die Historiographie des Mittelalters von der des Alterthums hauptsächlich unterscheidet.

Ich will darüber einige Bemerkungen mittheilen, die sich nur auf das Wichtigste beschränken sollen: Namengebung, Rosamundesage, Theudelinde und die beneventanischen Erinnerungen.

1. Die Namengebung.

Die Erzählung von der Namengebung ist besonders deshalb merkwürdig, weil wir darin eine aus der theistischen Idee des späteren Alterthums entsprungene Ueberlieferung nach und nach zu einer germanischen Mythe, die doch historisch zu werden die Miene annimmt, sich umgestalten sehen.

Ich schweige von dem, was von der skandinavischen Heimath der Langobarden und ihren Wanderungen erzählt wird (Hist. Lang. I c. 2, c. 7, 10, 11. 13); wir finden da viele Grundzüge dessen, was bei Jordanes vorkommt, wieder. Wahrscheinlich liegt eine originale nationale Tradition zu Grunde. Da wir nun aber die Langobarden, wie die Gothen aus Tacitus kennen, so muß man auf den Versuch, die Sage mit der Historie auszugleichen, hier von vornherein verzichten[1]).

Der eigentliche Anfang der langobardischen Macht wird in einer Stelle des Procopius besser und grandioser ausgeführt, als in den Erinnerungen des Paulus Diaconus. Nach ihm haben die Langobarden viel von den Ansprüchen der Heruler zu leiden und beziehen sich endlich auf das Gericht Gottes (Goth. II c. 14 Bd. II S. 201, 21 ed. Bonn.: *μαρτυράμενοι τὸν θεόν*); — indem nun die beiden Heere gegen einander heranziehen, wurde der Wille Gottes dadurch verkündet, daß eine schwarze Wolke über den Langobarden, über den Herulern klarer Himmel war, welches letztere den Germanen in der Schlacht als ein böses Vorzeichen galt (S. 202, 9).

Der Version der Sage zufolge, die wir bei Fredegar (Hist. Franc. epit. c. 65; Bouquet II S. 406 B) finden, fiel das Volk, welches später den Namen Langobarden erhielt, in das Gebiet der Hunnen ein. Die Frauen mußten sich in die Reihen stellen mit ihren unter dem Kinn zusammengebundenen Haaren, die wie Bärte anzusehen waren, damit die Zahl der Feinde den Hunnen größer erscheine. Indem so die beiden Heere gegen einander anrückten, hört man von oben die Stimme: „Das sind Langobarden." Dies Wort wird ihrem Gotte, dem Wodan, zugeschrieben; sie rufen ihm zu: da er ihnen den Namen gegeben, möge er ihnen auch den Sieg bescheeren, worauf sie die Hunnen besiegen und einen Theil Pannoniens besetzen.

In der Origo (c. 1 SS. R. Lang. S. 2, 16 ff.) erscheint Gambara — wahrscheinlich die weise Frau[2]) — als Mitregentin des Ibor und Agio, ihrer Söhne; alle drei zusammen geben den Vandalen auf die Aufforderung, ihnen Tribut zu zahlen, eine abschlägige Antwort; zusammen wenden sie sich an Frea, die Gemahlin des Wodan. Diese wußte bereits, daß Wodan auf die Bitte der Vandalen denen den Sieg versprochen hatte, die er am Morgen zuerst erblicken würde, und bringt es durch eine Veränderung der Bettstatt dahin, daß Wodan

1) In Jacob Grimms Geschichte der deutschen Sprache (S. 683 ff.) ist die Widerlegung dieser Sagen einer der glänzendsten Abschnitte. Grimm nimmt darin, was er sonst ungern that, auch gegen Zeuß Stellung.

2) Vgl. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 525. 685.

gleich beim Erwachen nach Osten blicken muß[1]). Das scheint nun dem Paulus doch eine zu gröbliche Hinterlist gewesen zu sein; er läßt Wodan sich nur auf gewohnte Weise aus dem Fenster nach dem Osten hin richten, wo sich die Viniler aufgestellt haben (I c. 8). Man sieht, daß die Sage hiedurch vollkommen verunstaltet wird, denn die Origo hat eine doppelte List: die eine, daß die Viniler sich zugleich mit ihren Frauen, deren Haare, um das Gesicht geschlungen, sich wie Bärte ausnehmen, aufstellen — diese List fanden wir bereits bei Fredegar —; die andere, daß Frea die Lagerstätte des Wodan umgestellt habe, worin eben die Natur der alten Sage liegt, hat nur die Origo. — In dem altgermanischen Mythus erscheint Frea (Freyja) als Göttin der Liebe; sie vermählt sich im Mai mit Odin, der nach kurzer Verbindung stirbt; sie weint ihm Thränen nach[2]). Das weicht doch sehr weit von dem häuslichen Ehestandsverhältniß ab, in welchem sie bei den Langobarden vorkommt. Mythischen Charakter möchte ich daher der langobardischen Sage nicht zuschreiben.

Ich halte vielmehr für unleugbar, daß das Ereigniß, von welchem die Macht der Langobarden sich herschreibt, und die Auffassung desselben, wie sie bei Procop erscheint, die Grundlage der ganzen Sage bilden; es ist eine göttliche Entscheidung in einem großen Augenblick, diese aber wurde mit der germanischen Ausdeutung des Namens verbunden. Sie findet sich bei Fredegar in der Erklärung, daß Gott den Langobarden den Namen gegeben habe, und mit dem Namen den Sieg. Da wird schon Wodan als der Gott genannt, der die Entscheidung gibt; dann folgen genauere Ausführungen, wie sie in der Origo vorkommen, wobei Frea herbeigezogen wird, — heidnisch national, bis zuletzt Paulus Diaconus die Sage, die er als eine lächerliche Fabel betrachtet, in ihrer eigenthümlichen Art und Weise beeinträchtigt. Man darf wenigstens nicht annehmen, daß die Erzählung des Paulus als eine originale Tradition gelten könne. — Auch Paulus gedenkt des Kampfes der Langobarden mit den Herulern (I c. 20); er hat ihn dem Procop gegenüber mit mannigfaltigen Sagen durchzogen, welche ebenfalls eine Produktion des germanischen Geistes sind, aber nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben.

Hienach werden wir annehmen dürfen, daß wir vier verschiedene Fassungen der Sage vor uns haben: die erste, die man die theistische nennen

1) S. 2, 28: giravit Frea, uxor Godan, lectum, ubi recumbebat vir ejus, et fecit faciem ejus contra orientem et excitavit eum.

2) Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 4. A. § 73. 103. S. 201. 333.

könnte, bei Procop; die zweite germanisch-heidnische bei Fredegar; die dritte in der Origo, die noch mehr von der heidnischen Mythologie enthält; die vierte endlich, wie sie Paulus Diaconus hörte, die durch die Beziehungen auf das gewöhnliche Leben verunstaltet war, so daß er sie als eine lächerliche bezeichnet.

2. Die Rosamundesage.

Die Rosamundesage ist eine der grandiosesten, die uns aus dem germanischen Alterthum aufbewahrt sind. Nichts geht über die persönlichen Beziehungen Alboins zu dem Gepidenkönig Turisind und seine durch diesen vollzogene Aufnahme in die große Genossenschaft, welche die Waffen trägt (Hist. Lang. I c. 24); den Sieg Alboins über dessen Nachfolger Cunimund, dessen Schädel er in eine Trinkschale umgestaltet, indem er sich zugleich mit dessen Tochter vermählt, die er mit sich nach Italien führt (Hist. Lang. I c. 27 S. 69, 13 ff.). Sie mehr als andeutungsweise in die Weltgeschichte aufzunehmen (vgl. IV, 2 S. 146), habe ich mich doch nicht entschließen können. Die Gründe, die mich dazu bestimmten, muß ich hier mit einem Worte erwähnen.

Paulus Diaconus (I c. 27 S. 69, 2) und andere langobardische Schriftsteller (Origo c. 5 S. 4, 13; Hist. Lang. cod. Goth. c. 5 S. 9, 20) wissen, daß Alboin schon früher eine Gemahlin gehabt habe, die gestorben sei; dann habe er noch vor dem Zuge nach Italien Cunimunds Tochter geheirathet. Das steht nun aber in geradem Gegensatz zu der fränkischen Tradition bei Gregor von Tours, nach welchem Alboin mit Chlodosinde, der Tochter Chlothars, vermählt war, als er nach Italien zog (Hist. Franc. IV c. 41 z. A.: Alboinus, qui Chlodosindam regis Chlotarii filiam habebat, relicta regione sua Italiam petiit). Gregor, der nicht nur als Zeitgenosse, sondern auch weil er mit der königlichen Familie in Verbindung stand, Berücksichtigung verdient, läßt die Rosamundesage als das erscheinen, was sie ist, — bewundernswürdig als Sage, aber ohne historischen Werth. Von den romantischen Zügen, die wir bei Paulus finden, hat er Nichts. Nachdem er den Einfall Alboins in Italien berichtet und seine Erfolge geschildert hat, fährt er fort: Chlodosinde sei gestorben und Alboin habe sich eine andere Gemahlin genommen, deren Vater er kurz vorher umgebracht habe (IV c. 41 z. E.: mortua Chlodosinda aliam duxit conjugem, cuius patrem ante paucum tempus interfecerat). Daß sie Rosamunde geheißen habe, und ihr Vater König

der Gepiden gewesen sei, wird bei ihm nicht erwähnt. Wir hören nur, die neue Gemahlin des Königs habe der Ermordung ihres Vaters wegen Haß gegen ihren Gemahl gehegt und denselben mit Hülfe eines der Leute Alboins vergiftet.

Die Erzählung ist bei Gregor begreiflich, bei den langobardischen Schriftstellern vollkommen sagenhaft. Die langobardischen Schriftsteller, die nach Gregor schrieben, kannten den Namen der fränkischen Prinzessin sehr wohl; aber sie nehmen an, sie sei schon vor dem Zuge nach Italien und der Niederwerfung der Gepiden verstorben, was doch an sich keine Wahrscheinlichkeit hat, da der gepidische Krieg, aus dem Alles hervorgeht, in die Jugend Alboins gesetzt wird. Bei der Vermählung Alboins mit Chlodosinde erscheint er schon als mächtiger Fürst. Noch ist ein Brief übrig vom heiligen Nicetius, Bischof von Trier, an Chlodosinde, welcher sehr in die theologischen Controversen eingeht (Bouquet IV S. 76): denn zum Katholicismus soll Alboin bekehrt werden. Seine Worte: gentes illum tremunt, reges venerationem impendunt (D.) beweisen wenigstens, daß Alboin bereits eine bedeutende Stellung hatte.

Nach der Erzählung des Marius Aventicensis, des Zeitgenossen Gregors, wird Alboin in Verona ermordet — wie es hier heißt —, von den Seinen; Helmichis flieht mit der Königin, mit der er sich verheirathet hat, den Schätzen und einem Theil des Heeres nach Ravenna (z. J. 572). Von der Flucht nach Ravenna wußte Gregor noch Nichts; nach ihm flieht zwar ebenfalls die Gemahlin Alboins, die denselben vergiftet hat, mit ihrem Buhlen; sie werden aber ergriffen und Beide getödtet. Marius enthält bereits die Grundlage der späteren Erzählung, die sich in Beziehung auf die Vorfälle in Ravenna in der Origo und der Gothaer Handschrift beinahe mit denselben Worten findet, wie beide Relationen auch über den Tod Alboins fast wörtlich gleich sind; sie lassen den Anschlag von Peredeus ausgehen. Ganz anders Paulus. Dieser bezieht Alles auf den Tod Cunimunds, aus dessen Schädel Alboin eine Trinkschale hat machen lassen; er fordert seine Gemahlin, die Tochter Cunimunds, auf, aus derselben zu trinken. Die Trinkschale will Paulus selbst gesehen haben (II c. 28 S. 87, 25). Auch anderwärts kommt dieser Gebrauch der Verwandlung eines Schädels zum Trinkgefäß vor, z. B. bei dem Siege der Bulgaren über den Kaiser Nicephorus[1]); sie hat aber auch da mehr das Ansehen einer Sage.

1) Theophanes, Chronographie I S. 716, 19 der Bonner Ausgabe.

Der Rosamunde erwachen nach der Erzählung des Paulus über der Aufforderung ihres Gemahls Gefühle der Blutrache. Sie wendet sich an Helmichis, den Waffenträger und zugleich Milchbruder des Königs, der sie an den starken Peredeus verweist, welchen sie verrätherischer Weise dazu verleitet, ihren Leib zu genießen (S. 88, 7).

Daß er genöthigt ist, aus Furcht vor dem Könige mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen, — davon wußte die Origo noch nichts, die Alles nach dem Rathe des Peredeus (per consilium Peredei) geschehn läßt. Ebenso kommt die Scene von der Ermordung des Königs auf die Rechnung des Paulus, oder vielmehr: er schöpfte sie aus einem volksthümlichen Gesang, der ihm vorlag, weil er der früheren Darstellung widerspricht. Damit verknüpft er die Erzählungen von der Flucht der Rosamunde und des Helmichis. Die Scene des Gifttrankes, durch welchen Beide umkommen, hat er mehr ausgemalt. Ueber die Abenteuer des Peredeus folgt dann auch nur eine poetische Tradition (c. 30). Man kann also folgende Stufenleiter in den Ueberlieferungen angeben: die einfachste Tradition ist bei Gregor von Tours; Marius Aventicensis hat eigenthümliche langobardische Zusätze, welche in der Origo und der Historia Langobardorum des Gothaer Codex zu einer ausführlichen Erzählung ausgebildet sind. Alles faßt Paulus zusammen, der überdies Gedichte reproducirt, in welchen Peredeus die vornehmste Rolle spielt; er wird nach Constantinopel geschleppt und dort geblendet, bringt aber der Blendung zum Trotz einen der treuesten Rathgeber des Kaisers um. Das Einzige, was man daraus entnehmen kann, ist die spätere Ansicht der Langobarden über ihren Einfall in Italien und ihren Gegensatz gegen Constantinopel.

Wir haben aber noch eine andere mit Paulus sehr übereinstimmende, aber auch wieder von ihm sehr abweichende Tradition in dem Leben der Bischöfe von Ravenna von Agnellus (liber pontificalis ecclesiae Ravennatis c. 96, MG. H. SS. R. Lang. S. 339 ff.), wo sie mit einer Ermahnung, daß man sich ja nicht vermählen solle, verknüpft und als Warnung vor der Ehe aufgestellt wird. Des Peredeus geschieht dabei keine Erwähnung. Alles ist Helmichis. Das Gelage des Königs vor seiner Ermordung wird ausführlicher beschrieben, ebenso die Zusammenkunft der Königin mit Helmichis, namentlich wie die Königin ihre Magd beredet und an ihre Stelle tritt. Es ist schon der Ton der italienischen Novelle, der hier anschlägt. Bei dem Gespräch, in welchem Rosamunde zur Ermordung Alboins auffordert, in der Erzählung von dieser selbst und von dem Tode des Helmichis und der Rosamunde finden sich einige Anklänge an die Darstellung des Paulus;

aber abgeschrieben hat Agnellus ihn nicht; die Frage wäre, ob er eine andere echt langobardische Sage in dieser Form vor sich gehabt hat. In allen anderen kommt doch Peredeus vor; bei Agnellus scheint er um der Tendenz der Novelle willen ausgelassen worden zu sein. Beide, Paulus und Agnellus, legen vielen Werth darauf, daß die langobardischen Schätze und die Tochter Alboins nach Constantinopel gebracht worden seien. Doch ist der Unterschied, daß bei Paulus regis filia (c. 29 S. 89, 12 wie in der Origo c. 5 S. 5, 5. 10), bei Agnellus Rosmundae et Alboini regis filia (c. 36 z. E. S. 343, 14) gesagt wird, worin eine unrichtige Angabe enthalten ist, da diese, des Namens Albsuinda, die Tochter der Chlodosinde war (Origo c. 5 S. 4, 14). Agnellus blühte in der Mitte des neunten Jahrhunderts, hat also wohl aus Paulus Diaconus geschöpft; ihn aber übrigens nach dem Bedürfniß einer Warnung vor der Ehe ausgeführt.

Wie wenig genau man bei Paulus über die Genealogie der alten Könige unterrichtet wird, ergibt sich unter Anderem aus der auffallenden, aber schwerlich wegzuleugnenden Notiz bei Procop, nach welcher Kaiser Justinian, der mit den Langobarden gegen die Gepiden verbunden war, dem langobardischen König Hülfstruppen unter Amalafred zusendete. Amalafred aber gehörte zu der gothisch-thüringischen Verwandtschaft des justinianischen Hauses; er war ein Sohn der Amalaberga und des thüringischen Königs Hermanfried, ein Großneffe Theoderichs; er befand sich unter denen, die mit Vitiges nach Constantinopel gebracht wurden. Mit der Schwester des Amalafred verheirathete sich der langobardische König Audoin (Goth. IV c. 25 Bd. II S. 593, 19—594, 2 der Bonner Ausgabe)[1]), so daß Alboin der Enkel des Königs Hermanfried von Thüringen war. Auf diese Weise nimmt man einen natürlichen Zusammenhang zwischen den Langobarden und den Bewohnern des inneren Germaniens wahr, der sich dann durch die Verbindung mit den Baiern fortsetzt und an die Franken anknüpft. Aber dabei verliert die Sage vollends ihren historischen Werth.

3. Theudelinde.

In der einen und der anderen dieser grundlegenden Schriften wird nun auch der Vermählung des zum König erhobenen Authari mit der Tochter des Baiernfürsten Garibald, der bei Paulus als König

1) Ihr Name Rodelinde findet sich bei den langobardischen Autoren (Origo c. 5 S. 4. 10; Paulus I c. 27 z. A.); sie geben aber nicht ihre Abkunft an.

erscheint, erzählt (Origo c. 6 S. 5, 16; Codex Goth. c. 6 S. 10, 14). Dabei wird auch Garibalds Gemahlin Waldrada erwähnt, wie dies bei einer genealogischen Erzählung natürlich ist. Dann heißt es in den beiden Fassungen der Origo weiter: der mit Theudelinde kommende Bruder derselben, Gundobald, wird von Authari zum Herzog von Asti gesetzt. Nach dem Tode Autharis vermählt sich der Herzog von Turin mit der Königin Theudelinde und wird dadurch selbst König.

Paulus Diaconus erwähnt diese Vermählung (III c. 30) im Zusammenhang mit den Kriegen der Langobarden gegen die Franken und Griechen (c. 29. 31); er folgt in der Erzählung von denselben fast ausschließlich Gregor[1]); dabei aber flicht er nun eine der angesehensten Sagen ein, die wir bei ihm finden, — die von der persönlichen Brautbewerbung Autharis (S. 109, 6 ff.), der Ankunft der Theudelinde in Italien, wobei dann die spätere Vermählung derselben mit Agilulf bereits angedeutet wird (S. 110, 14). Es ist das aber eine sowohl der Origo, als auch dem Gregor fremdartige Einschaltung, — eine Sage, die man sich leicht erklären kann, da von Agilulf das Königthum der Langobarden einen neuen Aufschwung bekam, und zugleich die Fortdauer desselben gesichert wurde. Die Erzählung ist fast noch mehr ein Gedicht, als eine Sage. Ich denke, sie ist mit derselben auf eine Linie zu stellen; man sollte sie nicht in die Historie aufnehmen.

Das einzige historische Moment, das aus der Origo hervorgehen würde, die Einsetzung eines Bruders der Theudelinde zum Herzog von Asti, vermissen wir bei Paulus. Aber auch die Erzählung selbst, die er aus Gregor schöpft, läßt keinen Raum für ein Abenteuer dieser Art.

4. Beneventanische Erinnerungen.

Im fünften Buche, Capitel sechs und folgende, erwähnt Paulus Diaconus die Anwesenheit des Kaisers Constanz VI. in Unteritalien und Rom und seine Rückkehr nach Sicilien. Er hat das Alles, einige erklärende Zusätze und Verbesserungen abgerechnet, aus der Vita des Papstes Vitalian, aus der er auch die Gewaltsamkeiten, die der Kaiser dann in Sicilien, Calabrien, Sardinien und Afrika verübte, herübergenommen hat (S. 150, 5). Was aber bei Paulus doch die Hauptsache ausmacht, die Belagerung von Benevent (c. 7. 8), kommt in der

1) Nur die Angabe über die von einer Schaar von Franken, die bis Verona vordrang, zerstörten Castelle (S. 111, 8—17) entnahm Paulus anderswoher.

Vita des Papstes nicht vor; und es ist auch gar kein Platz dafür. Für diese Erzählung hatte Paulus eine andere Vorlage, die jedoch von einem ziemlich fabelhaften Inhalt gewesen ist.

Der Angriff der Griechen auf das Heiligthum von Monte Gargano, der berechtigte Kampf, welchen die Langobarden gegen diese Räubereien führen, die Sendung des Romuald sind überall einer poetischen Ueberlieferung gemäß gefärbt. Schon Andere haben bemerkt, daß die Erzählung bei Paulus keinen richtigen Zusammenhang hat[1]; sie hat etwas Beneventanisches an sich; ganz richtig ist z. B. der Fluß Calore angegeben (c. 9 z. E.), an dem die Schlacht zwischen Capuanern und Griechen vorfiel. Dann spielt der Gegensatz zwischen der Körperkraft der Langobarden und der Schwächlichkeit der Griechen eine Rolle. Aber wer wird an das an dem königlichen Speer, welchen Amalong trug, zappelnde Griechlein (c. 10 S. 149, 15) glauben? Die Glaubwürdigkeit wird auch dadurch vermindert, daß der Graf von Capua in der poetischen Erzählung einen ganz anderen Namen führt, als in der übrigen Historie. Dort heißt er Mitola; hier Trasamund (Paulus, Hist. Lang. IV c. 51 S. 138, 15; V c. 16 S. 151, 5).

Die Geschichte von Bertharis Aufenthalt bei dem Chakan, seiner Rückkehr, seiner Gefährdung und seiner durch die Klugheit eines treuen Kämmerers, der dafür von König Grimoald belohnt wird, bewerkstelligten Flucht sind poetisch ausgeschmückte Traditionen (V c. 2. 3). Die Erzählung wird sich daran anknüpfen, daß später das alte Geschlecht doch wieder zur Regierung kam. Alle Erzählungen von Grimoald haben diesen Charakter. Die wunderbare Rückkehr des Berthari, der zu den Angelsachsen fliehen wollte (V c. 32), aber durch eine göttliche Stimme daran verhindert wurde (V c. 33 S. 155, 14 ff.), stimmt sehr zu der fabelhaften Geschichte des Grimoald.

Aus dem Alterthum der Langobarden erwähnt Paulus die Sitte, daß sie für die in der Fremde oder im Kriege Umgekommenen auf ihren heimischen Grabstätten Stangen errichteten, mit einer Taube auf der Spitze, welche nach der Weltgegend gewendet war, wo der Todte seine Ruhestätte gefunden hatte (V c. 34 S. 156, 8 ff.).

In die Epoche von Cunibert, etwa um das Jahr 690, fällt die Empörung des Alahis; die Erzählung davon ist eine der glänzendsten, die sich in dem Buche findet, in der sich weltliche Dichtung und Legende vereinigen. Alahis war ein tapferer Herzog von Trident, der sich in dieser Eigenschaft mit den Baiern schlug, sie überwand und dann auch das Herzogthum Brescia bekam (c. 36), wo sich viele Lango-

1) Waitz S. 148 N. 1.

barden aufhielten, die sich ihm anschlossen und Cunibert verjagten (c. 38 z. A.). Diesem nationalen Bestandtheil der Sage fügt Paulus einen religiösen hinzu. Alahis war ein großer Gegner der Geistlichen (c. 38 S. 157, 21), die sich auf Cunibert stützten, als er mit Hülfe einiger abgefallenen Großen aus seinem Exil auf einer Insel des Comersees wieder nach Pavia zurückkam (c. 39 S. 159, 6). Die Erzählung setzt den wilden Haß des Alahis gegen die Geistlichen mit der Hingebung derselben an Cunibert in Gegensatz; sie ist zugleich sehr grob und sehr anmuthig. Es kommt an der Adda zur Schlacht[1]), wo eine große Zahl von Langobarden gegenseitig von einander erschlagen werden (c. 41 S. 161, 4 ff.). Sollte sich nicht hieraus die spätere Schwäche der Langobarden erklären? War sie nicht zugleich das Hauptmoment der Herrschaft der Geistlichen, die nun folgte? Der Cultus des Erzengels Michael wird darauf bezogen, daß Alahis diesen Heiligen, bei dem er seinem König Treue geschworen, in den Reihen seiner Feinde zu sehen meinte (S. 161, 7).

Von König Cunibert werden ein paar Wunder erzählt, die hauptsächlich darin bestehen, daß er schon gefaßte grausame Beschlüsse als Eingebungen des Satans erkennt (VI c. 6). Es sind Aufzeichnungen mönchischer Art, die dem Paulus selbst angehören. Dieses Königs, der im Jahre 700 stirbt, hat er überhaupt mit einer gewissen Ausführlichkeit (c. 17) gedacht. Die Erzählung von Alahis möchte der Mittelpunkt der gesammten Geschichte sein; das Buch bekommt eine legendenartige Farbe. Aber das Meiste, was außerhalb des Langobardenreiches geschieht, entnimmt Paulus auch hier nachweisbar aus anderen Quellen.

In den späteren Theilen seines Werkes wird er eigenartiger und unterrichtender als früher. Die Erzählungen über Aribert und Ansprand, der nach Baiern flieht (VI c. 21) und von da nach Italien zurückkommt (c. 35), sind original. Man möchte darin einen Gegensatz der Baiern und Franken sehen, indem Aribert zu den Franken flüchten wollte (c. 35 S. 176, 20), Ansprand, von Baiern unterstützt, nach Italien zurückkommt.

Eine werthvolle historische Leistung ist die Erzählung von König Liutprand.

Aber ich halte inne; es kam mir nur darauf an, den großen

---

1) In campo Coronate (c. 39 z. E. c. 40 S. 160, 10). Coronate ist der alte Name für das heutige Cornate (Amati, Dizionario corografico dell' Italia III S. 195), das zwei und eine halbe Meile nordöstlich von Gorgonzola am westlichen Ufer der Adda gelegen ist (Amati a. a. O. S. 184).

Umfang der sagengeschichtlichen und poetischen Elemente, die sich in dieser Geschichte finden, nachzuweisen, aus der sich dann der Charakter der ersten Geschichtschreibung aus germanischer Hand überhaupt ergibt.

Man weiß ja wohl, daß die Heldensage, wie sie sich in einem folgenden Zeitraum ausgestaltet hat, aus den Ereignissen dieser ersten Periode erwachsen ist. Die Nibelungen und Dietrich von Bern bilden, indem sie die an die Burgundionen am Rhein und an das Eindringen der Germanen in Italien anschließenden Erinnerungen reproduciren, eine der wunderbarsten Hervorbringungen der alten deutschen Poesie. Hievon ist jedoch an dieser Stelle nicht die Rede; ich spreche nur von den ersten Aufzeichnungen in ihrer bestimmt erkennbaren Aufeinanderfolge. Da zeigt sich nun der Einfluß des germanischen Geistes gleich in den alten Conceptionen. Selbst bei Jordanes athmet die Erzählung von Alarich den Geist der Dichtung; es war über anderthalb Jahrhunderte nach den Ereignissen, daß sie aufgezeichnet wurde; man kann sich daher über den sagenhaften Charakter nicht wundern. Auch die Erzählungen Gregors über die ältere fränkische Geschichte, selbst die Chlodwigs, namentlich die von der Ermordung der Stammesvettern, haben ein durchaus sagenhaftes Gepräge. Meistentheils ist die christliche Legende überwiegend; der kirchliche Gesichtspunkt waltet vor. Aber zuweilen treten auch Erzählungen ein, die damit nichts zu schaffen haben; ich erinnere nur an die von Sigismund von Burgund und seiner Gemahlin bei Gregor. Besonders wenn die Frauen erscheinen, in ihrer großartigen, aber zuweilen furchtbaren Gestalt, erkennt man die germanischen Sagen wieder.

Am stärksten tritt dieses Element bei Paulus Diaconus hervor. Zuweilen haben seine Erzählungen auch im Einzelnen ein ausgearbeitetes poetisches Colorit. Die Rosamundesage ist ein wahres Poem, nicht viel weniger die Brautbewerbung Autharis. Ich denke, sie können als Uebersetzungen aus germanischen Originalen betrachtet werden; denn den Geist, sie zu schaffen, hatte Paulus Diaconus, der eben nur ein Compilator war, mit Nichten. Sein ganzes Buch ist ein Gemisch von fremden Arbeiten, die er vorfand, und poetischen Erzählungen, die er hinzufügt.

IV.

Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten.

(Vorgetragen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. August 1854, zuerst gedruckt in deren 1855 veröffentlichten philosophischen und historischen Abhandlungen S. 415—458; hier wiederholt mit einigen Ergänzungen.)

Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten.

1.

Einige Bemerkungen über die Annalen des Einhard †).

Es setzt in Erstaunen, wenn man die historischen Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts mit denen vergleicht,

---

†) In der Weltgeschichte V, 2 S. 306 hat Leopold von Ranke den Vorsatz ausgesprochen, bei der Aufnahme der Abhandlung über Einhard und die Annales Laurissenses in die Sämmtlichen Werke die Controversen, welche an dieselben sich geknüpft haben, zu erörtern. Dafür liegt jedoch im literarischen Nachlaß kein eigentliches Material vor, da dieselben in den hierher gehörigen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1884 nur ein paar Mal in aller Kürze berührt werden. Dagegen ergänzen diese sonst in einigen Punkten die früher veröffentlichte Vergleichung der beiden annalistischen Berichte, und modificiren bisweilen die damals vorgetragenen Ausführungen, indem sie zugleich zu weiterer Begründung der Darstellung in der Weltgeschichte dienen. Sie bestehen einestheils in einzelnen nachträglichen Bemerkungen zu dem gedruckten Text; anderntheils in einem mehr selbständig gehaltenen, in sich zusammenhängenden Aufsatz über die Vita Karoli von Einhard. Beide werden zugleich mit zwei Annotaten aus Ranke's Handexemplar der Annalen Einhards abgesondert von der Abhandlung aus dem Jahre 1854 mitgetheilt. Diese kommt unverändert zum Wiederabdruck, außer daß drei Sätze, ein jeder von ihnen nur aus wenigen Worten bestehend, — die Ranke selbst hiezu bestimmt hatte, aufgenommen und zur leichteren Auffindung der Stellen, auf welche Bezug genommen wird, die Noten durch einige Citate vermehrt worden sind.

Die erste eingehende Beschäftigung Ranke's mit den Annalen Einhards, soweit sie die Geschichte Karls des Großen betreffen, und mit dessen Vita Karoli fällt in den Juni 1819, in welcher Zeit von ihm ausführliche, noch erhaltene Auszüge aus beiden Schriften angefertigt worden sind. Denselben sind Stellen, wie aus anderen Autoren, so besonders aus dem Monachus Sangal-

die aus der ersten Hälfte des achten übrig sind, welch ein Unterschied zwischen ihnen zu bemerken ist. Einen größeren Fortschritt in der Form gab es vielleicht nie. Im Anfang des achten Jahrhunderts sind die Chronisten des fränkischen Reiches überaus einsilbig und formlos: an den Fortsetzern des Fredegar sieht man recht, wie die Rohheit noch zunahm: im neunten Jahrhundert finden wir richtigen Ausdruck, eine an die classischen Muster erinnernde Auffassung und Darstellung.

Von allen Zweigen der nicht eigentlich politischen Literatur hängt wohl keiner mit dem öffentlichen Leben genauer zusammen, als die Geschichtschreibung. Die Entstehung eines Reiches, wie das Reich Karls des Großen war, erweiterte und erhob an und für sich den Sinn wie für die öffentlichen Dinge überhaupt, so auch für die Historie. Nun ließ es sich aber Karl der Große, wie allgemein bekannt, auch besonders angelegen sein, Literatur und Bildung zu pflegen. Die wenigen Männer, die noch in Italien oder in England Schule und Kenntnisse hatten, versammelte er an seinem Hofe, der eine Pflanzstätte der Cultur wurde.

Auf beiden Momenten zusammen beruht es, wenn sich die historische Literatur im neunten Jahrhundert eines so großen Fortschritts rühmen kann. Als der Repräsentant derselben betrachtet zu werden, hat Niemand größeres Recht, als der Geschichtschreiber Karls des Großen, Einhard.

Er hatte das unschätzbare Glück, in seinem großen Zeitgenossen den würdigsten Gegenstand historischer Arbeit zu finden; indem er ihm, und zwar aus persönlicher Dankbarkeit für die geistige Pflege, die er in seiner Jugend von ihm genossen, ein Denkmal stiftete, machte er sich selbst für alle Jahrhunderte unvergeßlich.

Vielleicht in keinem neueren Werke tritt nun aber die Nachahmung der Antike stärker hervor, als in Einhards Lebensbeschreibung Karl's des Großen. Sie ist nicht allein in einzelnen Ausdrücken und der Phraseologie, sondern in der Anordnung des Stoffes, der Reihenfolge der Capitel, eine Nachahmung Suetons. Wie auffallend, daß

---

lensis und in größerer Zahl aus dem Poeta Saxo beigeschrieben. Daran schließen sich kleinere Ausarbeitungen über das Privatleben Karls, das Weltverhältniß und die Institutionen seines Reiches, die Stellung der Priesterschaft, über Kunst und Wissenschaft, wobei der zuerst genannte Autor zu Grunde gelegt ist, — und Excerpte aus den Capitularien, nach der Sammlung derselben im fünften Bande von Bouquet. Eine Reihe neuerer Schriften werden citirt.

ein Schriftsteller, der eine der größten und seltensten Gestalten aller Jahrhunderte darzustellen hat, sich dennoch nach Worten umsieht, wie sie schon einmal von einem oder dem andern Imperator gebraucht worden sind. Einhard gefällt sich darin, die individuellsten Eigenheiten der Persönlichkeit seines Helden mit den Redensarten zu schildern, die Sueton von Augustus oder Vespasian oder Titus, oder auch hie und da von Tiberius gebrauchte. Er hat gleichsam die Maße und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet, wie in seinen Bauwerken: aber damit noch nicht zufrieden, wendet er, wie in diesen, auch sogar antike Werkstücke an. Wenn wir auch überzeugt sind, daß hiebei die Wahrheit nicht verletzt wurde, so konnte doch die ganze Originalität der Erscheinung auf diese Art nicht wiedergegeben werden. Ueberhaupt suchen wir in der Geschichte nicht allein Schönheit und Form, sondern die exakte Wahrheit, deren Ausdruck die freieste Bewegung fordert, und dadurch eher erschwert wird, daß man sich ein bestimmtes Muster vor Augen stellt.

Ohne Zweifel war die Absicht Einhards mehr auf eine angenehm zusammenfassende Darstellung, als auf strenge Genauigkeit in den Thatsachen gerichtet. Das kleine Buch ist voll von historischen Fehlern.

Nicht selten sind die Regierungsjahre falsch angegeben, z. B. bei Karlmann, der nur zwei Jahre regiert haben soll, während er doch über drei Jahre als König neben Karl dem Großen lebte; über die Theilung des Reiches zwischen den beiden Brüdern wird eben das Gegentheil von dem behauptet, was wirklich stattgefunden hat: Schlachten, die ohne besondere Wirkung vorübergingen, wie die an der Berre, werden als entscheidend bezeichnet; Namen der Päpste werden verwechselt; die Gemahlinnen sowohl wie die Kinder Karls des Großen nicht richtig aufgeführt; es sind so viele Verstöße zu bemerken, daß man oft an der Aechtheit des Buches gezweifelt hat, obwohl sie über allen Zweifel erhaben ist.

Bei dieser Eigenthümlichkeit des Autors ist es wohl nicht allein erlaubt, sondern dringende Pflicht, auch sein anderes Werk, die Annalen, auf welche bisher die Geschichte Karls des Großen hauptsächlich gebaut worden ist, einer näheren Prüfung zu unterwerfen.

Einhard, der um das Jahr 770 geboren ist, und vor dem Anfang des neunten Jahrhunderts schwerlich weder zu voller Ausbildung, noch zu einigem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gelangte, der in dem Leben Karls des Großen selber klagt, daß er über die Jugendjahre seines Helden, von denen doch sonst am meisten

lebendige Erinnerung übrig zu bleiben pflegt, sich nicht genau habe unterrichten können, mußte sich in dem früheren Theile seiner Arbeit nothwendig an ältere Aufzeichnungen anschließen.

Das Glück hat nun gewollt, daß uns diese, in der Gestalt, wie sie ihm vorlagen, ebenfalls aufbewahrt worden sind.

Es sind die Annalen, die früher Loiseliani oder plebeji, auch rustici genannt wurden, jetzt in der Sammlung der Monumenta Germaniae als Laurissenses erscheinen, vom Jahr 741 bis 788 fortlaufen, dann in zwei verschiedenen Fortsetzungen weitergehen, von denen die eine sich zuletzt in die Einhardische auflöst. Sie sind von unserm verehrten Collegen Pertz erst in authentischer Gestalt publicirt worden.

Ich will hier nicht ihren Ursprung untersuchen, noch nach dem Autor der Fortsetzungen forschen, sondern ich vergleiche nur die beiden Texte, den alten, der sich in der Form an die frühere historische Literatur anschließt, und die einhardische Ueberarbeitung mit einander, um ihr Verhältniß und ihren Werth zu erkennen. Die Frage ist: stimmen die einhardischen Annalen vollkommen mit den älteren überein? Und wo sie von einander abweichen, worin besteht der Unterschied: welchen von beiden gebührt der Vorzug?

Wir haben keine Hoffnung, über eine Regierung, auf welcher die Zustände des europäischen Continents lange Jahrhunderte hindurch beruht haben, jemals andere schriftstellerische Mittheilungen zu erhalten: um so wichtiger ist es, das, was wir haben, genau zu prüfen. Auch eine kleine Abweichung des Späteren von der ursprünglichen Auffassung wird bei dem Mangel anderer Nachrichten bedeutend.

Eine solche zeigt sich z. B. (beim J. 749) in jener bekannten Antwort des Papstes Zacharias auf die Anfrage Pippins wegen des fränkischen Königthums, welche so viel zur Uebertragung der Gewalt von dem einen auf das andere Geschlecht beitrug. Bei dem alten Chronisten ist die Frage bestimmter: ob es gut sei oder nicht, daß es im Frankenreiche Könige gebe, die keine königliche Gewalt haben: sie hat eigentlich nur eine Tendenz zu Ungunsten der Merowinger, der Ausspruch des Papstes bei beiden ist positiv, zu Gunsten derer, welche die Macht haben: er fordert kraft apostolischer Autorität für Pippin den Namen König: aber bei dem älteren Chronisten fügt er den Grund hinzu; welcher darin liegt, daß die Ordnung erhalten werden müsse, „ut non conturbaretur ordo“, indem es ja allerdings möglich war, daß der noch immer mit dem Titel bekleidete Merowinger irgend einmal nach der Macht strebte, oder vielmehr weil Ehre und Macht zusammen-

fallen müssen. Diesen Grund läßt Einhard weg. Wenn dann der alte Annalist sagt: Pippin sei zum König gewählt worden secundum morem Francorum [1]), so findet sich auch das bei Einhard nicht wieder; er schreibt, hier wie in der Vita, die Sache schlechthin dem römischen Stuhle zu — vielleicht nur deshalb, weil es ihm besser zusammenzuhängen schien, daß, nachdem gefragt worden war, welcher von beiden König heißen sollte, nun der auch so genannt worden sei, welchen der Papst vorgezogen hatte. Aber damit verschwindet die Wahl, welche in der älteren Quelle noch von der Erhebung unterschieden und auch in einer der Fortsetzungen des Fredegar erwähnt wird [2]); ein Akt von staatsrechtlicher Bedeutung, wenn er damals auch nur in einer Ceremonie bestanden haben sollte. Die Handlung bekommt eine ausschließend hierarchische Farbe.

Ein ander Mal möchte sich der Zweifel regen, ob nicht Einhard, durch eine vorgefaßte Meinung getäuscht, seine Quelle anders ausgelegt hat, als es ihr ursprünglicher Sinn war.

Wer erinnert sich nicht des Anfanges der Geschichte der Regierung Karls des Großen, wie sie nach Einhard eine von allen Autoren wiederholte Ueberlieferung geworden ist, nach welcher die beiden Söhne und Nachfolger Pippins, bei einem Feldzug gegen Aquitanien, das nach dem Tode des alten Königs, von dem es überwunden war, rebellirt, sich entzweien, Karlmann seine Hülfe versagt und Karl genöthigt ist, die Sache allein zu Ende zu bringen. Einhard und seine Nachfolger leiten von diesem Ereigniß die Feindseligkeit her, die zwischen beiden Brüdern entstand.

Vergleichen wir damit die ursprüngliche Aufzeichnung der plebejischen Annalen, welche Einhard wie überall, so auch hier zu Grunde legt, so ist das keinesweges so deutlich darin enthalten.

Einhard schaltet in seine Bearbeitung eine Behauptung ein, welche offenbar falsch ist; er sagt, Aquitanien sei dem Landestheile Karls zugefallen [3]). Aber wir haben eine alte gleichzeitige Nachricht in der Fortsetzung Fredegars, nach welcher Aquitanien zwischen beiden Brüdern getheilt worden ist [4]), wie auch andere Provinzen, und diese wird durch das unumstößliche Zeugniß der Urkunden bestätigt. Gehörte aber Aquitanien eben so gut zu Karlmanns Antheil, wie zu dem von Karl, welchen Sinn hat es, daß jener seine Hülfe gegen

1) Z. J. 750 MG. SS. I S. 138, 1.
2) c. CXVII; cont. III bei Bouquet II S. 460 A.
3) Z. J. 769 S. 147, 26.
4) c. CXXXVI; cont. IV bei Bouquet V S. 9 B.

eine Rebellion verweigert haben soll, die zugleich gegen ihn selber gerichtet war?

Betrachten wir nun die Worte des alten Chronisten ohne diese Voraussetzung, so lassen sie noch eine andere Erklärung zu, als die einhardische, oder, wenn ich mich nicht täusche, sie fordern dieselbe.

Nach dem Chronisten bricht Karl gegen Aquitanien auf, weil Hunold dort eine Empörung anfängt; aber wenige Franken reichen hin, seinem Unternehmen, das wohl noch nicht ganz zum Ausbruch gekommen war, ein Ende zu machen: „cum paucis Francis dissipata iniqua consilia supradicti Hunoldi“; — indessen hat sich auch Karlmann dahin aufgemacht, und die beiden Brüder halten eine Zusammenkunft, in einem Orte, dessen Lage man nicht mehr anzugeben vermag; dann kehrt Karlmann in das innere Frankenreich zurück, Karl begiebt sich nach Angoulême, und versieht sich mit Allem, was zur Anlegung einer militärischen Colonie nothwendig ist, rückt an die Dordogne und gründet Fronsac. Hunold ist gar nicht mehr im Lande, sondern zu Lupus geflohen, der ihn dann ausliefert.

Allerdings bieten nun hier die älteren Annalen in ihrer ungeschickten Sprache einige Undeutlichkeiten dar. Der Autor kann sagen wollen, die Unruhen seien schon vor Karls Ankunft beigelegt gewesen, und die Zusammenkunft der Brüder bei dem beiderseitigen Heranrücken erfolgt; aber es ist auch eine andere Erklärung möglich: man könnte annehmen, dissipata sunt stehe für dissipavit: in ipso itinere hieße dann, bei dem fortgehenden Durchziehen des Landes: so daß hienach Karl mit wenigen Franken, so viel er eben um sich hatte, herbeigeeilt wäre, den Aufstand unterdrückt und alsdann mit dem Bruder jene Zusammenkunft gehalten hätte; auf jeden Fall aber war Alles beigelegt, und kein Kriegszug weiter nöthig als Karlmann ankam; man hatte nur auf eine bessere Befestigung des Landes Bedacht zu nehmen. Von einer Entzweiung, die hiebei zwischen den beiden Brüdern ausgebrochen sei, ist in den älteren Annalen keine Spur.

Einhard kann zur Annahme einer solchen nicht gelangen, ohne von den Notizen, die er findet, abzuweichen. Er übergeht, daß die Bewegung schon im Anfang durch geringe Kraftanstrengung, wie ja auch nur von einem Versuch der Rebellion die Rede ist, gedämpft war. Denn da Karl sich erst dann mit dem Bruder bespricht, würde er der Hülfe desselben nicht bedurft haben.

Wenn er sagt: „cum fratris auxilium habere non posset, qui procerum suorum pravo consilio ne id faceret impediebatur“, so kommt das allein auf seine Rechnung, es ist sein eigner Zusatz;

aber ist es mit demselben wohl besser bestellt, als mit jener Behauptung über die Theilung? Ich bekenne, mir ist es in hohem Grade zweifelhaft.

Eine Entzweiung zwischen den Brüdern fand allerdings statt, aber sie ist nicht hier, nicht durch das böse Einreden einiger Vornehmen des karlmannischen Antheiles entstanden. Wie alten Ursprungs sie war, erkennt man aus einem merkwürdigen Briefe des Kartwulf an Karl den Großen. Darin werden alle die besonderen Glücksfälle aufgeführt, deren sich Karl zu rühmen habe. Der erste ist: daß er auf das besondere Gebet seiner Eltern, namentlich seiner Mutter, und zwar als der Erstgeborne, der Gott vornehmlich heilig, auf die Welt gekommen sei; der zweite, daß Gott ihn vor der Nachstellung seines Bruders bewahrt (ut de Jacob et Esau legitur); — es scheint fast, als habe der jüngere Bruder dem älteren seine Rechte streitig gemacht; ferner wird es für ein Glück erklärt, daß Karl das Reich zugleich mit seinem Bruder erlangt habe (quod sortisti regnum Francorum cum fratre tuo), sowie endlich, daß Karlmann später ohne Blutvergießen von der Erde genommen worden sei †). Welches auch die häuslichen Ereignisse gewesen sein mögen, die hiemit angedeutet werden, so ergiebt sich doch, daß der Hader der Brüder sich aus ihren Jugendjahren herschrieb, von denen Einhard, wie er sagt, Nichts erfahren konnte. Wenn nicht Alles trügt, hat sich der weitere Zwist an den italienischen Angelegenheiten entwickelt, in denen Karlmann die Partei der Langobarden, Karl der Große die des Papstes ergriff, nicht an diesen aquitanischen.

Um diese herbeiziehen zu können, dazu gehörte jene Voraussetzung über Karls ausschließlichen Besitz von Aquitanien, die aber falsch ist. Der alte Autor nahm an, daß sich Karlmann sofort, wie die Nachricht von den aquitanischen Bewegungen erscholl, ehrlicherweise mit dem Heerbann seines Theiles ebenfalls dahin aufgemacht hatte.

Nach alle dem wird man sagen dürfen, daß die Auffassung Einhards weder mit der alten Aufzeichnung, der er doch sonst folgt, übereinstimmt, noch auch überhaupt haltbar ist. In der Vita Caroli geht der Autor aber sogar noch einen Schritt weiter als in den Annalen [1]). Er behauptet, Karlmann habe Hülfe versprochen und sie dann nicht geleistet (licet frater eum promisso frustrasset auxilio),

---

†) Vgl. Nachträgliche Bemerkungen A S. 117.

1) c. 5.

was sich noch weniger zu halten vermag und wohl nur auf unverbürgtem Hörensagen beruht.

Eine ähnliche Steigerung der Abweichung finden wir noch bei einem anderen Punkt dieser Begebenheit.

Der alte Annalist erzählt, Lupus von Wasconien habe Hunold, der zu ihm geflohen, ausgeliefert, während Karl der Große dort in der Nähe seiner Grenze sich aufhielt (dum et ibi moram fecisset una cum Francis, adductus est Hunoldus). Einhard fügt in den Annalen, indem er die Andeutungen, die er vorfand, ausarbeitet, hinzu, Lupus habe sich auch zu jedem anderen Gehorsam bereit erklärt, se quaecunque imperarentur facturum spopondit. Noch viel weiter aber geht er in der Vita; er versichert da, Lupus habe sich selbst und sein ganzes Land an Karl aufgegeben: se ipsum cum provincia, cui praeerat, ejus potestati permisit. Ich fürchte, auch darin liegt eine Uebertreibung, wie sie seinen altrömischen Mustern eigen ist. Bald darauf finden wir diesen wasconischen Lupus durch einen anderen desselben Namens, einen Enkel Hunolds, gestürzt. Sollte Karl, wenn Wasconien ihm wirklich unterworfen worden, also der Fürst sein Vasall gewesen wäre, einen solchen Umsturz der Gewalt ohne Ahndung haben hingehen lassen? Dennoch hat Einhard kein Wort davon, daß Karl sich um diese Sache bekümmert habe, was nur zu erklären ist, wenn ihm Wasconien noch nicht angehörte.

Man wird es hoffentlich gerechtfertigt finden, wenn ich nun die Meinung ausspreche, daß bei einer Revision der Geschichte Karls des Großen die Worte des plebejischen Textes zuerst ohne Beziehung auf die einhardische Umarbeitung zu Grunde gelegt, deren Zusätze und abweichende Auffassungen aber auf das genaueste geprüft werden müssen.

Das ist die Aufgabe einer kritischen Durcharbeitung dieses ganzen Stoffes, wie er Jahr für Jahr vorliegt: hier sei mir erlaubt, noch einige der wichtigsten Ereignisse der früheren Zeiten Karls des Großen nach dem erkannten Verhältniß, das sich an denselben vielleicht noch besser bewähren wird, zu betrachten.

Ich beginne mit der Unternehmung Karls des Großen gegen die Langobarden im Jahre 773.

Ich will nicht die kleinen Züge erörtern, worin die beiden Darstellungen von einander abweichen: der spätere Schriftsteller unterscheidet sich von der ursprünglichen Aufzeichnung vor Allem durch eine andere Anschauungsweise. Der einhardische Karl überlegt, als die Botschaft des Papstes ihn in Thionville trifft, die zwischen Römern und

Langobarden obwaltenden Streitigkeiten und beschließt alsdann den Zug (rebus, quae inter Romanos ac Langobardos gerebantur, diligenti cura pertractatis bellum sibi — suscipiendum ratus): man sieht ihn gleichsam schon als Richter der Welt und Selbstherrscher. In den plebejischen Annalen ist Alles origineller, wiewohl einfacher und geringer. Jener Abgesandte des Papstes ruft Karl auf, „pro dei servitio et justitia Sti. Petri seu solatio ecclesiae“. Der Papst erscheint nicht bloß, wie bei Einhard, unterdrückt durch momentane Insolenz; man sieht, daß nur eben die alten Streithändel zwischen dem römischen Stuhl und der langobardischen Kriegsmacht, welche schon Pippin nach Italien gezogen, wieder in Gang gesetzt sind: das Interesse des römischen Stuhls ist zu vertheidigen, nicht gleichsam ein Rechtsspruch zu fällen und zu vollziehen. Auch darauf ist Werth zu legen, daß dem alten Autor zufolge der König und die Franken zugleich vom Papst aufgefordert werden, ihm zu Hülfe zu kommen, invitando regem una cum Francis; nach Einhard ist die Botschaft nur an Karl gerichtet. Ferner: bei Einhard überlegt und beschließt der König allein; nach den plebejischen Annalen zieht er die Franken, die bei ihm sind, darüber zu Rath, was er thun soll, „rex consiliavit una cum Francis, quid perageret, et sumpto consilio, ut sicut missus apostolici . . . postulavit, ita fieret“, also im Rath fand man für gut, die Wünsche des Papstes zu erfüllen. Auch der Heerbann, der nun zusammenkommt, die bewaffnete Nation ist ein Synodus: sinodum rex tenuit generaliter cum Francis; was schon von den Oberhäuptern für gut gehalten worden, ward von Allen genehmigt und ausgeführt, wie es ihre Weise war. Bei Einhard ist Alles Entschluß und Handlung des Königs; der alte Text stellt den Zustand dar, in welchem man sich befand.

Bei der Beschreibung des Kriegszuges selbst hält sich Einhard sehr im Allgemeinen. Er sagt nur: „superato Alpium jugo Desiderium citra congressionem fugavit“; so daß man Nichts einsieht; weshalb denn auch Baronius diesen Eintritt gleichsam als ein Wunder preist. In dem Chronicon Moissiacense heißt es zwar: der König habe eine Legion der bewährtesten Krieger über die Gebirge geschickt, und durch diese sei Desiderius in die Flucht geschlagen worden[1]), so daß ich in einer 1841 erschienenen Geschichte finde, die Clausen seien erstürmt worden. Allein das Chronicon Moissiacense hat dies nicht einmal so deutlich, und besitzt an und für sich, als aus anderen Büchern zusammengeschrieben, keine Glaubwürdigkeit. Wie sollte dann auch Einhard es gewagt haben, zu behaupten, es sei gar nicht geschlagen

1) MG. SS. I S. 295, 23.

worden? Da haben denn nun die alten Annalen die schlecht construirten, aber sehr bezeichnenden Worte: „mittens (Carolus) scaram suam per montana, hoc sentiens Desiderius, clusas relinquens.“ Also die eigenthümliche Mannschaft des Königs, seine Scara, fand einen Weg im Gebirge; wie bei dem Uebergang Napoleons über den St. Bernhard im Jahre 1800 die Franzosen das Fort Bard auf einem Hirtenwege umgingen; aber Desiderius erwartete nicht, daß sie herankamen, sondern entfernte sich vorher. Auch der Annalist glaubt doch, daß eine besondere Protektion des heiligen Petrus zu dieser leichten Eröffnung der Clausen beigetragen habe.

Und wie der Anfang des Zuges, so hat auch das Ende desselben in dem alten Annalisten etwas Einleuchtenderes als bei Einhard.

Einhard sagt nur: Pavia, durch lange Belagerung ermüdet, ergiebt sich, und so ergeben sich alle anderen Städte und unterwerfen sich der Gewalt des Königs und der Franken. Die Annales plebeji haben: Karl erobert die Stadt, und bekommt den König Desiderius selbst in seine Gewalt, mit seiner Frau und Tochter und mit dem ganzen Schatz, der in seinem Palast war; also ging die Königsburg und der königliche Schatz in die Hände Karls des Großen über. Hierauf kommen alle Langobarden aus allen Städten von Italien und unterwerfen sich der Herrschaft des glorreichen Königs Karl und der Franken. Dort ist die Eroberung mit Worten geschildert, wie sie allenthalben passen. Hier aber, und ich zweifle nicht, daß das die Wahrheit ist, kommen die Langobarden und erkennen den Besieger des Desiderius, der dessen königlichen Schatz inne hat, als ihren neuen König an. Karl wurde König der Langobarden†).

Doch war damit zugleich eine Oberhoheit des fränkischen Reiches verknüpft; jene Königsburg blieb fortan von Franken besetzt. Nur der alte Chronist hat das mit der nöthigen Deutlichkeit: „custodia Francorum in Papia civitate dimittens.“ Einhard begnügt sich mit den flüchtigen Worten: „pro tempore ordinata Italia.“ Doch ist jene Form für den späteren Zustand maßgebend gewesen. Nach der Rebellion des Hrotgaud in Friuli werden die dortigen Städte erobert und mit Franken besetzt; disposuit eas omnes per Francos[1]). Das war die natürliche Weise, das Land in Gehorsam zu erhalten, so im Osten wie im Westen. Die dort angesiedelten Franken sind es dann, die das Land an dieser Grenze gegen die Anfälle der Avaren ver-

†) Vgl. Nachträgliche Bemerkungen B S. 115 ff.

1) Z. J. 776 S. 154, 25.

theidigen; z. B. im Jahre 788: „Franci, qui in Italia commanere videntur." Einhard hat auch da nur das ganz Allgemeine, von den Avaren, die er Hunnen nennt, sei zugleich Baiern und die Mark Friuli angegriffen worden, „in utroque loco victi fugatique sunt". Auf diese ersten Ansiedelungen bezieht sich wohl die Sage der Bauern bei Treviso, daß Roland die altrömische Heerstraße, wo sie sich an den Lagunen hinzieht, bewacht, und mit Meilensteinen Truktafelspiel gespielt habe (il giuoco di trucco di terra. Filiasi, Memorie storiche sui Veneti primi e secondi V S. 284).

Ich gehe über auf die Sachsenkriege.

Bei dem ersten Unternehmen im Jahre 772 konnten die allgemeinen Ausdrücke Einhards: „ingressus (Saxoniam) - depopulatus-(cuncta) Aeresburgum cepit, idolum - Irmensul - evertit," zu dem Irrthum Anlaß geben, obwohl sie ihn nicht enthalten, als sei die Irmensul in Eresburg, also in Stadtberge selbst gewesen, was man so lange geglaubt hat. Der alte Annalist unterscheidet bei Weitem sorgfältiger: Aeresburgum coepit, ad Ermensul usque pervenit et ipsum fanum destruxit, und mit Recht sucht die neuere Forschung (Clostermeier[1]) z. B., mit dem auch unser Jacob Grimm übereinstimmt[2]), diesen heiligen Ort um sechs Stunden Weges tiefer im Osninggebirge. Bewährt es sich nun aber, daß dem alten Chronisten überhaupt größere Autorität zukommt, so möchte ich auch auf seine Erzählung, daß man Gold und Silber da gefunden, eine Art von Tempelschatz, wie bei den Galliern in Tolosa, einigen Werth legen, und sie nicht, wie treffliche Männer geneigt scheinen[3]), für eine sagenhafte Ausschmückung erklären†).

Was nun aber die entscheidenden Begebenheiten dieses großen Krieges betrifft, so hat man es von jeher wunderbar gefunden, daß die beiden Schlachten, welche Einhard in der Vita als die einzigen bezeichnet, die darin vorgefallen, bei Detmold und an der Hase, im Jahr 783, in der Zeit einander so nahe liegen, und die zweite nur ein paar Tage später ist als die erste. Trotz der ausdrücklichen Versicherung der Autoren, daß die Franken auch in der ersten einen unzweifelhaften Sieg erfochten, hat doch selbst Möser, da sich der König nach derselben nach Paderborn begab, annehmen zu dürfen ge-

1) Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe S. 26. 27 Note.

2) Deutsche Mythologie 1. A. S. 81* 2. 3. A. I S. 105 N. 1. 4. A. I S. 96 N. 1.

3) Jacob Grimm a. a. O. S. 83 = 106 = 97.

†) Vgl. Nachträgliche Bemerkungen C S. 116 ff.

glaubt, man habe geschlagen, ohne etwas zu entscheiden[1]). Spätere, wie Luden, haben sogar gemeint, Karl möge bei Detmold im Nachtheile geblieben sein[2]). Ein ungenauer Ausdruck Einhards, den man urgirte, hat wohl hauptsächlich diese Vermuthungen veranlaßt: wenn man aber den alten Chronisten ansieht, so müssen sie schwinden. Einhard folgt nur seiner einmal angenommenen Art und Weise, seinen Helden immer als überlegend und voraussehend zu schildern, wenn er sagt: „in Saxoniam, sicut dispositum habebat, duxit exercitum." Von dieser Vorsorge aber findet sich in den alten Annalen nichts. Wie hätte auch Jemand denken sollen, daß nach jener furchtbaren Hinrichtung, durch welche man alle Rebellen vernichtet zu haben meinte, sofort ein großer Aufstand ausbrechen würde? Dann würde ja eine so grausame Handlung unterblieben sein. Die Nachricht von dem Aufstand kam ohne Zweifel unerwartet. „Cum paucis Francis," sagt der alte Annalist von Karl, „ad Theotmalli venit"; sei es nun, daß er diese altheilige Stätte vor den Sachsen einnehmen wollte, oder daß er schon erfahren hatte, sie seien dort; genug, als er anlangte, fand er sie noch in der Vorbereitung zu ihrer Aufstellung begriffen. Wohl ließe die Angabe Einhards, Karl habe im Voraus von ihren Vorbereitungen gehört, die Meinung zu, diese seien vollendet gewesen, als er anlangte. Die Worte der Annalen fordern eher die entgegengesetzte Annahme. Und gewiß, nicht die ganze Masse der Sachsen war dort schlachtbereit beisammen, sonst würde sie Karl mit den wenigen Franken nicht haben angreifen können, sondern nur ein Theil derselben, den er durch raschen Anfall in die Flucht jagte: „Carolus et Franci solito more super eos irruentes et Saxones terga vertentes" — welche Worte echt sein dürften — „et Franci victores extiterunt" — bei der Ueberlegenheit der Scara francisca in den Waffen ist es so unglaublich nicht, daß die Meisten von ihnen (und Viele waren ihrer immer, wenn auch nicht Unzählige, wie Einhard sagt) niedergemetzelt wurden. Hienach dürfte man annehmen, daß der Vorfall bei Detmold nicht ein förmlicher Kampf der großen Heere, sondern nur eine Ueberraschung der sich in Verfassung setzenden sächsischen Völker durch das unmittelbare Kriegsgefolge des fränkischen Königs war. Dieser begab sich von da „cum victoria venit" nach Paderborn, und hier versammelte er seinen Heerbann „ibi conjungens exercitum suum". Daß Einhard die ersten

1) Osnabrückische Geschichte III I S. 204 ff., III. Abschn. § 37 N. a.
2) Geschichte des teutschen Volkes IV S. 338.

Worte auf seine Weise umsetzt: „cum ad Padrabrunnon cum exercitu se recepisset", hat eben Anlaß zu jenen Vermuthungen gegeben. Mit dem vereinigten Heerbann nun ging Karl den Sachsen entgegen, die sich indeß an der Hase vereinigt haben, man sieht nicht, in welcher Anzahl, und bringt ihnen die größten Verluste bei. Ich denke, auf diese Weise bekommen die Dinge besseren Sinn und Zusammenhang; wir sehen auch mehr den Gang der Kriegführung und militärische Zwecke.

Halten wir uns, wie wir denn nach diesen Bemerkungen müssen, nunmehr vorzugsweise an den alten Chronisten, so heben sich einige Schwierigkeiten, die bei dem Jahre 784 aufgestellt worden sind.

Wenn Einhard bei diesem Jahre erzählt, der jüngere Karl, Sohn des Königs, sei durch den Dreingau ziehend mit einem sächsischen Heere zusammengetroffen, und nachdem er dies geschlagen, zu seinem Vater an den Rhein gegangen, der dann selbst noch im Winter nach Sachsen vorgerückt; so glaubt Möser schließen zu dürfen, der Prinz habe wohl eine gewaltige Schlappe erlitten, die den Vater nöthigte, mitten im Winter aus Francien in Westfalen vorzurücken, und seine ganze Armee cantoniren zu lassen[1]). Es ist schon sehr gewagt, dies an Einhard anzuknüpfen, der das Gegentheil ausdrücklich versichert; aber die Begebenheit wird auch ohne dies verständlich, wenn wir die Umstände etwas genauer erwägen, die der alte Annalist andeutet. Als sich der König von der niederen Weser durch Thüringen nach Ostfalen wendete, ließ er seinen Sohn mit einer Scara zurück, um die Westfalen zu beobachten; wie das auch Einhard verstand: „in Westfalaorum finibus sedere jussit." Sowie der König entfernt ist, regt sich aber das soeben durchzogene Land aufs Neue; „Westfalai", sagt der alte Chronist, „voluerunt se congregare ad Lippiam", sie versuchen es erst, sich zusammenzuziehen. Sowie der junge Fürst dies hört, geht er auf sie los, ohne Zweifel, ehe sie noch beisammen waren, denn sonst würde er ihnen mit einer Scara nothwendig haben unterliegen müssen; er begegnete ihnen im Dreingau, wo er sie schlägt. Einhard ist seiner Gewohnheit nach unbestimmter; er sagt: „cum ei iter agenti in pago Draigni . . . Saxonum occurrisset exercitus"; und das sieht freilich aus, als ob die Sachsen angegriffen hätten; — womit es sich aber der alten Quelle nach nicht so verhält. Ich versuche nicht, alle Zweifel zu lösen, die bei der Betrachtung dieser Feldzüge sich erheben: dabei wird es immer bleiben, daß die Empörung

1) a. a. O. S. 206 N. d.

der Sachsen durch den Sieg des jungen Karl nicht gedämpft wurde; er war zu schwach, um sie in Unterwerfung zu halten, ebendeshalb begab er sich zu seinem Vater nach Worms: hier ward auf's Neue Rath gepflogen, und ein Winterfeldzug beschlossen: „inito consilio cum Francis." Karl wollte anfangs sein Feldlager an dem Zusammenfluß der Werra und Weser nehmen, zog aber dann der Ueberschwemmungen wegen Eresburg vor: von hier aus hielt er das Land mit Gewalt in Zaum. Bei Einhard heißt es sehr allgemein: „cuncta caedibus atque incendiis permiscendo; omnes . . . regiones ingenti clade adfecisset." Bezeichnender sind die Ausdrücke des alten Annalisten: „Saxones, qui rebelles fuerunt, depraedavit", d. h. nicht Alle, sondern die, welche an der neuen Erhebung unmittelbaren Theil gehabt, deren Schlösser zerstörte er; er reinigte die Straßen, so daß Alle zu der öffentlichen Versammlung in Paderborn kommen konnten; es versteht sich, auch die Sachsen, welche sich unterworfen hatten. Einhard, wie auch oben, hat zwar nur: „populi sui conventum", aber wir haben das bestimmte Zeugniß der alten Lorscher Annalen, daß die Sachsen dabei waren: „placita habuit cum Francis et Saxonibus."

Eine Zusammenkunft, die vielleicht wichtiger war, als man glaubt. Wenn jemals, so dürfte hier eine Vereinbarung zwischen Karl und den Westfalen getroffen worden sein. In dem Jahre 784 hatte Karl bei seinem Zuge nach der Elbe eine Abkunft mit den Ostfalen zu Stande gebracht; der alte Annalist erwähnt ausdrücklich einer „conventio ibi facta" (ad Scahingi, in dem Lager bei Schöningen); es könnte scheinen, als sei eine solche bei der jetzigen Zusammenkunft auch auf die Westfalen ausgedehnt worden. Allein, da es der Autor nicht wörtlich sagt, so dürfen wir es nicht auf eigene Hand annehmen. Schon genug, wenn die Sachsen auf der allgemeinen Zusammenkunft erschienen. Sie wurden in das fränkische Reich aufgenommen; der Zustand muß wenigstens faktisch erträglicher geworden sein. Noch in demselben Jahre unterwarfen sich Wittekind und Albio und nahmen die Taufe an.

Auch über das spätere Verhältniß der Sachsen ergiebt sich nun nach der älteren und echten Quelle Einiges.

Bei dem Jahre 789 erzählen die beiden Annalen einen großen Zug gegen die Slaven, der schon früher beabsichtigt war. Einhard, der seinen Helden, in dem er schon den Kaiser sieht, immer ganz selbständig auftreten läßt, z. B. auch 784 statt der Worte: inito

consilio cum Francis, Nichts weiter hat, als „congregato exercitu“, läßt auch hier Alles von ihm ausschließend ausgehen: er kann die Insolenz der Wilzen nicht länger ertragen, beschließt, sie anzugreifen, bringt ein großes Heer zusammen, zieht damit durch Sachsen (comparato ingenti exercitu Rhenum trajecit, inde per Saxoniam iter agens cum ad Albiam pervenisset etc.). Die älteren Annalen messen, wie überall, so auch hier den Nationen eine viel größere, freiere Theilnahme bei: „Cum consilio Francorum et Saxonum perrexit.“ Nicht allein die Franken, sondern auch die Sachsen wurden gefragt. Bei dem Heere waren Franken und Sachsen; die Friesen kamen auch „cum quibusdam Francis“. Auch Sorben und Obotriten, die bei Einhard ebenfalls nicht erwähnt werden, nahmen an dem Zuge Theil. Genug, die Franken und Sachsen erscheinen in einer großen nationalen Vereinigung, zu Rath und That gleichberechtigt, — merkwürdig ist es, daß, wie die Friesen mit einem fränkischen Zusatz erschienen, dies Verhältniß sich auch in dem südlichen Italien und in Baiern wiederholte. Dort bilden die Langobarden die Masse des Heeres, doch ist ein missus bei ihnen, una cum paucis Francis. So erschienen zur Hülfe der Baiern gegen die Avaren bei der Ips zwei Missi „cum aliquibus Francis“ [1]). Alles Dinge, die bei Einhard verschwinden, der nur die Einheit des Reiches im Auge hat, und Karl den Großen ansieht wie einen römischen Imperator †).

Bemerken wir noch, um wenigstens die wichtigeren Begebenheiten der früheren Zeit zu umfassen, was sich auf unserem Wege für die Verhältnisse zu Benevent und zu Baiern ergiebt, die auf das genaueste zusammenhängen.

Schon bei der beneventanischen Angelegenheit, welche die erste ist, gehen unsere beiden Autoren ziemlich auseinander.

Nach dem Annalisten bemerkt Karl mit Vergnügen, daß er allenthalben Friede habe, und beschließt, nach Rom zu gehen, um an den Schwellen der Apostel zu beten, die italienischen Dinge zu ordnen und mit den Gesandten des Kaisers (das ist Constantinus VI. von Constantinopel, der damals mit Karls Tochter Rotrudis verlobt war) eine Zusammenkunft zur Feststellung ihrer gegenseitigen Ver-

1) Z. J. 788 S. 174, 5. 10.

†) Vgl. Nachträgliche Bemerkungen D S. 118.

hältnisse zu halten: de conventiis eorum[1]); alles sehr friedliche Gedanken, denen es entspricht, daß eines Heeres gar nicht Erwähnung geschieht.

Bei Einhard dagegen hält es der König für angemessen, jetzt seine lombardische Eroberung durch die Besitznahme von Benevent zu vollenden: wartet nicht lange, zieht auf der Stelle seine Truppen zusammen und geht mitten im Winter nach Italien, so rasch wie möglich nach Rom[2]).

Hören wir den Annalisten weiter, so langt, nachdem Karl ein paar Tage bei dem Papst gewesen, der Sohn des Herzogs Arichis von Benevent an, mit reichen Geschenken und dem Versprechen der Unterthänigkeit von Seiten seines Vaters, der nur nicht wünsche, daß der König nach Benevent komme. Allein der Papst, der mit Arichis in Streit lag, und die fränkischen Großen glauben diesen Versicherungen nicht: sie fassen den Rath mit dem Könige — „consilium fecerunt cum supranominato rege Carolo", nicht, wie es sonst gewöhnlich heißt, Karl faßt mit seinen Franken den Rath — daß er nach Benevent gehen und die dortigen Angelegenheiten in feste Ordnung bringen solle[3]). Es ist offenbar, daß, dem alten Annalisten zufolge, der König, der an und für sich keine entscheidende Richtung dahin hatte, eine solche erst in Rom erhielt.

Ganz anders bei Einhard. Der König war schon in der Absicht gekommen, sich Benevents zu bemächtigen, und in Rom hat er diese Sache mit Papst und Großen bereits überlegt, als die Gesandten des Herzogs ankommen. Aber der König nimmt auf diese Botschaft keine Rücksicht, nach eigenem Ermessen: (longe aliter de rebus inchoatis faciendum sibi judicans) und rückt nach Capua vor[4]). Bei ihm ist Alles eigener Beschluß und Wille; die römische Einwirkung verschwindet.

Und so erzählen die beiden Autoren nun weiter, jeder in seinem Sinne. Darüber stimmen sie überein, daß Arichis seinem ältesten Sohne, den Karl zurückbehalten, nun auch den zweiten hinzugefügt, und noch mehr Geiseln versprochen, selbst aber zu kommen fortwährend verweigert habe. Hierauf aber zieht man nach dem alten Annalisten in Betracht, daß es nicht wohlgethan sein würde, das Land zu ver-

1) Z. J. 786 S. 168, 15.
2) S. 169, 19 ff.
3) Z. J. 787 S. 168, 21 ff.
4) S. 169, 25 ff.

öden, Bisthümer und Klöster zu zerstören; der König sieht es ein, mit seinen Großen und besonders der Geistlichkeit (una cum sacerdotibus vel ceteris optimatibus) und beschließt, sich mit dem Erbieten zu begnügen; er rückt nicht weiter vor[1]). Man fragt billig, warum nicht? Warum wird die Bemerkung, Bisthümer und Klöster möchten verwüstet werden, erst jetzt gemacht? Wahrscheinlich hatte Arichis noch so viel Kräfte, daß er sich nicht auf Gnade und Ungnade zu ergeben brauchte: es hätte zu einem Kriege kommen müssen, der sehr verwüstend hätte werden können. Deshalb stand man von dem ursprünglichen Vorhaben ab.

Bei Einhard dagegen langt der König mit einem sehr starken Heere an, wovon der Annalist Nichts hat; er würde zum Kriege geschritten sein, aber der Herzog besänftigt ihn durch weise Nachgiebigkeit. Worin aber besteht diese? Er giebt abermals Geiseln; was aber die Hauptsache betrifft, so leistet er nur sein früher angebotenes Versprechen. Der alte Annalist sagt oben: „omnes voluntates domini regis adimplere cupiebant" [2]). Einhard läßt den Herzog hier versprechen: „ad omnia, quae imperarentur, libenter obediturum" [3]). Daß die Geiseln nicht viel bedeuteten, zeigte sich bald: Arichis wollte sich eben zur Erneuerung des Kampfes rüsten, als er starb. Immerhin merkwürdige Abweichungen! Nach der älteren Erzählung denkt der König nicht auf Krieg; er wird in Rom dazu bestimmt; unternimmt ihn trotz der Versprechungen, mit denen ihm der Gegner entgegenkommt, steht aber davon ab, um keine Verwüstungen zu veranlassen. Bei Einhard ist Alles des Königs eigener Entschluß und eigenes Interesse. Ohne daß er dem früheren Autor auch nur eine wesentliche Notiz hinzugefügt hätte, ist die ganze Auffassung verändert.

In der Vita ist das selbst noch mehr der Fall. Da nennt Einhard den Papst nicht einmal, und doch wissen wir aus dessen Briefen, wie wichtig ihm diese Unternehmung gegen den infidelissimus Arichis, die nefandissimi Beneventani war[4]). Vielleicht war dessen Einfluß in einer Sache, die ihn so nahe anging, noch größer, als der alte Annalist sagt. Ich trage kein Bedenken, der alten Erzählung den Vorzug zu geben: sie ist naiver, gewährt mehr Einsicht in den Gang der Dinge und stimmt mit den Urkunden besser zusammen.

---

1) S. 170, 4.
2) S. 168, 25.
3) S. 169, 35.
4) Cod. Carol. LXVI, bei Mansi XII S. 777 B. C. Jaffé, Bibl. rer. Germ. IV S. 208.

Aehnlich verhält es sich mit den Erzählungen von der bairischen Unternehmung, bei der, obwohl dem König unendlich mehr darauf ankam, die geistliche Macht jedoch ebenfalls eine große Rolle spielte.

Schon im Jahre 757 hatte Tassilo auf die Reliquien von fünf großen Heiligen dem König Pippin und seinem Hause den Vasalleneid geleistet; im Jahre 781 hatte er denselben auf vereinigtes Verlangen des Papstes und des Königs wiederholt und Geiseln gegeben; aber ebensowenig das zweite wie das erste Mal war er eigentlich seinen Verpflichtungen nachgekommen; und als jetzt der König in Rom war, erschienen bairische Gesandte, um durch den Papst eine Aussöhnung mit ihm zu Stande zu bringen. Die Unterhandlung ward — dem alten Chronisten zufolge — begonnen; da aber die bairischen Gesandten keine genügende Vollmacht hatten, gab der Papst die Entscheidung, daß den Herzog das kirchliche Anathem treffen solle, wofern er nicht den Eid halte, den er geschworen: würde hiedurch veranlaßt, daß Karl ihn mit Krieg überziehe, so solle die Schuld von Mord und Brand, die da vorfallen könnten, auf den Herzog fallen und nicht auf den König.

Der Annalist erzählt weiter: nach Deutschland zurückgekehrt, habe Karl seine Vornehmen und Priester in Worms versammelt, ihnen berichtet, was in Rom vorgegangen war, und alsdann Tassilo auffordern lassen, zu erfüllen, wozu er verpflichtet sei, und selbst vor ihn zu kommen. Tassilo verweigert dies, und hierauf überzieht ihn Karl mit dreifachem Kriegsheere (videns justitiam suam). Sobald die Heere an der bairischen Grenze erscheinen, zeigt sich auch, daß die Baiern selbst von der Gerechtigkeit der Sache des Königs überzeugt sind „videns Tassilo, quod omnes Bajoarii plus essent fideles domno regi Carolo quam ei, et cognovisset justitiam domni regis.“ Tassilo muß sich unterwerfen[1]): und kaum wagt er auf den Antrieb seiner Gemahlin davon abzuweichen, so wird er von seinen eigenen Vasallen angeklagt, unter anderem, er habe seinen Leuten gerathen, mit einer reservatio mentalis zu schwören. Unter denen, die ihn zum Tode verurtheilen, sitzen mit Franken, Langobarden und Sachsen auch die Baiern selbst[2]).

So erzählt der Annalist, und es hat bei der Bedeutung des kirchlichen Einflusses in jener Zeit viel innere Wahrscheinlichkeit. Denn was hätte die Baiern von ihrem Herzog abwendig machen

1) Z. J. 787 S. 170, 5 ff. S. 172, 1—11.
2) Z. J. 788 S. 172, 26 ff.

sollen, wenn nicht eben das Wort des Papstes? Die enge Verbindung zwischen König und Papst ergiebt sich aus den beneventanischen Vorgängen.

Wenn das Ereigniß dennoch bisher nirgends unter diesem Gesichtspunkt erzählt worden ist, so rührt das ohne Zweifel auch daher, weil gleich Einhard sich bewogen fühlte, den kirchlichen Gesichtspunkt zurückzuschieben.

Nach ihm sollte es scheinen, als habe das Anathem des Papstes nur den Gesandten, über die man erzürnt war, gegolten: „velut fallaces ac fraudulentos anathematis gladio statuit feriendos, si ab olim regi promissa fide discederent“ [1]); er erwähnt nicht, daß man erst von Worms aus an Tassilo geschickt, und durch dessen Weigerung sich überzeugt habe, im vollen Rechte zu sein, sondern er sagt: „iniit consilium, ut experiretur, quid Tassilo de promissa sibi fidelitate facere vellet.“ Er berichtet endlich mit keinem Wort davon, daß auch die Baiern von der Gerechtigkeit der Sache des Königs und von der Gültigkeit der Eidesleistungen überzeugt gewesen seien, was der entscheidende Moment ist. Tassilo unterwirft sich, aber nur aus Furcht vor den Waffen. Bald darauf klagen ihn die Baiern nicht sowohl deshalb an, weil er der eidlichen Verpflichtung entschlüpfen wolle, sondern weil er auf den Rath seiner Gemahlin mit den Hunnen, d. i. den Avaren in Verbindung getreten sei [2]).

Und in der Vita ist diese Auffassung nur noch weiter ausgebildet.

Was in den beiderlei Annalen erst zuletzt folgt, der Einfluß Liutbergas und das Verständniß mit den Hunnen, geht da voran [3]). Der muthvolle König kann die Hartnäckigkeit Tassilos nicht ertragen, läßt von allen Seiten gegen ihn vorrücken, und dieser hält es nicht für nützlich, weder für sich selber, noch für sein Volk, in seinem Vorhaben zu verharren und unterwirft sich. Der Krieg, der sehr gefährlich werden zu müssen geschienen, wird auf das rascheste beendigt.

Des Papstes oder einer geistlichen Einwirkung überhaupt gedenkt hier Einhard gar nicht: aber die alte Erzählung läßt in der That keinen Zweifel an derselben übrig. In Baiern, wo man oft eine gewisse Tendenz zur Unabhängigkeit mit geistlicher Hingebung gegen den

1) S. 171, 10.
2) Z. J. 788 S. 173, 15 ff.
3) c. 11.

römischen Stuhl zu vereinigen versucht hat, wird man sich vielleicht einmal überzeugen, daß diese entscheidende Unterwerfung des Landes unter das fränkische Reich der Einwirkung von Rom, einem Ausspruche des Papstes zu danken ist.

So ist nun das Verhältniß der einhardischen Darstellung zu der alten originalen Erzählung.

Sie ist leichter gefaßt, besser stilisirt, übersichtlicher angeordnet, aber oberflächlicher, weniger charakteristisch, ungenauer.

Für den historischen Gebrauch ist die alte Erzählung bei Weitem vorzuziehen. Einhard, der sie in Schatten stellte und allgemeine Nachfolge fand, wie denn schon der annalistische Poeta Saxo im neunten Jahrhundert ihm folgt und nicht dem alten Annalisten, hat nach meinem Dafürhalten bis auf den heutigen Tag zu manchem Irrthum Anlaß gegeben.

Wäre Einhard aber für diese Zeit nun ganz zu beseitigen? Bringt er da gar nichts vor, was ihm einen eigenthümlichen Werth verleiht?

In den Jahren, von denen wir handeln, finden sich bei ihm besonders zwei bemerkenswerthe Zusätze, beide über unglückliche Ereignisse, die Schlacht am Süntel und die Niederlage in den Pyrenäen. Einhard gewinnt es über sich, was der alte Annalist nicht wohl vermag, erlittene Niederlagen zu bekennen.

Die Unfälle am Süntel im Jahre 782 sind bei dem alten Annalisten so dunkel und zweideutig erzählt, daß man aus seinen Angaben Nichts weiter entnehmen könnte, als einen mit dem Blute bedeutender Männer erkauften Sieg. Einhard dagegen läßt sich über die Umstände der Schlacht und die Verluste, die dabei erlitten wurden, sehr ausführlich vernehmen.

Die Darstellung von dem Zuge nach Spanien im Jahre 778, der zuletzt einen so unglücklichen Ausgang hatte, ist bei dem alten Annalisten an und für sich nicht ohne Verdienst. Er bezeichnet deutlicher, als die Späteren, daß das Heer aus zwei Abtheilungen bestand, von denen die eine unter Karl selbst ihren Weg durch Navarra nahm und hauptsächlich Neustrier umfaßt haben wird; denn die andere, bestehend aus Septimaniern, Burgundern, Austrasiern, Baiern und Lombarden, vereinigte sich erst bei Saragossa mit ihm. Es ist nun wohl nichts wahrscheinlicher, als daß sie sich auch für den Rückweg so von einander geschieden haben, wie dies z. B. bei dem Zug gegen die Avaren ausdrücklich erzählt wird. Die neustrische Abtheilung also wird es gewesen sein, welche bei dem Rückzug über die Pyrenäen

jenen unglücklichen Ueberfall erlitt. Der alte Annalist sagt jedoch kein Wort von demselben. Wir würden historisch Nichts davon wissen, wenn Einhard nicht darüber berichtete.

Auch in diesen Jahren hält er sich für die allgemeinen Begebenheiten an seine Urkunde: da, wo er von derselben abweicht, thut er das in seiner alten Weise, ohne daß viel Werth darauf zu legen wäre. Aufmerksamkeit aber und mich dünkt Glauben verdienen seine Einschaltungen. Beim Jahre 782 knüpfen sie sich an den Ruhm des ripuarischen Grafen Theoderich, beim Jahr 778 an das Gedächtniß der in den Pyrenäen umgekommenen Mitglieder des königlichen Hofhaltes: man sieht, es sind Erinnerungen, welche sich mündlich fortgepflanzt hatten und so zu Einhards Kunde gekommen waren. Nur des letzteren Ereignisses gedenkt er auch in der Vita, fast in denselben Worten, wie in den Annalen: aber noch ausgeführter mit den Namen, die dort fehlen[1]). Ueberall, wo dieselbe Begebenheit in den alten, den einhardischen Annalen und der Vita vorkommt, erscheinen gleichsam drei verschiedene Stufen der Auffassung; die Vita stimmt mit den überarbeiteten Annalen dem Wesen nach zusammen, bildet aber deren Ansicht weiter aus; hier fügt sie dem Zusatz derselben neue genauere Kunde hinzu.

Bei dem alten Annalisten fällt nun zweierlei auf, einmal, was wir eben berührten, daß er große Unglücksfälle verschweigt; auch von den inneren Stürmen, den dann und wann auftauchenden Verschwörungen giebt er keine oder nur ungenügende Nachricht, — sodann aber, daß er über das, was er berichtet, ausnehmend gut unterrichtet ist. Ein Mönch, in seinem Kloster, konnte unmöglich die Dinge so genau erkunden, wie sie hier beschrieben sind; wir haben Klosterannalen dieses Landes, aus derselben Zeit, allein wie sehr sind sie verschieden! Sie berichten nur das ganz Allgemeine der auffallendsten Thatsachen. Hier aber haben wir einen Autor vor uns, der die Züge der Heere, ihre Zusammensetzung und Führung, die einzelnen Waffenthaten kurz, aber sicher angiebt, und der auch von den Unterhandlungen bis auf einen gewissen Grad zuverlässige Kenntniß hat. Niemand konnte über die Unternehmung gegen Benevent und Baiern so gute Nachrichten mittheilen, der nicht dem Rath des Kaisers nahe stand. Diese beiden Eigenschaften zusammen, gute Kunde und große Zurückhaltung scheinen fast auf eine officielle Abfassung zu deuten, die aber freilich von einem Geistlichen herrühren müßte: jede Phrase bezeichnet

1) c. 9.

einen solchen. Es würde ein in den Weltgeschäften erfahrener und mit dieser Thätigkeit vielleicht speciell beauftragter Geistlicher gewesen sein, der die Notizen am Hofe selbst aufgesetzt hätte; in rohem Stil, wie ihn die Zeit, welche der Errichtung der Hofschule voranging, wohl erlaubte; ein Mann der alten Art und Weise, die sich hier durch die Nachwirkung der Ereignisse allein höher erhob als je zuvor.

Nachher aber mußte die Historiographie in literarisch geschicktere Hände kommen, wie die Einhards waren, der die alten Annalen überarbeitete und neue abfaßte, wie es scheint, im Palast zu Aachen in eben den Jahren, von denen er handelte.

Jene erhalten dadurch eine nicht geringe Beglaubigung, daß Einhard, was die Sache anbelangt, nur eine und die andere Einschaltung über ein paar einzelne merkwürdige Begebenheiten beizubringen hatte; sein vornehmstes Bemühen war, ihnen eine den Fortschritten der lateinischen Schule entsprechende Form, eine der Idee des Imperiums, in der er lebte, würdigere Haltung zu geben. Durch die zweiten aber ewarb er sich erst ein wahres und eigenes Verdienst.

Die einhardischen Annalen sind unschätzbar, wo sie selbständig sind; für die letzten Jahre des achten, für die ersten Jahrzehnte des neunten Jahrhunderts sind sie unser wichtigstes Denkmal. Einhard, noch ein Schüler der 787 entstandenen Hofschule, gelangte erst gegen das Jahr 800 zu der Reife und Gediegenheit des Geistes, die dazu gehören, um historische Ereignisse aufzufassen.

In der Akademie führte er den Namen Bezaleel, von dem Baumeister der Stiftshütte; er war der Vorsteher der Bauten und öffentlichen Arbeiten; eine Lage, die ihm ganz besonders Gelegenheit gab, mit dem König und Kaiser zu verkehren, seine Persönlichkeit zu würdigen, seine Unternehmungen zu beobachten.

Nachträgliche Bemerkungen.

A. Zu Seite 102.

Aus dem Schreiben des Kartwulf (Bouquet V S. 634) könnte man schließen, Karlmann habe dem älteren Bruder gleich bei der Thronbesteigung entgegengestanden; nur im Widerstreit mit demselben habe Karl das Reich erlangt; es sieht aus, als habe Bertrada mehr für den jüngeren Sohn Partei genommen, was natürlich eine heftige persönliche Feindschaft hervorbringen mußte, über welche die Christenheit erschrak. In der aquitanischen Angelegenheit würde die Hauptsache darin liegen, daß Karlmann eben nur seinen Theil behaupten wollte, ohne seinem Bruder zu helfen, den anderen zu unterwerfen. Daß dabei der Rath der Umgebung Karlmanns mitgewirkt habe, wie Einhard angibt (procerum suorum pravo consilio ne id faceret impediebatur) wäre doch nicht absolut abzuweisen. Auch Papst Stephan IV. sagt: der Satan habe seine Hände im Spiel gehabt; die Aussöhnung ist ihm officiell angezeigt worden (Cod. Carol. 46 bei Mansi XII S. 693 E. Jaffé, Bibl. rer. Germ. IV S. 155).

B. Zu Seite 104.

In meiner im Jahre 1855 gedruckten Abhandlung ist bereits der Werth der Annales Laurissenses majores für den Zug Karls nach Italien im Jahre 773 erörtert worden. Hier komme ich nur noch einmal auf die Einnahme von Pavia im Jahre 774 zurück. Der alte Annalist hat die Worte: revertente domno Carolo rege a Roma, iterum ad Papiam pervenit, ipsam civitatem cepit et Desiderium regem cum uxore et filia vel cum omni thesauro ejus palatii (M. G. I S. 154, 21 ff.). Die Worte bedeuten nur, daß Karl Pavia in seine Gewalt bekam; auf welche Weise es geschehen ist, wird nicht angegeben. So hat sie auch Einhard verstanden; er weiß nur von

einer Ueberlieferung: civitatem ad deditionem compulit (S. 155, 8); er nöthigte die Stadt sich zu ergeben; die Sache bleibt vollkommen dunkel. Glücklicherweise finden wir eine erläuternde Notiz in den Annales Laurissenses minores, die, ebenfalls zu Lorsch entstanden, nur Angaben geringeren Umfangs darbieten, welche jedoch unsere Aufmerksamkeit verdienen. Da heißt es von der Belagerung überhaupt: sie habe in einer so strengen Einschließung bestanden, daß Niemand hinausgehen oder hineinkommen durfte. Dann fährt der Autor mit den Worten fort, die auch die Annales Laurissenses majores haben: revertente Carolo rege a Roma; fügt aber eine nähere Nachricht nützlichster Art über die Weise hinzu, auf welche Karl die Stadt in seine Gewalt bekam: Langobardi obsidione pertaesi civitate cum Desiderio rege egrediuntur ad regem (M. G. I S. 117, 37), so daß die Langobarden hienach, um der langen Feindseligkeit entledigt zu werden, in das fränkische Lager kommen, indem sie ihren König mithinausführen und sich an Karl ergeben. Man darf darin eine Ergänzung des cepit des alten Annalisten sehen und eine zwar erzwungene, aber zuletzt doch freiwillige Ueberlieferung annehmen; — die Regierung ging eigentlich in einer sehr regelmäßigen Form auf Karl über. Damit stimmt es denn, wenn der alte Autor erzählt, daß die Langobarden aus allen Städten herbeigekommen seien, um sich dem König Karl zu überliefern (S. 152, 23). Es macht Nichts aus, daß die Annales Laurissenses minores, auch hierin die älteren ergänzend, berichten, Karl habe die Schätze des Desiderius an seine Franken ausgetheilt (thesauros regum dedit exercitui suo).

C. Zu Seite 105.

Bei den Annales Laurissenses fällt es auf, daß der König als mitissimus rex (M. G. I S. 150, 3) bezeichnet wird, indem er den Einfall in das Gebiet der Sachsen unternimmt: sinodum tenuit ad Warmatiam et inde perrexit partibus Saxoniae. Einhard hat dafür: congregato apud Wormaciam generali conventu Saxoniam bello adgredi statuit (S. 151, 4); er geht davon aus, daß der König den Krieg gegen die Sachsen habe beginnen wollen. Man könnte auf den Gedanken gerathen, daß diese Auslegung doch nicht die richtige ist. Der alte Annalist hat Nichts von dem eigentlichen Kriegsanfang und den Verwüstungen, deren Einhard gedenkt (ferro et igni cuncta depopulatus). Da in den Annales Laurissenses alle Worte fehlen, welche Krieg bedeuten, so bin ich geneigt, ein Unter-

nehmen zur Vernichtung des nächsten heidnischen Heiligthums, also einen Streifzug vorauszusetzen, den Anfall nicht als einen Krieg, sondern gleichsam als eine Kriegserklärung aufzufassen; durch einen plötzlichen Ueberfall wurde das Symbol des heidnischen Glaubens, die Irminsäule, vernichtet. Der alte Autor erzählt dann, daß, als das Heer an Wassermangel litt, aus einem Bergstrom auf wunderbare Weise so viel Wasser hervorgequollen sei, daß das ganze Heer damit reichlich versehen wurde. Einhard hat das Alles etwas ausführlicher geschildert; zu bemerken aber ist, daß der alte Autor das Wunder annimmt: divina gratia largiente (M. G. I S. 150, 8), Einhard nur sagt: divinitus factum creditur (S. 151, 10). Darin zeigt sich ein Unterschied der Auffassung, wie denn Einhard auch in seiner Erzählung von dem Sachsenkriege im Jahre 774 das Wunderbare, was der alte Chronist berichtet: — die Erscheinung zweier jungen Männer, welche die Kirche in Fritzlar, von der Bonifacius vorausgesagt hatte, sie werde nie verbrennen, vor dem Brande sichern, mit dem die Sachsen dieselbe bedrohen (S. 152, 13 ff.), — vermeidet. — Der König rückt dann bis an die Weser vor, was insofern von Bedeutung ist, als Pippin auf seinem im Jahre 753 unternommenen Zuge bis an diesen Fluß vorgedrungen, im Jahre 758 aber nur bis an die Lippe gekommen war; — Karl nahm das verlorengegangene Gebiet zurück[1]). Daß die Sachsen Geiseln stellten, berichten sowohl die Annales Laurissenses (S. 150, 12: cum Saxonibus placitum habuit et recepit obsides duodecim), wie Einhard (S. 151, 13: ibi a Saxonibus duodecim obsides accepit), aber daß dies auf einer dazu anberaumten Zusammenkunft (placitum) geschah, wie die alten Annalen angeben, konnte er nicht wiederholen, da er in dem Unternehmen einen Anfang des Krieges sah. Wir werden annehmen müssen, daß der erste Zug Karls bloß auf eine Herstellung des alten Zustandes unter Pippin berechnet war. Sonst hätte sich der König nicht sogleich, wie er doch that, nach Italien begeben können.

D. Zu Seite 109.

Die Annales Laurissenses majores schließen in ihrem ersten Theile nach der Ansicht von Pertz (M. G. I S. 126 ff.) mit der Erwähnung der Niederlage der Avaren im Jahre 788 (a. a. O. S. 174). Dann folgt nach Pertz die sogenannte Continuatio, von welcher ich mit Giesebrecht (Münchener historisches Jahrbuch für 1865

1) Vgl. Weltgeschichte V, 2 S. 116 ff.

S. 206) und Waitz (Göttinger Nachrichten vom Jahre 1857 S. 50 ff.) annehmen möchte, daß sie erst einige Jahre später, nämlich mit dem Jahre 796 anfängt. Das von Pertz als Continuatio bezeichnete Stück knüpft unmittelbar an die Erzählung von dem Avarenkriege im Jahre 788 an; beginnt aber recht merkwürdig damit, daß Karl auf die Einrichtung einer Mark gegen die Avaren gedacht habe: fines vel marcas Bajoariorum disposuit, quomodo salvae contra jamdictos Avaros esse potuissent. Bei Einhard heißt es zum Jahre 791 (M. G. I S. 177, 12): Bajoariam profectus est ea meditatione, ut Hunis factorum suorum vicem redderet et eis .... bellum inferret. Bei ihm ist der Gedanke der Offensive der vornehmste, in den Annales Laurissenses waltet der der Defensive vor. Ich lege vielen Werth auf diesen Unterschied. In den Annales Laurissenses ist die Hauptabsicht die Gründung einer bewaffneten Grenze, bei Einhard eine Art Rachekrieg. Auch die Annales Laurissenses setzen in das Jahr 791 den Krieg gegen die Avaren: disposuerunt propter nimiam maliciam et intolerabilem quam fecerunt Avari contra sanctam ecclesiam et populum Christianum, unde justicias per missos impetrare non voluerunt, iter peragendi (S. 176, 9 ff.). Nach dem alten Annalisten wird erst in Regensburg, da die Gesandten, die man an die Avaren geschickt hat, um Genugthuung zu erlangen, zurückgekommen sind, bei versammeltem Heere, das sich aus Franken, Sachsen und Friesen zusammensetzt, der Beschluß des Feldzuges gefaßt. Nach Einhard begibt sich König Karl bereits nach Bajoarien in der Absicht, die Avaren so rasch als möglich mit Krieg zu überziehen (S. 177, 14: ut ea meditatione Hunis ... quanto celerius posset, bellum inferret). Auch in der Ausführung des Unternehmens differiren die Texte. Den Annales Laurissenses zufolge kommt es nicht zu einem eigentlichen Kampfe; — die Avaren weichen, von Schrecken getroffen, zurück, als sie auf beiden Ufern Heere und auf der Donau feindliche Schiffe erblicken. Einhard hingegen spricht von einer Vertreibung der avarischen Besatzungen (pulsis Hunorum praesidiis). Bei dem alten Annalisten waltet auch hier der kirchliche Gesichtspunkt vor; er gedenkt umständlicher, als Einhard, der feierlichen Gebete und religiösen Ceremonien, die man an der Ens veranstaltete, um sich des göttlichen Beistandes zu versichern, und schreibt es der Führung Christi zu, daß die Avaren ihre Befestigungen aufgeben, ohne daß die Christen dabei Schaden erleiden (S. 176, 25: sine laesione)[1]).

---

1) Vgl. Weltgeschichte V, 2 S. 161 ff.

Aus dem Handexemplar.

Zum Jahre 791.

Nach dem alten Annalisten würde das Ereigniß sein: 1) Im Jahre 788 ordnet Karl der Große die Grenzen. 2) 789 hält er Rath in Worms. Man schickt, da die Avaren die Grenzen überschritten haben, Gesandte an sie, aber vergeblich. 3) Der Heerbann sammelt sich in Regensburg. Der Beschluß wird nun erst, da die Gesandten zurückgekommen sind, gefaßt.

Zum Jahre 795.

Die Auffassung des Chronikon Moissiacense (M. G. I S. 302, 8) ist insofern von der Einhards sehr verschieden, als es den Sachsen zum Vorwurf gemacht wird, daß sie dem Heerbann nicht gefolgt waren. Die Darstellung Einhards ist zu pompös. Es sollte scheinen, als sei das Placitum in Kostheim gehalten worden, eher in der Absicht, um den Avarenkrieg fortzusetzen; als seien die Sachsen hier nicht erschienen, wie ihnen geboten war. Karl wandte sich gegen sie; und sie folgten ihm dann größtentheils. Krieg war weder 794, noch 795, sondern bloß Expulsion, um den Gehorsam herzustellen.

Zum Jahre 798.

Die Annales Laurissenses geben die Combination an die Hand, daß es eine allgemeine sächsische Bewegung war, die in Transalbingien ausbrach; daß, während Karl von Norden her, vielleicht mit Rath der ihm getreuen Sachsen selbst (S. 184, 8: facto consilio), die übrigen zwischen Elbe und Weser niederhielt — unter seiner Einwirkung; — denn woher wäre sonst Eburis hinabgezogen? — die Obotriten sich erhoben und die Sachsen besiegten, so daß diese um Frieden bitten mußten. Nach Einhards Auffassung wäre der sächsisch-obotritische Krieg vielmehr unabhängig und von den Sachsen selbst provocirt.

Anhang.

Ueber die Vita Karoli des Einhard.

Was ich fast am höchsten in der Vita Karoli des Einhard anschlage, ist die Zusammenstellung überhaupt. Denn bisher gab es eben nur an-

nalistische Aufzeichnungen, bei denen Alles auseinanderfiel. Hier findet sich zuerst eine allgemeine historische Zusammenfassung des Stoffes unter bestimmten Gesichtspunkten. Daß die Schrift viele Unrichtigkeiten, manche ungenaue und zweifelhafte Angabe enthält, habe ich schon in der Abhandlung Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten bemerkt[1]); an dieser Stelle will ich ihren geschichtlichen Bestand im Einzelnen durchgehen.

Von vornherein fällt es auf, daß die Absetzung und Beseitigung des Königs Childerich dem Papste Stephan zugeschrieben wird (c. 1). Pippin erscheint als Zeitgenosse, gleich als wäre er unbetheiligt (c. 2 zu Anfang); das Amt des Majordomus bezeichnet Einhard als eine vom Volk ertheilte Würde (honor a populo dari consueverat). Die päpstliche Gewalt tritt in dieser Darstellung sehr hervor; der Papst setzt Childerich ab (c. 1 jussu Romani pontificis depositus), Pippin ein (c. 3 z. A.: per auctoritatem Romani pontificis ex praefecto palatii rex constitutus); man wird dabei an die Lage, wie sie im Jahre 807 war, erinnert. Was sodann in der Vita über Karlmann berichtet wird, ist, genau betrachtet, Alles falsch, — sowohl insofern es den Umfang der Theilung, wobei Einhard eine Stelle der Divisio vom Jahre 806 vor Augen gehabt zu haben scheint, wie den Anlaß zum Zwist der beiden Brüder betrifft (c. 3). Einhard eilt zum aquitanischen Kriege fort, wo eigentlich auch nur jene Anekdote, daß Karl den Lupus habe wissen lassen, er möge Hunold ausliefern, sonst würde er sich denselben holen, von Bedeutung ist (c. 5). Die Erzählung von dem langobardischen Kriege verläuft sich in Allgemeinheiten; Einhard dehnt denselben sogleich bis auf Befriedigung des Papstes in seinen Ansprüchen aus (c. 6 z. E.); die Resultate des Zuges werden zweimal angegeben; es sieht wie eine fremde, dem Verfasser dargebotene Erinnerung aus. Ebenso verhält es sich beim sächsischen Kriege. Einhard hat doch nur die allgemeinen Motive: die ungeschiedenen Grenzgebiete, die gegenseitigen Beraubungen und Verwüstungen; — das religiöse Moment tritt zurück; die lange Dauer des Krieges wird von dem Wankelmuth der Sachsen hergeleitet. Einhard ist Urheber der Behauptung, daß derselbe dreiunddreißig Jahre gewährt habe. Falsch ist diese Angabe nicht, wenn man sich erinnert, daß erst durch die Ereignisse des Jahres 804 eine definitive Pacifikation eintrat. Aber bei Einhard sieht es so aus, als ob der Krieg ohne Unterbrechung dreiunddreißig Jahre fortgeführt worden wäre (c. 8: cum sine intermissione

1) S. 97.

gereretur). In dem ganzen Abschnitt scheint allein die Schilderung der Wegführung von zehntausend Sachsen und die Bemerkung über den Zweck derselben, — daß nämlich die beiden Völker, Franken und Sachsen, ein einziges werden sollten (c. 7 z. E.), eine eigenthümliche Kunde zu verrathen. Durch die ersten Maßregeln Ludwigs des Frommen war dies in lebendige Erinnerung gebracht worden. — Die Worte Einhards über Karl den Großen: unumquodcunque secundum suam qualitatem et subire et ferre doctus (c. 8 zu Ende) — vergegenwärtigen dessen Charakter und Gleichmuth, wie sie sich in der letzten Zeit seiner Regierung zeigten.

Von dem Feldzug nach Spanien hat Einhard nur die Angabe über den auf dem Rückzug erlittenen Unfall (c. 9). Aus den Namen, die er anführt, muß man schließen, daß ihm hierüber eine gewisse Kunde vorlag, nicht viel minder sagenhaft jedoch als die von der ersten Anmuthung Karls an Lupus. Es scheint, als ob die Kämpfe des Königs von Aquitanien Ludwig mit den Basken die Veranlassung zu den Nachrichten gebildet hätten, die Einhard einzog. Sie fallen noch in die späteren Jahre Karls, deren Eindruck sich eben in der Vita repräsentirt.

Ebenso allgemein ist der Zug gegen die Bretonen geschildert (c. 10); es fehlt hier selbst die Erwähnung des Vectigal, die sich in der Ueberarbeitung der Annales Laurissenses findet.

Beim Zuge gegen Benevent (c. 10) hat die Vita eine gewisse Information, die jedoch mit den später abgefaßten Annalen nicht übereinstimmt. Denn nach diesen ist schon, ehe Karl nach Capua aufbricht, eine Gesandtschaft des Arichis nach Rom gekommen; in der Vita läßt Einhard die Verhandlung erst beginnen, nachdem Karl bereits in Capua angelangt ist. Diese Information ist nicht so gut, wie die in den Annalen, so daß ich schließe, daß die Ueberarbeitung der Annales Laurissenses später gemacht worden ist. Doch erscheint Einhard an soeben angeführter Stelle der Vita viel besser unterrichtet, als an den bisherigen. Wie bei Arichis, so liegt auch beim bairischen Krieg (c. 11) eine gewisse Information vor, z. B. über den Antheil der Liutberga an der Mission zu den Avaren; aber der Verlauf der Ereignisse ist doch bei Weitem deutlicher in den Annales Laurissenses [1]). Von wirklicher Bedeutung ist die Erzählung der Vita nicht; sie hat indeß mehr Leben, als bei den früheren Ereignissen; es ist eine Information, aber keine genügende. Das Verhalten Tassilos erscheint eben nur als hartnäckige

---

1) Vgl. S. 112 ff.

Empörung. Einhard läßt Alles durch die drohende Stellung, welche Karl am Lech einnimmt, entscheiden. Eigenthümlichen historischen Werth bekommt die Vita erst mit dem Jahre 789 bei dem Zuge gegen die Wilzen (c. 12). Die Erzählung von demselben hat großes Interesse. Die sogenannten Annales Einhardi stimmen hier mit der Vita bis auf Einzelnes zusammen, z. B. in der Angabe über die Benennung der Wilzen. Von den Annales Laurissenses weichen beide Schriften auch da sehr ab; der Name der Obotriten kommt nur in der Vita vor; die Bezeichnung foederati auch in den Annalen; — die geographische Lage der Wilzen ist in der Vita ausführlicher angegeben.

In gleicher Weise sind die Nachrichten über den Avarenkrieg, die dabei erbeuteten Schätze, die Verwüstung Pannoniens eigenthümlich und sehr unterrichtend (c. 13). Ueber den Einfall in Böhmen geht Einhard zwar rasch hinweg; aber die Stellung des Dänenkönigs Gottfried und seine Entwürfe, Friesland und Sachsen zu unterwerfen (c. 14), treten einzig bei ihm deutlich hervor, ebenso der Umfang der Seeräubereien der Normannen. Bei den geographischen Notizen über den Umfang des Reiches Karls des Großen ist die Abkunft mit dem griechischen Reiche über die Küsten des adriatischen Meeres das Wichtigste (c. 15). Von großem Werth ist der Bericht über die Vorkehrungen, welche Karl in Deutschland gegen die Normannen, im südlichen Gallien und Italien gegen die Mauren traf.

Soviel läßt sich festsetzen, daß die Vita bis zum Jahre 789 für die Historie werthlos ist; dann aber originale Notizen bringt, welche in den Annales Einhardi zum Theil wieder erscheinen. Diese sind ohne Zweifel später geschrieben, namentlich insofern sie auf die Annales Laurissenses gegründet sind. Von den letzten fünfundzwanzig Jahren Karls gibt die Vita ein eingehendes und der Wirklichkeit entsprechendes Bild; von der früheren Zeit sind nur einige, mehr sagenhafte Einschiebsel merkwürdig.

2.

Ueber die Annalen des Lambertus von Hersfeld †).

Die letzten Jahre der Minderjährigkeit und die ersten der Regierung Kaiser Heinrichs IV. bilden, wie man weiß, eine der entscheidenden Epochen in der Geschichte des deutschen Kaiserthums. Denn bis dahin war die Macht der deutschen Kaiser, in unaufhörlichem Kampf, kräftig behauptet und noch immer ausgebreitet worden. Wie Heinrich III. das Recht der Oberhoheit über die eben emporkommenden Könige von Castilien in Anspruch nahm, so erschienen bei seinem Nachfolger Gesandte der rurikingischen Großfürsten von Rußland, um dessen Hülfe gegen Polen nachzusuchen, und dagegen ein ähnliches Verhältniß der Abhängigkeit in den Formen des Jahrhunderts einzuleiten, wie das, in welchem Polen selber stand. In den ersten Jahren Heinrichs IV. aber erhoben sich innere Gegensätze, und vor allem die Feindseligkeiten des Papstthums gegen das Kaiserthum, welche von den Kaisern nicht wieder bewältigt worden sind. Es gibt kein Reich in der Welt, welches eine so ununterbrochene Reihe kraftvoller und großgesinnter Männer an seiner Spitze gehabt hätte, wie das deutsche, noch anderthalb Jahrhunderte nach Heinrich IV.; aber zuletzt behielten doch ihre Gegner die Oberhand: nur noch als eine friedliche Autorität, ohne durchgreifende Macht im Innern, ohne Nachdruck nach Außen konnte sich das Kaiserthum behaupten. Gewiß sind die Jahre, in

---

†) Bei dem Wiederabdruck sind einige von den Bemerkungen, die Ranke in ein mit Papier durchschossenes Exemplar der Krause'schen Edition von Lamberts Annalen eingetragen hat, und welche in weitem Umfang die Grundlage für die veröffentlichte Abhandlung gebildet haben, mitgetheilt; unter Benutzung derselben wurden auch die Citate in den Noten ergänzt. Zugleich erschien es zweckmäßig, den Anführungen nach veralteten Editionen die Verweisungen auf die jetzt gebräuchlichen Ausgaben beizufügen.

denen die Umwandlung begründet wurde, die Gegensätze Wurzel schlugen, der Kampf begann, des Studiums der Historiker im hohem Grade würdig.

Dabei aber stoßen wir von vornherein auf eine große Schwierigkeit.

Wir besitzen über diese Epoche zwei namhafte gleichzeitige Geschichtschreiber: einen Cleriker Bruno, Freund und Vertrauten mehrerer in diese Begebenheiten verflochtenen Bischöfe, und den Mönch des Klosters Hersfeld, das recht im Mittelpunkt des Schauplatzes der deutschen Ereignisse lag, wo der Kaiser bei seinen Reisen häufig Wohnung nahm, Lambertus, früher genannt von Aschaffenburg. Beide sind Männer von schriftstellerischem Talent und von Bildung: man sieht an ihnen, wie weit der Unterricht in den damaligen Schulen die Geister zu entwickeln vermochte. Bruno hat sich das Verdienst erworben, eine Anzahl von Briefen aufzubehalten, die ohne ihn wahrscheinlich verloren sein würden; sein urkundlicher Stoff aber macht ihn mit Nichten trocken; er flicht allerlei kurzweilige Geschichten ein, die er auf das munterste erzählt, so daß sie sich recht eigneten, an einem geistlichen Hofe, wie er denn sein Buch einem Bischof widmete, mit Vergnügen gehört zu werden: er ist so weit entfernt, das Anstößige zu vermeiden, daß er es zu lieben scheint, er nennt die Sachen gern bei ihrem Namen; über seinen Hauptgegenstand, den Verlauf des sächsischen Krieges, zeigt er sich sehr wohl unterrichtet. Lambertus theilt über einige Jahre, namentlich von 1073—1077, überaus schätzbare Nachrichten in einer Ausführlichkeit, wie wir sie sonst selten finden, mit, in einer, wenn nicht durchaus classischen, doch überaus sorgfältigen Diktion, in der jedes Wort erwogen ist. Einige seiner Erzählungen, wie die Beschreibung der Schlacht bei Hohenburg im Jahre 1075, gehören zu dem Ausgearbeitetsten und Gelungensten, was die historische Literatur des Mittelalters hervorgebracht hat. Der Verfasser hat Sinn für die Form; auch dem Geringfügigen weiß er Würde zu geben, bei dem Bedenklichen den Anstand zu wahren.

Diese beiden Autoren haben die Darstellung der Geschichtschreiber der späteren Zeit beherrscht. Noch in dem letzten ausführlichen und verdienstvollen Buche über diese Epoche ist Lambert beinahe vollständig und Bruno, wo sich nur irgend thun ließ, wiederholt †).

Nun aber tritt bei ihnen ein Bedenken ein, welches den Historiker, der nach einer selbständigen und sicheren Auffassung strebt, überhaupt oft in Verlegenheit setzt. Man fühlt sich glücklich, wenn man aus gleichzeitigen Autoren, die den Begebenheiten nahe standen, unmittelbare Belehrung schöpft, aber indem man sie zu benutzen sucht, em-

†) Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern.

pfindet man den Anhauch eines Geistes, der mit Nichten der Geist reingeschichtlicher Mittheilung ist. An und für sich kann es ja gar nicht anders sein, als daß Männer von innerer Regsamkeit und von Theilnahme für die öffentlichen Dinge — und wie ließe sich ein Historiker ohne diese Eigenschaften denken? — in Zeiten von Wirren und Kampf sich der einen oder der anderen Partei anschließen. Denn wer hätte kaltes Blut genug, um sich zu den Ereignissen, die er erlebt, bloß betrachtend zu verhalten? Parteilos zu bleiben, scheint den Einen unmöglich, den Anderen nicht einmal rathsam. Indem aber der Historiker Partei ergreift, so geschieht, daß die Ansicht der Partei auf seine Darstellung Einfluß gewinnt: zuweilen hört man nicht so sehr den Historiker als den Mann der Partei, oder die Partei selbst in einem ihrer Organe. Reine Anschauung des Objektiven, wahre Unparteilichkeit ist die reifste Frucht des historisch-gebildeten Geistes. Für gleichzeitige Geschichte gehört schon ein sehr ernster Wille dazu, um den Gegnern nur nicht geradezu Unrecht zu thun, um in ihnen nicht bloß Feinde, sondern Menschen zu sehen, sittliche Gefühle und vernünftige Absichten bei ihnen vorauszusetzen. Zu allen Zeiten war das seltener, als man glauben sollte.

Auch unsere beiden Autoren haben mit Entschiedenheit Partei ergriffen; sie sind der eine wie der andere Gegner des Kaisers Heinrich, Anhänger seiner geistlichen und weltlichen Widersacher. Bruno macht kein Hehl daraus: er spricht einmal ausdrücklich von seiner Partei. Es sei mir erlaubt, einige Worte über sein Verfahren der Untersuchung über Lambertus vorauszuschicken.

Eine der glänzendsten und großartigsten Gestalten, die aus dem deutschen Bisthum überhaupt hervorgegangen sind, ist Erzbischof Adalbert von Bremen, ein Mann, in welchem sich die enge Vereinigung der bischöflichen Bestrebungen mit dem Kaiserthum, die bisher zur innern Bildung und äußern Größe der Nation fast das Meiste beigetragen, noch einmal recht eigen darstellt. Wenn es darauf ankam, den Norden, der eben durch die Verhältnisse zu England zu einer größeren Selbständigkeit gediehen war, in kirchlicher Verbindung mit Deutschland zu halten, so gab es dazu kein anderes Mittel, als das Erzbisthum Bremen zu einer Art nordischer Metropole, einem Patriarchat, dem andere Erzbischöfe sich unterordnen konnten, zu erweitern. Daß Adalbert daran dachte, ein solches zu gründen, mag zugleich Ehrgeiz gewesen sein, aber welcher Ehrgeiz ist ich sage nicht verzeihlicher, sondern sogar wünschenswürdiger, für die Welt nützlicher, als ein solcher, der sich den großen allgemeinen Interessen widmet? Man

sollte da nicht, alle Begriffe vermischend, von Eitelkeit reden. Eine Verbindung der dänischen und deutschen Hierarchie wäre auch für die Christianisirung der slavischen Gebiete, in welchen sich damals das Heidenthum wiederhergestellt hatte, sehr erwünscht gewesen. Aber der Erzbischof hatte sich mit den sächsischen Großen entzweit, indem er sein Gebiet von ihren Einwirkungen vollends loszureißen suchte und den neubekehrten Slaven größere Freiheiten vorbehielt, als sie ihnen zugestehen wollten; er hielt überhaupt die Tendenzen der salischen Monarchie aufrecht. Und so konnte er bei Bruno keine Gnade finden. Er erscheint demselben zugleich als ein Mann von lächerlichem geistlichen Hochmuth und als einer der servilsten Schmeichler und Verderber des jungen Königs. Wie wenig aber ist hiebei auf Bruno's Erzählungen auch im Einzelnen zu bauen. Unter anderem leitet er den Mangel, welcher in der Hofburg zuweilen eintrat, von der Ueppigkeit und schlechten Wirthschaft Adalberts her, während wir doch wissen, daß derselbe daher rührte, daß es den mißvergnügten sächsischen Großen nicht gefiel, die herkömmlichen Lieferungen zu leisten [1]).

Das größte Aufsehen machte damals die Anklage eines der sächsischen Großen, des Herzogs Otto von Baiern, gebornen Grafen von Nordheim, daß er den König Heinrich verrätherisch habe umbringen wollen. In den Altaichschen Annalen ist die Sache als begründet erzählt worden; man habe bei dem Schlafgemache des Königs Streit angefangen, um ihn, wenn er bei dem Lärmen aus seinem Gemache trete, zu tödten: ein Edelmann des Namens Egino sei bestimmt gewesen, den Schlag zu führen [2]). Bei Lambertus erscheint schon eine entgegengesetzte Erzählung. Er nimmt an, die Anklage sei von einigen Gegnern Otto's höchst ungerechter Weise gegen ihn erhoben worden [3]), er weiß diese sogar zu nennen, und ihren unglücklichen Tod betrachtet er als einen Beweis der Unschuld seines Helden [4]). Alles Maaß aber überschreitet Bruno; er versichert, der König selbst habe den Egino zu dieser Anklage angestiftet, ja ihn mit Geld gedungen, um sich Otto's zu entledigen [5]). — Und in diesem Sinne behandelt er den ferneren Verlauf dieser Angelegenheit.

1) Bruno de bello Saxonico c. 4 (MG. VII SS. V S. 330, 46): Cunctis ad cibum pertinentibus prae nimio luxu consumtis. Lambertus z. J. 1066 (S. 172, 5): consueta regi servitia mittere detrectabant.

2) Z. J. 1070 MG. SS. XX S. 821, 21 ff.

3) Z. J. 1070 MG. VII SS. V S. 177, 13 ff.

4) Z. J. 1073 S. 206, 7.

5) c. 19 S. 335, 29 ff.

Seine ganze Erzählung von den Vorgängen auf der Harzburg ist in Gift und Galle getaucht. Aber nicht einmal er selbst hält, wie schon Stenzel bemerkt hat, die Beschuldigungen aufrecht, die er auf den König häuft. Nur insofern möchte ihre Aufzählung einigen Werth haben, als sie zeigt, was man dem König zur Last legte, und was man auch in Rom als seine Verbrechen ansah. Sie ist ein Manifest der Partei: die Jugend Heinrichs IV., so viel Tadel an ihr haften mag, wird man doch nach demselben nicht schildern wollen. Ueberhaupt aber könnte sich Niemand aus dem Berichte Bruno's eine deutliche Vorstellung von dem Ursprung der Sachsenkriege bilden. Den Anlaß der Empörung sieht er z. B. darin, daß der König durch die Umzingelung seiner Besatzung in Lüneburg genöthigt worden ist, den Herzog Magnus loszulassen[1]). Die Befreiung des Magnus war aber erst eine Folge der Empörung; sie geschah erst nach der Flucht Heinrichs in Hersfeld. Diese Flucht stellt Bruno auf seine Weise beinahe scherzhaft, ihre nächste Veranlassung sehr unrichtig dar. Er läßt den König das Anrücken der Sachsen von der Harzburg aus bemerken[2]); Heinrich befand sich aber damals in Goslar und ging erst später nach der Burg. Die Gesandten, die der König dann an die Sachsen sandte, waren andere, als Bruno angibt; der Inhalt und Verlauf der Verhandlungen, welche sie pflogen, wie man aus Lambertus sieht, der hierüber sehr ausführlich ist, war ein anderer[3]).

Dem Herzog Otto von Nordheim legt Bruno bei der ersten Zusammenkunft der Sachsen eine Rede in den Mund, welche man in den meisten deutschen Geschichten wiederholt hat. Das Merkwürdigste ist die darin vorkommende Entschuldigung des Aufstandes: der dem Könige geleistete Eid verpflichte nur so lange, als der König thue, was des Königs sei, wo nicht, so höre er auf, König zu sein; man sei ihm keine Treue mehr schuldig. Ich weiß nicht, ob dem sassischen Kriegsmann, der seine Gefährten zum Schlagen entflammen will, eine so sophistische und gefährliche Beschönigung seines Verfahrens mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden kann. Die ganze Zusammenkunft ist zweifelhaft: wieviel mehr diese Rede! Sie ist übrigens arm an Inhalt, Nichts als eine wohl ausgearbeitete Schulübung. Ein paar Stellen aus der catilinarischen Verschwörung des Sallustius finden sich

1) c. 22 S. 336, 22.

2) c. 27 S. 338, 22.

3) Z. J. 1073 S. 197, 37.

wörtlich darin wieder[1]). Ich würde kein Wort daraus in eine Geschichte dieser Zeit aufzunehmen wagen.

Um Vieles ruhiger und zuverlässiger, bei Weitem weniger leidenschaftlich ist Lambertus; er diente uns eben, um Bruno zu berichtigen. Aber doch möchte auch er nicht überall Zustimmung verdienen, weder wo er mit ihm übereinstimmt, noch selbst wo er sich gemäßigter vernehmen läßt. Man hat vorlängst bemerkt, wie übertrieben es ist, wenn er, wie Bruno, erzählt, der König habe Thüringer und Sachsen in Knechtschaft bringen, ihre Güter einziehen, Oberdeutsche an ihrer Stelle einsetzen wollen[2]); oder er habe alle Hügel und Berge in Sachsen mit Zwingburgen eingenommen[3]), während er dann nur sechs zu nennen weiß, die, eine einzige ausgenommen, alle in Thüringen liegen[4]). Bei jenem Handel Egino's übersieht auch Lambertus, daß der Zweikampf, zu dem Otto sich selbst erboten hatte, ein uraltes, von dem Willen des Fürsten, nachdem die Sache einmal so weit gekommen, unabhängiges Rechtsmittel war. Der Fall ist dem ähnlich, der später zwischen Johann ohne Land und Philipp August vorkam. Johann forderte sicheres Geleit, um zu kommen und zu gehen: Philipp August antwortete, das hänge vom Ausgang des Rechtsverfahrens ab.

Suchen wir uns überhaupt einen Begriff von dem Sinn und der Art dieses Autors zu bilden, so zeigt er sich vor Allem von dem geistlichen Beruf des Klosterlebens durchdrungen; besonders da wird er warm und wahr, wo er von den Verirrungen des Clerus, dem Verfall der klösterlichen Zucht und Sitte redet; er ist so durch und durch ein Verehrer des alten Mönchswesens, dessen Regeln man nur zu halten brauche, daß er auch die Reformen desselben, die man damals versuchte, verwirft†).

---

1) Quae omnia numquid in vos fieri patiemini, fortissimi viri? Nonne emori per virtutem praestat, quam vitam miseram et inhonestam, ubi illorum superbiae ludibrio fueritis, per dedecus amittere?
(Bruno, c. 25 S. 337, 3.)

Quae quousque tandem patiemini, fortissimi viri? Nonne emori per virtutem praestat, quam vitam miseram atque inhonestam, ubi alienae superbiae ludibrio fueritis, per dedecus amittere?
(Sall. Cat. c. 20, 9.)

2) Z. J. 1073 S. 194, 40; 195, 8.

3) S. 192, 16.

4) S. 200, 21.

†) In dem Handexemplar heißt es (als Annotat z. J. 1071 S. 188): Zu seinem Charakter gehört es, daß er ein alter echter Mönch ist, der von den modernen Reformen, wie die cluniacensische war, welche damals die Welt be-

Man unterscheidet seine Sinnesweise in dem sehr ausführlichen Bericht, den er von der Pilgerfahrt einiger von großem Gefolge begleiteten deutschen Bischöfe nach dem heiligen Lande und von dem Angriffe gibt, den sie da von einer Schaar herumschweifender Arabiten zu bestehen hatten [1]). Davon existirt noch eine kürzere, aber inhaltsvolle Beschreibung bei Marianus Scotus [2]). In den Thatsachen stimmt Lambertus meistens mit Marianus überein: aber ganz verschieden ist ihre Auffassung. Das Ereigniß ist deswegen merkwürdig, weil es einen Uebergang zwischen den Pilgerfahrten und den Kreuzzügen bildet. Bei Marianus erscheinen die kriegerischen Regungen in sehr bezeichnender Weise; Lambertus verwischt jedes ungeistliche Element. Er läßt die Christen darum in Nachtheil gerathen, weil sie Bedenken tragen, ihr Leben, das Gott geweiht sei, mit den Waffen zu vertheidigen; später, als sie sich dennoch wehren müssen, halten sie es drei Tage lang aus, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen; wenn sie sich endlich entschließen, zu capituliren, so thun sie das nur deshalb, weil es nicht recht sei, daß sie sich mehr auf ihre Waffen, als auf Gott verlassen.

Und diese mönchische Weltansicht mischt er nun allenthalben ein.

Es ist allgemein bekannt, daß damals der Gegensatz zwischen dem König und einigen ihm widerstrebenden Bischöfen zunächst zu städtischen Bewegungen in Worms und Cöln führte, welche die Grundlage der städtischen Freiheit geworden sind. Von dem Aufruhr in Cöln, der sich eben gegen den Führer der geistlichen Partei, Anno, richtet, spricht Lambertus mit Abscheu. Nachmittags, sagt er, als die Aufwallung der Bürger durch ihre Trunkenheit angeschwollen, sei Alles nach dem Hofe des Erzbischofs gestürzt, der eben mit seinen Freunden Mittagsmahl hielt; man habe Steine auf ihn geworfen, Geschosse gegen ihn geschleudert, Einige seien getödtet, die Uebrigen verjagt worden. „Da," fügt er hinzu, „haben dann sehr Viele (quam plurimi) den Anstifter solcher Wuth, den Satan, vor dem rasenden Volke einherschreiten sehen, mit Helm und Panzer gewappnet, mit feurig blitzendem Dolche. Indem die Thore auf das von ihm gegebene Zeichen gesprengt wurden, ist er aus den Augen der Nachdringenden verschwunden [3])."

---

wegte, Nichts wissen wollte. Ihm genügte die benediktinische Regel, wenn man sie nur befolgt.

1) Z. J. 1065 S. 168, 43 ff.

2) MG. VII SS. V S. 559 1 ff.

3) Z. J. 1074 S. 212, 43—213, 4.

Geschehe es bewußt oder unbewußt, man wird ihn überall parteiisch finden, wo seine Standessympathien verletzt werden. Bei der Erzählung von dem Lärmen z. B., der zwischen den Leuten des Bischofs von Hildesheim und des Abtes von Fulda, welche über ihren Vorrang streitig waren, Pfingsten 1063, in der Kirche zu Goslar ausbrach, wirft er die ganze Schuld auf den Bischof, obwohl er selbst bemerkt, daß auch der Abt bewaffnete Leute herbeigeführt und sich zu Gewaltsamkeiten gerüstet hatte[1]). Unparteiisch wird er erst, wie der Abt und die Mönche in Streit gerathen: da macht er beiden Vorwürfe †).

Nun gab es aber ein Interesse, in welchem sein Abt und sein Kloster unmittelbar mit dem König zusammenstießen. Die Zehnten waren in Thüringen vor Alters in mildester Form eingeführt und den großen Abteien von Fulda und von Hersfeld zugewiesen worden. Schon längst hatten die Erzbischöfe von Mainz dies als eine Beeinträchtigung ihrer Diöcesanrechte angesehen und die Zehnten in vollem Umfang für sich selber in Anspruch genommen; der damalige Erzbischof Siegfried betrieb die Sache eifriger als je ein Anderer. Er hatte dabei, wie sich denken läßt, so die beiden Aebte, wie den thüringischen Adel gegen sich. Der König aber erklärte sich für ihn, wie es denn das im Reiche Herkömmliche war, und nöthigte die Aebte, hier und da ein Drittheil, meistens aber die Hälfte ihrer Zehnten abzutreten. Ein Verlust, der sie in der That sehr hart betraf und den sie nicht verschmerzen konnten. Sie sahen in dem König ihren bittersten Feind, in seinem Verfahren ein schweres Unrecht.

Und dazu kamen nun die großen Fragen zwischen Kirche und Staat. Wenn Papst und Kaiser sich entzweiten, so mochten die mächtigen Bischöfe zweifeln, welche Partei sie ergreifen sollten; leicht neigten sie sich zu dem König, von dem ihre weltliche Macht sich herschrieb und der ihnen auch dem römischen Stuhle gegenüber eine gewisse

---

1) S. 163, 44 ff.

†) Die Stelle lautet in der ursprünglichen Fassung, wie sie das Handexemplar bietet, folgendermaßen: In dieser Erzählung von Fulda erscheint Lambert unparteiisch zwischen Abt und Mönchen — denn auch dem ersteren gibt er ein „improbe“ (S. 165, 44) Schuld, die Empörung der letzteren verdammt er aus Herzensgrund —, aber sehr parteiisch für den Abt im Gegensatz zu dem Bischof von Hildesheim. Offenbar hatte doch auch jener, welcher eine große Schaar von Bewaffneten mit sich führte, Schuld an dem Lärmen in Goslar; Lambert mißt alle Schuld dem Bischof bei, und die Verdammung des Abtes schreibt er nur der Ungerechtigkeit des Hofes zu.

Selbständigkeit verschaffte; die Mönche dagegen standen dem Papste näher, der ihnen hinwieder einen Rückhalt gegen die bischöfliche Gewalt verlieh. In Gregor VII., welcher sich als Reformator der Weltgeistlichkeit aufstellte und mehrere dem Klosterleben eigene Besonderheiten auf dieselbe übertrug, sahen die Mönche den Vorfechter ihrer Principien. Gerade die Frömmsten waren ihm am meisten ergeben: man weiß, wie ihre Bußpredigten das Volk für seine Neuerungen entflammten. Lambertus gehört zu seinen wärmsten Bewunderern †).

Eben so heftig aber haßt er den König als den Feind des Papstes und zugleich den Feind seines Klosters, aus tiefer mönchischer Frömmigkeit und sehr erklärlicher Theilnahme für die besondere klösterliche Genossenschaft, der er angehört. Ueber die Gegner des Königs, Rudolf, Berthold, Otto und Andere, drückt er sich mit einer Vorsicht aus, die selbst bei einem Tadel noch eine Ausflucht gestattet; sein Buch ist mit dazu angelegt, um die Wahl eines Gegenkönigs zu rechtfertigen: für Heinrich hat er nie ein Wort der Entschuldigung. Was er an Adalbert, dem Freunde des Königs, tadelt, seine Theilnahme an der Ausübung der höchsten Gewalt, lobt er an Anno, ihrem Widersacher[1]). Ich denke nicht, daß Jemand das Buch lesen kann, ohne diesen Parteigesichtspunkt durchzufühlen; bei aller Bewunderung für die schriftstellerischen Gaben des Lambertus habe ich es doch nie ohne eine gedrückte Stimmung aus der Hand gelegt.

Es ist aber nicht genug, das im Allgemeinen wahrzunehmen und auszusprechen; ich will daran gehen, die Glaubwürdigkeit des Lambertus in einigen Hauptmomenten seiner Erzählung näher zu prüfen, besonders in Bezug auf die geistlichen Verhältnisse, welche die entscheidenden sind.

1. Eine in alle Geschichtsbücher übergegangene Erzählung ist es, daß König Heinrich IV., der sich, erst neunzehn Jahre alt, von der Gemahlin, die man ihm in frühester Jugend gegeben hatte, wieder zu scheiden beabsichtigte, den Erzbischof Siegfried von Mainz zur Beförderung seines Vorhabens durch das Versprechen bewogen habe, ihm

---

†) In dem Handexemplar findet sich folgende Bemerkung: Lambert ist ein Klosterbruder durch und durch, ein sehr gebildeter Zögling der Klosterschulen, aber ein Mönch. Er betrachtet die Ereignisse der Welt von diesem Standpunkt aus, nicht wie die alten Chronisten, welche für das Reich große Sympathien hatten. Diese Gesichtspunkte aber sind in der Zeit von größter Bedeutung, wo das Kaiserthum sich mit dem Bisthum vereinigt und das Papstthum eine mönchische Richtung begünstigt.

1) Z. J. 1063 S. 166, 45 ff. Z. J. 1072 S. 189, 35; 190, 5. 15.

bei jenem Anspruch auf die Thüringer Zehnten zu helfen. So erzählt Lambertus. Er berichtet sogar, daß der König mit seiner Absicht erst dann hervorgetreten sei, nachdem er den Pakt mit dem Erzbischof geschlossen habe (Pactione utrimque firmata Rex ad publicum refert; z. J. 1069. S. 174, 14). Man verwundert sich doch, wenn man, nachdem man dies gelesen und angenommen hat, auf ein Schreiben desselben Erzbischofs Siegfried an den Papst Alexander II. stößt, worin er sich mit äußerstem Widerwillen über die Absicht des Königs ausspricht. Er versichert, mit Beistimmung der anwesenden Magnaten, durch das Unerhörte der Sache erschreckt, habe er ihm ins Angesicht widersprochen (velut monstro attoniti in faciem ei restitimus). Der nichtswürdigen Gründe, die der König angegeben, gedenkt er mit Wegwerfung und ersucht den Papst um sein Urtheil in der Sache; aufgefordert, sie in einer Synode zu entscheiden, wolle er doch auch dies ohne die päpstliche Autorität nicht thun; halte der Papst eine Synode für rathsam, so möge er Bevollmächtigte zur Untersuchung und Entscheidung herüberschicken[1]). Unmöglich läßt sich dies Schreiben mit jener Erzählung vereinigen. Der nämliche Mann, von dem Lambertus wissen will, daß er den König in seinem Vorhaben bestärkt habe, stellt dies dem Papst als das Unerhörteste vor, das seit Jahrhunderten in der Christenheit vorgekommen sei. Es ist wohl gemeint worden, der Bischof habe ein doppeltes Spiel gespielt; allein wohin hätte ihn dies führen können? Nicht durch ein bloßes Versprechen, nur durch die Erfüllung desselben konnte er den König bewegen, ihm in seiner Sache, deren Entscheidung noch bevorstand, behülflich zu sein. Er würde sich dies dadurch schwer oder unmöglich gemacht haben, daß er die päpstliche Autorität anrief, selbst für eine deutsche Synode. Und so viel geht doch aus dem Aktenstück hervor, daß der Bischof die Sendung des Legaten gefordert hat; aber Lambertus bezeichnet sie als unvorhergesehen, unerwartet; er will sogar wissen, der Legat habe dem Erzbischof mit der päpstlichen Ahndung gedroht, weil er ein so schnödes Vorhaben begünstige[2]). Mich dünkt, es ist offenbar, daß Lambertus über die Sache nicht gehörig unterrichtet war. Er erzählt sie, wie sie in seinem Kloster erzählt werden mochte. Von dem König versichert er, er habe sich, wiewohl höchst ungern, in die Nothwendigkeit

1) De latere vestro personas cum scriptis vestrae auctoritatis ad examen et judicium tantae rei mittere dignemini. (Sigfr. Episc. Mogunt. ep. ad Alexandr. II. in Mansi's Sammlung der Concilien, Vol. XIX, S. 1078 D.)

2) S. 175, 36.

gefunden, seine Gemahlin zu behalten, mit dem Beschluß jedoch, sie nicht als seine Gemahlin zu behandeln (sic eam habere quasi non haberet [1]). Sehr unbefangen in der That berichtet Lambertus selbst beim Jahr 1071, daß die Königin mit einem Sohne niedergekommen sei [2]). Die Anwandlungen des Königs beruhten, wenn das Wort erlaubt ist, auf der ungezogenen Laune eines jungen Menschen. Erst nach jenem Scheidungsversuch hat er seine Ehe vollzogen und ist in derselben sehr glücklich gewesen.

2. Bei einer anderen geistlichen Verhandlung innerhalb Deutschlands, deren Lambertus gedenkt, können wir seine Angaben mit einer urkundlichen Darstellung, die darüber aufbehalten worden ist, vergleichen. Ein von dem Kaiser für Kostnitz ernannter Bischof ward von dem dortigen Capitel zurückgewiesen (z. J. 1071 S. 184 ff.), weil dies in der Art seiner Einsetzung das Verbrechen der Simonie zu erkennen meinte. Der Papst, von beiden Seiten angegangen, beauftragte den Erzbischof von Mainz mit der Untersuchung, und dieser berief dazu eine Synode, bei welcher sich auch der König einfand. Lambertus erzählt nun, Heinrich habe sich an dem bestimmten Tage neben den Mitgliedern der Synode niedergelassen und die größte Mühe angewandt, die gegen den von ihm Ernannten erhobenen Einwendungen zu widerlegen oder mit listiger Ausflucht zu schwächen; aber auch harte Worte habe er nicht gespart, und die ganze Majestät seiner Würde in dieser Sache eingesetzt; damit sei der erste und zweite Tag hingegangen; zuletzt aber seien die Vergehungen des Angeklagten bewiesen worden (probatis criminibus), und der König habe den bischöflichen Stab von ihm zurückgenommen. Ueber diese Synode nun existirt ein amtlicher, damals sogleich abgefaßter und in dem Archiv von Mainz niedergelegter Bericht [3]). Aus dem aber ergibt sich, daß der König die beiden ersten Tage hindurch an den Sitzungen persönlich nicht Theil genommen hat. Wohl suchte er durch Andere für seinen Bischof zu wirken, so daß die Prälaten sich bewogen fühlten, ihm, dem Fürsten selbst, Vorstellungen zu machen. In dem amtlichen Bericht wird ausdrücklich versichert, der König habe bei der Audienz keinerlei Unwillen blicken lassen, keine verletzende Antwort gegeben; er habe nur bemerkt, daß, wenn einer seiner Diener sich seine Verwendung habe bezahlen lassen, er davon Nichts wisse, von seiner Hand schüttle

---

1) S. 176, 17.
2) S. 186, 8.
3) Mansi a. a. O. XX S. 10 ff.

er Alles ab, was Habsucht heißen könne; wenn sich der Angeklagte nicht rechtfertige, so wolle er, der König, dem Laufe der Gerechtigkeit nicht widerstreben. Hierauf erst begibt sich der König einmal in die Synode; die Parteien werden gehört, doch kommt es zu keiner Entscheidung. Die Bischöfe selbst sind erstaunt, daß der Angeklagte den anderen Tag sich freiwillig einstellt, um Ring und Stab dem König zurückzugeben. Wie ganz anders erscheint Heinrich IV. in dem officiellen Bericht, als bei Lambertus! dort auch in seiner Nachgiebigkeit entschlossen, natürlich und ehrfurchtsvoll, bei Lambertus unnachgiebig, listig, fast hinterlistig; denn zuletzt verspricht er noch dem zurückgetretenen Bischof, ihn bei der nächsten Gelegenheit schadlos zu halten. Ich glaube nicht, daß hier ein Zweifel über die größere Zuverlässigkeit obwalten kann. Mit welchem Anschein wollte man den amtlichen Bericht der geflissentlichen Lüge zeihen? Aber von Lambertus ist es klar, daß er über die Thatsachen keine genaue Kunde hat, was sogar als ein Beweis seiner subjektiven Ehrlichkeit angesehen werden dürfte. Ueberhaupt ist seine Auffassung von vorn herein irrig. Er läßt die Untersuchung von dem Papst allein ausgehen, der sie mit starker Mahnung erzwingt; nach dem officiellen Bericht versagt der Erzbischof schon von selbst dem Gewählten die Consecration, weil er wegen seines Lebens berüchtigt ist. Von der Selbständigkeit einer deutschen Kirche, Rom gegenüber, hatte man in seinem Kloster keinen Begriff.

3. Gehen wir nun einen Schritt weiter, zu den Verwickelungen mit Rom, bei denen Lambertus ein so großes Ansehen genießt, daß seine Berichte in die Conciliensammlungen aufgenommen worden sind. Gleich bei dem ersten Schritte in der Geschichte der Verhältnisse zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. aber gerathen wir in Verlegenheit. Lambertus erzählt (S. 194): bei der Nachricht, daß Hildebrand zum Papst gewählt worden sei, habe der König auf den Antrag der durch diese Wahl erschreckten deutschen Bischöfe, denn diese sind nach seinem Sprachgebrauch die episcopi Galliarum, den Grafen Eberhard von Nellenburg nach Rom geschickt, um die römischen Großen (Romanos proceres) darüber zur Rede zu stellen, daß man ihn bei der Wahl nicht gefragt habe, und den neuen Papst wissen lassen, daß er dem König genugthun oder abdanken müsse. Wenigstens gut unterrichtet wäre der König über die römischen Zustände dann nicht gewesen; denn von einem Antheil der Proceres war bei dieser Erhebung nicht die Rede; sie war durch eine tumultuarische Bewegung des Volkes geschehn. Bei Lambertus nun ereifert sich Papst Hildebrand nicht etwa über diese Anmuthung; nein, er antwortet höchst demüthig, er

werde sich nicht weihen lassen, bis er wisse, daß sowohl der König als die deutschen Fürsten in seine Wahl einwilligen. Wie, der stolze Papst soll nicht allein dem König, sondern den deutschen Fürsten das Recht zugeschrieben haben, seine Wahl für ungültig zu erklären? Man erkennt Hildebrand, wie er als Archidiakonus der römischen Kirche gewesen war, geschweige denn, wie er dann als Papst wurde, in dieser allen seinen Ideen widersprechenden Gefügigkeit nicht wieder. Lambertus gibt sogar an, erst als der Papst die Einwilligung des Königs erfahren, habe er sich weihen lassen. Es ist nicht ein bloßer Irrthum in dem Datum, wenn der Autor die Weihe Gregors erst im Februar 1074 geschehn läßt — die Wahl hatte am 22. April 1073 stattgefunden — sondern er bedarf einen so langen Zeitraum zu allen den Incidentien, die er voraussetzt: der Ankunft der Nachricht, dem Einreden der Bischöfe, der Abordnung des Gesandten, der Verhandlung desselben in Rom, der Botschaft hierüber nach Deutschland, der Rückantwort des Königs, gegen den indessen der sächsische Krieg losgebrochen war. In der That aber ist der Papst schon zwei Monate nach seiner Wahl geweiht worden, den 29. Juni. Bonitho versichert, der König habe auf der Stelle den Bischof Gregor von Vercelli nach Rom geschickt und die Wahl bestätigt; dieser, sowie die Kaiserin Agnes, die Mutter des Königs, habe der Weihe des Papstes beigewohnt (ad amicum l. VII)[1]). Von Eberhard von Nellenburg weiß er so wenig, wie Lambert von dem Bischof von Vercelli. Vielleicht würde man zu weit gehen, die Sendung Eberhards gänzlich in Abrede zu stellen, aber Aufträge, wie die, von welchen Lambertus wissen will, kann er nicht gehabt, noch vollzogen, die Antworten, die derselbe ihn empfangen läßt, nicht empfangen haben. Aus den Briefen Gregors VII. sehen wir, daß er sich vom Augenblick seiner Wahl an als vollkommen berechtigt ansah; in einem derselben, bereits vom 6. Mai des ersten Jahres seines Pontifikats, spricht er seinen Entschluß aus, dem König mit dem Schwert zu begegnen, wenn derselbe den kirchlichen Anordnungen widerstrebe[2]). Wie sollte er sein Recht und seine Autorität von der Genehmigung des nämlichen Fürsten abhängig gemacht haben? Aus der Erzählung des Lambertus sehen wir nur, daß es in Deutschland Leute gab, die dem Papst eine Mäßigung und Demuth zuschrieben, welche ferne von ihm war.

---

1) Im 2. Bande der SS. rer. Boicar. von Oefele S. 811, bei Jaffé, Bibl. rer. Germ. II S. 657.

2) Reg. Greg. VII l. I ep. 9, bei Mansi XX S. 67 C. Jaffé, Bibl. rer. Germ. II S. 20.

4. Der damals zwischen dem römischen Stuhl und dem König obwaltende Streit beruhte darauf, daß der Vorgänger Gregors, Alexander II., unmittelbar vor seinem Tode in der gewohnten Fastensynode zu Rom einige Räthe des Königs, welche an dem Verkauf der geistlichen Stellen Antheil nahmen, von der Kirchengemeinschaft ausschloß, der König aber diese Excommunikation nicht anerkannte und die Gebannten in seinem Rathe behielt. Es ist bemerkenswerth, daß die Excommunikation von der Kaiserin Agnes angerathen worden war; diese Fürstin, der es am Herzen lag, ihren Sohn mit der Kirche zu versöhnen, übernahm es selbst, nach Deutschland hinüberzugehen, um im Verein mit päpstlichen Gesandten den König zur Unterwerfung unter die kirchlichen Satzungen zu vermögen. Lambertus rechnet (S. 215, 34) sie förmlich zu den Gesandten (legatis apostolicae sedis: erant autem hi: mater ejus imperatrix); nach ihm aber weigerten sie sich, mit dem König in Unterhandlung zu treten, bevor er sich nicht wegen des Verkaufes geistlicher Stellen reuig zeige, und von ihnen selbst vom Anathema wieder losgesprochen werde (nec cum rege sermonem communicare consenserunt, donec — per judicium eorum anathemate absolveretur). Eine seltsame Gesellschaft fürwahr, welche sich weigert, mit eben demjenigen zu verkehren, den sie umstimmen soll. Bonitho, der meistens gut unterrichtet ist, versichert dagegen, viele Tage hindurch habe der König das strafende Wort der Gesandten anhören müssen — cum per multos dies sermonem correctionis quotidie ab iis audiret —; der Papst selbst lobt den König wegen der guten Aufnahme seiner Gesandten (legatis nostris benevolum tractabilemque praebuisti 7. December 1074 [1]). Ohne Zweifel hat der König mit den Gesandten verkehrt und verhandelt. So weit war es überhaupt nicht, daß Heinrich damals schon einer Absolution bedurft hätte; die Sache sollte erst untersucht werden. Ich weiß nicht, ob es nicht besser gewesen wäre, sie einem deutschen Concilium vorzulegen, — was die Legaten beantragten, und der König, nach Lambertus, der ihm nur wieder verwerfliche Gründe beimißt, gewünscht zu haben scheint, — aber die deutschen Bischöfe wollten nicht einführen lassen, daß päpstliche Legaten in Deutschland Concilien halten dürften, was den Vorrechten des Stuhles von Mainz zuwiderlaufen würde. Auch ohne dies überredeten die Mutter und die Gesandten den König, die Excommunicirten aus seiner Nähe zu entfernen (familiares, quos Alexander excommunicaverat, a suo prohibuit col-

---

1) Reg. II, 30. Mansi XX S. 148 A. Jaffé II S. 142.

loquio, Bonitho), er nahm die anstößig gewordenen Bischöfe nicht unbedingt in seinen Schutz. Nicht alle Schwierigkeiten wurden beseitigt, aber der Papst war doch mit dem, was geschah, höchlich zufrieden; er dankt der Kaiserin Mutter für die Mühe, die sie sich gegeben, Kirche und Reich mit einander zu vereinigen[1]), und schließt den König, wie er ihm selbst meldet, wieder in sein Gebet bei der Messe ein. Bei Lambertus, der die Sache unausgetragen nach Rom verweisen läßt, sieht es aus, als habe Heinrich fortwährend unter der Gefahr einer formellen Verdammung gelebt, aber die Urkunden zeigen unwidersprechlich, daß die Sache anders stand; der König war damals mit dem Papste wieder ausgesöhnt.

5. Mit den Begebenheiten des sächsischen Krieges vollauf beschäftigt, versäumt Lambertus lange Zeit, der Irrungen zwischen König und Papst zu gedenken; erst beim Jahre 1076 kommt er auf dieselben zurück.

In Goslar, erzählt er, seien im Anfang des Jahres päpstliche Gesandte erschienen, um den König vor die in der zweiten Woche der nächsten Fasten bevorstehende Synode vorzuladen, damit er sich dort wegen der Verbrechen, die man ihm Schuld gebe, vertheidige; sollte er nicht erscheinen, so würde unverzüglich, an demselben Tage, das Anathem über ihn ausgesprochen werden: der König habe die Gesandten mit Schimpf von sich gewiesen und die Geistlichen des Reiches sofort zu einer Zusammenkunft nach Worms beschieden[2]). Es wird auffallen und vielleicht verwegen erscheinen, wenn ich die mit so vieler Bestimmtheit vorgetragene Erzählung Lamberts bestreite und das Faktum selbst, daß der König von dem Papste vorgeladen worden sei, in Zweifel ziehe. Meine Gründe sind folgende. Ein Schreiben des Papstes vom 8. Januar 1076 liegt vor[3]), worin er dem König über seinen erneuerten Umgang mit den Excommunicirten, sowie über feindselige Schritte, die er sich in Italien erlaubt habe, Vorwürfe macht und ihn in heftigen Worten zur Unterwerfung ermahnt; davon aber schweigt er, daß er den König vor eine römische Synode lade oder geladen habe. Den Gesandten, die diesen Brief überbrachten, hatte Gregor noch einige mündliche Aufträge gegeben, die wir aus einem späteren Schreiben kennen lernen[4]); von einer Vorladung war

1) Schreiben Gregors vom 15. Juni 1074, Reg. I, 85. Mansi XX S. 124. Jaffé V S. 106.

2) S. 241, 43.

3) Reg. III, 10; bei Mansi XX S. 195 ff.; Jaffé II S. 218 ff.

4) Cod. Udalr. 146 Eccard; bei Mansi a. a. O. S. 379 C; Jaffé II S. 538 epp. coll. 14.

dabei nicht die Rede. Bertholdus, dessen Nachrichten beachtenswerth sind, weil er die Aktenstücke kennen zu lernen Gelegenheit hatte, weiß von dieser Vorladung Nichts. Bernold von Constanz, der an dem Urkundlichen weniger festhält, läßt den König mit der Excommunikation auf einer römischen Synode, wenn er sich nicht bessere, bedrohen[1]), von einer Vorladung aber zur Verantwortung schweigt auch er. In den Registern der päpstlichen Briefe endlich erscheint unter dem 7. December 1075 die Vorladung des Erzbischofs Thedald zu Mailand zu dieser Synode, die da in die erste Woche der Fasten gesetzt wird, aber keine des Königs.

Wie ließe sich denken, daß ein so wichtiger, auffallender Akt allenthalben mit Stillschweigen bedeckt würde, wenn er vorgekommen wäre? Man dürfte sagen, er werde durch die Folgen, die er hatte, erwiesen. Denn wenn die Vorladung nicht stattfand, warum hätte der König jene Synode nach Worms berufen, von welcher der Bruch zwischen beiden Gewalten eigentlich ausgegangen ist?

Um diese Handlung zu verstehen, müssen wir uns die Lage des Moments näher vergegenwärtigen.

Im vorhergegangenen Sommer hatte der König neue Unterhandlungen mit dem Papst angeknüpft und zwar im tiefsten Geheimniß, weil ihr gegenseitiges Einverständniß den deutschen Fürsten widerwärtig sein werde. Der Papst war darauf eingegangen, er hatte selbst seine Hülfe gegen die Widerspenstigen hoffen lassen; plötzlich aber hatte Heinrich Alles abgebrochen. Es scheint, als habe er nach seinem Siege über die Sachsen sich geschmeichelt, noch über beide zu triumphiren, den Papst und die Fürsten, während der Papst sich mit der Herstellung des kirchlichen Gehorsams von Seiten des Königs begnügt hätte. In dem Abbrechen der Verhandlungen sah der Papst eine Nichtachtung, die ihn ergrimmte. Dazu kamen aber die allezeit für die Päpste sehr empfindlichen italienischen Händel. In Mailand namentlich lag die kaiserliche Partei mit der päpstlichen in heftigem Kampf; damals nun erfocht die erstere mit Hülfe des Volkes, welches die Freiheit der Kirche des heiligen Ambrosius gegen die Fahne von St. Peter behauptete, einen Sieg; ein kaiserlich gesinnter Erzbischof, Thedald, trat ein, zum größten Verdruß Gregors VII. Eben dieser ist es, den der Papst vor die römische Fasten-Synode lud, um, wenn er die Kirche liebe, allen Verwirrungen ein Ende zu machen. Er befiehlt ihm im Namen Gottes und des heiligen Petrus, die Orden

---

1) Z. J. 1076. MG. VII SS. V S. 432, 5.

nicht zu empfangen, denn es werde ihn gereuen, man werde ihm vielleicht sagen, die Gunst der Mitbürger, seine adlige Geburt, die Hülfe des Königs würden ihm zu Statten kommen; aber er müsse wissen, daß die Macht der Könige und Kaiser und die Bestrebungen der Sterblichen den apostolischen Rechten gegenüber Nichts seien als Asche und Staub (7. December 1075)[1]). Es ist undenkbar, daß Thedald dem Kaiser von dieser Vorladung und den weit ausgreifenden Aeußerungen des Papstes nicht Nachricht gegeben haben sollte. Die italienische Bewegung warf sich überhaupt auf Deutschland zurück; der vornehmste Antagonist des Papstes unter den Cardinälen, Hugo Blancus, begab sich selbst nach Deutschland.

Unter diesen Umständen nun trafen jene Gesandten, die der Papst als fromme Männer bezeichnet, und die also ohne Zweifel seine Gesinnung theilten, in Deutschland ein. Schon die Briefe, die sie mitbrachten, waren unangenehm; noch mehr waren es die geheimen Aufträge, mit denen der Papst sie betraut hatte. Er ließ dem König nicht allein unumwunden ankündigen, daß er ihn, wenn er sich von den Excommunicirten nicht absondere, ebenfalls als einen solchen betrachten werde, sondern er stellte ihn über seine persönliche Führung, die Verbrechen, die er begehe, zur Rede; wegen derselben würde er verdienen, nicht allein bis zu genügender Abbüßung mit dem Kirchenbann belegt, sondern auch der Krone beraubt zu werden, ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu erlangen. Die Gesandten bemühten sich nicht, diese Aufträge zu mildern, sie verstärkten sie vielmehr. Der König behauptete, von ihnen erfahren zu haben, daß der Papst entschlossen sei, ihm Leben und Reich zu entreißen, oder selbst darüber umzukommen[2]).

Nach solchen Eröffnungen bedurfte es jener Vorladung nicht, um den König zu Gegenvorkehrungen zu veranlassen. Heinrich gerieth, wie man voraussetzen könnte, wenn es auch nicht ausdrücklich überliefert würde, in heftige Aufregung; doch war dieselbe nicht allein persönlicher Art. Die Einmischung des Papstes fing an, die Unabhängigkeit des Reiches zu bedrohen, von welcher der König selbst und die Fürsten noch ein sehr lebhaftes Gefühl hatten. In einem wenige Monate darauf erlassenen Schreiben wird ausgeführt, daß durch die göttliche Weltordnung zwei Schwerter bestimmt und von einander geschieden seien, das geistliche und das weltliche; der Papst aber wolle

1) Reg. III, 8; bei Mansi S. 194; Jaffé II S. 214 ff.
2) Bruno, de bello Saxonico c. 66 S. 352, 20.

diese Ordnung verkehren und dem König nicht erlauben, König zu sein von Gottes Gnaden, er solle es sein von des Papstes Gnaden[1]). Die Ideen Gregors waren in den letzten drei Jahren klar hervorgetreten; daß er die weltliche Gewalt der geistlichen unterwerfen wollte, konnte kein Mensch bezweifeln. Auch in anderen Beziehungen setzte er sich dem deutschen Reiche entgegen, wie wenn er dem König von Ungarn zum Vorwurf machte, die Oberlehnsherrschaft des deutschen Reiches anerkannt und das nobile dominium des heiligen Petrus vernachlässigt zu haben: er sei kein König mehr, sondern ein Unterkönig (regulus)[2]). Diese Gründe waren es, welche den König bewogen, die Feindseligkeiten gegen den Papst Gregor mit Entschlossenheit selbst zu eröffnen. Jener Cardinal erschien in Worms und gab von dem vergangenen und damaligen Leben desselben einen so anstößigen Bericht, daß die Versammlung sich berechtigt glaubte, sogleich die äußersten Schritte zu thun und den Papst für unwürdig seiner hohen Stelle und für abgesetzt zu erklären. Mit Freuden stimmten die italienischen Bischöfe bei, ein italienischer Cleriker eilte nach Rom, um dem Papst mitten in seiner Synode seine Absetzung anzukündigen. Wahrscheinlich hatte der König auf Beistimmung des römischen Volkes gerechnet; allein Gregor war ihm auch in Rom zu stark. Er antwortete der Absetzung durch eine Excommunikation des Königs und aller Bischöfe, die an seinem Vornehmen Theil gehabt. — Die Darstellung dieser späteren Dinge bei Lambertus ist nicht falsch, wie die ihres Anfangs, aber ungenügend und schwach, für das Verständniß ohne Werth.

6. Das Nämliche ist auch bei den folgenden Verhandlungen zu bemerken. Von einer zweiten Versammlung zu Worms, Pfingsten 1076, weiß Lambertus nur, daß wegen Abwesenheit der Fürsten daselbst Nichts zu Stande gekommen sei. Davon gibt er keine Kunde, daß man dort ursprünglich damit umging, die ausgesprochene Absetzung Hildebrands zu erneuern, einen anderen Papst zu ernennen und ihn nach Rom zu führen[3]). Schon hatte ein weltlicher Fürst dies zu bewerkstelligen sich anheischig gemacht. Dessen Tod und mancherlei

---

1) Schreiben des Königs vom März 1076. Cod. Udalr. 144 bei Eccard (49 Jaffé); bei Mansi S. 466; Jaffé V S. 106 ff.

2) Schreiben des Papstes vom 14. April 1075. Reg. II, 70 bei Mansi S. 180 B; Jaffé II S. 193.

3) Bertholdus: ut Papa — ob scelera — damnatus dejiceretur, et pro eo alius supponeretur (Z. J. 1076. MG. VII SS. V S. 284, 8).

andere unglückliche Zufälle verhinderten das Vorhaben; von dem größten Einfluß darauf war es ohne Zweifel, daß die mächtigen Fürsten, welche dem König bisher beigestanden hatten, sich von ihm abwandten; nun erst sieht man, was ihre Abwesenheit bedeutete. Von einer Versammlung, die im Juni zu Mainz gehalten wurde, berichtet Lambertus, daß daselbst ein Streit zwischen den Bischöfen ausgebrochen sei, von denen die einen, die päpstlichen, allen Umgang mit den anderen, den königlich Gesinnten, hätten abbrechen wollen, was diese in Wuth gesetzt habe, weil die über sie verhängte Excommunikation unrechtmäßig, null und nichtig sei [1]). Wir zweifeln nicht, daß Dinge dieser Art dort vorgekommen seien; allein bei dem bloßen Gezänk blieb man nicht stehen; diese von dem Geschichtschreiber nur oberflächlich berührte Zusammenkunft in Mainz war doch eine der wichtigsten. Nach der Erzählung Bertholds wurde daselbst die von dem Papst in Rom ausgesprochene Excommunikation für ungerecht, ungültig, für einen Gräuel erklärt. Der Papst selbst dagegen ward auf den Grund der Zeugnisse, die man von ihm vorbrachte, verurtheilt und auf's Neue excommunicirt [2]).

Lambertus hat sein Augenmerk hauptsächlich auf die wieder ausbrechenden sächsischen Irrungen gerichtet, aber es ist doch immer auffallend, daß er von so wichtigen Vorgängen keine Meldung thut. Denn sollte man annehmen dürfen, daß sie ihm unbekannt geblieben seien? Aber in seinem Kloster hielt man die Sache des Papstes von vorn herein für die bessere; man hatte keine Theilnahme für die Anklagen gegen ihn und schwieg lieber darüber; kein Verständniß für die kirchlich-politischen Fragen. Und doch waren diese niemals prägnanter, bedeutender gewesen. Zwischen Kaiserthum und Papstthum war der Krieg ausgebrochen, welcher Jahrhunderte lang die Welt erschüttern sollte. Der König hatte die Absetzung des Papstes ausgesprochen, der Papst die Excommunikation des Königs und künftigen Kaisers; welche von den beiden Gewalten sollte die Oberhand behalten?

7. Wir gehen auf die Zusammenkunft von Tribur über, welche für die Reichsgeschichte entscheidend geworden ist.

Lambertus bezeichnet die Absetzung Heinrichs als ihren Zweck; er läßt den König durch die allgemeine Beistimmung, welche seine

1) S. 246, 32 ff.

2) domnum Apostolicum falsis testimoniis quasi iudicatum temere satis excommunicabant, et quod synodali iudicio in regem et in caeteros suae confoederationis participes ab Apostolico actum est, anathema utpote temerarium — quasi sententialiter confirmabant (S. 284, 20 ff.).

Gegner finden, bereits so weit kommen, daß er ihnen anbietet, die Macht in Zukunft mit ihnen zu theilen, wenn ihm nur die Schmach der Absetzung erspart werde; aber sie weisen, Alles, was ihm von jeher vorgeworfen worden ist, wiederholend, jede Unterhandlung zurück, und erklären sich entschlossen, einen Anderen an seine Stelle zu setzen, der vor ihnen hergehen und die Schlacht des Herrn schlagen möge; Alles läßt sich zu einem blutigen Zusammentreffen an. Plötzlich aber werden die Fürsten anderes Sinnes: sie erklären, rechtlich mit ihm verfahren und die Sache dem Papst übertragen zu wollen, der nach Augsburg kommen und sie entscheiden sollte; nur müsse der König die Excommunikation sofort anerkennen und sich in bestimmter Frist von derselben losmachen; sonst würde er seiner Krone verlustig sein [1]).

Diese ganze Erzählung ist nun nicht sehr verständlich. Man erfährt nicht, wie so viele deutsche Fürsten unerwartet — Lambertus selbst erstaunt darüber — zu den Mißvergnügten übertraten, noch was später die Fürsten bewog, von ihrem Entschluß auf einmal abzustehen. Auch verhält es sich, wenn Lambertus sagt, daß der Papst mit denselben einverstanden gewesen sei, damit nicht ganz so; wenigstens war diese Uebereinstimmung an Bedingungen gebunden. Wir haben das Schreiben Gregors vom 3. September, worin er die Fürsten ermahnt, wenn der König sich reuig und der Kirche unterwürfig zeige, ihn zu schonen; über die Person des Neuzuwählenden will er erst unterrichtet sein, und man soll ihn auch der Kaiserin Agnes nennen. Nach Lambertus hätten die anwesenden Legaten das Recht gehabt, den reuigen König vom Anathema loszusprechen; aber der Papst erklärt ausdrücklich, daß derselbe nicht losgesprochen werden dürfe, ehe nicht über die Sache auf's Neue nach Rom berichtet worden sei (quousque apostolicae sedis consensum et iteratum responsum recipiatis) [2]).

Aber die Hauptsache ist, daß die entscheidende Frage, von der alles Andere abhing, von Lambertus kaum berührt, im Voraus als abgemacht betrachtet wird. Es ist die Frage, ob die Excommunikation des Königs und künftigen Kaisers durch den Papst, welche die Lossprechung seiner Unterthanen von dem Eide der Treue enthielt, also die Absetzung erst möglich machte, gültig sei oder nicht.

Papst Gregor hatte darüber selbst das Wort genommen; in einem Briefe an den Bischof von Metz sucht er seinen Anspruch historisch zu

1) Z. J. 1076 S. 252, 20 ff.
2) Reg. IV, 4; Mansi S. 211; Jaffé II S. 246.

begründen; er bezieht sich hauptsächlich auf die Excommunikation, welche Ambrosius über den Kaiser Theodosius ausgesprochen hat, und auf die Entsetzung des letzten Merowingers durch Papst Zacharias[1]). Man antwortete schon damals, daß es mit diesem letzten Ereigniß eine ganz andere Bewandtniß habe, und das erste ohne allen Einfluß auf die Verhältnisse des Staates geblieben sei[2]). Daß eine durch Eidschwur geheiligte Verpflichtung aufgelöst werden könne, wollte Vielen überhaupt nicht einleuchten, sie brachten das göttliche Recht der Obrigkeit in Erinnerung.

Diese großen Streitfragen setzten nun damals alle Geister in Bewegung; Bonitho versichert, daß die deutschen Fürsten ausdrücklich deshalb zusammengekommen seien (ultramontani principes .... quasi in judicio constituunt, utrumne papa regem posset excommunicare necne)[3]). In Italien hatte man das Recht des Papstes verworfen; in Deutschland endigte die Berathung damit, daß man es anerkannte. Wenn man fragt, was die päpstlichen Legaten so Ueberzeugendes für die deutschen Fürsten vorbrachten, so legt Bonitho den größten Werth auf einen Ausspruch des Patriarchen Anatolius von Constantinopel im Concilium von Chalcedon, nach welchem damals der Patriarch Dioskurus von Alexandria nicht wegen seines irrigen Glaubens, sondern deshalb verurtheilt worden sei, weil er es gewagt habe, den römischen Papst zu excommuniciren[4]). Man ist später in Rom mit der Erklärung des Anatolius nicht einmal zufrieden gewesen, man hätte gewünscht, daß nicht allein die Vergehungen des Dioskurus gegen die Disciplin, sondern zugleich seine dogmatischen Abweichungen als Grund seiner Verdammung bezeichnet worden wären. Jene waren jedoch die auffallendsten; seine Beleidigung des Papstes Leo war nur ein Moment seiner Auflehnung gegen die conciliare Autorität überhaupt[5]), die ihm zum Verbrechen gemacht wurde. Bonitho versichert nun, daß mit Rücksicht auf dieses Beispiel die Excommunikation König Heinrichs von den versammelten Deutschen als zu Recht begründet anerkannt worden sei: decrevere, regem secundum Foci et Dioscori imitationem juste excommunicatum. Man erstaunt, daß der innere

1) Schreiben des Papstes vom 25. August 1076. Reg. IV, 2 vgl. VIII, 21 (15. März 1081). Mansi S. 209 A. B. 334 A. Jaffé II S. 242 ff. 458.

2) Waltram, de unitate ecclesiae conservanda I c. 2. 4. 8. 16; in der Ausgabe von Schwenkenbecher S. 3. 9. 16. 36 ff.

3) l. VIII, bei Jaffé II S. 670.

4) l. VII, bei Jaffé II S. 667 ff.

5) Vgl. Pagi: Critica in Annales Baronii II S. 328.

Hader der Hierarchie in einem Concilium des fünften Jahrhunderts oder gar die constantinopolitanischen Händel des Photius in den Streitigkeiten zwischen dem Kaiserthum und dem Papstthum maßgebend gewesen sein sollen. Eher wäre zu verstehen, wenn die deutschen Bischöfe durch den Ausspruch des Anatolius, den man ihnen als eine unbedingte Anerkennung der Hoheit des römischen Stuhles auslegte, geschreckt worden wären, da sie selbst soeben an einem ähnlichen Akt Theil genommen hatten. Aber diese Dinge vermischte man mit einander; wenn die Bischöfe, durch welche der König gehandelt hatte, die Sache aufgaben, so konnte auch der König sie nicht festhalten. Seine Lage ward gefährlich, da nach dem Reichsherkommen die Excommunikation, wenn sie nicht binnen Jahr und Tag gelöst wurde, den Verlust von Amt und Würden nach sich zog, und die Fürsten dies jetzt auch auf die höchste Würde anwandten; eine kirchliche Genugthuung ward für ihn nothwendig. Bemerken wir aber, daß diese mit den obschwebenden Streitigkeiten, die auf einem großen Reichsconvent in Gegenwart des Papstes selbst vorgenommen werden sollten, noch nicht unbedingt zusammenfiel. Indem sich Heinrich anschickte, die Absolution zu suchen, unterwarf er sich den Anmuthungen seiner Gegner nicht so ohne Rückhalt, wie es bei Lambertus erscheint. Er forderte, auch der Papst solle die gegen ihn erhobenen Anklagen widerlegen; „denn es geziemt sich", so sagt er, „daß auch deine Heiligkeit darauf eingehe, was man zum Aergerniß der Kirche über dich verbreitet, und das öffentliche Gewissen von demselben befreie" [1]). Heinrich erkennt an, daß er durch die Wormser Synode zu weit gegangen sei, aber in der vornehmsten Frage, ob er würdig sei, das Kaiserthum, und der Papst würdig, das Papstthum zu bekleiden, nimmt er eine diesem ebenbürtige, gleichberechtigte Stellung ein.

8. Es ist nicht dieses Ortes, die unermeßliche Wichtigkeit, welche die den deutschen Fürsten und Bischöfen dergestalt abgewonnene Anerkennung der päpstlichen Excommunikation eines Königs für die deutsche Geschichte überhaupt hatte, zu entwickeln, noch auch den Fortgang dieser Begebenheiten zu begleiten. Ich bemerke nur, daß Lambertus über die Versprechungen, die der König später in Italien dem Papst selbst macht, so wenig zuverlässig ist, wie über die Ver-

1) Condecet autem et sanctitatem tuam ea quae de te vulgata scandalum ecclesiae pariunt non dissimulare, sed remoto a publica conscientia et hoc scrupulo cet. (Promissio Heinrici regis. MG. IV. Lg. II S. 49. Cod. Udalr. 155 Eccard (52 Jaffé); bei Jaffé V S. 111.)

handlungen von Tribur. Nach seiner Erzählung hätte der König dem Papst gelobt, bis zur Entscheidung der Hauptsache durch eine große Reichsversammlung sich aller königlichen Ehrenrechte, und sogar der selbständigen Verwaltung des Reiches zu enthalten (nihil circa rerum publicarum administrationem — ageret[1])); er hätte sich gleichsam suspendiren lassen und den Fürsten das Recht zuerkannt, ihn abzusetzen. Ganz anders lautet jedoch die Promissio Canusina Heinrichs, die in die Regesten Gregors selbst aufgenommen ist. Der König verspricht allerdings, in der Streitsache, in der er mit den deutschen Fürsten sei, Gerechtigkeit auszuüben nach dem Urtheil, oder Frieden zu schließen nach dem Rath des Papstes[2]). Aber wie weit ist das von dem entfernt, was Lambertus ihn versprechen läßt! An eine Suspension von dem Königthum war so wenig zu denken, daß der König dem Papst vielmehr sicheres Geleit verspricht; wenn Jemand dasselbe breche, so werde er ihn treulich nach seinem Vermögen unterstützen.

Bei alle dem aber ist Lambertus hier mit Nichten zu verwerfen. Ueber die Begegnisse der Reise nach Canossa und die dortigen Vorfälle, insofern sie zur öffentlichen Kunde gelangten, ist er gerade besonders gut unterrichtet. Von Manchem, was Andere nur flüchtig erwähnen, finden wir bei ihm die anschaulichsten Nachrichten, z. B. von einer Scene zwischen Gregor und Heinrich, deren Kenntniß wir um keinen Preis entbehren möchten.

Noch lasteten die gegenseitig erhobenen Anschuldigungen auf König und Papst. In der persönlichen Begegnung auf dem Schloß Canossa nun erklärt der Papst dem König: es würde ihm leicht sein, durch gültige Zeugnisse Alles zu widerlegen, was man gegen ihn vorbringe; er wolle jedoch sich mehr auf ein göttliches als auf ein menschliches Zeugniß stützen, um, worauf Heinrich in Augsburg gedrungen hatte, jeden Scrupel, jeden Anstoß zu entfernen. „Siehe da," sagt er, „das ist der Leib des Herrn: ich werde ihn nehmen, zum Zeugniß meiner Unschuld; bin ich schuldig, so möge mich der allmächtige Gott mit plötzlichem Tode strafen." Er nahm hierauf die Hälfte einer Hostie und forderte den König auf, wenn er sich wegen der ihm vorgeworfenen Verbrechen gleichfalls rein wisse, die andere Hälfte zu empfangen. Der König erschrak, denn so ganz frei mochte er sich nicht fühlen; er wies die Hostie zurück[3]).

---

1) S. 259, 16.

2) justitiam secundum judicium ejus, aut concordiam secundum consilium ejus faciam. MG. IV Lg. II S. 50.

3) Z. J. 1077 S. 259, 37 ff.

Großartige Gegner, die einander hier im Streit um die Zukunft der Welt begegnen; beide durchdrungen von ihrem Recht, und entschlossen, es geltend zu machen; beide voll Religion; den Papst erfüllt sie mit geistlicher Zuversicht, den König mit Scheu vor dem Heiligen und Zurückhaltung.

Für die rechtliche Seite des Streites zwischen Kaiserthum und Papstthum hat Lambertus keinen Sinn; für die Verhandlungen darüber bildet er keine Autorität; er führt vielmehr in dieser Beziehung irre. Seine klösterliche Gesinnung verhindert ihn gleichsam, volle Aufmerksamkeit darauf zu richten. Eine Scene wie diese aber, in der sich die geistliche Superiorität des großen Hierarchen darstellt, fesselt seine Theilnahme. Bei weitem größeren Werth als für die römischen, hat er für die deutschen Angelegenheiten. Er hat auch da, wie wir sahen, Partei ergriffen und an dem genommenen Standpunkt hält er mit einer gewissen Folgerichtigkeit fest: aber er kennt die Personen und die Ereignisse und wird durch ein angeborenes Talent nicht selten über denselben hinaus zu historischer Anschauung erhoben. Unter den mancherlei nichtigen und übertriebenen Angaben, die er wiederholt, erscheinen doch die Hauptmomente, welche der Entwicklung der Ereignisse dienen, in aller ihrer Stärke. Lambert ist unter anderen ein Gegner der Städte und verdammt ihre Erhebung, aber die Umstände, unter welchen diese eintrat, hat er vortrefflich geschildert. Es ist der Augenblick, in welchem die Sachsen, die früher mit den Reichsfürsten ebenfalls entzweit waren, sich mit ihnen versöhnt haben, und diese, Geistliche und Weltliche, sich bereits zu einer neuen Königswahl anschicken: in dieser Gefahr, eben in der Nähe des Ortes, wo die Wahl vollzogen wurde, stellt sich die große Commune Worms dem König zur Seite und bewirkt, daß dieselbe nicht vor sich geht[1]). Kein Anhänger des Städtewesens hätte es besser in die Geschichte einführen können†). Lambertus hat die Gabe, in dem Kreise, den er überschaut, den Fortgang der Dinge, wie er war, zu bemerken; er ist, wie sich

1) Z. J. 1073 S. 204, 16 ff. 30 ff.

†) Das Handexemplar hat an dieser Stelle folgende Fassung: Lambert legt darauf nicht den Werth, der der Sache zukommt; er ist überhaupt parteiisch. Aber er hat Geist und Sinn für eine allmähliche Entwicklung der Thatsachen; er sieht den Gang der Angelegenheiten klar vor sich. In dieser reinen Auffassung, die eine Geistesgabe ist, liegt sein Talent. Er muß zu den originalen Autoren gerechnet werden, welche ein unleugbares Talent haben, wiewohl sie parteiisch sind; zu den Geschichtschreibern, deren Talent größer ist als ihre Parteilichkeit.

in der Erzählung von den übrigens wenig verbürgten Abenteuern Roberts von Flandern zeigt [1]), bei aller seiner geistlichen Richtung nicht ohne Anflug der beginnenden Romantik des Jahrhunderts; er hat Sinn für die Erscheinung und weiß sie wiederzugeben; wir vermissen ihn schmerzlich, wo er abbricht. Wogegen die Kritik sich verwahrt, das ist nur die ihm zugeschriebene Autorität, auch in Sachen, von denen er Nichts weiß: die Uebertragung dessen, was der Beschränktheit seines Standpunktes und seines Sinnes angehört, in die Auffassung der Weltgeschichte.

1) Z. J. 1071 S. 180, 37 ff.

V.

Notiz über die Mutter Manfreds.

(Veröffentlicht 1841 in Raumer's Geschichte der Hohenstaufen 2. Auflage Band IV S. 277—278.)

Noch über die Münze Manfreds.

[illegible]

Notiz über die Mutter Manfreds.

Auch die nachstehende kurze Erörterung, welche Friedrich von Raumer im Jahre 1841 einer Anmerkung im vierten Bande seiner Geschichte der Hohenstaufen einverleibte (2. Auflage S. 277—78), verdient in der Sammlung der Werke Ranke's ihre Stelle. Raumer leitet sie folgendermaßen ehrend ein:

Bei widersprechenden, oder doch unklaren Zeugnissen ist es schwer, die unzweifelhafte Wahrheit festzustellen; man kann durch Kritik nur das Wahrscheinlichste aufzufinden suchen. Für dies Geschäft vertraue ich mehr meinem verehrten, scharfsinnigen Freunde Ranke, als mir selbst. Sein mir gütigst mitgetheiltes kritisches Urtheil möge deshalb hier Platz finden. Er schreibt:

„Die Behauptung Cesare's, Manfreds Mutter sei eine Tochter von Bonifazio Guttuario, Signore d' Anglano gewesen, macht auf mich wenig Eindruck. Cesare stützt sich hauptsächlich auf den sogenannten Anonymus Italus, einen Autor aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, der für die zweite Hälfte des 13. natürlich nichts beweisen kann. Noch viel weniger können das Spätere. Die sagenhaften Erzählungen dieser Autoren sind wohl nur das Erzeugniß localer Ruhmredigkeit.

Mehr Aufmerksamkeit würde die Angabe Capacelatro's, in dem neapolitanischen Archiv erscheine die Mutter Manfreds als eine Schwester Goffredo Maletta's, verdienen, wäre nur die archivalische Nachricht wirklich beigebracht. Jetzt können wir nichts weiter daraus entnehmen, als daß Goffredo Maletta auch irgendwo in einer Urkunde des Archivs als Oheim Manfreds bezeichnet wird, was wir auch sonst schon wissen.

Auch ich komme daher auf die gewöhnliche, in der Geschichte der

Hohenstaufen schon angenommene Meinung zurück, daß die Mutter Manfreds Bianca Lancia hieß.

Dafür sprechen nicht allein die constanten Behauptungen der späteren aragonischen Verwandten, sondern wir haben dafür auch das ausdrückliche Zeugniß eines gleichzeitigen sicilianischen Schriftstellers, des Bartholomäus de Neocastro, der um 1280/90 geschrieben hat. Autori huic, sagt der erste Herausgeber, fidem conciliant quam maximam aetas, locus, munia, quae gessit. Die Irrthümer, die ihm vorgeworfen wurden, beziehen sich auf frühere Zeiten oder entlegene Gegenstände, die er allerdings wenig kannte.

Dieser Autor nun zählt unter den Gemahlinnen Friedrichs II. als die fünfte Bianca Lancia auf.

Quinta vero fuit, sagt er, nobilis domina Blanca de domo illorum nobilium de Lancea de Lombardia, (qua) suscepti fuerunt inclytus Manfredus et domina Constantia. —

Die Frage erhebt sich freilich: war Bianca wirklich eine Gemahlin Friedrichs? Es ist wahr, die neapolitanischen Schriftsteller betrachten Manfred als legitim, nicht aber die Päpste. Martin IV. behauptet, Konrad IV. habe Manfred eben darum nicht anerkannt, dieser sei aus einer verdammungswürdigen Verbindung entsprungen. Manfredus successionis participium perdidit, quia ipsum partus legitimus non agnovit, utpote de damnabili commixtione susceptum (bei Rainaldus ad a. 1282 XIII).

Verliert nicht etwa hiedurch unser Bartholomäus seine Glaubwürdigkeit in diesem Punkte?

Lesen wir weiter, so finden wir, daß er Einwendungen dieser Art kannte und nicht einmal entschieden verwirft. Licet, fügt er hinzu, nonnulli suspectum dicunt matrimonium ipsum, eo quod durante praecedente matrimonio sibi eam post partus habitos copulavit.

Es ist in der That sehr wahrscheinlich, daß jene Verbindung Anfangs ungesetzlich, später auf eine oder die andere Weise legalisirt wurde. Auch Salimbeni betrachtet Bianca als Gemahlin; in einigen Abschriften des Jamsilla findet sich eine Stelle, nach welcher Bianca bei ihrer Vermählung das Schloß chor del monte S. Angelo empfing; das Alles kann wahr sein, und doch kann der Papst sehr Recht haben, wenn er die Verbindung, aus welcher Manfred entsprang, vom kirchlichen Standpunkt aus verdammlich findet."

VI.

Zur Geschichte der italienischen Poesie.

(Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 5. November 1835 und in deren 1837 erschienenen historischen und philologischen Abhandlungen S. 401—485; 499—500 zuerst veröffentlicht.)

Zur Geschichte der italienischen Poesie¹).

[illegible]

¹) [illegible]

Zur Geschichte der italienischen Poesie†).

Heutzutage wird nicht leicht Jemand eine Nation oder eine Zeit zu kennen glauben, wenn er nicht neben den Handlungen, die sich in Staat und Kirche, in Krieg und Frieden ereigneten, auch die, man darf wohl sagen, unmittelbareren, von Bedingungen freieren Aeußerungen ihres Geistes in Literatur und Kunst erwogen hat.

†) Bei dem Wiederabdruck der Abhandlung mögen folgende, an Einzelheiten, die in derselben vorkommen, anknüpfende Bemerkungen gestattet sein. — In Betreff des von Ranke in der Bibliothek Albani zu Rom aufgefundenen Manuscripts der damals sogar ihrer Existenz nach unbekannten Fortsetzungen oder Theile der Reali di Francia ist man fast ausschließlich auf die hier gegebenen Mittheilungen angewiesen; bei der Zerstreuung der Sammlung, die später eintrat, ging dasselbe verloren; vgl. Gaston Paris, Histoire poétique de Charlemagne S. 181. Die Fortsetzungen selbst sind jedoch seitdem mit Ausnahme von Aspramonte, für den es aber ebenfalls nicht an Manuscripten fehlt, aus anderen Handschriften edirt worden, La Spagna und La seconda Spagna von Ceruti im Jahre 1871, die storie Nerbonesi, deren Gegenstand die Sage von den sieben Söhnen des Amerigo (Aimeri) von Narbonne und insbesondere von Wilhelm dem Heiligen von Orange bildet (s. S. 172 Note), von Isola 1877—1880. In den Einleitungen zu diesen Ausgaben, dem eben erwähnten Buche von Gaston Paris und bei Pio Rajna, Ricerche intorno ai Reali di Francia findet man die Resultate der Untersuchungen über die Quellen des Werkes und die Zeit seiner Composition, die Weise der Bearbeitung sowie auch über den Verfasser oder die Verfasser, worauf Ranke in Anbetracht des damaligen Standes der Forschung und des eigentlichen Zweckes seiner Abhandlung einzugehen vermied (S. 172 N. 1), zusammengestellt. Dafür haben die in Handschriften der Marcusbibliothek enthaltenen Gedichte, die den aus Frankreich herübergenommenen karolingischen Sagenstoff nach italienischer Auffassung in der Langue d'Oïl mit untermischten Formen des venezianischen Dialekts behandeln, eine neue Grundlage geboten. — In dem von Rajna entdeckten, von Johannes Hübscher in den Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, Heft LX (Marburg 1886) edirten Orlando eines unbekannten Dichters ist das Poëm ermittelt worden, das Pulci im Morgante Maggiore bis in den zweiundzwanzigsten Gesang hinein vorzugsweise benutzt zu haben scheint; für die späteren schöpfte

Dies ist nicht so schwer, wenn man Nationen betrachtet, deren Dasein sich dem Naturzustande nähert. Mit der Poesie, die ihnen als ein Ausdruck ihrer Sinnesweise, Erinnerungen und Wünsche fast von selbst kommt, mit der feststehenden, nur ein Ueberkommenes überliefernden, nicht immerfort suchenden Literatur, die ihre Priester inne haben, können solche lange haushalten. Die Poeten mögen blühen und sterben, neue Hervorbringungen aufkommen und die alten vergessen werden: der Unterschied wird niemals sehr bedeutend sein: immer wird derselbe Baum gleichartige Früchte tragen. Aus dem eingeborenen Sinn der Nation und dem großen Umriß ihrer Schicksale ist am Ende Alles zu erklären.

Da aber, wo das Leben ist, wechseln die Weltalter. — Ich weiß nicht, ob irgend noch ein ander Mal eine solche Umwandlung eintrat, in einer so kurzen Periode so durchgreifend und vollständig, wie diejenige ist, welche das Mittelalter von der modernen Zeit trennt. Ein Gefühl derselben bringt sich bei der ersten Bekanntschaft auf. Je mehr man eingeht, desto deutlicher nimmt man eine andere Welt der Gedanken wahr, eine abweichende Form des Ausdrucks, einen verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Tendenzen, welche alle

---

er nach Rajna (Propugnatore IV S. 91 ff. 108 ff.) neben Anderem auch aus der Spagna, als deren Verfasser Sostegno di Zanobi gilt, und einer Bearbeitung derselben. — Die von Ranke aus Bojardo S. 184 in Bezug auf Brunell angeführten Verse II, 3, 42*) haben nach den Ausgaben, die zur Verfügung waren, einen anderen Sinn, als den von ihm bezeichneten; bei der Eigenartigkeit der Fassung, die hier erscheint, und dem Mangel einer zuverlässigen, auf die ältesten Drucke und das trivulzische Manuscript basirten Textesrecension, wurde es indeß für geboten erachtet, von jeder Aenderung Abstand zu nehmen. — Die im Orlando furioso von Ariost verwandten Materialien sind am ausführlichsten von Rajna in seinem Werke Le fonti dell' Orlando furioso erörtert worden. —

Die Schriftstücke, deren S. 233 und 243 gedacht wird, erschienen unter dem Titel: Manuscritti inediti di Torquato Tasso, ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal Co. Mariano Alberti e pubblicati con incisioni e fascimili, und sind, auch durch processualisches Verfahren, als Fälschung erwiesen worden. (Vgl. Ferrazzi, Torquato Tasso, studi biografici-critici-bibliografici S. 62 ff.) — Bei dem Wiederabdruck der Abhandlung wurden den Anführungen aus den Originaltexten italienischer Dichter auch da, wo dies früher unterlassen war, die Angaben der Stellen beigefügt; für die Uebertragungen ins Deutsche geschah es nur ausnahmsweise. Die Citate nach älteren, bisweilen seltener gewordenen Publikationen sind durch solche nach neueren, leicht zugänglichen, ergänzt.

*) Die Ausgaben haben: E per spregiar più la gente Cristiana
Ruberò al papa il suon de la campana.
Ranke scheint „il papa“ gelesen zu haben.

Hervorbringung beherrschen, einen anderen Himmel, wenn wir so sagen dürfen, und eine andere Erde.

Es wäre unstreitig ein sehr würdiges und Ruhm versprechendes Unternehmen, diese Umwandlung allseitig und in ihrem inneren Gange zu beobachten; allein in demselben Grade ist es auch schwierig und weitaussehend. Wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?

Zunächst mag es wohl erlaubt sein, mit Beobachtungen, die man in einem beschränkteren Kreise, an einem einzelnen Zweige gemacht hat, hervorzutreten; wie das hier meine Absicht ist.

Man weiß, daß in den literarischen Bewegungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts am frühesten die italienische Poesie sich ausbildete, und daß es vornehmlich die erzählende Gattung war, in welcher sie zu einer anerkannten Vollkommenheit gelangte. Da gerade diese Gattung den Stoff des Mittelalters ergriff und ihn bis zu der Form brachte, die man in neueren Zeiten classisch genannt hat, so scheint es mir der Mühe werth, eben sie ins Auge zu fassen und die Veränderungen zu beobachten, die an ihrer Art und Kunst allmählich hervortraten.

Ich will in dieser Absicht von einem alten Buche ausgehen, welches Sinn und Manier des Mittelalters besonders deutlich vergegenwärtigt, und wie es durch eine eigenthümliche Lebenskraft sich noch bis jetzt unter dem Volke erhalten hat, so die Grundlage zu vielen anderen romantischen Werken geworden ist: von den Reali di Francia. Ich versäume hiebei um so weniger, zugleich von den bisher unbekannt gebliebenen und für verloren gehaltenen späteren Theilen dieses Werkes Nachricht zu geben, da der Inhalt desselben auch an sich alle Aufmerksamkeit verdient.

Reali di Francia.

Nicht eigentlich nämlich jene genealogische Heroenfabel von dem Geschlechte französischer Könige, welche der Titel andeutet, noch auch, wie in ähnlichen Büchern, eine Reihe ritterlicher Abenteuer allein, sondern — um meine Ueberzeugung ohne Weiteres auszusprechen — eine eingebildete, phantastische Historie der Ausbreitung des Christenthums, die indeß mit jener Fabel auf das genaueste verknüpft ist, macht den Gegenstand der Reali aus.

Es wird eine Zeit angenommen, in welcher es in Rom einige Christen gab, unter Papst Silvester, die jedoch eben vertrieben wurden, andere in England und Irland, noch andere, wie es hier heißt, gegen Indien und Armenien hin, in welcher aber sonst die ganze Welt, Europa wie Asien und Afrika, im Besitz von Heiden und Saracenen war. Diese beten ihre Götter, Apollino, Mahomet, Jupiter, Trivigante, Belfagor, an: auf das Seltsamste, wie man sieht, ist ihr Bekenntniß zusammengesetzt: ihnen opfern sie[1]).

Wenn nun erzählt werden soll, wie das Christenthum ausgebreitet worden, sollte man erwarten, daß man von Missionen und Lehre zu hören bekommen würde. Jedoch daran wird kaum gedacht. Die Ausbreitung geschieht durch das Schwert und die Waffen. Die Prinzen von Frankreich, schon bei ihrer Geburt auf der Schulter mit dem Kreuze gezeichnet, sind durch höhere Fügung sie ins Werk zu setzen bestimmt.

Nachdem Kaiser Constantin durch Silvester von dem Aussatz geheilt worden ist, das Christenthum angenommen, die Leiber Peters und Pauls aufgefunden und den Grundstein zu den Kirchen dieser Apostel gelegt hat — dies ist nur die Vorbereitung — geschieht es „um großer Geheimnisse Gottes willen", daß sein Sohn Fiovo von dem Hofe fliehen muß. Schon im Walde bei Corneto wird derselbe mit der Fahne Oriflamme ausgerüstet, welche die Verheißung des Sieges hat alle Mal, sobald sie nicht gegen Christen fliegt. Er überwindet und bekehrt sofort Mailand: doch darf er diesseit der Alpen nicht weilen. In einer Provinz von Frankreich, genannt Sansogna, erwirbt er durch große Waffenthaten ein Reich, das er unverzüglich christlich macht, und eine Gemahlin: gar bald hat er Anlaß, weiter zu gehen: er erobert Paris und läßt ganz Frankreich taufen: hierauf erhebt er sich wider das Reich Darbena an den deutschen Grenzen: er schlägt die Deutschen, die sich dort versammeln, „wo Rhein und Donau entspringen", trotz ihrer Tapferkeit, und nöthigt ihnen Christenthum und den Eid des Gehorsams auf hundert Jahre auf. Dergestalt erobert er einen Mittelpunkt christlicher Länder, hauptsächlich in Deutschland und Frankreich, und fast sollte es scheinen, als wäre in diesem Flavier

1) Man erinnert sich, daß Herzog Konrad von Masovien, als er den deutschen Rittern den Kampf gegen die heidnischen Preußen übertrug, ihnen Alles überließ, was sie diesen „Saracenen" abgewinnen würden: quidquid de personis vel bonis omnium Saracenorum adipisci potuerint. Sogar in Urkunden drang dann jene Vermischung ein.

eine Erinnerung an die Thaten Chlodwigs und seiner nächsten Nachfolger übrig.

Ein solcher Fortgang aber setzt die gesammte Heidenschaft in Schrecken, und in unzählbaren Schaaren kommen sie, Rom, „das einst die Herrin und das Haupt der ganzen Welt war," zu erobern.

Hierauf ist nun ausführlich zu lesen, wie Fiovo mit seinen Vasallen und seinen Kindern vornehmlich durch die Tapferkeit des ersten Paladins von Frankreich, Riccieri, der aus dem Blute der Scipionen stammt, in langen Schlachten Rom errettet, wie alsdann sein Enkel Fioravante unter den mannigfaltigsten Abenteuern zwei Reiche, die mit Darbena enge verbündet gewesen, Scandia und Balda, sich unterwirft und bekehrt, wie endlich dessen Sohn Gisberto das Christenthum in Oberitalien behauptet. Es scheint das den ersten Theil dieser ganzen Fabel auszumachen, der bis in das dritte Buch der Reali reicht.

Sogleich hierauf nämlich werden wir in andere Länder geführt, und andere Helden treten hervor.

Völker, welche, wie es hier heißt, Sonne und Mond anbeten, haben England erobert und die Herren daselbst vertilgt. Gegen sie erhebt sich Bovetto, der zwar auch jenem Geschlecht zugehört, aber aus einer Seitenlinie desselben stammt. Sowie er gelandet ist, läßt er die Schiffe zurückgehen: „unsere Schwerter, unsere Lanzen," sagt er, „müssen uns jetzt statt der Schiffe und alle unsere Hoffnung sein"; er erobert erst London, hierauf das übrige England, und stellt das Christenthum her. Dann erscheint Bovetto's Enkel, Buovo d'Antona. Durch mannigfaltige Jugendabenteuer wird er in die Länder zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meer verschlagen: nachdem er sein verlorenes Erbe wieder erworben hat, gründet er ein christliches Fürstenhaus in Sinella am adriatischen Meer; dann sucht er den unrechtmäßigen Beherrscher von Dalmatien und Slavonien in seiner Hauptstadt Astillaga auf, besiegt ihn, sowie die Croaten, die ihm zu Hülfe kommen, und nimmt alle drei Länder ein. Wie darauf Arbaul, König von Ungarn, — (der Arpade) — sich mit Türken, Russen und Albanesen vereinigt, um Sinella zu erobern, wird dies zwar Anfangs hart bedrängt, auf die Letzt aber sterben die feindlichen Könige durch die Kinder Buovo's; Ungarn wird erobert und zum großen Theil getauft: alle diese Länder gehorchen von dem an einem Geschlecht blutverwandter Könige. Es ist das, wie uns dünkt, ein zweiter Theil der Fabel: am Schlusse des fünften Buches wird er durch ein ausführliches Geschlechtsregister beschlossen.

Das sechste und letzte Buch der Reali scheint einen dritten Theil nicht sowohl zu enthalten als zu beginnen. Es erzählt die Geburt Karls des Großen, seine Flucht nach Spanien, die Thaten, die er unter dem Namen Mainetto in Armuth, Dienstbarkeit und Tapferkeit am Hofe eines saracenischen Königs vollführte, seine Wiederkehr in sein Reich, die ersten Geschichten Orlando's bis zu dessen Zurückführung nach Frankreich. Dies sind jedoch alles Anfänge, die eine weitere Ausführung erwarten lassen. Wenn Karl seine Gemahlin in Spanien erwirbt, so sollte, wie bei Fioravante, Buovo und anderen Helden dieses Gedichtes, auch der nämliche Erfolg, die endliche Erwerbung des Landes der Gemahlin, zu erwarten sein. Das ganze christliche Abendland diente Karl: nur Gherardo da Fratta nicht, und das Buch sagt ausdrücklich, daß Karl ihn unterwerfen wolle; man muß vermuthen, daß dies in dem Fortgange des Werkes erzählt wurde. Karl gegenüber bildet sich ein großes saracenisches Reich: Agolante, König bereits von Afrika, bringt mit drei Heeren in Asien vor: das eine, nicht ohne Hülfe eines christlichen Helden, Milons von Anglante, erobert ihm Persien: mit dem zweiten besetzt sein Sohn Trojano türkische und armenische Länder, während sein anderer Sohn Almonte mit dem dritten über das Gebirge Taurus nach Indien dringt, fünf Könige Leib an Leib besiegt und Indien unterwirft. Nicht ohne Absicht kann dies geschildert sein: — es muß zu einem Zusammentreffen beider Reiche führen, und der Autor sagt ausdrücklich, seine Erzählung werde ferner berichten, wie Agolante mit Almonte nach Italien gegangen. Endlich fordert auch der Anfang der Geschichte Orlando's einen Fortgang zu dessen Heldenthaten.

Eben hier aber bricht das Buch ab. Gerade der Theil fehlt, in welchem die berühmtesten dieser Sagen, von den Paladinen und der Eroberung Spaniens, behandelt sein, das Werk selbst durch seine Vollendung erst in sein volles Licht treten, auch gar manche Erläuterung der aus diesen Fabeln entsprungenen Gedichte zum Vorschein kommen müßte, ein Verlust, selbst für die italienische Sprache von Bedeutung, wenn anders Quadrio die Reali nicht mit Unrecht zu den Testi di lingua rechnet[1]) und so viele Kenner sich nicht täuschen, die in ihnen die Reinheit und den treffenden Ausdruck der Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts wahrzunehmen behaupten.

---

1) Della Storia e della Ragione d'ogni poesia IV S. 540.

Manuscript der Reali.

Glücklicherweise können wir anzeigen, daß ein solcher Verlust nicht erlitten worden und daß die folgenden Theile der Reali noch vorhanden sind.

In der Bibliothek Albani zu Rom findet sich ein Codex in Großfolio, von Francesco di Bartolommeo Cimatore in den Jahren 1508 und 1509 geschrieben, gegen 400 Blätter stark, welcher folgendergestalt anfängt: Inchominciasi la honorata storia che chiamata Aspramonte, che fue dopo el libro chiamato el Mainetto che fue el sezo libro de reali di Francia si che seguendo l'Aspramonte, nel quale si trattera el passaggio che fece lo re Agholante prima nelle parti di Chalavria, onde ne segui la sua destruzione sechondo Turpino nel suo francioso libro. So wie das sechste Buch der Reali den besonderen Titel Mainetto hatte, so werden die hier folgenden unter den eigenen Namen Aspramonte und Spagna begriffen. Diese nehmen alle jene Fäden auf, die in dem letzten Buche der Reali abgerissen wurden, und führen die Erzählung bis zu entscheidenden Entwicklungen fort.

Es ist dies aber nicht etwa eine Fortsetzung aus späterer Zeit. Bis auf's Kleinste in der Weise, in welcher im Mainetto die Erzählungen angefangen waren, werden sie im Aspramonte weiter ausgesponnen. Wie genau diese Bücher mit den früheren zusammenhängen, sehen wir aus einer Stelle des Morgante von Pulci[1]). Wo nämlich Pulci die Thaten des fabelhaften Karl von Lattanzio vortragen läßt, folgt er zuerst dem, was das letzte Buch der Reali von Karls Jugend, Flucht und Rückkehr meldet. Wenn Lattanzio dann ohne Unterbrechung von dem Angriff Agolante's auf Italien, dem Tode Almonte's, den Geschichten Gherardo's da Fratta, dem Zuge nach Spanien, den Kämpfen bei Lazzera, Stella und Pampelona, den Heldenthaten Orlando's im Orient bis zu seiner Rückkehr und der Eroberung von Pampelona erzählt, so sind das die Umrisse von dem, was unsere Bücher im Zusammenhang mit dem Mainetto ausführlich berichten. Für Luigi Pulci bildeten sie nur Ein Werk. Eben dies scheint auch aus der Betrachtung ihres Inhalts hervorzugehen, den ich nach Anleitung der alten Handschrift hier nun zunächst kürzlich angeben muß, — zumal da er an sich für die Geschichte der Vorstellungen des Mittelalters von vieler Wichtigkeit ist, und von so manchen berühmten Sagen und Gedichten, die sonst zerstreut erscheinen, den inneren Zusammenhang darlegt.

1) Morg. Magg. Canto XXVIII stanza 53.

Das Buch Aspramonte schildert einen großen und zwar einen dreifachen Angriff der Saracenen auf die christlichen Länder, welcher folgenden Ursprung hat. Agolante, an dem Hofe zu Arganoro in Afrika, wo ihm vierundvierzig gekrönte Könige den Eid geleistet haben und mehr als vierhundert Herzöge ernannt worden sind, wird in dem Genusse seines Glückes durch die Behauptung gestört, es gebe einen christlichen König, der zwar nicht so viele Barone habe, aber ehrenwerthere, der im Ganzen noch herrlicher und trefflicher sei als er, Karl den Großen. Agolante beschließt hierauf, Karl mit Krieg zu überziehen. Indeß er sich rüstet, sendet er seinen Schreiber, Subrino, die christlichen Länder auszuspähen. Sechs Jahre und sechs Monate bringt dieser auf der Reise zu: er findet in der Christenheit freies, wohlbewaffnetes, kriegslustiges Volk; allein es ist in Entzweiung. Besonders der Zwist Karls mit Gherardo da Fratta erweckt ihm Hoffnung zum Siege.

Nach prächtigen Turnieren brechen die Saracenen auf. Mit 700 000 Mann und 32 gekrönten Königen gehen Agolante und Almonte wider Italien; Trojano bringt mit 12 Königen und 300 000 Mann durch Spanien nach Frankreich vor; indeß steigt der König des noch saracenischen Portugal zu Schiff, um England anzugreifen[1]).

---

1) Der Gang der Erzählung erhellt aus folgenden Summarien der Capitel des ersten Buches:

Cap. 1. Dicie derre Agholante che aveva presa grande signoria ed era molto amato da suo signiori e sottoposti di nuovo acquistati.

Cap. 2. Chome certi baroni lodando lo re Agholante molto per llo piu nobile signiore del mondo e uno buffone lodando Charlo magnio fue da altri buffoni battuto e fue liberato da Tramondess figlivolo derre Bramante cherre Charlo amazzò.

Cap. 3. Chome un altro buffone per invidia l'ando a dire questo caso a Trojano figlivolo maggiore derre Agholante el quale egli batte e chome si fuggi arre Agholante e conto tutto.

Cap. 4. Chome per le parole del buffone lo re Agholante giuro di disfare Charlo e chome Millone d'Angrante si parti sentendo questo per tornare in Francia.

Cap. 5. Chome lo re Agholante fece giurare tutti e suoi baroni d'essergli fedeli e disse per di qui a cinque anni mandero per voi, e baroni si partirono e chome mando uno suo segretario a spiare Roma e tutta Europa.

Cap. 6. Disse Subrino: „io sono stato a Roma e viddi papa Leone, figli di Bern. di Chiar. e passai per Toschana per Lombardia e andai in Ungheria e in Buemia e nella Magnia alta e nella bassa e vidi Baviera e Bramante e Virgiboris e Brandisborgis e Fian-

Zuerst wird der Angriff Agolante's und Almonte's auf Risa, an der Meerenge von Sicilien, in dessen Hafen sie ihre Schiffe sichern wollen, geschildert. Die Stadt wird vornehmlich von Riccieri, dem tapfersten von den drei Söhnen des dortigen Königs, vertheidigt. Es geschieht, daß die ritterliche Tochter Agolante's, Ghaliziella, die oft in afrikanischen Turnieren Siegerin geblieben, wie sie Almonte vom Pferde geworfen sieht, sich auch in den Kampf begibt: auch sie fällt; aber eben ihr Mißgeschick muß zur Eroberung der Stadt Anlaß geben. Indem ihr bei dem Fall der Helm aufgeht, verrathen ihre langen Haare ihr Geschlecht; Riccieri liebt und vermählt sich mit ihr; hierüber wird sein Bruder Beltram in so hohem Grade neidisch, daß er Risa an die Saracenen verräth. Bemerken wir gleich hier, daß sich die Fabel desjenigen Ruggiero hieran knüpft, welchen Bojardo

---

dria e Cholognia e llisola d' Inghilterra e Frigia bassa e Brettagna e Cisbischalia e Maghanza e lla Borgognia e Savoia e Proenza e poi m' andai a Francia ed a Parigi ed uno anno servi Charllo in chorte."

Cap. 7. Chome Subrino fece parlamento a tutti i Baroni confortando gli delle imprese contro Xiani.

Cap. 8. Chome a queste feste vennono molti Signori facendo giostre nelle quali giostre giostro una figlivola d'Agholante sua ed era bastarda e avea nome Galiziella e assai scavalcho.

Cap. 9. Chome poi lo re Agholante per sua prodezza la doto di dua reami e chome ella promise ad Almonte di non tor marito se non e che l'abbatteva.

Cap. 10. Chome lo re Ghalafrone venne ad Arghanoro addagholante per avere pace e perche nolla poteva avere, dono Durllindana a Ghaliziella e per quello ebbe la pace e torno in Ispagna.

Cap. 11. Chome lo re Agholante fece chomandamento che ogni uno dovesse entrare in mare e chosi Armonte venne a porre champo alla spiaggia di Chalauria e un indovino gli disse che piglirebbe tutta Europa.

Cap. 12. Chome lo re Almonte navichando si prese parte nell ultime parti d' Italia e achampossi a lla citta di Risa nel Faro di Messina.

Cap. 13. Chome Almonte s' armo e ando vagando a tutto il paese.

Cap. 14. Chome lo re Agholante volle vedere tutta la provincia e lle citta e veduta la citta di Risa ordino che quella per ogni modo si pigliasse.

Cap. 15. Chome lo re Almonte mando uno interprete a Risa a domandare che gli dessino la citta ella risposta che gli fu fatta dal signore di Risa.

Cap. 17. Chome Ricieri ordino le schiere per uscire fuori e quello che Beltramo avesse a fare.

Cap. 18. Chome Ricieri e frategli assalirono el campo.

und Ariosto besungen haben. Von Ghaliziella ließ man ihn und Marfisen geboren werden. Unser Autor versichert jedoch ausdrücklich, das Buch, dem er folge, enthalte hievon nichts.

Mit dem Falle von Risa ist nun der Knoten geschürzt. Karl der Große, hierauf noch durch die ausdrückliche Aufforderung Agolante's, ihm die Herrschaft von Europa abzutreten, beschimpft, zieht ihm mit der Macht seines Reiches und seiner Verbündeten von England, Niederfriesland und Ungarn entgegen. Es ist eine allgemeine freiwillige Bewegung. Karl hätte die Söhne seiner Fürsten, Orlandino, Astolfo von England, Otto und Berlinghieri von Baiern, gern zu Hause gelassen; jedoch sie erschlagen ihre Wächter und kommen ihm nach. Auch Gherardo da Fratta sogar behauptet sich nicht in seiner Feindseligkeit. Einen Erzbischof, der ihn mitzuziehen einladet, weist er zwar sehr schnöde ab; aber von seiner Gemahlin überredet, macht er sich zuletzt doch mit einem abgesonderten Heere auf den Weg, um Karl beizustehen. So kommen sie nach Calabrien in das Gebirge Aspramonte. Sie treffen zuerst auf Almonte, welcher mit 100 000 Mann das Land zu verwüsten ausgezogen war. Der Kampf ist zweifelhaft: schon hier fällt einer der vornehmsten christlichen Helden, Milon von Anglante; aber Gherardo gelingt es, die beisammenstehenden Fahnen der Saracenen zu erobern; die Christen schöpfen wieder Athem: während sie in hellen Waffen, von deren Glanze die Berge umher widerleuchten, gegen die Hügel, auf welchen sich die Saracenen noch halten, anrücken, flieht Almonte. Unmuthig über sein Mißgeschick, nachdem er auch seine Gefährten verloren, kommt er bei der Quelle an, an welcher einst St. Silvester, als er nach Aspramonte floh, eine Fichte und einen Oelbaum gepflanzt hatte[1]. Hier erreicht ihn Karl, der ihm allein nachgesetzt, und sie beginnen den Zweikampf. Sie fallen und Almonte ist im Vortheil, als Orlando ankommt und den Saracenen erschlägt, der sonst ohne Zweifel den König getödtet haben würde. So ist Almonte vernichtet. Noch aber ist Agolante mit einer viel stärkeren Macht übrig: seine Schiffe bedecken die Meerenge. Drei Heilige in weißen Kleidern erscheinen, den Christen zu helfen; sie weihen Orlando zum Ritter Christi, und jeder begabt ihn mit einer Gnade. Man schlägt mehrere Tage: endlich ist es

---

1) Zu der Flucht Silvesters nach Aspramonte finden sich in anderen Sagen und Legenden Gegenstücke; z. B. flieht Papst Cornelius (dem Leben des h. Dalmatius zufolge) verfolgt von dem Kaiser in die Alpen, wo er auf einem hohen Berge Wohnung nimmt.

wieder Gherardo, der die Hauptfahne Agolante's niederwirft, sein Sohn Don Chiaro tödtet den großen Saracenenkönig. Hierauf stellt man die von den Feinden zerstörten Kirchen wieder her und verheirathet die Wittwe Agolante's an den jungen König von Ungarn.

So ist wohl Italien und Rom errettet, aber indessen ist Trojano, zwar der Bruder Almonte's, aber minder edel, „der sich aus seinen Göttern nichts macht, auf Vernunft nicht hört, wenig Wahrheit in seinem Munde, wenig Glück in seinen Sachen hat," durch die Provence bis nach Savoyen vorgedrungen und plündert die Herrschaften Gherardo's. Eilend kehrt dieser zurück. Doch so wenig er Anfangs Karl von dem Angriff benachrichtigt, so wenig will er ihn darnach zu Hülfe rufen. Er fürchtet, man werde ihn alsdann zwingen, dem König zu huldigen. Dennoch ist er zu schwach, den Feind zu verjagen; und Karl muß doch endlich mit seinen Helden erscheinen, um ihn zu beschützen. In einem sehr sonderbaren Zweikampf, erst mit Don Chiaro, dann mit Orlando, endlich mit ihnen Beiden wird Trojano erlegt; sein Heer zerstreut sich.

Indeß sind die Schiffe der Portugiesen, die nach England gingen, von ungünstigen Winden zurückgetrieben worden.

Das Gedicht zu vollenden, muß nur noch Eins beseitigt werden, das immer fortdauernde schlechte Verhältniß Gherardo's zu Karl. Obwohl Karl auf die Huldigung, die er gefordert hat, wieder verzichtet, so kommt es doch zuletzt zwischen Beiden zum Kriege. Gherardo geräth über die Unfälle, die er erleidet, dergestalt in Wuth, daß er das Crucifix zerbricht, ein Renegat wird, nach Spanien geht und mit der Hülfe Marsilio's, Königs von Saragossa, zum Kriege wider Karl zurückkommt. Nun erst hat man volles Recht wider ihn: die Spanier werden geschlagen: schon hat Orlando den Don Chiaro, von ihm selber gezwungen, im Zweikampf erlegt; er besiegt auch den Enkel Gherardo's, Uliviero; dieser wird endlich von seinen eigenen Kindern in einen Thurm gesperrt, wo er stirbt. Auch dies Haus erkennt Karl an; in der Christenheit ist Friede, und die Angriffe der Feinde sind abgeschlagen. Schon hat Orlando geschworen, die Gemahlin, die er in diesem Streit erworben, Alda la bella, Enkelin Gherardo's, nicht zu berühren, bis er sie zur Königin von Spanien gekrönt habe: um ihn sammeln sich die zwölf Paladine; der Papst bestätigt sie ausdrücklich zur Nachahmung der zwölf Apostel. Wie es deren Amt gewesen, zu predigen, so sollen die Paladine mit dem Schwert in der Hand den Glauben vertheidigen und mehren.

So kehrt das Gedicht endlich auch in diesem Theile zu seinem

ursprünglichen Plane einer Darstellung der Ausbreitung des Christenthums durch Ritterthum und Waffenthaten zurück. Ein neues Buch, von den Thaten Karls, Spanien betitelt[1]), beginnt, und diesmal in der That nach dem Vorgang der unter des Turpin Namen bekannten alten Schrift, mit einer Vision Karls, welchem der Apostel St. Jacob seine Verwunderung bezeigt, daß er, nachdem er so viele Gnaden erfahren, dennoch sich nicht rüste, das Land Spanien, das ihm ohnehin zukomme, und sein, des Apostels Haus zu erobern, damit der Weg für jeden Pilgrim frei werde. Dreimal hat Karl diese Vision; hierauf fängt er an, mit einem Eifer Schätze zu sammeln, daß er, der bisher für den freigebigsten, nunmehr für den geizigsten Menschen der Welt gehalten wird, bis er endlich seine Absicht eröffnet, und die Barone auffordert, sich zu rüsten.

Hierüber erschrickt vor allen König Marsilio von Spanien. Den anfragenden Gesandten desselben antwortet Karl, er sammle das Heer allen seinen und des christlichen Glaubens Feinden zu Tod und Verderben. Marsilio rüstet sich: seinen besten Helden, Ferrau, der, in erster Jugend gigantengroß, mit vortrefflichen Waffen, jedem Gegner überlegen ist, schickt er nach Lazzera, wo die stärksten Päſſe zu überwinden sind; den Serpentin nach Stella; den Mazarigi mit dem verständigen Iseres nach Pampelona. Das Buch schildert, wie das Heer Karls, bei 200 000 Mann stark, einen dieser Orte nach dem anderen nimmt. Vor Lazzera streitet Orlando mit Ferrau bald in den Waffen, bald über den christlichen Glauben, bald wetteifern sie in guten Sitten; die Christen selbst erkennen, daß Ferrau der Stärkere ist, und hier ist der Zug, daß Ferrau den Orlando bereits fortträgt, als dieser sich wieder ermannt, aus dem alten Turpin beibehalten; endlich gelingt es Orlando, den Gegner zu durchbohren; man nimmt Lazzera, dringt dann zur weiteren Eroberung von Spanien vor und belagert Pampelona.

Sollte aber dies Gedicht vollendet werden, ohne daß auch der Unternehmungen im Orient und Jerusalems gedacht würde? Zu unvollständig wäre die Aufgabe gelöst.

Deshalb muß geschehen, daß Orlando, indem er während jener Belagerung einstmals auszieht, um eine benachbarte Stadt zu nehmen, in die man die Reichthümer des Landes geflüchtet hat, obwohl ihm

---

1) Inchomincia la nobilissima storia della Spagnia e prima secondo un libro francioso rechato in lingua latina e poi di latina in fiorentina, nella quale si trattera dello acquisto che fece Charllo ella morte di dodici paladini di Francia.

dies gelingt und er die Stadt nicht allein bezwingt, sondern auch bekehrt, dennoch Karls Unwillen erweckt, und bei seiner Rückkehr von dem Könige mit wilder Heftigkeit behandelt wird. Schon greift er nach dem Schwert, um sich zu rächen; doch bedenkt er noch, Karl sei sein Fürst, und zieht es vor, das Lager allein zu verlassen. Unter mannigfaltigen Abenteuern gelangt er nach Persien, wo eben der Sultan, dessen Tochter den bejahrten König von Syrien und Arabien, Machidante, verschmäht hat, von diesem deshalb mit Krieg überzogen wird. Orlando, unter dem Namen Lionagi, steht dem Sultan bei er besiegt den tapfersten Vasallen Machidante's im Zweikampf; er vertheidigt das Land, wie dieser König wiederkommt, es zu erobern, und schlägt ihn völlig; alsdann sucht er ihn in seinem eigenen Reich auf. Ganz Syrien ist bereits in Empörung. Er geht, den Feind in Jerusalem zu belagern. Ich finde die weiteren Verwicklungen, durch welche diese Belagerung mit Pampelona in Verbindung gesetzt wird — denn Karl vermißt Orlando und sendet nach ihm — sehr wohl erfunden. Endlich nimmt man Jerusalem ein; Machidante wird erschlagen, und der Sultan, nunmehr Herr aller dieser Länder, macht den Vertrag mit Orlando, daß Jerusalem und Bethlehem den Christen gehören und unter der Botmäßigkeit König Karls stehen sollen.

Nach so wohl vollbrachten Thaten kehrt Orlando vor Pampelona zurück. Durch seine Tapferkeit und die Geschicklichkeit der Lombarden, die König Desiderius von Pavia herbeigeführt hat, wird es erobert. Isseres läßt sich taufen, ganz Pampelona wird getauft; nachdem Stella erobert ist, ziehen diejenigen ab, welche nicht Christen werden wollen; aber die Meisten werden es; Marsilio weiß keinen Rath mehr, als sich zu beugen: sein Botschafter bittet Karl um Frieden und um Verzeihung.

Unerwartet aber bekommt er doch noch einmal Hülfe.

Neben alle den Heldenthaten zieht sich durch dies ganze Werk, ohne Zweifel in dem Gefühle der steten Entzweiungen der Christenheit erfunden, die Sage von dem verrätherischen Haus von Maganza. Als Fiovo Paris eroberte, blieb aus dem alten Stamme französischer Könige, die von Troja herkamen, eine Tochter übrig, und er vermählte sie einem Waffengefährten. Sofort dachten Beide wider ihn auf Verrath; Fiovo mußte den alten Genossen tödten; sie aber entfernte er nur; an dem Jura gründete sie Schloß und Haus Maganza. An den Verräthereien, die in den Reali vorkommen, hat nun dies Geschlecht fast immer Antheil. Die Unglücksfälle, die Buovo's Jugend bezeichneten, kamen von ihnen her; bei der Flucht Karls hatten sie

die Hand im Spiel; daß Gherardo Krieg wider Karl anfing, war, wenn nicht ihr Werk, doch ihre Schuld. Jetzt aber wird die Reihe dieser Verbrechen durch das größte vollendet. Gan von Maganza, obwohl Karls Eidam, unternimmt doch, einer Beleidigung halber, die er von Olivier erfahren, seinen Fürsten an Marsilio zu verrathen. Um den Schluß her sammelt dies Gedicht alle seine Fäden.

Sowohl Berathen als Vollbringen des Verrathes, das Unglück von Roncisvall, wo Orlando den Tribut Marsilio's erwartet und mit drei Heeren von ihm angegriffen wird, und den Tod der Paladine schildert es mit anschaulicher Ausführlichkeit.

Auch ein so großes Unglück jedoch kann die Eroberung von Spanien nicht hindern. Karl rächt die in Roncisvall Gefallenen. Er nimmt Saragossa ein, und alles Land, das dem Marsilio gehört, macht er christlich; einen seiner Helden läßt er daselbst als König. Schon ist Gan bestraft. Das Buch berichtet noch die traurige Rückkehr und den rührenden Tod der Alda bei den Leichen ihres Gemahls Orlando und ihres Bruders Olivier. Karl geht nach Rom, um für Orlando Seelenmessen anzuordnen. Auf der Hinreise gründet er Florenz, das „Totila flagellum Dei" zerstört hatte; auf der Rückreise läßt er bei dem Hafen Malamocco, wo derselbe eine andere Stadt zerstört hatte, Venedig aufrichten.

So schließt dieses Werk: gewiß eine der eigenthümlichsten und denkwürdigsten Hervorbringungen, die aus dem Mittelalter übrig sind. Man hat bemerkt, daß die Sage sich am liebsten mit der Genealogie eines berühmten Geschlechtes in Verbindung entwickele. Die unsere hält sich an einen Stamm, der allerdings einmal als der erste von Europa angesehen werden konnte. Die Reali können nicht gedichtet sein, als das deutsche Kaiserthum in Italien und über Europa mächtig war: die Poesie würde dann die oberste Macht nicht so unbedingt in die Hände eines undeutschen Geschlechtes gelegt haben. Damals aber, als französische Prinzen in Neapel regierten und eine vorherrschende Gewalt in Florenz und Rom, selbst in der Lombardei ausübten, damals, als Könige aus diesem Hause Ungarn und seine Nebenländer beherrschten, als der Einfluß desselben durch die Macht des Hauses Luxemburg in Deutschland, durch die Verhältnisse der Blutsfreundschaft in England und Spanien mächtig, der Papst selbst ihm zu Diensten war, im vierzehnten Jahrhundert[1]), auf welche Zeit Sprache, An-

1) In der Sammlung der Königin Christina, einem Theil der vatikanischen Bibliothek, findet sich der Roman von Buovo in sehr eintönigen alt-

sichten, Geographie dieses Buches weisen, damals konnte auch ein Poet diesem Geschlechte, das in der That so mächtig war, eine erbliche höchste Gewalt zuschreiben, und von dem, was er sah, ausgehend, sich die Entwicklung von Europa auf die sonderbare Art zusammensetzen, wie hier geschehen ist. Sobald die Historie vergessen ist, ja so lange wir sie noch nicht mit dem erkennenden Geist durchdrungen haben, wird man sie sich immer poetisch oder philosophisch zu ergänzen versuchen. Unser Poet behält einige große historische Namen, jedoch knüpft er Constantin wie Karl den Großen an das Geschlecht, das er nun einmal im Besitz der Macht sieht. Wie Ritterthum und Frömmigkeit, so fallen ihm Ausbreitung einer höchsten Gewalt und des Christenthums zusammen. Sonderbare Metamorphose, die mit dem Evangelium vorgegangen! Der Annahme des Glaubens wird das Geschenk einer unbesiegbaren Fahne hinzugefügt: unter den wundersamsten Abenteuern werden Italiener, Franzosen und Deutsche, ungarische und slavische Völker, die Engländer zum zweiten Mal, endlich auch die Spanier zum Christenthum gebracht: es wird gleichsam der Umkreis durchgegangen, welchen damals die Nationen des lateinischen Bekenntnisses, wenn nicht alle, doch diejenigen wenigstens, auf die Frankreich Einfluß hatte, ausmachten. Jerusalem, wovon wenigstens der Titel in der Christenheit geblieben, wird nicht vergessen. Dadurch, daß dem Christenthum gegenüber ein mit dem Heidenthum ohne weiteren Unterschied vermischter Mohammedanismus gedacht wird, dem alle diese Länder eins nach dem anderen abgenommen werden, erhält der Plan Einheit. Der Kampf wächst mit der Größe des Gegenstandes an Interesse. Wenn man bemerkt hat, daß das Epos einen glücklichen Ausgang fordere und doch ein großer Eindruck nur durch die Darstellung großer Unfälle zu erreichen ist, so ist auch hier Beides vereinigt. Man siegt, aber unersetzlich ist der Verlust, den man dabei erlitten hat[1]).

---

französischen Reimen. Es ist Nr. 1632. Er schließt: Ci finist le roman de Buevo de Hanton; und diesen Worten ist von anderer Hand hinzugefügt: „qui fut fait le 10me jour de mars mil trois cens et quatre.“ Auch dies Datum, von dem ich indeß dahingestellt sein lasse, in wiefern es einiges authentische Ansehen hat, würde auf den ersten Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hinweisen. Der Codex ist unvollständig; die Fabel weicht von der italienischen bedeutend ab.

1) Ich kann indeß nicht verbergen, daß es doch möglich wäre, daß dies Werk wenigstens in seiner späteren Ausbildung noch einen anderen Theil gehabt hätte. Ein florentinischer Poet, unter dem Namen Altissimo bekannt,

Nach allen Seiten hin könnte dies Werk zu historischer Betrachtung Anlaß geben. Es wäre zu erörtern, aus welchen Quellen es erwuchs, in welchem Verhältniß es zu den Helden- und Rittersagen anderen Stoffes steht, welchen Antheil die verschiedenen Nationen an seiner Ausbildung hatten. Wohl mag es ursprünglich ein nordfranzösisches Erzeugniß sein[1]). Der italienische Bearbeiter, der mit allem Ernst der Historie verfährt, der z. B., wenn der Fall von Nisa auf den

---

unternahm, die ganzen Reali di Francia in Ottaven zu bringen. Er hat davon das erste Buch in 94 Gesängen vollendet, und in dem Eingange zu demselben den Umkreis der Fabel, die er behandeln wolle, beschrieben. Er nennt die Sagen von Constantin, Fiovo und seinen Söhnen, von Buovo und Mainetto; Alles, was die gedruckten Reali enthalten: ohne Unterbrechung läßt er die Kriege Agolante's in Aspramonte, die Vertheidigung der Kirche, die Karl wider ihn übernahm, den Tod Almonte's an jenem Brunnen und die Ueberwindung Gherardo's da Fratta folgen. Hier aber weicht er ab. Er will alsdann die Sage von den Haimonskindern, darnach erst Spanien besingen; endlich will er die Erzählungen von dem Sohne Karls und den Nerbonesen, dem tapferen Tibald, den Schlachten und dem Ruin der Reiche hinzufügen.

Wie es möglich war, die Sage von den Haimonskindern in diesen Kreis zu verflechten, da sie doch auf eine sehr abweichende Vorstellung von dem Hofe Karls gegründet ist, während die Spagna sich genau an Aspramonte anschließt, ohne Rinaldo's auch nur zu gedenken, kann ich bei der Manier dieses nichts als die vorliegende Prosa in Ottaven wiedergebenden Poeten nicht recht begreifen. Das dagegen ist gewiß, daß der Spagna schon früh noch andere Fortsetzungen folgten. In obgedachtem Codex der Bibliothek Albani selbst findet sich eine solche. Sie ist zwar ohne Titel; doch ergibt sich bald, daß sie „la seconda Spagna“ hieß; sie stellt den Kampf des von Karl in Spanien zurückgelassenen Königs wider Marsilio, der nur geflohen, nicht getödtet war, vor; sie enthält Abenteuer, von denen ausdrücklich gesagt wird, der Ruin großer Reiche sei von ihnen hergekommen, und am Ende wird noch eine Fortsetzung unter dem Titel Nervonesi angekündigt. Diese findet sich nicht, und ich kann nicht beurtheilen, was sie enthalten haben mag. Nur sind schon in der seconda Spagna große Abweichungen von den früheren Theilen dieses Werkes zu bemerken. Agolante, dessen Unternehmung und Tod einen so wesentlichen Punkt der früheren Erzählung bilden, erscheint darin wiederum im Leben. Es kommen schlüpfrige Stellen vor, von denen die vorhergegangenen Bücher frei sind. Die zweite Spagna wird ausdrücklich als eine von einem gewissen Terroso verfaßte Uebersetzung aus dem Französischen bezeichnet; die erste war nur durch gar manche Vermittelung aus dem Französischen abgeleitet.

1) Ich gehe absichtlich auf diese Untersuchung, zu der sich jetzt so viel neuer Stoff gesammelt hat, nicht tiefer ein, da sie nach einer anderen Seite hin, rückwärts in das Mittelalter und nach Frankreich führen würde, während mein Ziel diesseit in der neueren Zeit und in Italien liegt.

15. März 733 gesetzt wird, aus seiner Kunde der Zeitrechnung anführt, was sich dagegen erinnern lasse, erwähnt oft den französischen Turpin, und vergleicht ihn, etwa in der Spagna, mit dem in Reimen unter des nämlichen Turpins Namen vorhandenen Werke: er führt schon im Aspramonte die abweichenden Angaben burgundischer und französischer Bücher über den Tod Trojano's an: als ein Erfinder will er nicht gelten [1]). Wie jedoch schon die Originalität des Ausdrucks eine durchgreifende italienische Bearbeitung verräth, so sollte man eine solche aus gar manchem einzelnen Zug schließen dürfen. Wenn z. B. die Lombarden, die Desiderius nach Pampelona führt, mit ihren Hacken und Spaten anfangs verlacht, aber darauf von dem ganzen Heer als die geschicktesten Menschen, die es gebe, die in einem Monat mehr zu schaffen wissen als die Uebrigen insgesammt in Jahren, anerkannt, wenn sie, nachdem Pampelona hauptsächlich durch ihre Maschinen gefallen, mit dem Privilegium begnadigt werden, daß unter ihnen nie ein König sein, jeder Italiener aber das Recht haben solle, vor den Königen in Waffen zu erscheinen, so kann so viel Auszeichnung wohl nur italienischer Erfindung beigemessen werden. Auf jeden Fall war dies Werk in Italien außerordentlich verbreitet. Der gedruckte Theil wird noch bis auf den heutigen Tag als ein Volksbuch gekauft. Die Gedichte Aspramonte und Spagna, welche allerdings von der ursprünglichen Erfindung der in Prosa mitgetheilten Sage nicht wenig abweichen, indeß doch im Ganzen auf dem nämlichen Grunde der Fabel beruhen, haben sich in schlechten Drucken wenigstens bis in das vorige Jahrhundert unter dem Volke erhalten. Das Gedicht Buovo wird noch immer gedruckt. Kaum glaublich ist es, welch eine Zahl romantischer, aus diesem Stoff hervorgegangener Gedichte in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Italien verfaßt worden sind: sie sind jetzt verschollen, jedoch die Bibliographien sind ihrer Titel voll.

Der Sinn, in dem dies Werk verfaßt worden, ist durchaus ernst, ja streng. Die höchste Idee bleibt immer das Christenthum: zwar

1) In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wurden Dinge, wie sie die Reali enthalten, für Wahrheit genommen. Die Ritter und Herren von Frankreich hielten im Jahr 1248 dem Papst in einem berühmten Manifest vor, daß Karl der Große und andere Helden Frankreich vom heidnischen Irrthum zum katholischen Glauben gebracht: — clericorum superstitio, non attendens quod bellis et quorundam sanguine sub Carolo magno et aliis regnum Franciae de errore gentilium ad fidem catholicam sit conversum etc. (Matth. Paris Historia Anglic. ed. Wats. S. 719) — es ist diese Sinnesweise, ghibellinisch, für den Adel, in der unser Werk geschrieben ward.

Nichts als ein historisches Annehmen biblischer Geschichten, aber in sich selbst ein Verdienst; von einem parteiischen, jedoch zugleich dem wahren Gott beschützt. Wer es verwirft, ist eben darum der Vertilgung würdig. Wie man Balda erobert hat, werden alle die, welche das Christenthum nicht annehmen wollen, von der Schärfe des Schwertes getroffen; es waren ihrer siebzig Tausend, meldet der Autor ohne Bedauern. Es ist bemerkenswerth, daß hiebei der Papst nicht gerade ein Gegenstand großer Verehrung ist. Bald ist er von der einen, bald seiner Verwandtschaft gemäß auch von der anderen Partei, und ausdrücklich wird bemerkt, daß der Chalif bei den Saracenen mehr Ehre genieße, als der Papst bei den Christen. Es ist schlechterdings eine Religion der Waffen und der Herren, die man bekennt. Das von Gott zur Ausbreitung derselben bestimmte Geschlecht wird verherrlicht, der Papst spielt nur eine untergeordnete Rolle.

Die Charaktere sind einander sehr ähnlich. Fiovo, Fioravante, Buovo, Karl, Orlando sind in der That immer dieselbe Erscheinung, nur in verschiedenen Zeiten. Auch die untergeordneten Personen gleichen den vornehmeren; nur etwa in dem verständigen Namo und in Astolfo treten abweichende Gestalten auf. Der Hauptunterschied liegt in dem Alter: die Väter sind streng und jähzornig, die Söhne widersetzlich und kühn.

Auch in den Ereignissen wiederholt sich gar Vieles. Alle diese jungen Helden, Fiovo, Fioravante, Buovo, Karl, Orlando, werden von ihrem Vaterhaus verjagt; in der Fremde wachsen sie auf oder gelangen zu Ruhm[1]); mehr als einmal zeichnen sie sich bei der Vertheidigung belagerter Plätze aus; ihre Rückkehr, ihre Eroberungen sind einander ähnlich. So wiederholen sich in dem Heldenbuche von Iran, bei Ferdusi, die Situationen, in denen Rustan erscheint, wesentlich bei jedem neuen Ereigniß.

In den Reali ist nicht recht, was wir sonst Ritterthum nennen. Selbst bei dem edelsten Helden, dem ersten Paladin, wird die Untreue als Vergeltung einer erlittenen gebilligt. Jene verwickelten Liebesabenteuer, welche in anderen Fabelkreisen das eigentlich belebende Element sind, finden wir hier nicht. Die Liebe tritt ein, doch höchst einfach. Sie geht immer von der Frau aus; sie ist allemal eine Nachwirkung großer Thaten; sie wird in der Regel mit außerordentlicher Treue und Keuschheit gehalten. Anstößige, schlüpfrige

1) Wesentlich die nämliche Fabel ward von Constantin selbst erzählt.

Stellen finden sich nicht: sie würden dem Sinne dieses Werkes widersprechen.

Hie und da tritt das den übrigen romantischen Gedichten so eigen angehörige Element des Zaubers ein; jedoch ist es sehr selten, und wenn etwa die Mutter Fioravante's ihrem Sohn einen Talisman gegen schädliche Getränke gibt, so erörtert der Autor erst noch, worin er bestanden haben möge. Er bestreitet ausdrücklich, daß Orlando und Ferrau durch Zauber vor Wunden geschützt worden; in seinem Buche findet er nur, daß sie höchst vortreffliche Waffen gehabt. Malagigi gehört der Haimonssage an und findet sich in diesem Werke nicht.

Außer der religiösen Idee und jener einfachen Frauenliebe werden die Menschen in dem Buche durch eine freiwillige Unterordnung unter den Herrn und König, dem sie unverbrüchlich ergeben sind, durch die Freundschaft des Mannes zum Mann, die in dem Verhältniß des Danese zu Karl, des Sansonetto zu Orlando auf eine sehr schöne Weise hervortritt, und jene unsichtbaren Bande, welche die Familie auch getrennt verknüpfen, in eine geistige Bewegung gesetzt.

Die Darstellung ist vornehmlich in Zweikämpfen und Schlachten ausführlich und anschaulich. Das Anrücken der immer wohl gesonderten Scharen, die Begebenheiten der verschiedenen Schlachttage, entscheidende Ereignisse, Waffen und Kriegswerkzeuge werden mit Liebe und Einsicht beschrieben. Der Verfasser, der eine schlechterdings historische Miene angenommen, wie er denn auch mit dem Ereigniß schließt, mit welchem die Chronisten von Florenz und Venedig beginnen, verfehlt nicht, ausführliche Reden in Schlacht und Rath einzuschalten.

Bei all seiner Einfachheit, und obwohl selbst in einzelnen Theilen, in nahen Capiteln Widersprüche nicht vermieden werden, hat er doch das Gewebe mit Kunst und beherrschendem Verstand angelegt. Die Entwicklungen der Geschichten des Ottaviano, des Buovo, Gherardo's da Fratta, vor Allem der Spagna, sind sehr wohl erfunden. Die in der letzten Katastrophe wirksamen Momente sind in dem Anfange des Werkes vorbereitet.

Bearbeitungen in Versen.

Hätte ein wahrer Dichter zur rechten Zeit diesen Stoff ergriffen und ihm die Form gegeben, welche doch am Ende allein einem geistigen

Werke unvergängliche Dauer sichert, so hätte er ihn so berühmt machen können, wie Ferdusi den seinigen.

Unser Werk und der ganze Fabelkreis, der sich um dasselbe gebildet hatte, ward zunächst von Poeten bearbeitet, die das Volk auf dem Markte zu vergnügen suchten. Den Zustand, in dem solche sich befanden, läßt uns unter Anderen ein Florentiner, Altissimo, der gerade die Reali bearbeitet hat, sehr deutlich wahrnehmen[1]). Einmal indem er bekennt, daß die Armuth ihn nöthige, dies Gewerbe zu treiben, daß er von der Börse seiner Zuhörer lebe; sodann wenn er diese bei dem Schluß seiner Gesänge, auf einen Tag, den er nennt, etwa Dienstag oder Donnerstag, nach dem gewohnten Platz wiederbescheidet. Dies war, wie sich ergibt, ein freier Raum, wo seine Freunde für ihn und die Zuhörer Bänke einrichteten. Hier war es, wo er dem gemäß, was er in den Büchern geschrieben fand, wie er ausdrücklich sagt, improvisirte. Einen ähnlichen Zustand läßt Sostegno di Zanobi, welcher seinen ersten Versuch in Reimen an der Spagna machte, voraussetzen; vertraulich redet er die Herren und guten Leute an, welche gekommen, ihm zuzuhören, empfängt sie mit Gebeten und entläßt sie mit guten Wünschen. In der That liegt ein solcher selbst der Oekonomie der romantischen Gedichte, den Einleitungen religiöser oder, wie sie schon Altissimo öffentlich versuchte, betrachtender Art, der Eintheilung in kurze Gesänge und anderen Eigenthümlichkeiten zu Grunde. Etwas Analoges kann man noch gegenwärtig miterleben.

Auf der Riva Schiavone zu Venedig sieht man alle Tage, ungefähr wenn Feierabend gemacht wird, gegen Ave Maria, und Sonntags etwas früher, den Raccontatore seine Zuhörer um sich sammeln. In einem etwas entfernten Kreise stehen sie um ihn her, drei, vier Personen hinter einander, Männer, Weiber und Kinder, ihn zu vernehmen. Wir hörten ihn die Fabel von den Haimonskindern und darauf die Geschichten Karls XII., nach den Tagen in Abschnitte vertheilt, vortragen, und wenn er es beklagte, keine Gabe für die Poesie zu haben, so zeigte er doch für die Erzählung wahrhaft eine Ader. In der Mitte, wenn das Interesse gespannt ist, pflegt er inne zu halten, um seine Centesimi zu sammeln und sich etwa durch einen Trunk zu erquicken. Dann fährt er mit Behagen in seiner ganz lebhaften Darstellung fort, langsam, in wohltönenden Worten, auf- und abgehend, bis die Nacht anbricht.

---

1) Ich bediente mich der Ausgabe Venedig 1534. Incominciasi il primo canto de Reali del poeta Altissimo Fiorentino.

Wohl mochte sich unter denen, die den Stoff der romantischen Bücher auf ähnliche Weise ihrer Nation überlieferten, manches große Talent finden; es mochte Einige geben, welche ihn poetisch zu durchdringen und wieder hervorzubringen fähig waren. Immer hatten sie es schwerer als die Volksdichter anderer Nationen. Die Sage, die sie behandelten, stammte nicht aus nationalen Erinnerungen; sie war nicht einheimisch auf diesem Boden: aus fremden, anderswo erfundenen Büchern mußte sie herübergenommen werden; die Uebung der Poesie selbst war an kein Fest, an keine Feierlichkeit geknüpft; persönliches Bedürfniß war in der Regel ihr Ursprung. Gewiß ist, daß die meisten Gedichte, welche uns in dieser Gattung aufbehalten worden, von wenig Talent zeugen. Ich weiß nicht, ob es dem Bearbeiter der Spagna selbst oder einer schlechteren Quelle, der er folgte, zuzuschreiben ist, daß er Anfangs die Vision, die der Grund der Unternehmung ist, wegläßt, und von weiter nichts wissen will, als daß Karl Spanien zu besitzen gewünscht habe; aber es ist deutlich, wie sehr sein Gegenstand hiedurch an höherem Interesse verliert. Die Reime des Buovo folgen, soweit ich sie verglichen, ihrer Urkunde sklavisch nach. Der Beste ist noch der Altissimo, dessen Betrachtungen doch hie und da einen nachdenkenden Mann verrathen, viel aber will er freilich nicht sagen. Genug, der improvisatorischen Bearbeitung gelang es nicht, diese Sagen zu irgend einem bedeutenden Gedicht durchzubilden.

In dem fünfzehnten Jahrhundert geschah, daß wahrere, mit der Bildung ihrer Zeit vertraute Dichter den nämlichen Stoff, der allmählich tief und tiefer in die Nation eingedrungen, zu bearbeiten unternahmen. Sofort zeigte sich der merkwürdige Conflikt, dessen Entwicklungen zu beschreiben unsere vornehmste Absicht ist.

Es ist wahr, noch war das Ritterthum nicht untergegangen, noch waren in den oberen Ständen durch ganz Europa jene Gesinnungen, welche das Lehenwesen gegründet und die Kreuzzüge hervorgebracht hatten, nicht verloschen; auch blühte die Kirche in allgemeiner Anerkennung; aber daneben waren doch auch ganz andere Lebensregungen erwacht. In Italien, wo man in den beiden gebildetsten Staaten Kaufleute zu Herren geworden sah, wo man alle Wissenschaften aus den Alten erlernte, wo mitten im Schoß der Kirche eine Sekte weit um sich gegriffen hatte, die sogar die Unsterblichkeit der Seele leugnete, konnten jene Sagen wenigstens von Denen, die an Richtung und Bildung ihrer Zeit lebendigen Antheil nahmen, nicht mehr in dem Sinn vorgetragen werden, in welchem sie erfunden waren; es war unmöglich, daß jenes ritterliche, bewaffnete Christenthum ferner in dem idealen

Licht erschien, das ihm die Sagen gaben: die mit Gewalt eindringenden antiken Autoren mußten einen Einfluß auf die Behandlung ausüben; genug, man mußte die Sache schlechterdings anders angreifen.

Zu fassen, wie dies geschah, wie die einander widersprechenden Elemente sich bekämpften, bis aus der Manier des Mittelalters die moderne hervorging, eben das ist unsere Aufgabe.

Luigi Pulci.

Es würde nicht gerathen sein, bei allen Denen zu verweilen, die man eben liest, ohne etwas von ihnen sagen zu können, die nur eine nicht üble Erzählung in leiblichen Versen vor dem Leser vorüberführen; unser Augenmerk muß sein, Diejenigen zu begreifen, die an den Bestrebungen ihrer Epoche lebendigen Antheil nehmend etwas Neues vorzutragen, einen eigenen Weg zu betreten versuchten.

Luigi Pulci hängt auf der einen Seite noch sehr mit jenen bänkelsängerischen Volksdichtern zusammen, deren wir gedacht. Einzelne Theile seines Werkes, wie die Abenteuer Morgante's und Margutte's, die Eroberung von Babylon, sind entweder zu seiner Zeit oder bald nach ihm als Volksgedichte verbreitet worden. Die Beschreibung der Schlacht von Roncisvall in zwei Gesängen, aus seinem Werk entnommen, ist noch heute unter den neugedruckten Volksbüchern zu finden — eine Auszeichnung, die, so viel ich weiß, keinem seiner gebildeten Nachfolger zu Theil geworden. Auf der anderen Seite aber hat doch dieser Tischgenoß Lorenzo's de' Medici, Freund Agnolo Polizians, Tebaldeo's und so vieler anderer von der Antike ergriffener Zeitgenossen eine ganz verschiedene Richtung in sich aufgenommen.

Dem allgemeinsten äußeren Umriß nach ist sein Gedicht einem Theile der Spagna entnommen. Es hebt mit dem Moment an, daß Orlando, von Karl beleidigt, ihn verläßt; es führt denselben, wie die Spagna, in das Lager jener beiden Könige, von denen der Mächtigere mit Gewalt um die Tochter des Andern freit; Babylon, von dem so viel die Rede ist, wird für eben jenes Lamecca erklärt, von dem die Spagna handelt[1]); den Amostante finden wir wieder; beide Werke endigen mit der Schlacht von Roncisvall. Wie Pulci aber hier schon an allen Stellen von seiner Urkunde abweicht, so verflicht er in diesen Umriß tausend andere Sagen, welche der Spagna fremd sind: die er bald aus den Haimonskindern — wie sich denn z. B. in Gefangenschaft, Gefahr und Rettung Astolfo's eine Nachbildung der Abenteuer

1) XVII, 24.

Ritsards mit Roland, Karl und Ryper nicht verkennen läßt — bald aus der Regina Ancroia, bald aus eigener Phantasie entnommen haben mag. Weder höhere Absicht aber, noch auch Einheit der Handlung kann ich in dem Gedichte Pulci's entdecken. Es war nicht seine Meinung, jene große Sage gelten zu lassen, auf welcher die Spagna beruht; den ganzen Hintergrund derselben läßt er fallen; nicht von der Belagerung von Pampelona, sondern von dem Hof zu Paris entfernt sich Orlando [1]); Pulci ist zufrieden, Abenteuer an Abenteuer zu reihen; der eigentliche Hebel aller seiner Geschichten ist der treulose Gan, der seine verrätherischen Anschläge unermüdlich, bis zur Ungeduld des Lesers — man verwundert sich, daß nicht auch des Dichters — wiederholt. So wird ihm die Schlacht von Roncisvall, wie trefflich er sie auch beschreibt, doch nur ein Abenteuer wie die andern, und die Ansicht der Welt, aus welcher die Sage hervorgegangen, bleibt seinem Werke fremd.

Schon in dem ursprünglichen Gedicht spielen die Priester weder die wichtigste, noch auch immer eine untadelhafte Rolle; und es ist wenigstens sonderbar, wenn z. B. im Aspramonte der Erzbischof Turpin den Augenblick wahrnimmt, wo Gherardo einige von Karl sonst unbedeutende Ehrenbezeigungen erwiesen werden, und sie sofort verzeichnet, um daraus für denselben eine Art von Anerkennung seiner Unterthänigkeit herzuleiten: nicht ohne die ausdrückliche Absicht, sich für die von Gherardo erlittenen Beleidigungen zu rächen. Viel weiter aber geht Pulci. Man muß sich erinnern, daß er sein Werk, welches bereits 1481 erschien, eben damals schrieb, als sein Gönner Lorenzo Medici von einem unerbittlich-feindseligen Papst mit offener Gewalt und geheimen Anschlägen unaufhörlich angegriffen ward. Diesem Eindruck ist es wohl zuzuschreiben, daß er die Priester, in denen er Nichts als Heuchler sieht, bald mit schneidendem Ernst, bald mit beißendem Spott verfolgt. „Er erschlug,“ spricht er, „mit dem Schwert, nicht mit dem Hirtenstab [2]).“

Dabei schreitet er zu den kühnsten und ernsthaftesten Fragen über die Religion fort. Er läßt den Zauberer Malagigi sich mit dem Geist, den er zu seinem Dienste beruft, Astaroth, über die Geheimnisse der Dreieinigkeit, die Vorausbestimmung des Bösen und den freien Willen berathen [3]); so unheimlich es Einem dabei ist, so ist der Autor doch

1) I, 16.
2) XXIV, 130.
3) XXV, 141 ff.

tiefsinnig, hie und da erhaben. Er liebt diese Dinge in die sonderbarsten Situationen zu verflechten. Eben dort, wo er den Bajardo solche Sätze machen läßt, daß Phaëton tiefer einhergeflogen sein muß, daß Juno für ihren Scepter fürchtet, läßt er eine Discussion beginnen nicht allein, was schon an sich merkwürdig ist, über die Stellung der Erde, frei unter den Gestirnen, und die andere Hemisphäre[1]), sondern auch über den Ursprung der Menschen und ihre Seligkeit durch Christum. Wenn er hier die ausschließende Wahrheit des Christenthums und die Heiligkeit christlicher Gesetze anerkennt, so trägt er doch kein Bedenken hinzuzufügen, der dürfe nicht verzagen, wer sein eigenes Gesetz redlich halte in allem Volke; die Gesinnung sei es, welche verdamme und rette[2]).

Leicht nimmt man wahr, daß Pulci sich in Scherzen gefällt. Ich möchte jedoch darum nicht sagen, daß er sein Gedicht auf Satire angelegt habe. Ernst und Burleske hatten sich noch nicht in besondere Gattungen getrennt. In allen romantischen Gedichten, von wem sie auch sind, finden wir Scherz und Zweideutigkeiten: dies gehört zu ihrem Wesen; und es mag von ihrer ursprünglichen Bestimmung, ein nicht eben gewähltes Publikum zu unterhalten, herrühren. Ebenso gehört es zu ihrer herkömmlichen Manier, daß die Gesänge mit einem Anfangsgebete eingeleitet werden. Pulci scherzt viel und oft; wenn er darum dennoch die Anfangsgebete, die er nicht erfunden haben würde, beibehält, Gebete, in denen oft reine Frömmigkeit athmet und keine Spur von Schelmerei zu finden ist, so kann ich mich nicht überreden, daß dies für Satire oder Blasphemie zu halten sei. Ich glaube ihm, wenn er sagt: „ich bin nicht so sehr ein Satyr, wie ich danach aussehe[3]).“

---

1) E puossi andar giù all' altro emisperio —
Sì che la terra per divin misterio
Sospesa sta fra le stelle sublime. — (C. XXV, 230.)

Auch XXIV, 144 heißt es beim Eintritt der Nacht: Ma il sol l'altro emisperio facea bello. Pulci nimmt an, daß die andere Hemisphäre bewohnt sei; es gebe auch da Belagerungen und Feldschlachten u. s. w.

2) La mente è quella che vi salva e danna,
Se la troppa ignorantia non m' inganna. [XXV, 236]

3) XXVIII, 139. — Ich wüßte mit Pulci Nichts zu vergleichen, als etwa den Orfeo seines Freundes Polizian, eine wilde Skizze, in der Orpheus lateinische Verse machend, gutmüthige Hirten, rasende Bacchantinnen, Tod, Wiederbelebung und neuer Tod flüchtig vorübergeführt werden, in der es zuweilen auch ist, als sei alles Scherz und Ironie. Der Orfeo verhält sich zum Aminta Tasso's wie der Morgante zur Gerusalemme.

Allerdings stellt Pulci das Ritterthum mit einer gewissen Ironie dar. Die Liebschaften Oliviers und Rinalds, die Schwachheiten Karls des Großen, die Gesellschaft des Helden mit dem wunderlichen Riesen, von dem das Werk den Namen hat, streifen an das Lächerliche. Aber selbst dieser Riese, obwohl er so groß ist wie ein Mastbaum und so stark, daß er einen Thurm der Mauer umwirft, „besser als es ein Erdbeben vermocht hätte“ [1]), wird durch seine freiwillige Unterordnung unter Orlando, vor dem er niederkniet, den er nicht verlassen will, aus einem Ungeheuer zu einem Menschen. Und wie so durchaus edel, mild und groß ist Orlando! Er läßt sich nicht einmal durch die Liebe verführen; nach den unzähligen Beleidigungen Karls des Großen ist er dennoch mit dessen Rettung durch Alda wohl zufrieden; dem zu Gutem oder Bösem leicht entflammten Rinald steht er mit dem Gegensatz einer starken und festen Gesinnung trefflich gegenüber.

Endlich ist es wohl an dem, daß religiöse und kirchliche Dinge tausendfältigen Spott erfahren; aber dagegen werden doch die tieferen, namentlich spekulativeren Fragen mit unleugbarem Ernst vorgenommen.

Mit Einem Wort, das Gedicht Pulci's drückt den Zustand jener Tage aus. Noch waren die Ideen des ritterlichen Christenthums nicht aus den Gemüthern verschwunden; aber sie beherrschten dieselben doch auch nicht mehr so ausschließlich wie früher. Schon waren entgegengesetzte Richtungen emporgekommen, die den alten Kreis der Gedanken wie im Leben so in der Poesie auf allen Seiten durchbrachen.

Einer der wichtigsten Momente liegt in dem erneuten Studium des klassischen Alterthums, und es ist sehr bemerkenswerth, wie Pulci sich dazu verhält.

Die Erinnerungen aus dem Alterthum erscheinen zuweilen ein wenig zaghaft; „ich weiß nicht,“ sagt er, „ob du von Nessus gehört hast“; — „wer war doch Der, welcher der Eurydice nachfolgte [2])?“ oft aber sehr speciell. Auf dem Zelte der Luciana sieht man die Ceres nach der Proserpina suchen [3]); der Pyramiden, der Zwölffürsten und des Mycerinus, des Sees des Moeris, des Triumphes, den Camillus hielt, gedenkt Pulci [4]); er bemerkt, wie Perikles die Athenienser in Trauer gekleidet habe, er führt sogar an, was Thraso irgendwo dem Gnatho sage [5]). In der That aber thut er dies nur, wie es ihm

1) I, 69. — XIX, 170.
2) I, 72; II, 38.
3) XIV, 85.
4) XXV, 202. 212. — XXII, 132.
5) XXVII, 221. 39.

die Laune und der Zufall der Erinnerung eingibt. Er ist voll auch von allerlei anderer Gelehrsamkeit; er begnügt sich nicht, Ausdrücke des Dante zu wiederholen oder den Petrarca namentlich anzuführen; er commentirt Stellen der Bibel und citirt den Origines[1]). Auf seine Form hatten die Alten, so viel ich urtheilen kann, keinen wesentlichen Einfluß. Turpin gilt ihm in dieser Hinsicht so viel wie Horaz. Die Anmuthung, daß er den Alten beizukommen strebe, wie so viele seiner Freunde sich befleißigten, wehrt er ausdrücklich ab. „Ich fordere keinen Lorbeerzweig wie Griechen und Römer; es werden Andere kommen, mit anderem Stil, besserer Cither, vorzüglichere Meister; ich halte mich in dem Gehölz bei den Buchen auf, bei dem Landvolk; die Hülfe des Parnaß habe ich nie begehrt[2])". Alle seine antiken Studien dienen ihm nur dazu, in das einfache Gewebe, das ihm die Sage darbot, neue bunte Fäden einzuschlagen.

Oft verräth er eine natürliche Neigung zu Gewirr und Getümmel. Wo er die Pracht des Thierreiches schildern will, stellt er mehr das Geflatter und Gezappel einer Menagerie vor; mit ermüdender Weitläuftigkeit beschreibt er Fische und Vögel vor Lucianens Zelt. So verwendet er selbst die Fabeln des Alterthums. Die Beispiele glücklicher und unglücklicher Liebe häuft er in sieben Strophen zusammen, nur um zu sagen, sie würden nicht Statt gefunden haben, wenn Antea in jenem Jahrhundert gelebt hätte[3]). Nur allzusehr gefällt er sich in dem Gemeinen und Widerwärtigen. Er kann nicht fertig werden, den Margutte seine Ruchlosigkeiten aufzählen zu lassen; mit einer Art von Wohlgefallen malt er aus, wie Astolfo zum Galgen geschleppt wird[4]).

Die gewohnten oder natürlichen Regeln der Composition vernachlässigt er dergestalt, daß er den sechzehnten Gesang mitten in einer Rede Rinaldo's mit den Worten: „Walter, ich nehme dich zu meinem guten Bruder an" abbricht, sein Schlußwort und das Anfangsgebet des siebzehnten Gesanges einschiebt, und alsdann fortfährt: „Wisse, ich bin derjenige —". Selbst wo er ernsthaft ist, beliebt es ihm zuweilen, die Verse ganzer Strophen immer mit denselben Worten anzufangen. Einmal fängt er in drei Strophen hinter einander in der ersten jeden Vers mit Ove è Rinaldo, in der zweiten mit Parti chel

1) I, 8. XXVIII, 40. — XXV, 283. 155.

2) Infino a qui l'ajuto del Parnaso
Non ho chiesto nè chieggo: [XXVIII, 3]
Io mi starò tra faggi e tra bifulci,
Che non disprezzin le muse di Pulci. [XXVIII, 139.]

3) XVI, 31 ff.

4) XVIII, 115 ff. — XI, 80 ff.

tempo, in der dritten mit A questo modo an[1]). Er scherzt selber mit seiner Arbeit. Der Reim ist oft gezwungen: die Sprache voll Härten. Von dem, was man Vollendung oder Correktheit der Form nennt, hat Pulci keine Ahnung, weder eine bewußte noch unbewußte.

Und dennoch ist er ein Dichter von entschiedenem Talent. Nehmen wir uns nur einmal die Mühe, an irgend einer Stelle den Stoff, der ihm vorlag, mit seiner Arbeit zu vergleichen.

Wir bemerken z. B., daß er den Roman Spagna, in dem wir den letzten Theil der Reali erkennen, in dem ganzen Endabschnitt seines Werkes vor Augen hatte; auch dort, wo die große Verrätherei Gans in's Werk gesetzt wird, folgt er diesem Roman Schritt vor Schritt nach. Gan läßt bei Pulci wie in der Handschrift seine Gesinnung dem Saracenen merken, der ihn nach Saragossa begleitet, und dieser thut davon hier wie dort dem Marsilio Meldung. Beide beschreiben, wie dem Gan hierauf außerordentliche Ehre widerfahren sei: sie theilen die Rede, die er öffentlich gehalten habe, um Frieden zwischen Marsilio und Karl zu schließen, und seine geheimen Bedenken mit; sie verlegen beide den Abschluß in den Garten Marsilio's an eine schöne Quelle, und gedenken des Ungewitters, das den Zorn des Himmels hierüber angezeigt habe. Indem sie aber durchaus übereinzustimmen scheinen, treten doch die bedeutendsten Abweichungen hervor.

In dem Roman entdeckt Gan seinem Begleiter den Verrath, den er vorhat, zwar nach und nach und in langsam reifendem Gespräch, aber er entdeckt ihn, und sie werden eines Anschlages einig. Pulci wollte das Interesse nicht so von vornherein wegnehmen. Bei ihm sagt Gan wenige Worte, aber voll Bedeutung; der Begleiter ahnet, aber er weiß nicht; Marsilio hofft, aber er bleibt ungewiß[2]); man widmet der Rede Gans, die aus der wilden und etwas linkischen Drohung, welche die Prosa enthält, zu einem sehr vernünftigen und geschickten Vortrag gemildert wird, denn was könnte es helfen, den Verräther auch nur in einer erheuchelten Leidenschaft zu zeigen? erwartende Aufmerksamkeit; erst in dem Garten an dem Brunnen — eine Scene, die, so wohl erfunden sie ist, doch in dem Roman keine Wirkung macht, weil man da nur dasjenige bestätigt sieht, was voraus beschlossen war — kommt Marsilio bei Pulci mit wohlabgemessener Rede dem Verräther bei; der Zug, daß der pfiffige Gan hiebei in das Wasser sieht, um an den Mienen Marsilio's, die sich da spiegeln,

---

1) XVI, 49—51.
2) Morg. magg. XXV, 12 ff.

zu beobachten, ob er es ernstlich meint, gehört dem Florentiner an[1]); auf diese Stelle sammelt er sein Interesse; hier läßt er den entscheidenden Anschlag fassen. Der Roman ist allenthalben langweiliger und weitläufiger; das Gedicht geht rasch auf das Ziel los, sammelt die Entscheidung auf Einen Punkt und ist dramatisch. Den Streit zwischen Pflicht, Furcht und Rachsucht in Gan, den der Roman mit Liebe ausmalt, vermindert Pulci zu einer leicht überwundenen Anwandlung von Zweifeln; sein Verräther ist geheimnißvoller und entschlossener und mithin ein besserer Verräther.

Wie sehr bleibt hier Sostegno di Zanobi, der die Spagna ebenfalls zu Grunde legte, hinter Pulci zurück. Ohne alle weitere Umstände läßt er Gan mit seinem Begleiter des verrätherischen Anschlags übereinkommen; er kürzt Alles ab, und nur die Schmähungen jener ungehörigen, in dem Roman allein durch das Herkommen zu entschuldigenden Rede führt er mit Behagen aus. Er will seinem schlechten Publikum gefallen; dem Stoff seine innere Bedeutung abzugewinnen ist er weit entfernt. Pulci aber beherrscht diesen Stoff meisterlich und verknüpft die Fäden der Erzählung zur Einheit.

Er thut dies aber nur in den einzelnen Abschnitten seines Gedichtes, nicht im Ganzen. Er hat das den Italienern so besonders eigenthümliche Talent der Novelle, der leichten Erzählung, worin sie, wie mich dünkt, eben so unvergleichlich sind, wie die Franzosen in den Memoiren. In der Zusammensetzung des Ganzen dagegen kann ich keinen durchbildenden Geist entdecken; diese ist vielmehr höchst sonderbar. So viele ritterliche und verliebte Abenteuer, Großthaten und Verräthereien, langdauernde Zweikämpfe und rasche Bekehrungen, tiefsinnige Betrachtungen und abgeschmackte Schnurren, Lobgesänge und anstößige Reden, sinnige, schöne Sprüche[2]) und schlechte Florentiner Späße, Alles durch einander. Ja der Autor gefällt sich darin, das Entgegengesetzte unmittelbar zusammenzustellen, die schönsten Scenen mit dem Wildgrotesken abwechseln zu lassen.

---

1) Morg. magg. XXV, 58.

2) Z. B. Benchè a molti huom serva sanza frutto,
Per mille ingrati un sol ristora il tutto. [XXI, 18.]

Gentile alma volentier perdona.

Commetti al savio e lascia far a lui.

E disse: Iddio non si potè guardare
Da traditori, però chi può guardarsi? [III, 3.]

Auf die innige und glücklich ausgeführte Erkennung zwischen Roland und Rinald folgt die burleske Beschreibung, wie Morgante zwei Helden mit dem Zelt, worin sie sich befinden, zusammenpackt, sie auf die eine Schulter nimmt, und den Glockenklöpfel in der andern Hand sich Weg durch das Heer bahnt; und hieran wieder schließt sich der Kampf Meridiana's mit Manfredon, wo sie, bisher wild und kriegerisch, von der Liebe, die sie nicht erwidert, dennoch gerührt wird, den Manfredon, der den Tod sucht, nicht tödten mag, sondern ihn zu freiwilligem Rückzug bewegt und ihm einen Edelstein zum Geschenk gibt[1]: eine wohlerfundene und gelungene Scene.

Pulci schildert, wie Morgante in der Schlacht Köpfe, Arme, Schultern und Hände um sich her fliegen macht; immer steht und hämmert und die Saracenen wie Hunde erschlägt: wie er die Fliege verscheucht, aber die Wange mitnimmt; den Schmutz wegschafft, aber zugleich das, woran er sich befindet[2]: diese wilden und widerlichen Beschreibungen, die ich nicht weiter wiederholen mag, wechseln unmittelbar mit dem zärtlichen Abschied ab, den die Uebriggebliebenen von den Getödteten nehmen, wie da Mancher seinem Sohn, seinem Schwager den Helm auflöst, ihn mit herzlicher Rührung küßt, und ohne ihn nach Haus zurückkehren zu müssen beklagt[3]. Beides ist mit gleicher Liebe ausgemalt. Es stößt um so greller an einander, da die Darstellung Pulci's, ganz naiv, sinnlich, handgreiflich wie sie ist, sich eng an die Gegenstände anschließt und sie ohne alle Vermittlung der Reflexion in scharfen Umrissen heraushebt.

In den letzten Büchern seines Gedichtes, wo sich ihm, wie er treffend sagt, die Comödie, die er schreiben wollte, unter der Hand in eine Tragödie verwandelt[4], läßt er zwar von seinen bizarren Phantasien nicht ganz ab: nachdem z. B. der Erzbischof Turpin dem Volke seine Sünden vergeben, worauf Einer den Andern umarmt und sie der Fahne zum Tode folgen, läßt er ihn selbst die Waffen ergreifen und „springen wie ein Bock“[5]; allein im Ganzen erhebt sich seine Muse: die Ankunft Rinalds in der Schlacht, der Tod Balduins, der, um jeden Verdacht zu vernichten, als habe er an dem Verrathe Gans, seines Vaters, Antheil, die Waffen, die ihn schützen, selber wegwirft, und sich in das offene Verderben stürzt, das Ende Oliviers und die

1) VII, 8 ff. 18 ff. 62 ff.
2) VII, 49 ff.
3) XXVII, 212.
4) XXVII, 1. 2.
5) XXVI, 62.

letzten Momente Orlando's gehören zu den schönsten Stellen, die jemals gedichtet worden sind.

Dies Werk hat demnach eben so wenig Einheit der Stimmung, der Gesinnung oder des Eindrucks, als der Handlung. Es ist etwas Wildes und Chaotisches darin. Die Elemente, die in dem Zeitalter kämpfend liegen, sind in all ihren Gegensätzen auch in dem Gedichte vorhanden. Pulci ist einer der genialsten, geistreichsten Menschen, die jemals Verse gemacht haben, obwohl sein Werk von aller Vollendung weit entfernt ist.

Matteo Maria Bojardo.

Vielleicht war auch Florenz mehr der Ort, eine bürgerliche Geschichte als ein Rittergedicht zu Stande zu bringen. Man hat sich zwar dort viel damit beschäftigt. Luca, wie Luigi Pulci, jener Cristofano, der sich Altissimo nannte, der schon erwähnte Sostegno di Zanobi, Ettore di Lionello di Francesco Baldovinetti, dessen Rinaldo appassionato 1528 gedruckt ward, waren Florentiner, und gar mancher Andere, dessen Werke uns anonym überliefert worden, mag diesem Vaterlande der Literatur angehört haben. Mit den Erfolgen der Ferraresen in dieser Gattung kann sich jedoch Florenz nicht messen.

In Ferrara, an dem ritterlichen Hofe Ercole's I., der mit Neapel und Mailand und durch diese mit Allem, was es in Europa Glänzendes gab, in Verbindung stand, war Graf Matteo Maria Bojardo einer der ausgezeichnetsten Männer. Sein Geschlecht war dem Haus Este immer sehr ergeben gewesen: einer seiner Ahnherrn z. B. hatte sein Schloß Rubiera, weil es zur Eroberung von Reggio nöthig war, diesem Fürsten überlassen. Matteo selbst war Governator von Reggio; er führte seinem Herrn die Gemahlin, Eleonore von Aragon, in allem Luxus jener Zeit, mit einem Gefolge von 1500 Personen zu. Der Herzog nennt ihn seinen sehr getreuen und sehr geliebten Kameraden[1]). Nun war aber auch in dem ritterlichen Adel des damaligen Italiens ein der Richtung des Jahrhunderts auf Studien, Poesie und Kunst zugewandtes literarisches Bestreben. Für eben diesen seinen Herrn übersetzte Graf Matteo den Herodot und die Kaiserchronik des Ricobaldo von Ferrara[2]) in's Italienische. Zu dem Ergötzen des Hofes

1) Consocium nostrum fidissimum et dilectissimum. (Tiraboschi, Storia della letteratura italiana VI, 1809, S. 862.)

2) Ein Buch, wie Bojardo sagt, ripieno di magnanimi gesti. Bei Va=

dichtete er — er sagt es selbst[1]) — das Werk, von dem wir hier zu reden haben, den Orlando innamorato.

In diesem Werke wich Bojardo von der ursprünglichen Rolandssage auf der einen Seite mehr, auf der andern weniger ab als Pulci. Weniger: indem er die Vertheidigung der Christenheit gegen einen großen Angriff, der überdies, da er zur Rache Trojano's, welchen Orlando tödtete, unternommen wird[2]), mit der alten Sage zusammenhängt, zu schildern unternahm; hiedurch bekam sein Gedicht eine dieser Sage entsprechende Haltung. Mehr aber, indem er den Sinn der Fabel durch Hinzufügung neuer Bestandtheile wesentlich veränderte.

Als die Buchdruckerkunst erfunden war, gingen den alten Autoren zur Seite auch die romantischen Bücher aus den Pressen hervor; auch sie gaben dem Zeitalter eine frische Anregung; die Erzählungen von Artus und der Tafelrunde, welche zu Paris gedruckt wurden, fanden ein ausgebreitetes Publikum[3]), und auch Bojardo ward von ihnen ergriffen. Man hat zuweilen vermuthet, er habe die Feerie seines Gedichtes aus orientalischen Quellen, vielleicht aus Tausend und Einer Nacht entlehnt, vielleicht arabisch gekonnt, und was dem mehr ist. Diejenigen Phantasien wenigstens, bei deren Erwähnung man dies vermuthet hat, von dem Garten der Morgana, dem Kampfe mit dem Drachen vor dem Eintritt in denselben, der Befreiung der festgehaltenen Ritter — wie sie sich ähnlich in Alcine und Armide wiederholen — sind aus Lancelot du Lac genommen, und Orlando spielt nur die Rolle des Lancelot. Wenn demnach Bojardo schon hier die Romane von der Tafelrunde benutzte, so war doch seine Intention noch größer und allgemeiner. Hören wir ihn selbst, um den Gang seiner poetischen Betrachtung zu bemerken. „Sehr berühmt," sagt er, „war der Hof des Artus; in vielen Schlachten zeigten die Ritter ihre Tapferkeit, und mit ihren Damen gingen sie auf Abenteuer; ihr Ruhm dauert noch. Dann hielt König Karl in Frankreich großen Hof; doch

---

rotti: Memorie degli illustri Ferraresi I S. 59 [2. A., 1792, S. 92 ff.] findet man unter andern einen Beweis, daß Bojardo die Chronik nicht verfälscht habe, wie Muratori (Rer. Ital. Scriptores IX S. 290) ihm vorgeworfen.

1) Libro III, canto 1, stanza 2.

2) II, 1, 13 ff.

3) Z. B. findet sich in einem Memoirenbuche unsers Maximilian: „Item der Kunig sol suchen den Risen in Kunig Arthos Chroniken, der mit Kunig Arthos gefochten hat und aus Britani gewesen ist." In dem romanischen Europa bereiteten sich besonders die Pariser Drucke von 1480—1520 aus. Es war die damalige französische Literatur der vornehmen ritterlichen Welt.

kam dieser dem ersten nicht gleich, ob er wohl stark und tapfer war, Roland und Rinald besaß; denn er hielt der Liebe das Thor verschlossen und widmete sich allein den heiligen Schlachten." Er zeigt sich begeistert, so oft er der Sagen der Tafelrunde gedenkt. „Wer ist," ruft er einmal aus, „der, wenn er von Tristan und seiner Dame hört, nicht sie zu lieben bewogen wird? Ihr Ende glücklich: Gesicht an Gesicht, Hand in Hand, das Herz eng an dem Herzen, in so schöner Vereinigung blieben sie in Einem Augenblicke todt." Er ist entzückt über die Seelenstärke, die Lancelot und seine Königin für einander zeigten[1]). Bojardo fand nun, daß jedem dieser Fabelkreise etwas mangele: dem einen der große und unmittelbar wirksame Gegenstand, dem andern die Bewegung wo nicht der Liebe, doch der Courtoisie. So entsprang in ihm die Idee, die Eigenthümlichkeiten beider mit einander zu vereinigen. Er behielt die Paladine und die Natur ihrer Kämpfe im Großen bei, aber ihren Waffen fügte er das andere Element hinzu. Dies ist der Grund, weshalb er die von Turpin, wie er scherzhaft sagt[2]), verborgen gehaltene Geschichte von dem verliebten Roland zum Vorschein brachte. Er sagt es ganz ausdrücklich. In jener Stelle, wo er Artus' und Karls Hof vergleicht, schließt er: „Liebe ist es, die den Sieg verschafft und dem bewaffneten Ritter Kühnheit gibt; deshalb gefällt es mir, die Geschichte, die ich angefangen habe, von dem verliebten Roland, weiter zu erzählen[3])."

Dergestalt entspringen ihm die Hauptbestandtheile seines Werkes: Waffen, Liebe, und Zauberei. Zugleich sehen wir die beiden großen Fabeln desselben, von denen die eine die Gefahr Frankreichs, die andere die Person Orlando's angeht, in ihrem Entstehen.

Löst man sich das Gewebe dieses Gedichtes weiter auf, so ist unter andern auch antike Fabel, und zwar nicht, wie bei Pulci, in flüchtiger Anspielung, sondern in eigentlicher Ausführung zu unterscheiden. Bojardo, der den Herodot und Apulejus übersetzte, verräth schon in der Wahl dieser Autoren ein Wohlgefallen vornehmlich an der Mannigfaltigkeit vergnüglicher Erzählungen des Alterthums. Gar manches

1) II, 26, 2 ff.

2) I, 1, 3.

3) II, 18, 3. Bezeichnend hiefür ist auch folgende Stelle (III, 5, 2):

Però diversamente il mio verziero,
Di amore e di bataglie ho già piantato:
Piace la guerra a lo animo più fiero,
Lo amore al cuor gentile e delicato.

Wunder der Mythologie und fabelhaften Geschichte hat er nun auch in sein Gedicht verwebt. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß der unsichtbar machende Ring der Angelica dem Ringe des Gyges seinen Ursprung verdankt. Wir finden eine Sphinx mit ihrem Räthsel; einen Polyphem, der denn auch eins von seinen Opfern schont; selbst in dem Namen der Circella erkennen wir die Circe, und die Geschichte des Narciß wird ausführlich wiederholt. — Vielleicht hat die Nachahmung des Alterthums auch an der großen Zusammensetzung dieses Werkes Antheil. Denn obgleich die Fabel von Ruggiero, dem Sohne Ruggiero's von Risa und Ghaliziella's, die bereits der Bearbeiter des Aspramonte kannte, unfehlbar älter ist als Bojardo, so ist doch der Bezug dieses Helden auf das Haus Este, es sind die Weissagungen, die sich daran knüpfen, von eben diesem Geschlecht, welches alle Tapferkeit, Güte und gute Sitte bewahren, bei dem Liebe, Ruhm, Tugend und glücklicher Zustand blühen werde [1]), ohne Zweifel ähnlichen Beziehungen der alten Sagen auf die neueste Zeit in den lateinischen Dichtern nachgebildet. Uebrigens bildet die Erzählung von Ruggiero die dritte Hauptfabel des Werkes.

Allerdings besteht dieses hienach aus Elementen verschiedenen Ursprungs; dennoch ist es ganz wie aus Einem Gusse. Wir haben einen Poeten vor uns, der selber lebhaft von alle dem ergriffen ist, was in dem Ritterthum schön und rühmlich war. Unweit von Scandiano lag ihm ein altes Bergschloß Torricella, fern von der Straße, ewig einsam, mitten im Gehölz: wohin er sich während der heißen Monate zurückzog: hier oder in Gesso, einer andern seiner Besitzungen, auf einer Anhöhe gelegen, mit weiter, freier Aussicht, dichtete er sein Werk [2]). Zur Ergötzung derjenigen Gefährten, die, wie er sagt [3]), wenn sie gleich den Krieg lieben, ihn doch nicht aus Rachsucht und Wuth führen, schrieb er es, um die Ehre der alten Ritter zu erneuen, die jedes furchtbare Ding in der Welt unterwarfen. Er war um so mehr mit ganzer Seele dabei, da er sich überredete, daß die Uebung ritterlicher Tugenden, eine Weile unterlassen, sich zu seiner Zeit wieder erneue. Jenes üble Wetter, sagt er, jener Winter sei vorüber: die Welt beginne auf's Neue sich mit der Blüthe der Tugend zu schmücken [4]).

1) II, 21, 55.

2) Vallisnieri, Lettera intorno al conte M. M. Bojardo bei Calogera, Raccolta d'opuscoli scientifici e filologici III 351—376.

3) II, 31, 50.

4) Hora è il mal vento e quel verno compito
E torna il mondo di virtù fiorito. [II, 1, 2.]

Sehr wohl gelang es ihm, die einförmigen Charaktere, welche ihm die alte Fabel, zufrieden Richtung des Gemüthes und Stimmung auszudrücken, in wenig großen Zügen überlieferte, zu der Wahrheit durchzuarbeiten, die sein bewegteres Gedicht forderte.

Welch ein anderer Rinald ist der seine als jener wilde und entsetzliche Haimonssohn! Der Rinald Bojardo's, nicht allemal der stärkste, aber der Fechtkunst Meister, fest auf seinem Roß, immer mit offenen Augen, ein edler Jüngling voll von Thatenlust. Wie ihm Karl das Heer anvertraut, bringt ihm freudige Hoffnung die Thränen in die Augen, und er dankt mit angemessener, fast ablehnender Bescheidenheit.

Ihm gegenüber Rodomont, der nicht weiß, ob es einen Gott gibt, denn Niemand hat ihn gesehen; sein gutes Schwert, sein Kriegsroß, der Muth, den er hat, die sind sein Gott. Von den Gebräuchen der Ritterschaft will er nichts wissen[1]). Er fügt dem Feind so viel Böses als möglich zu. Jedoch seinem König ist er unterthan.

Aus der Spagna ist Astolf, der sich seine Unfälle nicht übel nimmt, die Achseln zuckt und sich zu entschuldigen weiß, weiter ausgebildet.

Es folgen der treue Brandimarte, der nicht hört, daß Orlando weggegangen, ohne auch zu gehen, an dem der Dichter das Glück der Freundschaft schildert, das unbeschreibliche Vergnügen, mit einem Andern sprechen zu können wie mit sich selber[2]); Fiordelisa, die, so jung und schön und feurig sie auch ist, doch einen Verstand zeigt, in welchem etwas Göttliches liegt; Bradamante, ganz Jugend, Kraft und Unschuld; und neben ihnen die bittere Marfise, die, auf ihre Unbesieglichkeit trotzend, noch gen Himmel zu kommen, den Mohammed zu erschlagen und das Paradies zu verbrennen droht; der winzige Brunell, der sich vermißt, dem Himmel den Mond, der Glocke den Ton und der Christenheit den Papst zu stehlen.

Unter ihnen Orlando, wohl der Held des Werkes, jedoch darum lange nicht Ideal. Ich möchte nicht sagen, daß er ohne Ironie gedichtet sei. Er ist gar leicht zu betrügen und unschwer verliebt. Dem boshaften Griechen glaubt er auf sein Wort und dankt ihm dazu. Er geht getrost nach einem Stein, von dem ihm gesagt worden, man

---

1) II, 3. 23; 5, 67; 14, 50.

2) Potendo appalesar a l' altro il core
E ogni dubio che accada o raro o spesso
Poterlo ad altrui dir come a se stesso.' (III, 7, 1.)

könne da die Hölle sehen. Die Angelica begleitet er von dem äußersten Asien bis nach Frankreich so sittsam, daß er in seiner Liebe nicht vorwärts kommt, und doch macht die verrätherische Origille auf ihn Eindruck. So streift er hart an das Komische, Lächerliche; er hat einen Zug von Don Quixote; aber er streift nur daran; dieser Zug ist leise und gutmüthig, mehr angedeutet als ausgeführt; bei weitem stärker ist doch das ernste Element: Orlando ist voll edler Einfalt, freudiger Courtoisie, Hingebung und Frömmigkeit[1]), im Ganzen großartig.

Man verzeihe, wenn wir diese Gestalten zu ergreifen suchen, die allerdings nur in der Phantasie eines Poeten lebten. Es kommt uns hier auf seine Eigenthümlichkeit an, die Charaktere nicht allein im allgemeinen Umriß, sondern mit den leiseren Zügen darzustellen, die erst eigentlich wahr sind.

Allein zu weit würden wir gehen, wenn wir, nach Bezeichnung der Hauptmomente der Fabel und der Charaktere, die Entwickelung der Ereignisse vor Augen stellen wollten. Wenige Gedichte werden von eigenen sinnreichen Erfindungen, reizenden Situationen, wohlersonnenen Verwicklungen so voll sein. Man wandelt in diesem Gedicht einen wundervoll verschlungenen Pfad zwischen den seltsamsten lebendigsten Abenteuern, immer neu, immer reizend. Man erwarte aber nicht lauter Tugend und Schönheit, Seelengröße und Gemüth. Derbe Sinnlichkeit tritt in dem naiven Ausdruck ganz unverhüllt hervor und es finden sich anstößige Scherze. Jedoch sollten wohl fromme Betrachtungen erheuchelt sein, weil sie Schalkhaftigkeit, die Courtoisie falsch, weil sie Sinnlichkeit, und Tapferkeit unecht, weil sie Wildheit zur Begleiterin hat? Dieses sonderbare Nebeneinander bildet eben das Gewebe wie des Lebens so denn auch des Gedichtes. Und keineswegs werden wir hier durch grelle Gegensätze gestört. Ueber diesem Werke breitet sich eine poetische Stimmung aus, die, wie sie den Dichter belebte, so sich auch dem Leser mittheilt und über alle Schwierigkeiten hinweghilft.

Vorzüglich merkwürdig ist es in dieser Hinsicht, wie Bojardo die Mythen des Alterthums behandelt. Nicht so ganz und gar, wie er sie findet, nimmt er sie an. Seine Sphinx z. B. ist nicht mehr die thebanische: sie antwortet erst auf die fremde Frage, ehe sie die eigene vorlegt; und ich finde es artig und neu, daß sie, wie Orlando auf

---

1) Z. B. in dem schönen Gespräch mit Agrican vor ihrem Kampfe, I, 19. Agrican fällt:

O quanto al_conte ne rincresce e dole [st. 15].

sie zukommt, Schlangenschweif und Greifenklauen verbirgt und dagegen die Pfauenflügel ausbreitet. Jener Polyphem schont seinen Mann nur darum, weil er sich an dem Mageren hungrig zu essen fürchtet, der Dichter verflicht ihn darauf in seine abenteuerlichsten Begebenheiten. Circella wird von der Liebe zu einem Ritter betrogen und trinkt selbst von ihrem Zaubertrank[1]). Das Grab des Narciß umgibt der Poet mit Liebe und Zauberei. Amor ist bei ihm ein nackter Jüngling, der unter den Grazien tanzt, und reizend wird die Rache geschildert, die er nimmt[2]).

Zuweilen scheint es wohl, als wolle Bojardo einem antiken Original genauer folgen: dort, wo Orlando wie Cadmus die Zähne des Drachen säet, den er erlegt hat, entstehen die Kriegsleute aus dieser Saat ziemlich wie bei Ovid, indem erst ihre bunten Helmbüsche, darauf Helm und Brust aus der Erde hervorgehen; aber gar bald verläßt er die Fabel und ihren Erzähler; die Kriegsleute, die sich, wie man sich erinnert, unter einander selbst tödten sollten, erheben sich hier sämmtlich mit Kriegsgeschrei wider Orlando, der sich nicht wundert, daß Uebel erntet, wer Böses säet, den Bajardo, den er damals reitet, besteigt, die Durindana schwingt, und diese Sparten sämmtlich erlegt[3]). — Auf ähnliche Weise nahm das frühere Mittelalter selbst die Mythe des Alterthums auf. Genährt von den romantischen Phantasien, dichtet Bojardo die antiken Fabeln in ihren Geist ein.

Er ist ein Dichter, der so zu sagen daran glaubt, was er besingt, und ganz darin lebt; dichtend vergnügte er sich, so lange Welt und Stimmung es gestatteten.

Schon am Ende des zweiten Buches aber klagt er, es helfe ihm nicht mehr alle seine Gedanken dem Gedichte zu widmen. Italien sei von Wehklagen erfüllt; er athme kaum, wie solle er singen?[4]) Die allgemeinen Angelegenheiten stören die Harmlosigkeit seines Lebens.

Noch einmal hofft er mit freierem Geist fortfahren zu können; noch einmal fühlt er sich in der Gesellschaft, die sein Werk erheitert, glücklich; und so führt er seine Erzählung bis in die Mitte fort, bis dahin, wo die Saracenen Paris angreifen, Rodomont die Leiter an die Mauer legt und nur durch die Ankunft Orlando's sie zu ersteigen abgehalten wird; er verspricht gerade die wohlklingendsten Saiten seiner

---

1) I, 5, 71; 6, 25. 52.
2) II, 17, 58; 15, 46 ff.
3) I, 24, 53 ff.
4) Sentendo Italia di lamenti piena,
Non c'hora canti, ma respiro appena. [II, 31, 49.]

Cither anzuschlagen; da sieht er eben diese Franzosen über die Berge kommen und ganz Italien in Feuer und Flammen. Er läßt seinen Faden mit Schmerzen fallen, und hat ihn nicht wieder aufgenommen. In dem Jahre, in welchem die Franzosen erschienen, 1494, starb er noch. Der Welt bereiteten sich andere Zeitalter vor, in der eine Gesinnung keinen Platz hatte, wie er sie hegte.

Ariosto.

Schon Lodovico Ariosto, obwohl ein Landsmann, beinahe ein Zeitgenosse und der Fortsetzer Bojardo's, entwickelte doch eine sehr abweichende Geistesrichtung.

Wo Ariosto hie und da der Jahre seiner Bildung gedenkt, stellt er sich als einen jungen Menschen dar, den die Welt nach verschiedenen Seiten hin reizt und anzieht. Er widmet sich den Studien bald des Rechts [1]), bald der Antike. Zuweilen gefallen ihm Hof und Fürstendienst, und in ausbrechenden Kriegen versieht er sich mit Roß und Waffen; lieber aber ist's ihm doch, in der Vigna am Rodano bei Reggio, in dem vom Bach umschlossenen Garten Landleben und Einsamkeit zu genießen. Die Poesie ergriff er wohl frühe, doch ließ er sie lange Zeit fahren; bis etwa ein wetteifernder Bruder ihn wieder ermunterte, und auch hier waren es bald Schauspiele, wie er denn schon als Knabe Theaterstücke verfaßt hat, bald die romantischen Gedichte der Spanier und Franzosen, bald Horaz und Catull, die er unter jenem Lehrer studirte, der ihn, wie er sagt, aus einer trägen Masse zu einem Menschen gemacht, was ihn beschäftigte [2]). Genug, die Wissenschaften des Nutzens und Vergnügens, Krieg und Frieden, öffentliches und privates Leben, antike und moderne Welt, Alles zieht ihn an, und er spottet selber über seine Unbeständigkeit.

Wie es aber zu geschehen pflegt, das Leben machte seine Forderungen an ihn geltend und wies ihm seinen Weg an.

---

1) Es war nicht allein der Vater, der ihn dazu antrieb [Satira VI=VII, 154. — Le satire autografe di Ludovico Ariosto pubblicate a cura del comitato Ferrarese per la ricorrenza del IV. centenario. Bologna 1875.]: „Mens mi verbosas suasit perdiscere leges.“ (Elegia de diversis amoribus, Carm. I, 11, 19; in der Ausgabe der Opere minori von Filippo Polidori I S. 295.)

2) Ad Albertum Pium. Carm. I, 3, 8 (V 30), Op. min. I S. 327.

Daß der Vater frühzeitig starb und die zahlreiche Familie von ihrem Erbe nicht leben konnte, daß Lodovico nunmehr für die Erziehung der Brüder zu sorgen, die Schwestern zu verheirathen, schwierige Processe auszufechten hatte, nöthigte ihn, Dienste zu suchen[1]). Lange Zeit im Gefolge des Cardinals von Este, alsdann am Hofe des Herzogs von Ferrara, gelangte er zu einer sehr mannigfaltigen, vielseitigen Thätigkeit. Er übernahm Gesandtschaften, deren sich kein Anderer unterzogen hätte, wie an Julius II., einen beleidigten und jähzornigen Lehensherrn; er focht in der Schlacht gegen die Venezianer auf dem Po und erstieg selbst eins ihrer Schiffe mit[2]); die Garfignana, durch die Unordnungen eines langen Krieges verwildert, verwaltete er zur Zufriedenheit des Herrn und der Landschaft. Er zeigte sich brauchbar und ergeben. Auch sein scenisches Talent zu üben gab ihm der Hof vielfache Gelegenheit; bald mit Uebersetzungen aus dem Plautus, denen man auch in Hinsicht des Verständnisses ein ausnehmendes Verdienst zuschreibt, bald mit eigenen Versuchen in Prosa oder in Versen, die gewiß immer zu dem Besten gehören, was die Italiener in dieser Gattung besitzen, diente er der aufkommenden Bühne von Ferrara. Trotz so vielfacher Dienste war sein Glück nur beschränkt, und nur spät gelangte er zu einer Existenz, in der es ihm behagte. Er baute sich, wiewohl nur in einer entfernten Straße, ein kleines Haus; noch besucht man das Zimmer, wo er studirte, mit der Aussicht auf den Garten[3]), den er selber bebaute, und trinkt aus seinem Brunnen. Er war zufrieden; er wußte, wie er sagt, den Hafen, wo er Winden und Meer den Sturm verzieh; er meint damit, wie er eröffnet, den Umgang mit seiner Freundin, oder Gemahlin[4]), deren

---

1) Er schildert das in der siebenten (nach anderer Zählung sechsten) Satire. Er habe, sagt er, seinen Sinn von Maria auf Martha wenden müssen. [V. 199.]

2) Gabrielis Ariosti Epicedium vers. 299 läßt daran nicht zweifeln.

3) Das Hintergebäude, das jetzt Garten und Haus trennt, ist neu. — Er hatte eine kleine Besoldung. In der „Bulleta stipendiatorum et familiarium“ ist er 1518 aufgeschrieben „cum salario 7 scutorum quolibet mense“. (Tiraboschi, Storia della letteratura italiana, Florenz 1812, T. VII S. 1235 Note.) — Sieben Scudi! Er bemerkt, daß er den Musen nicht so viel verdanke, um sich einen Mantel machen zu lassen. [Sat. I = II V. 91.] Jedoch:

. . . . il mio studio,
Il qual se al corpo non può dar pastura,
Lo da a la mente. [V. 163.]

4) Alessandra Benucci Zampolla, Wittwe von Tito Strozzi: vgl. Fernow, Leben Ludovico Ariosto's S. 88 ff.

„frank und freie Seele, deren edle Sitte und aus dem Quell der Gedanken strömende Beredtsamkeit ihn festhielt“ [1]); er war glücklich, wenn er auf dem Markte zu Ferrara zwischen den Bildsäulen der alten Marchesen auf und ab gehen konnte; es war ihm genug, wenn sechs Menschen den Hut vor ihm abnahmen.

In diesen Zuständen dichtete er die Fortsetzung des verliebten, den rasenden Roland: das Werk seines Lebens. Zwischen 1505 und 1516 hat er ihn verfaßt, darauf immer erweitert und verbessert, bis er ein Jahr vor seinem Tode, 1532, eine neue Ausgabe vollendete, die ziemlich als eine andere Arbeit angesehen werden kann.

Schon als eine Fortsetzung nun muß dieses Werk die nämlichen Bestandtheile enthalten, aus welchen Bojardo sein Gedicht zusammensetzte. Die karlingische Rolandssage stellt sich in den großen Scenen der Vertheidigung von Paris dar. Ariosto verknüpfte, wie sein Vorgänger, den Sinn und gar oft die Fabeln des Kreises der Tafelrunde mit derselben. Wenigstens neu ist es nicht, daß Orlando rast, da Tristan wie Lancelot aus Liebe in Wahnsinn fallen. Bereits Apostolo Zeno bemerkte, daß Origille und Martan aus dem Tristan sind [2]). Ich finde, daß auch andere französische Romane von Ariosto benutzt wurden. Zu jenem Fall der Bradamante unter andern, durch welchen sie an das Grab des Merlin geräth, um sich das künftige Geschick ihres Geschlechts weissagen zu lassen, ist das Vorbild in Giron le courtoys, wo Breux eben auch in eine wunderbare Grotte gestoßen wird, in der er die Geschichte von Girons Voreltern kennen lernt. Wie Pinabel die Bradamante, will dort die Begleiterin des Breux diesen umbringen: beide ersehen dazu Höhlen an den Bergen, wo sie sich gerade befinden, und beide geben vor, junge Mädchen in denselben gesehen zu haben [3]). Ariosto's Zeitgenossen wußten dies wohl. Pigna vergleicht sein Studium der spanischen und französischen Romane mit dem Bemühen der Biene, die vollsten, saftigsten Blumen auf der Wiese zu finden. Ein ähnliches wandte er der alten Mythologie zu. Zwar wollen wir nicht mit einigen italienischen Gelehrten den Ruggiero von dem Achill, Karl vom Latinus, Rodomont vom Turnus, Melissa von der Juturna herleiten; allein unmöglich ist es,

---

1) Sonetto III. XII; Op. min. I 281. 293.

2) In den Noten zu seiner Ausgabe der Biblioteca dell' eloquenza italiana von Giusto Fontanini II S. 199.

3) Giron le courtoys: alter Pariser Druck fol. 233. Or saichez tout de verité que a la premiere foi que je y commencai a regarder, vy je la aval

in der Befreiung der Angelica von dem Meerungeheuer durch den mit Flügelpferd und Zauberschild ausgerüsteten Helden Perseus und Andromeda, in der Olympia, welche Biren auf der Insel verläßt, Ariadne, in Medor den Nisus, in Orco ein furchtbareres Nachbild des Polyphem zu verkennen.

Ariosto wandelt demnach hier auf den Spuren des Bojardo. Es ist merkwürdig, wie er zuweilen, ich sage nicht in der großen Anlage, die natürlich ähnlich und doch verschieden sein mußte, sondern in der Manier der Darstellung mit demselben wetteifert. So hat er die Fischerei der Alcina und das Abenteuer des Astolf aus seinem Vorgänger entlehnt. Wenn bei diesem die Fee alle Fische, so viel ihrer sind, aus dem Meer kommen läßt, Thunfische, Delfinen, Schwertfische, Nordcaper, viele andere, große und kleine, und die Ufer erfüllt werden, faßt dies Ariost in einer gesonderten Anschaulichkeit auf. Alcina ruft die Fische, welche sie will: geschwind kommen die Delfinen, die dicken Thunen mit offenem Maul, die Robben erwachen aus ihrem Schlaf: scharenweis, emsig schwimmen die kleinen Gattungen herbei: man sieht die gewaltigen Rücken der großen Ungethüme. Die Schilderung des größten derselben, den man für eine Insel hält, die Anrede der schmeichlerischen Verführerin ist in einem ähnlichen Sinne fleißigerer Ausarbeitung herübergenommen[1]). Vor Allem erkennt man den Unterschied ihres Talentes in der Art, wie sie die Antike benutzen. Wenn Bojardo die antike Fabel bis in's Unkenntliche umbildet, so kann man bei Ariost in ganzen Erzählungen Schritt für Schritt den Dichter erkennen, den er gerade vor sich hatte. Wie z. B. bei Ovid Perseus die Andromeda, würde bei Ariost Ruggiero die Angelica für eine Bildsäule halten, sähe er nicht

---

a plus belle damoiselle que je veisse oncques de tout mon age. Orlando Canto II Stanza 72:

E le disse ch' avea visto nel fondo
Una donzella di viso giocondo.

Ferner: Breux sagt: J'ay été ung peu etourdy du cheoir.
Ariost: Giacque stordita la donzella alquanto [stanza 76].

1) Bojardo lib. II canto 13 stanza 56:

Ove la fata sopra la marina
Facea venir con arte e con incanti
Sin fuor de l' acqua i pesci tutti quanti.

Ariosto canto VI stanza 35:

E stava sola in ripa alla marina
E senza rete e senza amo traea
Tutti li pesci al lito che volea.

Thränen aus ihren Augen rinnen und ihr Haar im Winde flattern; er redet sie nicht anders an als Jener: sie sei der Ketten der Liebe werth, nicht aber solcher. Wie dort Andromeda würde hier Angelica ihr Gesicht mit den Händen verhüllen, wäre sie nicht gebunden. Wie bei Ovid, wird auch hier das kommende Ungeheuer mit einem Schiff und der Bekämpfende mit dem Adler, der sich auf die Schlange stürzt, verglichen[1]). Dabei ist jedoch Ariost noch weit entfernt, unselbständig zu werden. In jedes Bild vertieft er sich und malt es mit eigenthümlicher Anmuth aus. Allerdings ist die Beschreibung, wie das Thier, obwohl nach mancherlei Umschweif, von Orlando endlich getödtet wird, der ovidischen, wo dasselbe bald untertaucht, bald sich noch einmal erhebt, bald sich herumwälzt wie ein wilder Eber, nachgebildet; allein Ariost schildert anschaulicher, wie es sich erst über das Meer emporhebt, so daß man seine Seiten und seinen schuppigen Rücken sieht, dann niedertaucht, den Sand mit dem Bauche aufwühlt und herauswirft, und dem wilden Stiere ähnlich ist, der sich unerwartet den Strick um die Hörner werfen fühlt, nach allen Seiten springt, in den Kreis läuft, sich beugt und erhebt und sich doch nicht losmachen kann[2]). Da ist nun merkwürdig, wie Ariost dem Virgil folgt. Virgil, der Erhabenheit seines Gegenstandes immer eingedenk, behandelt selbst das Geringfügige mit Würde. Den Spieler, der in der berühmten Nacht des Nisus und Euryalus getödtet wird, schildert er mit Haltung und Anstand: „Serranus hatte in jener Nacht viel gespielt, der wohlgebildete, und lag darnieder, seine Glieder von göttlichem Weingenuß überwältigt.“ Auch von Rhamnes, der zugleich König und ein dem Herrscher willkommener Augur ist, wird mit gewählten Worten gedacht, er hauche auf hohen Teppichen den Schlaf aus voller Brust. Den Serran löst Ariost in zwei Bilder auf: in den Trinker, der, an das Weinfaß gelehnt, das er ausgeleert hat, eines ruhigen Schlafes zu genießen hoffte, jetzt aber wird ihm der Kopf abgehauen, und mit dem Blute springt der Wein hervor; und in ein paar Spieler, einen Griechen und einen Deutschen, welche

---

In diesen Worten zeigt sich gleich das ganze Verhältniß. Wie viel anschaulicher ist Ariost: ohne Netz, ohne Angel, statt: durch Zauber; die Fische, welche sie wollte, statt alle mit einander. Der Erfinder aber bleibt Bojardo. Ich bitte die Leser, denen diese Dinge nicht zu gering vorkommen, die ganze lange Stelle Wort für Wort zu vergleichen.

1) Ariosto: Canto X stanza 96 ff.

2) XI, 40 ff.

die Nacht bei Schale und Würfel zugebracht haben. Den König-Augur bildet er in den gelehrten Alfeo um, zugleich Arzt, Magus und voll von Astrologie; er hatte sich geweissagt, daß er im Schoße seiner Frau sterben würde: jetzo traf ihn die Spitze des Schwertes[1]). Man könnte sagen, wenn es nicht zu gesucht klänge, Ariost übersetze den Virgil unbewußt in den Homer zurück. Auf jeden Fall stellt er die Sachen anschaulicher, natürlicher und, wenn man will, gemeiner dar[2]).

Ueberhaupt aber zeigen sich, wenn wir nicht irren, in Bojardo und Ariost zwei verschiedene Fähigkeiten der Phantasie. Bojardo dichtet im Großen: die Ereignisse wie die Erscheinungen stellen sich ihm auf einmal, im Ganzen dar. Ariost's eigenthümliches Talent dagegen liegt in der durchgebildeten Anschauung einzelner Momente, die er in deutlichem Umriß darlegt: mit Vergnügen, Wohlgefallen und Absicht geht er auch auf das Kleine ein: Moment nach Moment bringt er so recht mit Behagen und Genuß hervor und stellt sie auf das Lebendigste vor unsere Augen. — Diese durch die beiden Werke gehende und in ihrer Grundanlage thätig gewesene Verschiedenheit erklärt schon einigermaßen den so ganz verschiedenen Eindruck, die ganz verschiedene Wirkung, welche sie hervorbringen. Es kommen noch einige andere Momente hinzu.

In Bojardo herrschen Vorstellungen und Dichtungen des Mittelalters schlechterdings vor; wird ein Alexander erwähnt, so ist es der mythische: Tristan und Isolde dienen zu Gleichnissen. Bei Ariost dagegen ist der Hintergrund allgemeiner Vorstellungen aus den Alten entnommen, und das Alterthum erficht in ihm einen entschiedenen Sieg. Die Frauen sind so schön wie von Phidias gebildet; oder sie sind in künstlicher Arbeit erfahren wie Pallas; oder ihr Alter ist das der Hecuba und der Cumanerin. Will er einen Mann loben, so war Nireus nicht so schön, Achill nicht so stark, Ulyß nicht so kühn,

---

1) XVIII, 174 ff.

2) So ist nun auch das Verhältniß zu dem Giron im einzelnen Ausdruck merkwürdig, z. B. bei jenem Fall, den Ariosto aus Giron entnahm: Lors s'en vient a ung grand arbre et trenche la branche et puis l'acroche a une part de la roche et oste son haulbert et ses chausses de fer pour etre plus leger. Et maintenant se prend a la branche et entre dedans. Wie viel anschaulicher und deutlicher wird dies bei Ariost:

Ecco d' un olmo alla cima frondosa
Volgendo gli occhi un lungo ramo vede
E con la spada lo quel subito tronca
E lo declina giù ne la spelonca. [II, 74.]

Nestor, der so lang lebte und so viel wußte, nicht so klug[1]). „Grausames Jahrhundert," ruft er einmal aus, „voll von Thyesten, Tantalen und Atreen; in welchem Scythien ist dies Kriegssitte! Er war der kühnste Jüngling von den äußersten Küsten der Inder bis da, wo die Sonne sinkt. Bei einem Polyphem hätte er Gnade gefunden; aber du bist ärger als ein Cyclop und Lästrygone"[2]). Der Duft ist bei ihm wie von Indiern und Sabäern: ein Gastmahl, wie es kein Nachfolger des Ninus genießen könnte; der Buhle der Alcina wird ihr Atys genannt[3]). Wie Orlando mit dem Meerungethüm so gewaltsam gebahrt, vergißt der alte Proteus seine Heerde und flieht über den Ocean: Neptun läßt den Wagen mit Delfinen bespannen und geht zu den Aethiopen[4]).

Aber überdies führt Ariost die moderne Welt in das Gedicht ein. Nicht allein indem er jenen Bezug der Fabel auf das Haus Este noch weit mehr als Bojardo und in weitläufiger Ausführung hervorhebt, sondern auch indem er statt des Costumes einer eingebildeten Epoche allenthalben die Anschauungen der eigenen einführt. Das Kriegswesen seiner Zeit, das in der That noch viel Ritterliches hatte, erlaubte ihm, die Beschreibungen der Zweikämpfe, Turniere, Waffen und Sitten demjenigen gemäß, was er täglich sah, darzustellen; allein auch minder poetische Dinge nimmt er auf: Schatzmeister, die Pferde und Volk, wie er sich ausdrückt, machen[5]), Commissionen, die durch Contrasegni bekräftigt werden, u. s. w. Die Vertheidigung von Paris ist der Vertheidigung von Ferrara nachgebildet, die Alfonso dem Ersten so wohl gelang. Er enthält sich nicht, Minen und Hakenbüchsen zu schildern[6]). Auch auf dem Schiff sieht man die Helden bei widrigem Wind ihre Seekarten durchforschen[7]). Die Beute besteht bei ihm

---

1) XXXIII, 28. 2) XXXVI, 8. 9. 3) VII, 20. 29. 57. 4) XI, 44.

5) Così mandò per tutta la sua terra
Suoi tesorieri a far cavalli e gente,
Navi apparecchia e munizion da guerra,
Vettovaglia e danar maturamente. [VIII 25.]

Das könnte in Prosa eben so gut im Guicciardini stehen. So theilt Ariosto, um noch eins anzuführen, die spanischen Mauren nach den Provinzen des damaligen Spaniens ein: I Catalani: la gente di Navarra: il popol di Leone la minor Castiglia [XIV, 11. 12]: was auf die Zeitgenossen um so mehr den Eindruck des Modernen machen mußte, da so eben an die Schlacht von Ravenna von 1512 erinnert worden war, wo jene Spanier gestritten hatten.

6) XI, 24 ff. — XIV, 131 ff.

7) XIX, 45.

wohl unter anderem aus Zimmerbehängen, in Flandern gearbeitet: er gedenkt der Seide und des Goldstoffes, so trefflich, wie es florentinische Weber machen[1]). Ruggiero ist so verweichlicht, als hätte er in Valencia den Damen gedient[2]).

Wie ihm dann das Kaiserthum Karls des Großen und das französische Reich eins sind, die goldenen Lilien von Karl wie von Louis XII. vertheidigt werden, so treten ihm die Menschen seiner Zeit unter die Heroen und die Wunder der Fabel ein. Seiner Fürsten und Freunde gedenkt er ausführlich. Ereignisse, die er erlebte, werden in aller ihrer Breite eingeflochten, und noch als er die zweite Ausgabe des Gedichtes machte, mußte sich ein Platz für Andrea Doria und genuesische Sachen finden[3]). Man versichert übrigens, daß der Poet eine Gabrina, einen Caligorante gekannt, daß, was er von Ariodante und Ginevra, dem Eremiten und Angelica erzählt, sich damals in seiner Nähe zugetragen hatte[4]).

Durch diese unverhüllten Nachahmungen des Alterthums, diese ausgeführten und durchgehenden Darstellungen moderner Dinge erlitt der überkommene Stoff eine völlige Verwandlung. Die Veränderung, welche die Sprache durch Ariosto erfuhr, ging derselben zur Seite.

Jede Sprache erlebt eine Periode, in der sie aus dem schwankenden Gebrauch zur festen Regel gelangt und correkt wird. Glücklich der Autor, der noch Zeit hat, sich die Regel zu eigen zu machen; da sie allmählich in das Gefühl übergeht, würde jede Beleidigung derselben späterhin mit Mißbehagen wahrgenommen werden. In der Freundschaft mit Bembo, durch welchen die italienische Sprache eine solche Veränderung erfuhr, berührte dies Bemühen Ariosto gleichsam persönlich; mit Freuden erkennt er die Verdienste dieses Meisters der Sprache an; er erklärt, von ihm lernen zu wollen, was er allein zu Stande zu bringen nicht fähig sei. Sorgfältig sucht er denn Provinzialismen, falsche Ausdrücke, die nur den Reim erleichtern, wegzuschaffen[5]): er unterwirft sich bereitwillig dem Gebrauche des

1) XI, 75. — XXXVI, 27.

2) VII, 55.

3) XV, 30.

4) Das Letzte bemerkt Fornari: Allusioni del Furioso sopra le cose accadute im ersten Bande der Ausgabe der Werke Ariosts von Stefano Orlandini. Venezia 1730.

5) Eine sehr merkwürdige Stelle finde ich in Hortensius Landus: Sferza de' scrittori 1550: „Quanti errori appartenenti alla volgar grammatica erano

vierzehnten Jahrhunderts: weil z. B. Boccaz und Petrarca statt gli dei gesagt i dei, nimmt er dies durch sein ganzes Buch auf; er hat wohl hundert Verse geändert, um caval wieder wegzuschaffen, das er statt cavallo zu brauchen sich erlaubt hatte. So in unzähligen Fällen.

Nicht minder aber war er auf den freien Fluß seiner Stanze bedacht. Er entfernt Parenthesen, welche die Construktion unterbrechen, das Zusammenstoßen harter Consonanten, schwere Reime; er vereinigt den Gedanken, der die Stanze schließt und der sich in die drei Verse am Ende ausdehnte, in den rhythmischen Fall der beiden letzten: er versäumt nicht, auf das Volk zu hören, das seine Verse gar bald auf den Straßen sang, und die Veränderungen sich anzueignen, die sie im Munde desselben erlebt hatten[1]). Wie viel Mühe er sich gab, kann man auf der Bibliothek zu Ferrara wahrnehmen. Wer da einmal die Autographen Ariosto's und Tasso's sah, wird sich ohne Zweifel verwundert haben, zu wie wenig Veränderungen der Letzte, obwohl seine Verse mühevoll vollendet scheinen, Veranlassung fand, während die Handschrift Ariosto's, für dessen Verdienst die Leichtigkeit gehalten wird, durch unzählige Correkturen und wiederholte Umarbeitungen einzelner Stanzen fast unleserlich geworden ist. Diese Leichtigkeit konnte nur durch großen Fleiß erreicht werden. Nur durch den ist es ihm gelungen, seiner Sprache eine Reinheit, Angemessenheit, eine schlanke, freie Bewegung zu geben, die einen unvergleichlichen Reiz hat. Sie ist ungezwungen, wie im Gespräch, voll Ausdruck und frei von Angewöhnungen oder Willkürlichkeiten. Hierin ist er seinen Vorgängern, selbst dem Bojardo, der noch ungelenk ist und zuweilen etwas von romantischer Manier hat, weit überlegen. Durch diesen sorgsamen Fleiß gelang es Ariosto, auch die Periode der Stanze erst recht auszubilden. Gerade ihm, dessen Verdienst in dem leichten Unterordnen bezeichnender Nebenumstände unter das Ganze einer Vorstellung besteht, kam dies zu. In der That ist der Fluß Ariostischer Verse ein zusammenhängender, von Anfang bis zu Ende ununterbrochener flüchtiger Wohllaut.

Und man muß nicht glauben, daß er sich zu dieser angestrengten Bemühung zu zwingen gehabt habe: nein, sie war ihm Natur. Er

---

già ne' primi volumi (des Orlando) che si stamparono. Furono poi corrette per opera d' un giovane Sanese che gli era molto amico."

1) Giamb. Pigna: Scontri de' luoghi i quali M. Ludovico Ariosto mutò dopo la prima impressione. Im ersten Bande der Ausgabe von Orlandini S. 553 ff.

war ein Mensch, der sich innerlich mit seinen Gebilden beschäftigte. Wie er an seinem Blumenbeet, am Garten immer etwas zu bessern und umzuändern fand, so arbeitete er immerfort an seinen Versen. Zuweilen vergaß er die Besserung wieder: zuweilen kehrte er zu der alten Lesart zurück; aber in der Regel behielt er jene bei: auf jeden Fall war er immer damit beschäftigt. Natürlich, wie mit den Versen, so mit den Sachen. Er lebte in seine Gedanken vertieft, so daß er oft seine Umgebung vergaß. Man hat bemerkt, daß er zuweilen, wenn er gegessen, nicht mehr wußte, daß er es gethan hatte. Es mag wohl gegründet sein, daß, als ihm sein Vater einmal Vorwürfe machte, er sich zu entschuldigen vergaß, indem er nur die Comödie im Sinne hatte, an der er arbeitete und in der eine ähnliche Scene vorkommen mußte. Man sah ihn einst zu Ferrara in seinem Hauskleid ankommen: er war von Carpi aus spazieren gegangen, in seine Phantasien verloren die Hälfte des Weges gekommen, und hatte dann, da er sich einmal so weit sah, den ferneren Weg, wie er war, gemacht[1]).

Von der Natur dieses innerlich bildenden, in sich selber arbeitenden Geistes gibt die Verknüpfung der mancherlei Bestandtheile dieses Werkes zu einem Ganzen Zeugniß. Es kann hier nicht von der strengeren Einheit eines von Einer Idee ausgegangenen, zu Einem Zweck harmonisch angelegten, etwa eine einzige große Handlung ausführenden Poemes die Rede sein. Wir wissen, daß Ariost so zu sagen die Episoden eher machte als das Gedicht. Die Handlung, welche sie jetzt nicht mehr beherrschte, sondern nur verknüpfte, setzte er erst darnach dazwischen[2]). In dieser war ihm genug, jene drei Fäden fortzuführen, die er von Bojardo herübergenommen; und es ist immer merkwürdig, wie er sich zur Vollendung seiner Fabel gerade des mindest tapferen von allen Paladinen, des Astolfo, bedient. Er weiß ihn noch wunderbarer als sein Vorgänger, und auch mit dem Hippogryphen auszurüsten. Mit dem besteht Astolfo jene seltsam erdachten Abenteuer, die ihn fähig machen, Bradamante und Ruggiero

1) Erinnerungen Virginio Ariosto's bei Barotti Memorie I S. 177 [2. A. S. 223. Vita di Ludovico Ariosto e dichiarazioni all' Orlando furioso, Ferrara 1774, S. 50]. Hätte der gute Virginio doch noch ein paar Stunden angewendet, um die Capitel auszuführen, deren Inhalt er nur andeutet.

2) Pigna, Vita di Ariosto: Dal che comprender si può qual fosse la via del comporre da lui usata. Primieramente molti episodi atti ad esser allargati raccoglieva in uno, e le azioni poi inframetteva che gli paressero a dare spirito al rimanente bastevole.

von ihrem Zauber zu lösen und ihre Verbindung vorzubereiten, den Orlando seiner Raserei zu entheben, die Saracenen endlich durch die Verwüstung ihres afrikanischen Gebietes, ein wunderlich ausgestatteter Scipio, zur Heimkehr aus Europa zu nöthigen. Diese überraschend erfundene Auflösung ist ein Beispiel seines Verfahrens. Alle die hundert Erfindungen, die nicht von ihm kommen, weiß er mit dem Gewebe, das ein Anderer angefangen, geschickt zu verbinden. Er pflegt seine Erzählungen bis auf einen entscheidenden Punkt zu bringen, gerade hier, oft zum Verdruß des Lesers, sie fallen zu lassen, und wenn er diesen durch neue, mit den vorigen in Anmuth wetteifernde Fabeln für etwas Anderes interessirt hat, allmählich zu den schon in den Hintergrund getretenen zurückzukehren, um die verschlungenen Knoten leicht und natürlich zu lösen. Hiebei gefällt ihm, wo möglich immer zu etwas ganz Verschiedenem fortzuschreiten. Zwischen den Schwertern des Mandricard und Rodomont läßt er die zarte Doralice erscheinen; aus dem Unglück der Pariser Belagerung führt er uns zu dem Feste zu Damascus fort; er ist voll reicher, reizender Abwechselung. In diesen Verknüpfungen zeigt er eine unvergleichliche, seinem Talent ganz eigenthümliche Fähigkeit. Man erlaube uns, zu glauben, daß sein der Außenwelt vergessendes Dichten und Denken nicht selten diesem Bemühen gewidmet war.

Und so brachte er das verwunderungswürdige Werk hervor, um dessen willen ein Jahrhundert seinen Namen dem anderen unter denen überliefert, die der Vergessenheit entgangen sind. Allenthalben tritt er uns selbst entgegen, ein heiterer Mensch, im Grunde gut, obwohl er nicht einem Begriff oder Ideal, sondern seiner Natur nachlebt, der seine Erfahrungen und Neigungen mit Behagen vor uns enthüllt. Trotz seines romantischen Gegenstandes läßt er uns gar oft den Dichter der Comödien und Satiren wahrnehmen. Die Lebensansicht, die vornehmlich den Satiren, welche als Briefe über die Ereignisse des täglichen Lebens anzusehen sind, zu Grunde liegt, eine Verachtung nichtiger menschlicher Bemühungen, eine unschuldige Gesinnung, welche Ruhe, Beschränktheit und Einsamkeit liebt, die er nicht ohne leichten Spott über seine Schwächen mit einer Einfalt, Ehrlichkeit und Zutraulichkeit schildert, welche der Alten würdig sind, tritt uns auch in dem Orlando entgegen. Nur Einen Mangel, wie auch das größte Talent seine Grenze hat, darf man sich hiebei wohl nicht verhehlen. Man könnte von ihm nicht sagen, daß er irgend eine Tiefe des menschlichen Wesens und der Natur eröffnet habe. Vor gewissen

Dingen hat er eine angeborene Scheu. Wohl trägt auch er kein Bedenken, z. B. die Zwietracht in Person statt in der Hölle in einem Kloster, unter anderen nichtigen Dingen auf dem Mond die Schenkung Constantins finden zu lassen, dem Eremiten schimpfliche Unzucht zuzuschreiben[1]), und dergestalt auch seines Orts kirchlichen Mißbräuchen den Krieg zu machen; jedoch von dem gemeinen Weg des Glaubens abzuweichen, hält er für eine unthunliche Sache, da der Verstand, wenn er Gott schauen wolle, verwirrt und blind niederfalle[2]). Sein Gebiet ist die sinnliche Anschauung. Wie sehr man bildende Kraft der Phantasie, unerschöpfliche Darstellungsgabe an ihm bewundern mag, so wird man doch, wenn man ihn lange fort liest, höheren Schwung der Seele und wirksames Gefühl für die höchsten Interessen bei ihm vermissen.

Immer werden diese beiden Gedichte, der verliebte und der rasende Roland, als die gelungensten Hervorbringungen italienischer Romantik zu betrachten sein. Dem ersten wird man vielleicht in Erfindung und tieferer Poesie, dem anderen in der Ausbildung einzelner Momente, anschaulicher Darstellung, glücklicher Verknüpfung und der Sprache den Preis zuerkennen müssen. Zusammengenommen lassen sie sich mit einem Januskopf vergleichen. Bojardo enthält die Blüthe der Denkweise und der Lebensformen des späteren Mittelalters: Ariosto die erste Entwicklung der modernen Poesie in vollem Glanze.

Berni.

Wohin aber war nunmehr jene in dem strengen Sinn des kriegerischen Christenthums erfundene, in einfacher Entwicklung ausgeführte Karls-Sage gekommen? Nicht allein Fabeln des Mittelalters, von ganz anderem Geiste ausgegangen, nicht allein Mythen des Alterthums ihrem Inhalte nach, sondern auch ausführliche Nachahmungen antiker Dichter und mannigfaltige Bestandtheile des modernen Lebens waren in dieselbe aufgenommen. Gerade damals, als es nicht möglich war, ihr noch etwas Neues hinzuzufügen, ohne sie vollends zu zerstören, warf sich die Menge der Nachahmer auf ähnliche Arbeiten, und sie mußten belehrt werden, daß es nicht Jedem gegeben sei, auf der Bank des Ariost zu sitzen[3]). Und doch hatte sich in dem

1) VIII, 31 ff. 45 ff. — XIV, 81 ff. — XVIII, 26. —XXVII, 37 ff. — XXXIV, 80.

2) Satire VII (VI) V. 40 ff.

3) Niccolo Franco, Dialoghi piacevolissimi III, 65.

literarischen Italien eine Gesinnung entwickelt, die schlechterdings einen weiteren Fortgang und andere Versuche forderte.

Die drei Bücher des Orlando innamorato vom Grafen Maria Matteo Bojardo waren zuerst 1495 erschienen. Was ist merkwürdiger, als daß, ehe vierzig Jahre um waren, noch bei Lebzeiten Clemens VII.[1]) Francesco Berni, damals eines der Oberhäupter der italienischen Literatur, dies Gedicht durchaus umzuarbeiten unternahm. Heutzutage kennt man in Italien fast nur den Orlando des Berni, und das echte Werk, so glücklich erfunden, so mannigfaltig im Ausdruck, so wahrhaft poetisch es auch ist, gehört zu den versäumten und vergessenen. Noch im neunzehnten Jahrhundert ist jener fünf bis sechs Mal gedruckt worden, während dieses nur noch in Deutschland Ruf hat. Ohne Zweifel war in jenen vierzig Jahren in Bildung und Geschmack eine Veränderung eingetreten, die eine solche Umarbeitung wünschenswerth machte, und aus der noch fortdauernden Billigung derselben darf man schließen, daß sich der neue Geschmack seitdem gleichartig weiter entwickelt habe. Um so mehr ist es der Mühe werth, die Unterschiede aufzusuchen, die zwischen beiden Gedichten bestehen.

Es würde aber überflüssig sein, sie dort zu beobachten, wo etwa die Härten, die im Bojardo stehen geblieben, zurückgeschoben und eine correktere Sprache hergestellt worden; einmal, weil Berni seinem Vorgänger da doch nur den Dienst leistete, den Ariosto sich in den späteren Ausgaben selber erwies; sodann aber, weil er in der Regel auch den Sinn ändert, nicht allein den Ausdruck. Ohne die Oekonomie des Gedichtes umzugestalten, ohne mehr als zwei bis drei Einschaltungen hinzuzufügen oder etwas Bedeutendes wegzulassen, macht er das Werk doch wesentlich zu einem andern.

Und zuerst bemerken wir, daß es ihm gefällt, den Ausdruck seines Autors zu amplificiren. Wenn bei Bojardo Angelica der Morgenstern scheint, die Lilie des Gartens, die Rose vom Beet, so scheint sie bei Berni der leuchtende Stern im Osten, ja um die Wahrheit zu sagen die Sonne[2]). Bojardo läßt sie unter jene Frauen am Hofe Karls

1) Berni sagt I, 14, 28:
Sì che il Settimo mio Signor Clemente
Vivesse anni piu lieti e piu beati
Che vissuti non ha fin al presente.

2) Bojardo: La qual sembrava matutina stella
E giglio d' orto e rosa di verzieri,
In somma a dir di lei la veritade
Non fu veduta mai tanta beltade. [I, 21.]

Berni: Parea l' oriental lucida stella,

treten, „welche gütig sind, schöner als er sage, Brunnen der Tugend, von denen aber jede nur so lange schön bleibt, bis diese Blume sich zeigt, welche den Preis davonträgt"; bei Berni sind dies Frauen, von denen die eine Pallas, die andere Diana scheint, über jede menschliche Vorstellung hinaus schön, bis diese lebende Sonne sich zeigt, welche den Andern thut, was unsere Sonne den Sternen. Ziliante, der Liebling der Morgana, ist bei Bojardo sehr gewandt und schön, in seinem Antlitz voll Anmuth, zierlich und sauber in seiner Kleidung, verbindlich und höflich in seiner Rede; er gereicht der Morgana zu hohem Trost; sie schaut in sein schönes Gesicht als in einen Spiegel. Bei Berni ist dieser Ziliante auf eine Weise schön, daß es nicht die Schönheit eines Sterblichen scheint, ein Kleinod, dessen Raub man einer Frau verzeihen kann: sie verzehrt sich wie Schnee oder Eis, wenn sie in sein Gesicht sieht[1]).

Schon hier bemerkt man, wie sehr Berni das Allgemeingültige dem Besondern vorzieht. Vornehmlich in Charakterschilderungen ist dies auffallend: er verwischt die kleinen Züge geflissentlich. Dort z. B., wo Rinald, freudig zu Thaten und jugendlich bescheiden, von Karl die Anführung bekommt, niederkniet und spricht: ich will mich bemühen, hoher Herr, mich so großer Ehre würdig zu machen, läßt ihn Berni schlechtweg „eine schöne Rede halten". Bei Bojardo weiß er Jedermann sich sittig zu erbieten; bei Berni „die Ceremonien sehr wohl zu machen"[2]). Bei der Schilderung des Astolf läßt Berni gerade weg, daß dieser sich immer zu entschuldigen weiß, und das nächste Mal, ohne Arg, das nämliche thut[3]). Orlando und Ferrau kämpfen: „Ihr könnt denken," sagt Bojardo, „ob Orlando zornig war; von Ferrau sage ich nichts, denn so lang er lebte, war er nie ohne Zorn." Berni sagt: „es war ein Kampf zwischen einem Stolzen und einem nicht Sanften[4])."

Dies greift dann in die Schilderung aller Begebenheiten und Zustände über. Das eigentlich Unterscheidende derselben vermeidet Berni darzustellen. Wie Ferrau hört, daß sein Vaterland verwüstet werde, sein Vater gefangen sei und verlangende Hände nach ihm ausstrecke,

---

Anzi parea il sole, a dir il vero,
O s' altro è bel, fra le cose create
Non fu veduta mai tanta beltate. [I, 1, 24.]

1) Bojardo II, 9, 28. 13, 22; Berni II, 13, 23 ff.
2) Bojardo I, 4, 17 ff.; Berni I, 4, 20. 23.
3) Bojardo I, 1, 60. 66.
4) Bojardo I, 3, 81.; Berni I, 3, 90.

bedenkt sich der Stürmische bei Bojardo natürlich nicht; er eilt dahin wie der Sturmwind; eine Stunde scheint ihm so lang wie hundert, bis er sich mit dem Feinde messe. Berni dagegen gefällt sich, ausführlich zu schildern, wie er Liebe und Pietät auf die Wage gelegt habe: Ferrau beträgt sich bei ihm eben auch wie jeder Andere[1]). Die Angelica Bojardo's bescheidet sich, des trefflichen Rinald nicht würdig zu sein, doch sollte er nicht zürnen, geliebt zu werden; bei Berni ruft sie nur im Allgemeinen aus: „Wo sei ein Herz zu hart, um diesen Bitten zu widerstehen, eine Bestie so wild und hartnäckig, um nicht geliebt werden zu wollen[2])." Die zarte Neigung Ruggiero's wird dahin erweitert, daß der Jüngling alle Sinne verloren habe[3]). Selbst die Nebenumstände, die sich gleichsam selber darstellen, verwirft er. Bojardo sagt: „Sie steigen die Berge immer aufwärts, bis sie Aragonien unter sich rauchen sehen." Berni: „Sie haben schon so viel Land zurückgelegt[4])." Dies ist die Weise, in der das ganze Buch umgearbeitet ist.

Hiebei versteht es sich gleichsam von selbst, daß der Hintergrund, den das Gedicht in der Mythe des Mittelalters hatte, hinweggenommen wird. Die Vergleichungen mit Tristan und Isolde läßt Berni ausdrücklich weg, wo er sie findet; von Artus und der Tafelrunde will er nicht viel wissen. Seine Heroen sind Theseus, Bellerophon, Hercules. Er hütet sich wohl, von jenem Ritter Dolisi, der die Circella überwindet, zu erzählen: er nennt ihn gradezu Ulysses, einen Mann von Tapferkeit[5]). Gar viele Züge, welche einem Gedicht, das den Kampf des Christenthums wider die Saracenen zum Gegenstand hat, an sich nicht unangemessen sind — z. B. wenn es bei dem frühen Tod des Argalia heißt: es fehlte ihm nichts als unser Glaube, oder wenn Orlando für den Gegner, den er noch getauft hat, mit gefaltenen Händen betet — kann er nicht leiden und verbannt sie ohne Weiteres[6]).

Genug, durch und durch, in den Beschreibungen der Charaktere, Ereignisse, Zustände, in dem allgemeinen Sinne und dem Auffassen des Einzelnen verändert Berni das ihm vorliegende Werk; statt des

1) Bojardo I, 4, 8. 13; Berni I, 4, 15.
2) Bojardo I, 3, 47; Berni I, 3, 55.
3) Berni III, 5, 45.
4) Bojardo: Montano l'alpe sempre andando in suso; [I, 4, 20.]
Berni: Passato han gia tanto spatio di terra. — [I, 4, 25.]
Es ist die Reisekarte ohne Berge.
5) Berni I, 6, 54. 55.
6) Bojardo I, 3, 62; II, 19, 16.

bezeichnenden Ausdruckes flicht er Concetti oder florentinische Sprüchwörter ein[1])'; an dem alten Stoff macht er eine ganz neue Behandlungsart geltend.

Wollen wir sie im Allgemeinen bezeichnen, so dürfen wir vielleicht sagen, daß die alte Darstellungsweise auf Anschauung, die neue auf Reflexion gegründet war. Jene ergriff das Besondere, Individuelle als ein ursprünglich Unterschiedenes, diese das Allgemeine, der Gattung Angehörige, was allerdings alle Mal ein Abstraktum ist, und faßte die Unterschiede gleichsam als Grade. Daher mag es kommen, daß während jene, das Partielle verfolgend, hie und da einem der Abstraktion gewohnten Geiste unleidlich wird, diese, in jedem Fall immer ein Höchstes zu bezeichnen suchend, auf die Letzt nur allzu einförmig ausfällt. In den Tagen Berni's fing die Manier der Reflexion den Gebildeten des Jahrhunderts, welche vornehmlich das lateinische Alterthum studirten, und z. B. Virgil in der Regel höher hielten als Homer, fast ausschließlich zuzusagen an. Besonders das rhetorische Verdienst ward geschätzt. Zugleich machte sich in der Gesellschaft eine Sinnesweise geltend, welche das Decorum in der jedes Mal beliebten Form als eine Pflicht forderte und die Darstellung des Eigenthümlichen nur insofern erlaubte, als sie jenem nicht widersprach. Diese veränderte Sinnesweise wollte auch ihre poetische Darstellung. Wir sagen nicht geradezu, daß sie derselben unfähig sei. Allein eine andere Frage ist, ob man recht that, Gedichte, in ganz anderem Sinn erfunden, in ganz anderer Weise ausgeführt, den Forderungen, die man jetzo machte, gemäß zu bearbeiten; so merkwürdig das Produkt auch ist, das hiedurch zu Stande kam, so konnte es doch höheren Forderungen niemals genügen.

Bernardo Tasso und Luigi Alamanni.

Wenn dennoch zwei namhafte Dichter kurz nach einander, zwischen 1546 und 1557, etwas ganz Aehnliches versuchten, Bernardo Tasso,

---

1) Bojardo: Non non, rispose crollando la testa
Lo ardito Ferragu, non lì pensare. [I, 3, 80.]
Berni: Tu non hai ben la retorica studiato,
Rispose quel pagan ch'è di mal seme. [I, 3, 89.]
So finden wir bei Berni: „Nel cader era alquanto latino“ [I, 1, 65]: oder: „Viene il soccorso di Pisa“ [I, 2, 68] d. h. die Hülfe bleibt aus: oder „Va per dargli l'ultime vivande“ er will ihn tödten ꝛc.

indem er den Amadis aus der spanischen, Luigi Alamanni, indem er Giron le courtois aus der französischen Prosa in toscanische Reime brachte, so müssen wir noch einen Augenblick stehen bleiben, um das Verfahren, das diese beobachteten, wahrzunehmen.

Zuerst fragen wir, ob sie nicht ihre Originale im Wesentlichen umdichteten. In wie fern Alamanni dies that, wird sich aus der Betrachtung eines einzigen Falles ergeben.

Das Gewebe des alten Romans von Giron beruht vornehmlich auf dem Verhältniß des Helden zum Freund und zur Geliebten und auf dem inneren Conflikt, in welchen er dadurch in seiner Seele geräth. Giron liebt das Weib seines Waffenbruders Danayn, und der Moment, wo er in seinem verrätherischen Beginnen durch die Inschrift seines Schwertes[1]) betroffen und Hand an sich selber zu legen bewogen wird, ist der Mittelpunkt in der ersten Handlung des Buches. Darauf geräth Danayn in eine ähnliche Versuchung, besteht aber nur allzu schlecht: er raubt dem Freunde die Schöne, zu deren Herbeiführung er gesendet war. Der Roman erzählt, unter welchen Gefahren und Abenteuern Giron den Danayn sucht, wie er ihn endlich trifft, mit ihm kämpft, ihn besiegt und ihm das Leben schenkt. Allein höchst auffallend ist, daß der Hauptmoment, der die Fabel verknüpft, vom Verrathe des Danayn, auf welchen man doch unzählige Mal zurückkommt, nur ganz im Vorbeigehen angedeutet wird. Da nun der alte Pariser Druck von S. CX auf CCI überspringt, da die Erzählung, die wir vermissen, gerade in diese Lücke fallen mußte, da auch andere Beziehungen auf Etwas deuten, das an derselben Stelle ausgefallen[2]), so sollte man vermuthen, daß jener Mangel mehr ein Fehler des Druckes als des Autors sei. Ich kann nicht entscheiden, ob er vielleicht dem Zusammenhang zuzuschreiben ist, in welchem Giron ursprünglich mit Meliadus steht, da ich keinen alten Meliadus gesehen

---

1) Wenn man auf dem Schwerte, das Innocenz VIII. 1490 dem Landgrafen Wilhelm von Hessen schenkte, in dem Museum zu Cassel, von der etwas unleserlich gewordenen Inschrift die Züge unterscheidet: Le aute passe tout; so ist dies wohl nicht zu ergänzen: La beauté passe tout, wie man versucht hat; sondern es möchte vielmehr die altberühmte Inschrift von Girons Schwert sein: Loyauté passe tout, an welche zu erinnern einem Papst wohl geziemt.

2) Z. B. S. CCIII erzählt Giron, was ihm den Tag zuvor geschehen sei: Il commence maintenant a dir tout ce que le (vilain) chevalier lui avait fait devant son pavillon etc., von welchem Faktum in unserm Drucke keine Meldung geschieht.

habe; auf jeden Fall aber ist die Lücke für die Anschauung der Fabel im Ganzen unerträglich. Sollte man nicht erwarten, daß Alamanni sie auf irgend eine Weise auszufüllen, den Hauptmoment, auf welchem die Folge seiner Erzählung beruht, zu entwickeln versuchen würde? Wir finden davon Nichts. Wie er Capitel für Capitel in seine toscanischen Verse bringt, übersetzt er auch ohne allen Anstoß, ohne sich umzusehen, die summarische Erwähnung von Danayns Frevelthat, ohne daran zu denken, daß Alles, was folgt, sich hieran knüpft. Auch übrigens war er zwar am Anfang und Ende, wo der Zusammenhang dieses Romans mit einem anderen allzu deutlich hervortritt, zu einigen Aenderungen genöthigt; im eigentlichen Werke folgt er seinem Autor allenthalben ohne abzuweichen nach.

Es könnte scheinen, als sei Bernardo Tasso ganz anders verfahren. Wenigstens verflicht er allenthalben in die Abenteuer des Amadis eine andere Fabel von Mirinda und Floridante. In Wahrheit aber, diese blieb ein jenen so fremdes Element, daß Torquato, Bernardo's Sohn, die sie betreffenden Episoden aus dem Amadis herausnahm, mit einigen Ergänzungen zusammenstellte, die er noch in des Vaters Nachlaß fand, und im Jahre 1587 das Ganze als ein völlig unabhängiges Gedicht erscheinen ließ. Dem Stoffe des Amadis ward durch die neue Fabel Nichts hinzugefügt, was ihn wesentlich berührt hätte. Bernardo Tasso folgt seinem Autor, etwa auch hier den Anfang ausgenommen, Schritt für Schritt nach.

Ein selbständiges Ergreifen der Fabeln läßt sich an diesen Dichtern demnach nicht wahrnehmen; schöpferische Poesie hat an ihren Werken wenig Antheil; betrachten wir, in welchem Geiste ihre Behandlung übrigens unternommen ward.

Da ist nun das Verhältniß merkwürdig, in welchem sie ihre persönliche Stellung in dem Gedichte hervortreten lassen. Wie Tasso, auf Antrieb neapolitanischer Fürsten und Machthaber, damals von Spanien abhängig, den am eigenthümlichsten spanischen Roman ergriff: so ließ sich Alamanni durch Franz I., in dessen Schutz er sich mit anderen ausgewanderten Florentinern begeben hatte, zur Bearbeitung des in Sinn und Wesen vielleicht am echtesten französischen Romanes veranlassen. Wie nun Dieser sein Werk unter andern zur Verherrlichung Franz I. und seines Hofes anlegte — er gesteht es ausdrücklich, — so sah es Jener auf eine poetische Erhebung Karls V. ab. Es ist auffallend, wie sich die Poeten in dem Lobe dieser beiden berühmten Gegner begegnen; wie Einer und der Andere versichert,

der Name seines Helden werde die Geschichtsbücher füllen[1]); man werde ihm die schönsten Zeiten, blühend in edlen Werken, verdanken; wie, nachdem Alamanni alsdann mehr die inneren Einrichtungen, Tasso mehr die glücklichen Kriegsthaten seines Helden hervorgehoben, Beide darin übereinkommen, daß Jeder dem Sohne des seinigen die Eroberung des heiligen Grabes prophezeit. Uebrigens führt Tasso in einer dem Ariosto augenscheinlich nachgebildeten Stelle die ganze Schar seiner Freunde in das Gedicht ein[2]).

Diesen modernen Beziehungen fügen sie antike Reminiscenzen in großer Fülle bei. Bei Tasso finden wir nicht allein den ganzen Olymp, sondern auch Camilla und Penthesilea, deren Ruhmesflamme noch leuchte, die Furien mit Schlangen behaart, den thracischen Orpheus, der sich nach der Eurydice sehnt[3]). Ueber die Schönheit seines Amadis seufzt Ebene und Berg; ihn möchten zum Eidam haben Tethys und der Ocean mit dem ganzen Meer[4]). Derselbe Amadis aber zweifelt, ob für seine Geliebte die Verdienste eines Cäsar und Achilles groß genug sein würden[5]). Bei Alamanni scheint von zwei Kämpfern ein Jedweder nicht allein ein Tydid, ein Ajax, ein Hector, ein Achilles, sondern ein Mars; Scythien und Numidien sind wegen der Tugend Girons mit Neid erfüllt; keinen libyschen Tiger, keinen hyrcanischen Löwen kann man sich denken, der dem Helden gleich sei[6]). Diese Werke sind mit Anspielungen auf das Alterthum von Anfang bis Ende durchwebt. Zu ausführlichen Nachahmungen haben sie bei der Treue, mit der sie ihren Originalen folgen, wenig Raum. Doch bemerkt man z. B. in der Unterweisung des Amadis durch Perione bei Tasso[7]) die Nachahmung einer Stelle des Claudian, und in den Ver-

1) Alamanni libro XIII stanza 55:
Quante carte honorate s' empieranno
Di dottissimo inchiostro al suo gran nome.
Tasso libro XLVII stanza 12:
— Di cui colti carmi
Lucide historie, che fian sempre nuove,
Il nome loderan.

2) Libro LXXVI st. 11 ff.

3) XXII, 12 ff. – XI, 3. LXVI, 24. – XLIX, 34. – XVI, 23. XXII, 2. LV, 44.

4) I, 63.

5) I, 58.

6) I, 14. — XVIII, 36. — XIII, 32.

7) Libro XII stanza 7 ff.

gleichungen begegnet man wohlbekannten Stellen lateinischer Classiker bei dem Einen wie bei dem Andern nur zu oft.

Noch weit mehr aber ist Sinn und Geschmack des Jahrhunderts in unsere Poeten eingedrungen; und diesen den Werken mitzutheilen, die ihnen vorliegen, ist ihre eigentliche Arbeit.

Kleiner Umstände zu gedenken, enthalten sie sich selbst da, wo diese für Personen oder Sachen bezeichnend wären. Es ist dem Amadis eigen, daß seine Kraft im Kampfe zunimmt, und hieran läßt das Original die Kampfrichter erinnern, wie sie ihn in großer Gefahr sehen; bei Tasso dagegen sagt man ihnen nur: sein Muth ist unendlich, seine Stärke die äußerste[1]). Giron hat das Besondere, daß er seinen Feinden Anfangs oft lächelnd und mit wenig Ansehen von Muth antwortet; Alamanni verwischt dies und läßt ihn immer mit dem nöthigen Selbstbewußtsein auftreten.

Damit hängt zusammen, daß sie die Entwicklung der Ereignisse oft nur summarisch behandeln. Die beiden alten Romane sind durch die Fülle eines naiven, aus sich selbst aufwachsenden, das Gemüth darstellenden Gespräches ausgezeichnet. Wie sehr hier das Italienische verwischt, kann man an einer Vergleichung des Ritterschlags, der Erkennung des Amadis bei Tasso und im Spanischen wahrnehmen[2]). Wie Giron im Begriff ist, Danayn zu tödten, vernachlässigt Alamanni das ganze Gespräch, das zwischen ihnen vorfällt, obwohl gerade hiedurch gezeigt werden soll, wie Giron seine Leidenschaft bei der Erinnerung an das Gesetz überwindet. Aber selbst wenn Galaor und Florestan sich aus Eifersucht auf den Ruhm des Amadis tapfer zeigen, wenn Amadis das Schwert des Königs anzunehmen ablehnt, weil dieser es nie zu einem Zweikampf zu leihen gelobt hatte, gefällt es dem Erneuerer besser, die Erfolge ohne dergleichen bestimmende Gründe zu erzählen.

Dagegen substituiren sie dem einfachen Ausdruck — dessen sich der Autor des Amadis wenigstens bewußt ist; er sagt, er wähle ihn darum, weil Jugend und Leidenschaft sich einfach ausdrücke[3]) — wo möglich das Glänzende. In die heitere Unschuld einer ersten Neigung zwischen Amadis und Oriana bringt Bernardo Tasso den ganzen Prunk antiker Erinnerung. So sieht er nach ihr „wie der Steuermann, wenn

---

1) Sempre parece (im Kampf) que la fuerça se le dobla, sagt der Roman; Bernardo: Infinito è 'l suo ardir, la forza estrema. [LV, 51.]

2) Tasso III, 14 ff. X. 49 ff.

3) A cada cosa se deve dar lo que le convien.

das ägeische Meer von entzweiten Winden gepeitscht wüthet und brauset, wenn das Schiff seufzt, als wollte es sich über seine Mühsal beklagen, wie er dann die Augen auf den festen Stern, seine sichere Hoffnung, richtet, und sein kühnes Fahrzeug dahin lenkt, wo derselbe die nahe Küste hoffen läßt"[1]). Den Zweikampf zwischen Amadis und Canileo schildert der Spanier leichthin; schon von dem ersten Zusammentreffen sagt Bernardo Tasso, er wisse nicht, womit er ihn vergleichen solle, zu wenig sei es mit Blitz und Donner, mit dem Wellenschlag, der die Mauer niederwirft; wie sie aber dann zu den Schwertern greifen, und dem Spanier zufolge die Funken von Helm und Schwert sprühen, so daß sie zu brennen scheinen, fährt er fort: „die ganze Stadt scheine zu Grunde zu gehen; Meer und Küste dröhne; Abila und Calpe höre den Lärm und was hinter diesen Alpen; die Luft, ungewohnt, eine solche Unbill zu erleiden, zische und murre; das Schwert scheine ein von höchsten Sphären niederfahrender Feuerstrahl[2])." So ermüdet auch Alamanni nicht, die Schlacht mit dem Zusammentreffen der Winde und dem Sturm, den Zweikampf mit dem Streit von Stieren um ihre brüllenden Bräute zu vergleichen.

Das Allgemeine ist ihr Element. Ich bemerke, daß sie sich, wie viele andere italienische Poeten, in einer nur sehr allgemein gehaltenen, aber oft ausschweifenden Beschreibung der Liebe, in einer Erinnerung an die alte Fabel des Amor gefallen. Es ist doch sehr besonders, daß dort, wo im Original Giron, wie Danayn sich ihm nähert, durch das Wiehern seines Pferdes aus seinen Gedanken aufgeschreckt wird und Danayn erkennt[3]), statt dieses natürlichen Zuges bei Alamanni Amor es sein muß, der zwar selber blind, aber Andern das Auge schärft, durch welchen Giron seinen Nebenbuhler erkennt. An der Stelle des in seiner Einfachheit wohlgehaltenen Gespräches zwischen Giron und der Dame von Malvanc setzt Alamanni nur allgemeine Ausführungen von Amor, der aus dem steinigen Gebirg eine grasige Wiese mache, der auch Giron den Arm erhoben und das Schwert geschwungen, der ihn bald entzünde, bald erkälte[4]). So beschreibt

---

1) I, 53.

2) LV, 38. 40. 41.

3) Giron le courtois: Avoit laissé son penser par le hannissement du cheval. Alamanni:

Tosto il geloso amor, ch'è per se cieco
Ma fa piu che cervier veder altrui,
A buon Giron mostrò chi fu costui. [XVII, 60.]

4) V, 69. 79.

Bernardo Tasso, wie Amor, in Oriana's Augen verborgen, diese so lieblich bewegt, daß er dem Amadis Seufzer ablockt, aber auch das Fräulein nicht lange stolz dahingehen läßt, sondern ihr Herz mit dem Pfeile durchbohrt, mit dem er selbst über den großen Jupiter und andere Götter gesiegt hat[1]), und was dergleichen Thorheiten mehr sind, denen doch in wahrer Leidenschaft nichts entspricht, die man wohl gesagt sein lassen kann, aber darum nicht zu wiederholen braucht.

Ist nun in diesem Bemühen eine von der Anschauung des Besonderen abgewandte, von den Eindrücken des Allgemeinen durchdrungene Sinnesweise thätig, so ist dieselbe doch weit entfernt, den fremden Stoff zu überwältigen; in der Betrachtung dieser Werke fällt uns nur der Contrast auf, in welchem sich die Behandlung mit ihrem Gegenstande befindet.

In der Entwicklung der Gesinnung des Jahrhunderts aber, in wie fern sie sich in dieser Gattung poetischer Werke ausspricht, tritt uns hier ein neuer Moment entgegen; neue Forderungen werden gemacht. In Hinsicht auf den Gegenstand die des Ernstes und der Tugend: in Hinsicht auf die Behandlung die der Einheit. Die erste stellt sich seit der Mitte des Jahrhunderts in allen Zweigen der italienischen Literatur dar; wie denn überhaupt Sitte und Lehre durch die erwachte Beaufsichtigung der Kirche um Vieles strenger wurden. Darum wählten unsere Poeten die Erzählungen von den musterhaftesten Rittern zum Gegenstand ihres Fleißes. Bernardo Tasso den Amadis, von dem sein Sohn Torquato urtheilt, Dante würde sein verwerfendes Urtheil gegen diese Romane verändert haben, hätte er den Amadis von Gallien oder Grecia gelesen; so viel Adel und Standhaftigkeit erscheine darin†). Alamanni aber bearbeitete Giron in der Absicht, an diesem Beispiele, wie er sagt, der Jugend zu zeigen, wie man Hunger und Nachtwachen, Kälte und Sonnenschein zu ertragen, die Waffen zu führen, gegen Jedermann Gerechtigkeit und Frömmigkeit auszuüben und Beleidigungen zu vergeben habe; das böse Beispiel erwähne er nur, damit man es fliehen lerne[2]).

Die andere Forderung war ohne Zweifel von der Beschäftigung mit den lateinischen Dichtern, hauptsächlich mit Virgil veranlaßt. Indem man diese Muster vor Augen hatte, glaubte man weder die

---

1) I, 54. 57.

†) Discorsi del poema eroico, Libro II; — Le prose diverse di Torquato Tasso nuovamente raccolte ed annotate da Cesare Guasti Vol. I (Firenze 1875) S. 119 ff.

2) Zum Schluß der Dedikation an König Franz I.

moralischen Einleitungen, noch die steten Uebergänge von einer Fabel zu der andern, noch jenes mannigfach zertheilte Interesse, das noch Berni beibehalten, länger dulden zu dürfen. Alamanni hatte Muth genug, die Einleitungen wegzulassen, und eine einzige Fabel ohne besondere Einmischung fremdartiger Ereignisse von Anfang bis zu Ende fortzuführen. Freilich war sein Erfolg nicht geeignet, Andere zu einem ähnlichen Verfahren aufzumuntern. Jedoch auch Bernardo Tasso hatte Unrecht, sich durch denselben abschrecken zu lassen, das zu thun, was nun doch einmal gethan sein mußte. Er hatte sein Gedicht Anfangs ganz ebenso angelegt; und wenn es keine Wirkung hervorbrachte, so lag das ohne Zweifel an ganz anderen Dingen als an dem Versuch einer einheitlichen Darstellung. Er ist wohl im Ganzen lebhafter und geistreicher als Alamanni, seine Verse sind wohllautender und periodischer gerundet; jedoch seiner Erzählung mangelt das innere eigene Leben. Da konnte es ihm wenig helfen, daß er seine Einheit wieder zerstörte, indem er eine fremde Fabel der alten einflocht; und seine bizarren Einleitungen, in denen er sich die nämliche Sache jedes Mal anders zu sagen befleißigt, konnten ihn nicht halten.

Wie wenig aber auch diese Gedichte gelungen sind, so sind und bleiben sie doch, wie gesagt, für die historische Betrachtung höchst merkwürdig. Die Eigenthümlichkeiten des Romanzo, Mythe des Mittelalters, naive Darstellung, sinnlicher Reiz, Abwechslung, sind vernichtet. Dagegen sind die Fiktionen des Alterthums, so zu sagen, zur Alleinherrschaft gelangt; der Bezug auf die Gegenwart erhält sich; die Darstellung ist auf Reflexion gegründet und strebt nach rhetorischem Glanze; die Fabel soll zur Einheit erhoben werden, und das ganze Gedicht einen ernsten und würdigen Eindruck hervorbringen.

Torquato Tasso.

Es liegt am Tage, daß die Tendenz jener Zeit schon nach einem ganz anderen Ziele hinging, als welches auf diesem Wege zu erreichen war.

Wenn man sich der Antike in Ton und Geist der Bearbeitung so nahe anschloß, warum ahmte man sie nicht auch im Großen und Ganzen nach? Warum ergriff man nicht gleich von Anfang diesem Geist angemessene antike Stoffe? Warum versuchte man nicht geradezu epische Gedichte im Sinne der Alten?

In der That konnte dies nicht ausbleiben. Es traten Dichter auf, welche sich streng an das Muster der Alten, ja an die Regeln

des Aristoteles banden. Der Costante des Bolognetti, der Ercole des Giraldi machen den Anspruch, eigentliche Heldengedichte zu sein. Ohne Zweifel das merkwürdigste Werk in dieser Gattung ist die Italia liberata von Johann Georg Trissin. Trissin war ein großer Nachahmer der Alten; er hat Tragödien mit dem antiken Chor, theokriteische Idyllen, horazische Oden versucht; er hat es sich endlich zwanzig Jahre Arbeit kosten lassen, um seine Nation mit einer echten Epopöe zu bereichern. Er hielt sich hiebei so nah wie möglich an Homer: er wählte sogar den reimlosen Vers.

Alle diese Arbeiten aber hatten nicht den mindesten Erfolg. — Das Publikum war nun einmal an die Ottave gewöhnt: es hatte keinen Sinn mehr für die naive Darstellungsweise, wie sie Trissin wieder aufbrachte; die Regelrechtigkeit schien ihm ermüdend und langweilig; diese Dichter scheiterten vollständig.

Es gibt Epochen in dem Leben eines Volkes, in denen die Lösung einer literarischen, einer poetischen Aufgabe eine allgemeine Nationalangelegenheit wird. Das damalige Italien, wo sich der Geschmack von der romantischen Dichtungsweise so entschieden abgewandt hatte, wurde lebhaft von der Frage beschäftigt, ob es in einer neuen Sprache ein Epos nach dem Muster der Alten überhaupt geben könne. Nachdem jene Versuche mißlungen, hielt man fast dafür, es sei unmöglich. Unter Andern glaubte man zu finden, daß der hexametrische Rhythmus und ein größerer Consonantenreichthum das Latein zu einem kriegerischen, einem Heldengedicht, welches allerdings Einheit fordere; die größere Fülle der Vokale dagegen und der Reim das Italienische zum Ausdruck der Liebe, der nur in einem weniger streng gehaltenen Poëme möglich sei, geeigneter mache. Jedoch auch die entgegengesetzte Meinung behielt ihre Verfechter. Wenn Vida einen Dichter erziehen will, gleichviel in welcher Sprache, so läßt er ihn vor Allem Virgil studiren, den er den unbezweifelten Sohn des Apollo nennt; vor Allem, ruft er aus, verehre den Maro, ihm folge allein und wandle auf seinen Fußtapfen. Vida's Poetik schließt mit einer Art Apotheose dieses Dichters. Die Poetik des Aristoteles ward auf den Universitäten erklärt, und man konnte sich noch so wenig in dieser Disciplin wie in andern von seiner Autorität losmachen. Seine Aussprüche wurden den Gesetzen der Natur gleich geachtet.

In diesem Augenblicke faßte ein junger Mensch von achtzehn Jahren, der aber bereits von den literarischen Streitigkeiten der Zeit mannigfaltig berührt worden, die Absicht, ein Heldengedicht zu versuchen, doch auf einem neuen, von allen bisherigen abweichenden Wege.

Es war der Sohn Bernardo Tasso's, Torquato Tasso, der damals auf der Universität Padua studirte. Bernardo hatte gewünscht, sein Sohn möchte sich juridischen Studien und nachher einer denselben angemessenen Laufbahn widmen. Wollen wir aber die Wahrheit sagen, so hatte die Erziehung, die der Jüngling empfangen, ihn nicht dazu vorbereiten können. Bernardo führte ein herumirrendes Leben; Torquato begleitete ihn, wie Ascanius, sagt er einmal, den Aeneas †). Aus einer Jesuitenschule in Neapel war er in seinem zehnten Jahre nach Rom gebracht worden; von da hatte er seinen Vater erst nach Bergamo, dann nach Pesaro, endlich nach Venedig begleitet; halb Italien hatten sie durchstreift. Diese Unstätigkeit des Aufenthalts, die damit verbundene Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die Stimmungen, wie sie in Verbannten abwechseln, zumal so lange sie noch hoffen und von irgend einer günstigen Wendung der Dinge, einem zufälligen Ereigniß ihr Glück erwarten, konnte keine Neigung zu ernsten, abgezogenen Studien in ihm pflegen. Ueberdies hatte er von früh auf an den poetischen Arbeiten seines Vaters Theil genommen; er hatte ihm einige Abschnitte des Amadigi in's Reine geschrieben, die Correspondenz — damals ein so bedeutender Theil der literarischen Thätigkeit — besorgen helfen; hiedurch war frühzeitig sein eigenes Talent erweckt worden, dem dann ein empfängliches, reizbares, zu Liebe und Melancholie geneigtes Gemüth reichlich Stoff und Nahrung gab; von dem Reize, der für den jugendlichen Ehrgeiz in der Beschäftigung mit der Literatur liegt, war er ergriffen und hingerissen. Wie natürlich, daß nun eine etwas trockene Beschäftigung ihn nicht anzog, daß die Vorlesungen Pancirolo's keinen Eindruck auf ihn machten; er wollte das Jus gar nicht einmal als eine Wissenschaft anerkennen; seine Seele war schon von einem Gegenstande erfüllt und gefesselt. Nach einem kleineren Versuche, in dem er sein Talent erprobte, faßte er den Plan, der sein ganzes Leben erfüllt, dessen Ausführung ihn den berühmten Namen aller Zeiten beigesellt hat. Er beschloß, die Eroberung Jerusalems in dem ersten Kreuzzuge zum Gegenstand eines Heldengedichts zu machen.

Auch ein poetisches Werk wird in den Zuständen der neuern Zeit ohne ernstliche innere Anstrengung schwerlich zu besonderer Bedeutung gelangen; Tasso wenigstens versäumte nicht, sich mit Eifer und Nachdenken zur Ausführung seines Entwurfes vorzubereiten. Er widmete sich philosophischen, poetischen, literarischen Studien; er versäumte

†) Rime di Torquato Tasso, parte seconda, canzone XXVIII, in der Ausgabe der Opere von Rosini T. VI S. 100.

nicht, sich mit den Zeitgenossen in Berührung zu setzen, welche sich mit ähnlichen Versuchen beschäftigten, und seine Meinung gegen die ihre zu erproben. Schon war er einst während eines Aufenthaltes in Urbino zur Composition geschritten, als er es für gerathen hielt, noch einmal zu theoretischen Vorbereitungen zurückzukehren. Er ist einer von den wenigen produktiven Geistern, die von der Theorie ausgegangen sind und zuvörderst diese in sich auszubilden, zu voller Ueberzeugung zu bringen gesucht haben. In seinem einundzwanzigsten Jahre, 1564, verfaßte er eine ausführliche Abhandlung über das heroische Gedicht — Discorsi del poema heroico †) —, die wohl nicht gerade wegen einer besonders tiefen und in sich bedeutenden Ergründung des Gegenstandes merkwürdig ist, sondern dadurch, daß sie uns die Gedanken eröffnet, die seiner poetischen Arbeit vorausgingen und derselben zu Grunde liegen.

In jenem Streite zwischen Epos und Romanzo hatte sich in Tasso die Meinung entwickelt, und dies ist die vornehmste Idee, die er vorträgt, daß es möglich sei, die Vorzüge beider Gattungen zu vereinigen. „Das große Publikum," sagt er, „verwerfe die Einheit der Fabel, aber nur darum, weil es in den Gedichten, wo man sie beobachtet habe, zugleich auf unpassende Sitten und unglückliche Erfindungen stoße. Dagegen werde von den Gelehrten die Mannigfaltigkeit ritterlicher Abenteuer verschmäht, hauptsächlich deshalb, weil in den Werken, wo sie vorkomme, die Muster des Alterthums und seine Regeln verletzt seien. Frage man ihn, wen man nachahmen solle, die alten Epiker oder die modernen Romanzatoren, so sei er der Meinung, daß man sich Beiden anzunähern habe." Und so unterwirft er sich den Regeln des Aristoteles; er erkennt die Mustergültigkeit Virgils an; aber er hält zugleich dafür, die Einheit, Würde und Wahrscheinlichkeit der Antike lasse sich recht gut mit modernen Gebräuchen und romantischen Dichtungen vereinigen. Er findet diese Ansicht auch von einem höheren Standpunkt aus zu rechtfertigen. „Die Welt," sagt er, „ist so höchst mannigfaltig, und doch ist es ein einziger Knoten, der alle ihre Theile in einmüthiger Zwietracht verbindet. Der Poet heißt darum göttlich, weil er sich dem höchsten Werkmeister nähert. Ohne Zweifel kann er ein Gedicht bilden, in welchem man wie in einer kleinen Welt hier Rüstungen, Schlachten zu Land und See, Eroberungen, Duelle, Turniere, Beschreibungen von Stürmen und Feuers-

†) Discorsi dell' Arte poetica ed in particolare sopra il poema eroico, in den Prose diverse von Cesare Guasti Vol. I S. 9—64.

brünsten, Hunger und Durst, dort aber Versammlungen im Himmel und in der Hölle, Entzweiungen, Irrfahrten, Abenteuer, Zaubereien, grausame und kühne Thaten, Courtoisie und Edelmuth, glückliche und unglückliche Ereignisse der Liebe findet, und worin doch Alles auf eine Weise verknüpft wird, daß Eins von dem Andern mit Nothwendigkeit oder Wahrscheinlichkeit abhängt und Alles eine Einheit bildet †)."

Es waren diese und ähnliche Gedanken, die der junge Poet seinem Vater, der für seine letzten Jahre eine Freistatt in Mantua gefunden, bei einem Besuche daselbst vortrug. Bernardo hatte im Amadigi andere Grundsätze befolgt und, wie berührt, die Einheit, die in seinem Stoffe lag, absichtlich wieder zerstört, in der Meinung, daß sie bei dem Publikum keinen Beifall finden würde. Torquato legte ihm jetzt seine Theorie mit alle dem Eifer eines von einer neuen Ansicht ergriffenen jugendlichen Geistes vor, und es scheint wohl, als habe ihm der Vater zuletzt Recht gegeben. Bernardo sagte, die Liebe zu seinem Sohne vertilge in ihm die Vorliebe, die er für sein Gedicht hege; die Unvergänglichkeit seines eigenen Namens liege ihm nicht so sehr am Herzen, wie das Ansehen und der Ruhm seines Sohnes.

Dergestalt in seinen Meinungen befestigt, ging Torquato Tasso, als er im Jahre 1565 einen Platz an dem Hofe von Ferrara gefunden, an die Ausführung seines Werkes; ebenso bedachtsam wie er es entworfen; zehn Jahre lang, wiewohl natürlich mit Unterbrechungen, hat er daran gearbeitet. Es ist wieder ein lebendig denkender Mensch; er schlägt einen neuen Weg ein; und es ist sehr der Mühe werth, die Bestandtheile und die Zusammensetzung seines Gedichtes näher zu betrachten.

Da ist nun zuerst der Stoff merkwürdig, den er sich gewählt hat. Allerdings ist derselbe historisch, und Tasso gibt viel darauf, daß er sich bei dieser Wahl dem Muster des Alterthums anschließe; wie ja auch der trojanische, der thebanische Krieg, die Ankunft des Aeneas in Italien historisch seien. Allein obwohl historisch, hat doch sein Stoff das Eigene, daß er zugleich dem romantischen, den die Romanzatoren, wie er sie nennt, bearbeitet haben, unendlich nahe verwandt ist. Die Eroberung von Jerusalem ist das Ereigniß, aus dessen Idee und Nachwirkung jene alten romantischen Gedichte großentheils entsprungen waren; — an das sich selbst die Sage von Orlando anschließt. Indem Tasso die Fabeln der Romantik verläßt, wendet er sich, von einem

†) Discorsi del poema eroico, Libro III, bei C. Guasti a. a. O. S. 152 ff. S. 155.

glücklichen Genius geführt, zu demjenigen Ereigniß, das die weltgeschichtliche Grundlage derselben ausmacht, und ihre wesentlichsten Elemente, die Ausbreitung des Christenthums durch das Schwert, den Kampf mit dem Mohammedanismns, in sich enthält.

Bei der Bearbeitung dieses Stoffes nun folgt Tasso zunächst dem Guilelmus Tyrius, den er bei Weitem mehr vor Augen hat als etwa, wie man geglaubt, Benedetto Accolti. Nicht allein in dem ersten Entwurf, von dem noch eine Anzahl Stanzen übrig sind, sondern auch in der späteren Bearbeitung der Gerusalemme liberata selbst nehmen wir zahlreiche Spuren einer unmittelbaren Benutzung dieses Autors wahr[1]), wie das Capitel eben dem Dichter vorlag. Zu vielen Erzählungen Tasso's finden sich bei dem Geschichtschreiber die nächsten Anlässe, z. B. gleich zu der Schilderung und Rede der ägyptischen Gesandten, zu dem Scharmützel, in welchem Dudo fällt u. s. w. Hie und da, wo Tasso abweicht, hat er die Sache nur aus früheren Momenten, etwa der Belagerung von Antiochia herübergenommen. — Aber schon diese erste positive Grundlage ist durchdrungen von romantischem Geist; wäre die Bearbeitung auch vollkommen in classischem Sinne, so würde sie doch diesen Gehalt nicht vernichten können.

Tasso war nun aber auch weit entfernt, das zu wollen. In die überlieferte Erzählung verwebte er nach dem Muster der früheren Romanzatoren Zauber und Feerie. Er nahm nicht selten ihre Erfindungen geradezu herüber. So ist Armida, die in seiner Fabel eine so große Rolle spielt, aus Florisel de Niquea, von Feliciano de Silva, dem neunten und zehnten Theile des Amadis entnommen[2]). Bei

1) Z. B. vergleiche man nur Belli sacri lib. VII c. 21 mit Canto I, 76—79. Gleich das Betragen des Satrapen von Tripoli: Tasso scheint der Versification zu Liebe hie und da abzuweichen. Ferner: A certis quibusdam fidelibus, Seyr montis habitatoribus, qui urbibus illis a parte supereminet orientali excelsus admodum — qui ad eos gratulabundi descenderant etc.

Qui del monte Seir, ch' alto e sovrano
Da l' oriente a la cittade è presso,
Gran turba scese di fedeli a piano.

Diese Christen werden die Wegweiser des Heeres: Viam commendaverunt maritimam, ut et directiorem sequerentur, et navium suarum, quae proficiscentem sequebantur exercitum, eis solatium non deesset:

Conduce ei sempre a le marittime onde
Vicino il campo per diritte strade,
Sapendo ben che le propinque sponde
L' amica armata costeggiando rade.

So geht es nun weiter bei der Beschreibung der Schiffe, des Transportes.

2) Auf diese Quelle hat zuerst Schmidt in einer Recension von Dunlops

Silva befreit Amadis die von Armida gefangenen und mißhandelten Ritter; Armida muß ihn dessen ungeachtet lieben und zwar ohne Erwiederung, so daß sie die Schmerzen der Verschmähung, die sie Anderen muthwillig gemacht, selbst in hohem Grade zu empfinden bekommt. Es ist augenscheinlich, daß dies die Grundlage zu dem Abenteuer des Rinald bildet, der eben auch die Ritter befreit, welche Armida an sich gezogen und gefesselt hat, der alsdann zwar von ihr verlockt, aber nicht, wie sie beabsichtigte, bestraft, sondern vielmehr von ihr geliebt wird, sich aber zuletzt von ihr losreißt und sie verläßt. Tasso hat nun auch noch manche andere fremde Erfindungen in diese Dichtung verflochten. Wie die Armida Tasso's von ihrem Oheim, so war die Angelica Bojardo's von ihrem Vater abgesendet und mit Zauber ausgerüstet, um die feindlichen Ritter zu verführen; ihre Reize und Wollüste erinnern unwillkürlich an Alcina. Und auch ernstere Momente entnahm Tasso aus seinen romantischen Vorgängern. Wenn Ginguené bemerkt, daß die Taufe Clorindens vor ihrem Tode ein Vorbild in der Spagna habe, so kann man hinzufügen, daß das in allen romantischen Gedichten eine herkömmliche Form der Aussöhnung des Siegers mit seinem sterbenden Feinde ist.

Erweiterte dergestalt Tasso seine ritterliche Historie durch anderweite Zusätze in diesem Geist, so gab ihm dazu das Leben, das sich dieser Richtung noch nicht ganz entfremdet hatte, Antrieb und Veranlassung. Noch immer kamen in Italien öffentliche Ritterspiele vor. Im Jahre 1562 z. B. wird auf dem Largo di S. Domenico zu Neapel eine Brücke aufgeschlagen zur Nachahmung der Brücke des Rodomont bei Ariost; Vincenz und Karl Spinello bestanden hier einen Kampf gegen fünfzig neapolitanische und spanische Cavaliere. Als Tasso 1565 in Ferrara anlangte, fand er Hof und Stadt mit Vorbereitungen zum Empfange der neuen Herzogin, Barbara von Oestreich, beschäftigt; es wurden die glänzendsten Ritterspiele gehalten: ein Turnier in dem Hofe des Palastes, an welchem hundert Ritter theilnahmen. Es ist wohl wahr: dies waren nicht unmittelbare Aeußerungen und Hervorbringungen des Lebens; sie waren schon durch

---

History of fiction (Wiener Jahrbücher XXXIII S. 55) aufmerksam gemacht. Unsere Stelle findet sich Amadis de Gaule IX S. 288. Die bestimmte Nachahmung zeigt sich gleich von Anfang. Bei Silva ist Armida die Tochter „d'une duchesse — grande magicienne": sie ist „tant fiere et glorieuse de sa beauté qu'elle dedaigna tous". Bei Tasso ist sie Tochter eines Königs „famoso e nobil mago": sie ist „di sua forma altera e de' doni del sesso e de l' etate (Canto IV, 20. 27). So geht das weiter.

das Medium der Poesie durchgegangen, Rückdarstellungen aus derselben; aber der öffentliche Geist hatte doch noch sein Vergnügen daran: sie mußten einen jungen Poeten entzücken, der hier noch auf die Dinge selber zu stoßen glaubte, mit deren Beschreibung er sein Werk ausschmücken wollte. Analoge Zustände, Begegnisse fehlten dann auch nicht und erregten seine eigene Erfindungsgabe.

Wollte Tasso nun sein Vorhaben ausführen, Romanze und Epos zu vereinigen, so kam es zunächst darauf an, ob es ihm gelingen würde, die Mannigfaltigkeit der Ereignisse und Erfindungen nach den antiken Mustern zur Einheit einer Handlung zu verbinden.

Recht methodisch unterschied Tasso, wie seine Discorsi lehren, vier Theile einer wohlzusammengesetzten Handlung. Den ersten, bestimmt die Lage der Dinge vorzustellen; den zweiten, in welchem die Handlung in Verwirrung gerathe; den dritten, worin sie sich zu einem glücklichen Gange wende; den vierten endlich, worin sie zu ihrem Ziel und ihrer Vollendung gelange. Er nennt sie Einleitung, Verwirrung, Wendung, Schluß. †) Diese vier Theile lassen sich nun in seinem Gedicht ohne viel Mühe nachweisen. Die drei ersten Gesänge, in welchen die Fäden des Gewebes angeknüpft werden, und das Heer, vor Jerusalem angelangt, schon die Belagerungswerkzeuge bereitet, bilden die Einleitung. Wie sich die unterirdischen Gewalten gegen das Unternehmen rüsten, Derjenige hinweggeführt wird, ohne den es nicht gelingen kann, Unglücksfälle und hindernde Bezauberungen folgen, — so daß ein griechischer Führer sich bereits hinwegbegibt, und die Franken insgesammt abzuziehen wünschen; diese Verwirrung der Handlung stellt ein zweiter Theil, vom vierten bis gegen das Ende des dreizehnten Gesanges dar. Auf die größte Gefahr folgt unmittelbar die Wendung der Dinge; ausdrücklich heißt es: „bis hieher die Unglücksfälle; jetzt beginne eine neue Ordnung, Glück und Fortgang“ [1]). In dem dritten Theile, bis in die Mitte des achtzehnten Gesanges, wird der Held zurückgeführt, und die Zauber werden gelöst. Hierauf fügt der vierte die glückliche Beendigung des großen Unternehmens hinzu. Vielleicht ist Tasso der erste, der ein erzählendes Gedicht nach einer so regelmäßigen Disposition ausführte. Er gab sich die größte Mühe, alle Episoden diesen Hauptmomenten der Handlung unterzuordnen, mit ihnen in Einklang zu erhalten.

Und diese Regelmäßigkeit des Entwurfs ist nicht etwa das Einzige,

---

†) Discorsi del poema eroico, Libro I, in den Prose diverse I S. 85.
1 XIII, 73.

worin er sich der Antike anschloß. Auf die gesammte Bildung seiner Fabel und ihre Zusammensetzung auch im Einzelnen hatten die Dichter des Alterthums unverkennbaren und ohne Zweifel einen noch wahrhafteren Einfluß als die Romantiker.

Rinald, schön, stark und leidenschaftlich wie Achilles, hauptsächlich die Fabel, wie durch seine Entfernung Unheil über die Belagerer kommt und seine Rückkehr das Glück bringt, sind ohne Zweifel dem Homer nachgeahmt. Der Zweikampf Argante's und Tancreds und die Endigung desselben durch das Dazwischentreten der Herolde ist dem Zweikampf zwischen Ajax und Hector unverhohlen nachgebildet. Erminia zeigt dem belagerten König die Scharen der Franken, wie Helena dem alten Priamus die griechischen. Von vielen Gleichnissen, wie etwa von dem Pferd, das sich seiner Bande entledigt und muthig in dem Gefilde erscheint u. s. w., ist der eigentliche Autor am Ende doch Homer, obwohl Tasso zunächst dem Virgil folgt.

Die Discorsi zeigen, welch ein entschiedener Verehrer Virgils Tasso war. Es ist fast keine Lehre, die er gibt, zu der er nicht das Muster in diesem Dichter fände. Wenn er es aber auch nicht ausdrücklich sagte, so würde sein Gedicht es zeigen, das mit virgilischen Erinnerungen erfüllt ist. Schon sein Held hat in Aeneas, in welchem, wie Tasso selbst sagt †), „Pietät, Religion, Enthaltsamkeit, Stärke, Großmuth, Gerechtigkeit und jede andere ritterliche Tugend" dargestellt werden, sein Vorbild; nur darin übertrifft Gottfried den Trojaner noch, daß er auch der Verführung der Liebe unzugänglich ist. Diese Nachahmung geht bis in's Kleinste. Mit den Worten des Aeneas tröstet Gottfried die entmuthigten Gefährten; so streckt er seine Arme dreimal nach dem ihm im Traume erscheinenden Freunde aus; so unerschrocken gebehrdet er sich, wie er verwundet wird; so wird er geheilt; ihm thut der Schutzengel den Dienst, den Venus bei Virgil dem Aeneas erweist, und pflückt ihm Dictamnum vom Ida; Erotimus, sein Arzt, ist nur eine Wiederholung des Japyx. Und von wie viel anderen Fiktionen findet sich die Grundlage in Virgil! Ganz anders als bei Ariost, und zwar oft nur in umschreibender Uebersetzung mit veränderten Namen erscheint die Fabel des Nisus und Euryalus in dem nächtlichen Auszug der Clorinde bei Tasso. Auch die frühere Geschichte dieser Heldin ist in mehreren wesentlichen Theilen der Erzählung von Camilla entnommen. Mit Gildippe wird Clorinde verglichen wie Pallas mit Lausus: „der Himmel ge-

†) Discorsi del poema eroico Libro III a. a. O. S. 172.

stattet ihnen nicht, sich mit einander zu messen, und bewahrt sie größeren Feinden auf" [1]). Das Gespräch zwischen Argante und Orcan ist aus dem Streite zwischen Turnus und Drances, der jugendlich schöne Page des Sultans aus Chloreus, Priester der Cybele, ausgebildet. Argillan wird, wie Mezentius, seines zukünftigen Geschickes erinnert, und antwortet darauf ganz wie dieser. Aus Virgil sind die Brüder, welche oft von den Eltern verwechselt werden; „jetzt macht die Art der Verwundung zwischen ihnen einen entsetzlichen Unterschied" [2]). Der Greis, welcher die Rinaldo suchenden Botschafter in die Tiefen der Erde führt, wo sie die geheimen Quellen der Flüsse sehen, ist die Cyrene aus Virgils Landbau. Klagen und Drohungen der Armida nach der Entfernung des Rinald sind größtentheils wörtlich die der Dido. Wie die geöffneten Augen Neptun und Juno bei Troja, so sehen sie hier schon verstorbene Helden an der Erstürmung Jerusalems Theil nehmen. Genug, auf die Erfindung unseres Dichters, die Ausbildung seiner Fabeln hatte Virgil ungemeinen Einfluß. Aber auch viele Beschreibungen, Gleichnisse, Sentenzen, einzelne Redeformen, uns von den Studien unserer Jugend her wohlbekannt, begegnen uns in der Gerusalemme wieder. Jene glänzende Schilderung des Hafens von Carthago, die Tasso in den Discorsi höchst göttlich findet†) — divinissima — versäumte er nicht aufzunehmen; er brachte sie bei seinen glücklichen Inseln an. Die Abbildung der Schlacht von Actium, der Schiffe, die losgerissenen Cycladen gleichen, nahm er herüber; auf die Meerenge von Gibraltar wandte er an, was Virgil von der sicilischen gesagt hat. Die Vergleichungen des Helden in seinem überwältigenden Siegeslauf mit dem Felsenstück, das losgerissen Waldungen zertrümmert, des selbständigen Mannes mit der Klippe am Meer, der die Drohungen von Wind und Wellen nichts anhaben, des Verwundeten mit dem Träumenden, der seine Glieder regt und sie nicht zu bewegen vermag, und wie viele andere sind wörtlich aus dem Latein entnommen. Die Fama, die ebenso gut die Lüge meldet als die Wahrheit, — die Tugend, welche in schönem Körper liebenswürdiger erscheint [3]), — der Liebende, welcher klagt, wenn der

1) IX, 71.

2) IX, 34.

†) Discorsi del poema eroico Libro III, a. a. O. S. 15.

3) Tasso, Ger. lib. V, 8, 3: la cui virtute invidiando ammira,
che in sì bel corpo più cara venia.
Virgil, Aen. V, 344: gratior in pulchro veniens in corpore virtus.

Tag geht und wenn er wiederkehrt, — jene Botschafter, die in unbekannten Kleidern kommen, — die abgehauene Hand, die noch nach dem Schwerte faßt, — genug, eine Menge Einzelnheiten, die an sich von einem Jeden wiedererfunden sein könnten, sind doch bei ihm durch Wahl und Stellung der Wörter als Nachahmungen und Wiederholungen des Virgil zu erkennen. Tasso rühmte sich eines glücklichen Gedächtnisses; er hat Stellen von drei- bis vierhundert Versen ohne Anstoß zu recitiren gewußt; es ist offenbar, daß bei der Ausarbeitung seines Poems sein Gedächtniß vielleicht nur allzu beschäftigt war.

Denn Virgil und Homer sind nicht die einzigen Alten, aus denen er schöpfte. Die Beschreibung des ägeischen Meeres, das noch in Bewegung ist, nachdem die Stürme aufgehört haben, die etwas spielende des Mäander, der zu seinen Quellen zurückkehrt, sind aus Ovid. Die Vergleichung, welche Gernando zwischen seinen und Rinaldo's Ansprüchen anstellt, ist der in den Schulen berufenen Rede des Ajax gegen Ulysses in den Metamorphosen nachgebildet[1]).

Nicht selten ward auch Lucan benutzt. Ihm gehört nicht allein der Comet, „der die Reiche ändert" [2]), die Beschreibung des Heerführers, der den Aufruhr beschwichtigt, sondern auch der schreckenvolle Hain, den Niemand berühren mag, die mannigfaltige Mischung der Stimmen, vor denen sich Alle, die sich nähern, entsetzen, und zum Theil die Anrufung des Ismen; die Rede Gottfrieds vor dem letzten entscheidenden Kampfe ist wörtlich die Rede Cäsars vor der pharsalischen Schlacht. Von mehr als einem Concetto, in dem sich Tasso zu gefallen scheint, sind Lucan oder Claudian die eigentlichen Urheber.

Uebrigens sind historische Ereignisse, wie der Busen, in welchem Krieg und Frieden gebracht wird, unverhüllt eingeführt, berühmte Worte, wie Veni vidi vici; Sentenzen, selbst des Aristoteles, z. B. aus der Metaphysik: die Seele sei Gott gegenüber dem Nachtvogel gleich, der in die Sonne schaue[3]). Das Wunder der Geburt der Clorinde, der weißen Tochter schwarzer Eltern, ist aus dem Heliodor.

Torquato Tasso war davon durchdrungen, daß immer das Vortrefflichste dargestellt werden müsse. „Unter den schönen Dingen," sagt er, „wähle der Poet die schönsten, unter den großen die größten, unter den wunderbaren die wunderbarsten, und diesen wunderbarsten

---

1) Ich halte nicht für nöthig, die Stellen der Classiker nach Buch und Vers zu citiren; die meisten sind sehr bekannt: die übrigen weist jeder Index nach.

2) Ger. lib. VII, 52.

3) Ger. lib. XIV, 46.

suche er noch Neuheit und Größe zu vermehren." Es ist, wenn wir nicht irren, zwischen dem Idealen und dem Höchstvollkommenen, so nahe sie auch einander berühren, noch der Unterschied: daß jenes außerhalb, dieses innerhalb der Erscheinung liegt; jenes erfunden, dieses aufgesucht werden muß. Tasso bezeichnet dort nicht sowohl jenes als dieses. Damit mag es zusammenhängen, daß er es, wo er es auch finde, sich aneignet.

Tasso beabsichtigte, wie wir sahen, ursprünglich nur einen historisch-romantischen Stoff nach den Regeln der Epopöe zusammenzusetzen; auf die Weise aber, wie er das anfing, hatte er die Elemente zwei verschiedener poetischer Welten mit einander vereinigt. Er ist bei Weitem nicht ein Dichter, der uns durch eine freie Hervorbringung der Phantasie zu ergötzen suchte; er ist zugleich ein Gelehrter, der einen sehr mannigfachen poetischen Stoff herbeigeschafft, sich angeeignet hat, und nun bemüht ist, ihn kunstgerecht und angenehm vorzulegen.

Jedoch würden diese in so verschiedenen Zeiten, so verschiedenen Weltzuständen entsprungenen Phantasien sich wechselseitig abstoßen, grell auseinander treten, wofern es nicht ein drittes Element gäbe, in welchem sie sich berührten, durchdrängen. In diesem wird alsdann auch die Eigenthümlichkeit des Poeten am meisten zu erkennen sein.

Das ist nun aber zuerst christliche, modern katholische Auffassungsweise und Mythologie. Die alten Romanzatoren, wie wir an Pulci, Ariosto sahen, setzten sich bei der Behandlung des Stoffes in Widerspruch mit der bestehenden Kirche und machten ihr auf ihre Weise den Krieg. Die Zeiten aber, wo diese Tendenzen nicht allein geduldet wurden, sondern auch in dem großen Publikum Anklang und Billigung fanden, waren vorüber. Zuerst hatte die neulateinische Poesie, die Anfangs auch auf ganz entgegengesetzten Bahnen gewandelt war[1]), christliche Stoffe ergriffen und sie der Forderung ihres Inhaltes gemäß zu behandeln versucht. Sannazar von der Geburt der Jungfrau, die Christias des Vida hatten den Beifall der Gelehrten und der Kirche erworben. Auch von dieser Seite empfahl sich nun der Gegenstand, den Tasso gewählt: er war historisch nach der Forderung der Antike, romantisch, aber zugleich auch christlich. Eben deshalb ergriffen ihn, als der öffentliche Geist sich auf das Ernste und Religiöse zu wenden

1) Fracastoro z. B. läßt die syphilitische Pest entstehen, nachdem Jupiter, der Allen gütig wäre, wenn das Schicksal es verstattete, und Mavors, den nach Blut und Rache gelüstet, mit dem alten Saturn, der noch immer seinen Sohn nicht als Herrn anerkennen will, das Schicksal um Rath gefragt haben.

anfing, mehrere Dichter zugleich. Girolamo Muzio z. B., der nur davon abstand, weil er hörte, Tasso sei ihm zuvorgekommen: auch Angelo da Barga schon im Jahre 1560; aber dieser ließ sich um so weniger stören, da er den ganzen Zug von Anfang bis zu Ende schilderte, nicht einen Abschnitt, wie Tasso. Wir haben das Werk des Angelus Bargaeus: in der Vorrede eröffnet er uns das Motiv seiner Wahl. Er wolle, sagt er, ein Gedicht machen, in welchem Alles christlich sein solle[1]); er wolle, als ein Christ, lieber ein wahres Ereigniß christlich behandeln, als in einem erlogenen Argument einen wenig christlichen Ruhm suchen. Auch Tasso faßte seine Aufgabe von allem Anfang zugleich von dieser Seite. Deshalb gab er seinem Helden außer den Tugenden des Aeneas auch noch geistlich-würdige Eigenschaften: Gottfried ist, wie ein Heiliger, satt der Welt und ihres vergänglichen Vergnügens; wenn er redet, predigt er gleichsam. Betrachtet man die Hauptmomente der Fabel in der Gerusalemme, so sind sie insgesammt außerweltlich. Die Handlung beginnt durch einen unmittelbaren Beschluß Gottes mit der Sendung eines Engels; durch die Eingriffe einer fürchterlichen und erzürnten Hölle wird ihr Fortgang gehindert. Gott selbst muß durch sein Wort den glücklichen Lauf der Begebenheit herstellen; von dem Traume, den er sendet, geht die Wendung der Dinge aus. Bei der endlichen Eroberung ist der Erzengel Michael, es sind die verstorbenen Mitkämpfer, ja ganze Scharen von Geistern zugegen. Dem Dichter kommt zu Statten, daß hiebei das Wunderbare eine große Rolle spielt: erst dadurch wird es ihm möglich, die Zauberei einzuflechten; er würde es nicht wagen, wenn sie nicht den bösen Gewalten untergeordnet wäre. Die Phantasie des Dichters hat, wie man sieht, eine devote Richtung.

Hiemit stimmt es nun überein, daß Tasso von Anfang bis zum Ende eine gewisse Würde und Hoheit behauptet. Er ist davon durchdrungen, daß das epische Gedicht einen Ausdruck fordere, den er mit „Magnifico" bezeichnet†). Daher kommt es, daß er jenes Tacque oder Disse so feierlich wiederholt, daß er seine Personen durch den Zusatz

---

1) Angeli Bargaei Syrias: Praef. „ut si fieri posset poema extaret in quo nihil non christianum esset". Merkwürdig ist, daß das Gedicht ursprünglich auf 13 Gesänge berechnet war, wie man in der ersten Ausgabe der zwei ersten Gesänge wahrnimmt; daß der Autor aber nur zwölf zu Stande brachte; im zwölften ist der Schluß des Ganzen, die Eroberung, nur sehr summarisch behandelt: — wahrscheinlich wollte der Verfasser doch mit Tasso, der ihm zuvorgekommen, nicht in die Schranken treten.

†) Discorsi dell' arte poetica, disc. terzo, Prose diverse I S. 49.

von Gran zu heben sucht. Es tritt selbst in dem Bau seiner Stanze hervor, in welchem er nach dem Rathe eines oder des anderen Zeitgenossen die abgekürzten Worte vermeidet, lange, in das Ohr fallende Ausdrücke gern anbringt. Am meisten zeigt es sich in der Vermeidung des Details, wie ihm hierin sein Vater, Berni und Alamanni vorangegangen waren. Er ist weit entfernt, sich in die Anschauung zu vertiefen wie Ariost, und die Erscheinung in ihrer Farbe und wechselnden Form reproduciren zu wollen; selbst da, wo er aus seinem Historiker schöpft und dessen Worte beibehält, faßt er das Einzelne abstrahirend zusammen, um einen allgemeinen Eindruck hervorzubringen. Die naive Darstellung, welche Trissin beliebt hatte, war ihm widerwärtig: „Wie könne man eine Königstochter heutzutage darstellen wollen wie die homerische Nausikaa †)." In alle dem hielt er sich an den Vorgang und das Muster Virgils.

Und hier kommen wir noch auf eine andere, die Natur seines Geistes, sowie die allgemeine Verwandlung, die in dem literarischen Geschmack vor sich ging, näher bezeichnende Eigenthümlichkeit.

Allerdings hat Tasso fremde Werke vor Augen: er ahmt sie nach; aber wie sehr würden wir ihm Unrecht thun, wenn wir glauben wollten, er folge seinen Vorbildern blindlings, unbedingt. Wie sehr unterscheidet er sich hier von seinem Vater! Auch er ahmt, wie dieser, einen Theil des Amadis nach: Feliciano de Silva, wie wir sahen: aber er nimmt daraus doch nur die äußeren Umrisse der Fabel, Namen und Idee der Heldin. Wenn dann jener Autor dort unter andern in dem verzauberten Schloß der Armida Hunderte von Rittern Klaggeschrei ausstoßen und die Hand gegen das Herz bewegen läßt, so ist er in der Schule der Alten zu gut gebildet, als daß er an einem so seltsamen Pathos Gefallen finden sollte. Der Zauber seiner Armide ist durchaus menschlich. Es ist die Natur Tasso's, das Ungeheure, Wildphantastische, Ungestalte zu vermeiden. Selbst gegen näher verwandte Geister stellt er sich in ein ähnliches Verhältniß. Die Christias des Vida hat er viel benutzt: die Beschreibung des höllischen Conciliums, der Ruf der tartarischen Drommete, vor welcher die tiefen Höllen erzittern, die Zusammenkunft der aus Schlange und Mensch zusammengesetzten Ungeheuer, der Gorgonen und Centauren, und wie sie sonst heißen, auch die Rede ihres Beherrschers, der sie an ihr einstmaliges Glück und ihre Verdammung in dieses unerfreuliche Reich mahnet, sind ganz aus Vida entnommen. Es wäre der Mühe werth, den

†) Discorsi dell' arte poetica, disc. sec., Prose diverse I S. 41.

Ursprung und die Entwicklung dieser christlichen Mythologie moderner Poeten, welche sich darnach in Milton und Klopstock so merkwürdig fortgesetzt hat, genauer zu verfolgen. Was Tasso anbelangt, so folgt er dem Vida Schritt für Schritt[1]. Wie er aber an dessen Beschreibung des Satanas kommt, „mit hundert Köpfen, von Schlangen umwunden, und feurigen Rachen, mit hundert Händen, allen bewaffnet mit Fackel und Dreizack", so hält er inne. Diese Phantasien überschreiten das Maß dessen, was ihm darstellbar scheint: er weicht ihnen aus. Er schildert seinen Satan, nach der Beschreibung, die Claudian von Pluto entworfen, als einen König der Unterwelt. — Und selbst dem Alterthum folgt er nicht überall. So sehr er Virgil bewundert, so nimmt er doch auch von ihm nicht alles an. Die Schicksale der Camilla überträgt er, wie wir sahen, großentheils auf seine Heldin Clorinde; auch er läßt den Wärter mit dem Kinde zwischen Räuber und Strom gedrängt und genöthigt werden, sich zu einem verzweifelten Ausweg zu entschließen. Wenn aber nun bei Virgil das Kind an die Lanze gebunden über den Fluß geworfen wird, so scheint ihm das zu violent, allzu unwahrscheinlich. Er sucht eine andere Art von Rettung. Bei ihm wirft sich der Wärter selbst in die Fluth, und indem er mit dem einen Arme schwimmt, hält er es mit dem anderen über derselben empor; jedoch diese ist ihm allzu stark, und entreißt ihm seine Bürde. Durch St. Georg, den Beschützer des Kindes, geschieht, daß die Fluth es dennoch unbeschädigt ans Ufer trägt. Indem Tasso das Gewaltsame vermeidet, verflicht er zugleich Religion und Wunder in sein Gedicht.

In diesem Sinne der Gestaltung, Milderung und Mäßigung sind auch die Abänderungen, die er bei der späteren Redaktion an jenem ersten jugendlichen Entwurfe, den er in Urbino gemacht hatte, vornahm. Er hatte da aus dem Guilelmus Tyrius doch zuviel beibehalten; später fühlte er wohl, daß der rein historische Stoff den Gang des Gedichtes hemme, und er that ganz recht, wenn er davon vieles wegließ. Ferner kommt in dem Entwurf, bald vom Anfang, wie im jetzigen ersten Gesange, eine Musterung des Heeres vor: alle

---

1) Gleich der Anfang. Vida Christias lib. I:
Acciri diros ad regia fratres
Limina — concilium horrendum — et genus omne suorum
Imperat.
Tasso IV, 2: Che sia commanda il popol suo raccolto:
Concilio orrendo entrò la regia soglia.
Man muß die ganze Stelle vergleichen.

Anführer, ihre Scharen, ihre Wappen selbst werden geschildert, in langer Reihe, nicht ohne Wiederholung und Verwirrung; in der späteren Arbeit ist davon vieles bei Seite gelegt: es ist alles gesondert, gegliedert, auf das Ganze berechnet; man empfängt den Eindruck der Ordnung und Gestaltung. Die Schilderung der Persönlichkeiten ist, ich will nicht sagen besser, aber, wie es der damalige Geschmack forderte, kleiner Züge entkleidet, verallgemeinert. Die lange Rede des Gesandten findet sich schon in dem Entwurf ebenso vor wie in dem Werke, aber die Antwort Gottfrieds ist in dem letzteren da, wo sie abweicht, abgemessener, ruhiger, einleitender. Eine ausführlichere Beziehung auf eine heidnische Fabel wird, der Uniformität wegen und vielleicht um religiösen Einwendungen vorzubeugen, in eine alttestamentliche verwandelt: Enceladus muß dem Nimrod Platz machen [1]).

Tasso gehört nicht zu jenen ursprünglichen Geistern, die den Canon aller Darstellung in sich selbst tragen und durch ihre innere Wahrhaftigkeit verhindert werden, davon abzuweichen. Mit diesen Tendenzen, die an sich sehr lobenswürdig wären, hängen doch auch wieder manche Mängel zusammen. Seine Würde ist zuweilen nicht ohne einen Beigeschmack von Pedanterie, wie ihm schon Galilei vorgeworfen [2]). Es finden sich gesuchte Gegensätze, sonderbare Concetti: z. B. werden die Herzen im Wasser angezündet, d. i. von Thränen gerührt; von der weißen Farbe schließt man bei ihm auf die weiße, noch unbefleckte Treue; er sagt einmal: „kaum lebendig in sich, todt in der, welche todt" [3]). Von jener genauen, innerlich vollführten Durcharbeitung ariostischer Diction ist die seinige weit entfernt, und hie und da fühlt man das Willkürliche, Aeußerliche des Zusammenhanges. Seine Religion hat etwas Schwärmerisches. Ein den Christen entrissenes Bild wird den Saracenen wieder abgenommen: der Dichter weiß nicht, ist dies das geheime Werk eines Gläubigen oder gar unmittelbar des Himmels [4]). Die steten Vorhersagungen Peters des Einsiedlers, welche auch immer eintreffen, streifen an die Legende. Es ist ein Martyrthum, wenn Sophronia, unschuldig, erklärt,

1) Canto II stanza 73 in dem ersten Entwurf, stanza 91 in der späteren Fassung.

2) Considerazioni al Tasso 1793, ein sehr lebhafter Angriff besonders auf Form und Ausdruck des Tasso. In der römischen Ausgabe ist ein widerlegender Discorso von Giuseppe Iseo hinzugefügt, der aber doch nicht viel sagen will.

3) IV, 76. XII, 24. 71.

4) II, 7. 9.

sie sei die Thäterin, und Olind, gleich unschuldig, mit ihr sterben will: das schöne Schlachtopfer hat die Gestalt einer gen Himmel aufsteigenden Heiligen. Mit fast zu großer Zerknirschung drücken sich die Kreuzfahrer aus, wie sie Jerusalem erblicken; obwohl sie weinen, so verdammen sie sich doch, daß sie es nicht mehr thun; sie klagen über ihr frostiges Herz, das sich nicht in Thränen auflöse, über ihr hartes Herz, das nicht breche[1]). So zerknirscht und doch nicht ohne Antithese.

Dieser Religion ist der Affekt, den unser Dichter schildert, nahe verwandt. Erminia, die in dem Hause Tancreds war und ihm nie ein Wort sagte, wird plötzlich von der Begierde ergriffen, ihn in dem feindlichen Lande aufzusuchen. Tancred sah Clorinden kaum einmal; der Anblick der Entfernten fesselt ihn jedoch in dem Augenblick, da er zum Zweikampf geht, dergestalt, daß er denselben vergißt. Dürfen wir das Sentimentale, ohne weiteres Eingehen, in die Verbindung der Liebe und des Mitleidens setzen, so ist dieses in Tasso ein sehr bedeutendes Element. Fast alle seine Liebe geht in Mitleiden aus: in Gildippe und Odoardo nicht minder als in Sophronia und Olind, in Tancred und Clorinde, in Erminia und Tancred, ja sogar in Rinald und Armide. Und in welch ein Mitleiden! Die Klagen des Tancred waren dem Orpheus, welchem die Alten ähnliche in den Mund legen, ohne Zweifel angemessener als einem Kriegsmann wie Tancred.

Hiedurch kommen Elemente in das Gedicht, die demselben eine fast individuelle Färbung geben: in die Epopöe tritt die persönliche Stimmung des Dichters ein, etwas zugleich Phantastisches und Düsteres, Melancholie der Liebe und der Religion; die Sentimentalität der modernen Zeit. Selbst der Reiz der Sinnlichkeit wird von Phantasie und Begierde ergriffen: sie schwelgt in ihrer Beschauung und läßt davon nicht los; wie so ganz anders als jene kecke Ironie, Derbheit, Unmittelbarkeit, ich will nicht sagen Pulci's, aber noch Ariosto's. Und betrachten wir nun, wo überall dies vorkommt, so dürfen wir wohl nicht sagen, daß der Poet hierin frei von Manier sei. Eben das ist Manier, daß der Autor eine ihm eigenthümliche und werthe Gesinnung in Widerspruch mit den Forderungen des Gegenstandes geltend macht.

Alle diese Bemerkungen werden uns jedoch nicht hindern, das Verdienst Tasso's anzuerkennen. Im Allgemeinen löste er die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte. Er hatte die Mannigfaltigkeit, welche das große Publikum liebe, und die Einheit, die der Gelehrte suche,

1) III, 8.

mit einander zu vereinigen gedacht. Es war ihm dieses über alles Erwarten gelungen. Zum ersten Mal hatte er den romantischen Stoff den classischen Gesetzen unterworfen, ohne ihn darum doch in seinen wesentlichen Forderungen zu verletzen. Obwohl es bei einem Produkt, das so ganz aus literarischen Gesichtspunkten, die immer streitig bleiben, hervorgegangen war, an Widerspruch nicht fehlen konnte, so ward ihm doch übrigens von allem Anfang ein unermeßlicher Beifall zu Theil. Tasso hatte den gesunden Sinn, nicht allein für die Gelehrten, gleichsam den Adel und die Priester der Literatur, sondern auch für die literarische Gemeine, für die Mittelmäßigen, wie er sich ausdrückt, d. i. für Jedermann zu schreiben; er hatte es glücklich getroffen; eben hiedurch erwarb er eine allgemeine Zustimmung. Vielleicht hatten daran auch seine Mängel viel Antheil. Eine Gesinnung und Ausdrucksweise, wie er sie hegte und wie sie uns als etwas Mangelhaftes auffällt, ward eben allgemein beliebt. Jedoch noch bei weitem mehr that die zugleich leichte und würdige Haltung; die milde, nirgends überwältigende, immer verschönernde Phantasie des Poeten; daß ein so großartiger, für Glauben und Phantasie erhebender Gegenstand hier auf eine Weise behandelt wurde, die dies darstellte und dabei zugleich dem Sinne des Jahrhunderts entsprach; vor allem der unnachahmliche Wohllaut so vieler glücklich geworfener Strophen. Wir anderen werden ohne Zweifel an Ariost ein größeres Gefallen finden: die Italiener lassen sich den Vorzug Tasso's nicht abstreiten. Man muß sie diese Stanzen lesen, recitiren hören: mit einer Art von musikalischer Wollust verweilen sie bei den einzelnen Versen; mit entzückter Befriedigung schreiten sie zu den Schlußreimen fort. Der Genius der Nation hatte hier gleichsam unbewußt in Tasso gearbeitet; er that seinen Landsleuten völlig Genüge; sein Muster beherrscht sie noch heute.

Wie aber der begabte thätige Mensch in der Regel außer dem, was er beabsichtigt, auch noch etwas anderes vollführt, mehr in der Pflicht der Nothwendigkeit und des allgemeinen Geistes, so leistete Tasso in diesem Werke etwas, was nicht allein für die poetische Gattung, in der er arbeitete, nicht allein für seine Landsleute, sondern für die neuere Literatur überhaupt von hoher Bedeutung ist. Er ist eigentlich der Erste, der ein großes und glänzendes Beispiel des Modern-Classischen aufgestellt hat. Es unterscheidet sich dies, wie Jedermann eingestehen wird, noch weit von dem Antiken, obwohl es dem Muster desselben folgt, oder vielmehr die aus den Mustern abgezogenen Regeln beobachtet. Aber eben diese Forderung machte man,

und im Allgemeinen entsprang sie auch aus der Lage der Sache. Der moderne und der antike Stoff waren nun einmal zugleich vorhanden und wirkten auf Vorstellungen, Poesie und Ideal. Jedoch widersprachen sie einander und schienen sich wechselseitig auszuschließen. Tasso fand eine Form, die, der antiken analog und nachgebildet, dennoch den Ausdruck moderner Vorstellungen möglich machte. Hiedurch hatte er eine unendliche Wirkung auf die romanischen Nationen, für welche eine Vereinigung jener Tendenzen noch nothwendiger war als für uns, weil das poetische Alterthum ihrer Nationalität um vieles näher steht.

Zum ersten Mal kommt dergestalt nach langem Kampf und mancherlei Versuchen das Modern-Classische zum Vorschein: Regelmäßigkeit in der Anlage; Befolgung der aristotelischen Vorschriften; Würde und Gehaltenheit des Tones; Vermeidung des Grellen, etwas gedämpfte Lichter; Wahrscheinlichkeit der Zusammensetzung im Einzelnen; Ruhe, Gediegenheit, Mäßigung der Darstellung; ferner der Ausdruck moderner Gesinnung, ja persönlicher Stimmungen, etwas, was uns nun einmal alle anspricht und unser geistiges Wesen ausmacht; endlich ein ungezwungener Fluß poetischer Rede; Leichtigkeit und Anmuth in den einmal gezogenen Schranken.

Und hier könnten wir stehen bleiben, da wir auf den Punkt gelangt sind, den wir erreichen wollten, wenn uns nicht die fernere Entwicklung Tasso's, der, als er sein Gedicht vollendete, erst einunddreißig Jahre zählte, noch einen Augenblick festhielte.

Jedermann kennt das unglückliche Schicksal Tasso's im Allgemeinen. Bei weitem weniger bekannt sind die inneren Motive desselben, die zugleich mit der universalen Verwandlung des Zeitgeistes zusammenhängen.

Denn an jene Erzählung von einem Verhältniß des Dichters zu der Prinzessin Leonore von Ferrara, die zuerst ein gewisser Brusoni, ein anerkannt fabelhafter Autor in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in Umlauf brachte, ist nun zuvörderst gar nicht zu glauben. Vor mehreren Jahren hat das Giornale di Milano einen Fund angekündigt, den man in der Casa Falconieri zu Rom gemacht habe; da seien die Originale der Briefe und Sonette versteckt gewesen, die zwischen Beiden gewechselt worden, um deren willen Alfonso II. den Dichter gefangen gesetzt habe. Gleich als würde der Fürst, nachdem er sich der Person versichert, nicht auch die Papiere an sich genommen haben; er, der sogar das unschuldige Gedicht der Gerusalemme lange

Zeit nicht herausgeben wollte. Gewiß ist hier irgend eine Mystification im Spiele.

Man braucht in der That nur die Briefe Tasso's im Zusammenhange zu lesen, um sich von dem Ungrund dieser Fabel zu überzeugen.

Tausendmal erörtert Tasso in denselben sein Unglück; in der Heftigkeit seiner Leidenschaft verschweigt er nichts, was er weiß, was zu seiner Entschuldigung dienen kann; jedoch von einem Verhältniß dieser Art, das ja doch nicht unehrenvoll für ihn war, findet sich nicht die leiseste Spur, nicht die entfernteste Andeutung. Er hat dieser Prinzessin einige Sonette gewidmet, in denen er sagt, er würde noch zu anderen Gefühlen gegen sie erweckt worden sein, wenn ihn nicht ihr Rang zurückhielte; allein das ist eben nur eine poetische Formel; ihrer Schwester Lucrezia trägt er ganz andere Schmeicheleien mit dem Ausdruck persönlicher Leidenschaft vor. Leonora war sehr zurückgezogen, männlich, gefiel sich in einer stoischen Gleichgiltigkeit; sie galt für eine Heilige; man schrieb es z. B. ihren Gebeten zu, daß Ferrara von einem Erdbeben, welches eintrat, nicht härter mitgenommen wurde[1]). Von einer schwachsinnigen Hinneigung zu einem jungen phantastischen Poeten war die ernste, stille, vernünftige Fürstin weit entfernt. Auch könnte man eher sagen, daß Tasso ihrem Andenken Gleichgiltigkeit bewiesen habe. Als sie gestorben war, wurde sie von Allem, was in Ferrara Verse machte, besungen; Tasso allein, der doch auch da war und sonst jedes Gefühl in ein Madrigal, ein Sonett gießt, schwieg stille; er hat sie niemals wieder erwähnt.

Weit andere Dinge waren es, die den armen Tasso bedrängten und in innerer Gährung herumwarfen.

Einmal seine Lage am Hof in Ferrara überhaupt. Die italienischen Literaten pflegten, wenn das Glück sie nicht besonders bedacht hatte, sich irgend einem Großen, einem Fürsten, einem Cardinal, einem reichen Edelmann anzuschließen, und in dessen Hause, ohne bestimmte Bedienung, zu verweilen, bis Glück oder Verdienst ihnen bei diesem ihrem Herrn eine einigermaßen sichere Stellung verschafften. So stand auch Tasso anfangs bei dem Cardinal Este, dann bei dem Herzog von Ferrara, und auf dies persönliche Verhältniß gründete er die Hoffnungen für seine Zukunft. In seinem Gedicht hatte er nach dem Muster seiner ferraresischen Vorgänger das Haus Este aufs neue verherrlicht; er zweifelte nicht, daß diese Beflissenheit und das Ver-

1) Vgl. Die römischen Päpste, 6. A. Bd. II. Sämmtliche Werke Bd. XXXVIII S. 173.

dienst seines Werkes ihn auf eine höhere Stufe, in eine bequemere, angemessenere Lage befördern würden. Hoffnungen aber, auf Hofgunst gegründet, sind zu allen Zeiten trügerisch gewesen: auch Tasso wurde hingehalten, nicht befriedigt. In dieser Zeit geschah nun, daß er einen Antrag erhielt, in die Dienste des Hauses Medici zu treten. In der Stimmung, in der er war, ließ er sich bewegen, darauf einzugehen. Hätte er es nun wenigstens auch sogleich ausgeführt! Da er sich aber doch nicht völlig entschließen konnte, gerieth er in eine unbestimmte, schwankende und höchst unbequeme Stellung. Schon mit sich selber ward er uneins. Indem er in Ferrara darauf antrug, daß man ihn zum Geschichtschreiber des Hauses ernennen möge, gelobte er seinen florentinischen Freunden, dies Amt nicht anzunehmen, um nicht von dem Haus Medici ungünstig reden zu müssen [1]). Allmählich aber wurde jene Unterhandlung auch Anderen bekannt, an dem Hofe ruchbar. Zwischen Medici und Este bestand eine uralte, eingewurzelte Eifersucht; Alfonso, der von einem seinem Hofe Angehörigen unbedingte Verehrung forderte, war davon betroffen, daß ein so namhafter Mann zu seinen Feinden übergehen wolle. Sowie das Vertrauen schwand, das der Hof bisher dem Dichter bewiesen, regten sich seine Feinde, seine Neider. Ja, Tasso selbst hatte Augenblicke, wo er sich wegen seines Vorhabens verdammte; er fürchtete, man werde es ihm als einen Treubruch auslegen, der ihn beschimpfe. Alle diese Dinge setzten ihn in eine innere Aufregung, die ihn, wenn ich nicht irre, auch deshalb um so mehr beherrschte, da sein Gedicht, das bisher seine Phantasie beschäftigt, sie in einem bestimmten Kreise der Thätigkeit festgehalten, damals im Ganzen vollendet war, und er sich ungestört seinen düsteren Imaginationen, seinem menschenscheuen, egoistischen Mißtrauen überlassen konnte.

Und dazu kamen peinliche Gedanken von einer noch schlimmeren Art. Tasso fühlte sich, der entschieden religiösen Richtung, die er hatte, zum Trotz, in dem christlichen Glauben nicht fest. Er hatte den ersten Unterricht in einer Jesuitenschule zu Neapel bekommen; er erzählt selbst, daß er von den Jesuiten bereits in seinem neunten Jahre zum Abendmahl gelassen worden sei, ehe er noch von der Bedeutung desselben etwas verstanden. „Aber die Umgebung,“ sagt er, „die Würde des Ortes, der Apparat, das Murmeln und Sich an die

1) Lettere di Torquato Tasso. Opere Tom. IX S. 412 [in der zu Venedig vom Jahre 1722 bis 1742 erschienenen Ausgabe derselben; in den Lettere di Torquato Tasso disposte per ordine di tempo ed illustrate da Cesare Guasti nr. 58. I. S. 139. Brief an Scipione Gonzaga aus dem Jahr 1575].

Brust schlagen der Umstehenden brachten in mir eine geheime Devotion hervor" [1]). Die Frömmigkeit, welche die Jesuiten bezweckten, beruhte überhaupt mehr auf der Erregung eines dunkeln Gefühles als auf Einsicht, auf Unterricht. Ehe Tasso diesen empfangen konnte, ward er in die Irrfahrten seines Vaters verflochten. Da war er nun wohl übrigens ein guter Katholik geworden, d. h. er haßte, wie er sagt, den Namen eines Lutheraners, eines Ketzers, als etwas Verpestendes — er wünschte von Herzen, „wiewohl", nach seinem eigenen Ausdruck, „mehr mit weltlichem als mit geistlichem Eifer", daß der Sitz des Glaubens, daß das Papstthum sich bis ans Ende der Tage erhalten möchte, — es war in ihm der allgemeine Umschwung der italienischen öffentlichen Meinung von einer Abneigung gegen das Papstthum zu einer Hinneigung zu demselben vorgegangen; aber dies hinderte nicht, daß ihm nicht gegen die Grundlehren des Glaubens Zweifel aufgestiegen wären. Er konnte die Meinungen der Philosophie, denen er Beifall gab, mit diesen Lehren nicht vereinigen. Er hielt Gott für ein ewiges Princip, für die erhaltende Weltseele; aber ob er die Welt geschaffen, ob er dem Menschen eine unsterbliche Seele verliehen, ob er sich selbst mit der Menschheit bekleidet habe, alles dies war ihm zweifelhaft, und daraus folgte denn, daß er an die Wirksamkeit der Sakramente, an Himmel und Hölle, endlich auch an die Autorität des römischen Stuhles nicht vollkommen glauben konnte. Was ihn noch in Schranken hielt, war, wie er sagt, nur eine knechtische Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, die ihm eben auch in erster Jugend eingeprägt worden sein wird.

Nicht immer hatte er nun mit diesen Meinungen zurückgehalten; da er sich jetzt von Feinden umgeben und verfolgt glaubte, da er Jedermann in Verdacht hatte, so fing er an zu fürchten, man habe ihn bei dem geistlichen Gericht angegeben. Es kam hinzu, daß viele Einwendungen, die gegen sein Gedicht gemacht wurden, diesen Punkt betrafen. Nicht alle seine poetischen Phantasien hatten das Gepräge der Rechtgläubigkeit [2]); und ohnehin gab es manchen ehrenwerthen

---

1) Lettera di Torquato Tasso 1580 17 di Maggio an den Marchese Giacomo Buoncompagno bei Serassi Vita di Torquato S. 48 [der 1785 zu Rom erschienenen Ausgabe, La vita di Torquato Tasso scritta dell' Abate Pierantonio Serassi, terza edizione curata e postillata da Cesare Guasti, Firenze 1852, I, S. 70; vgl. Guasti's Edition der Lettere nr. 134. II S. 90.]

2) Man sehe unter andern den Brief Tasso's an Silvio Antoniani vom 30. März 1576: Opere Tom. X S. 174 [in der Ausgabe der Lettere von Guasti nr. 60. I S. 143.

Mann, dem alle und jede Dichtung in einem so kirchlichen Stoff unzulässig vorkam. Anfangs hatte sich Tasso darüber hinweggesetzt; allmählich machte es doch einen gewissen Eindruck auf ihn, da es mit seinen übrigen Befürchtungen zusammenfiel. Jedoch das Schlimmste war, daß in ihm selbst Scrupel erwachten. War ihm heute ein religiöser Zweifel aufgestiegen, so verdammte er sich morgen darüber; es bedrängte ihn selbst, daß er ein schlechter Christ sei. Von äußerer Furcht und von innerer Bekümmerniß zugleich getrieben, faßte er endlich den Gedanken, sich selbst der Inquisition anzugeben. Zuerst stellte er sich vor dem Inquisitor von Bologna, der ihn mit einigen guten Lehren entließ. Bald darauf erschien er vor dem Inquisitor in Ferrara; auch dieser absolvirte ihn. Jedoch Tasso war damit nicht zufrieden. Es schien ihm, die Untersuchung sei nicht gründlich genug gewesen, die Absolution habe keine volle Gültigkeit; er faßte Briefe an das Tribunal der Inquisition zu Rom, an den Großinquisitor selbst ab, um eine vollständige Absolution zu erlangen[1]). Er gerieth in eine furchtbare Agitation. Eine ungünstige, ja drückende äußere Lage, — ergriffene, wieder verworfene Aussichten, — Mißtrauen gegen Jedermann; unerschütterliche Gesinnung zu keinem Menschen auf der Welt, — ein durch sein Verdienst, das ihm jetzt sogar verderblich ward, gesteigerter Ehrgeiz, den man um so unbarmherziger zurückwies; — und dazu nun religiöse Zweifel, die er verdammt, indem er sie hegt: so daß er mißbilligt, was er thut, und es doch thut, seine Gedanken verwirft und sie doch nicht ändern kann; alles das quält ihn um so mehr, arbeitet und wühlt um so tiefer in ihm, da er in sich selbst nicht mit Heuchelei umgeht, da er es mit Treue und Religion ehrlich meint; — so wird die Harmonie seines Daseins zerstört: er hat weder die Kraft noch den Willen, seine aufgeregten, entflammten Lebensgeister von dem verderblichen Wege zurückzurufen, in Schranken zu halten. Er giebt Anlaß, daß man ihn für wahnwitzig hält.

Zweimal entweicht er von Ferrara; aber die Ueberredung seiner Freunde und die poetische Meinung, der Herzog werde großmüthig allen Groll fahren lassen, wenn er sich wieder in seine Arme werfe, bringen ihn beide Mal dahin, zurückzukehren. Als er das zweite Mal wiederkommt, mit neuen, großen Hoffnungen, trifft er gerade zu einer Zeit ein, wo man mit Festen beschäftigt ist und Niemand auf ihn

1) Serassi S. 246. 248. 252 [in der von Guasti besorgten Ausgabe I S. 339. 343. 347 ff.]

achtet. Er empfindet das als eine absichtliche Kränkung; in einem Anfall seiner melancholischen Aufregung stößt er beleidigende Reden gegen den Herzog aus. Der Herzog, der auch nicht mit sich scherzen zu lassen pflegte, hält für das Beste, zugleich um ihn zu strafen und ihn curiren zu lassen, ihn in das Spital von S. Anna einzuschließen. Und hier wurde nun der arme Tasso sieben lange Jahre, von 1579 bis 1586, festgehalten[1]). „Er ist in der That wahnsinnig," schreibt der florentinische Resident am 4. April 1583 an seinen Hof, „doch spricht er zuweilen recht vernünftig und macht poetische Compositionen" [2]). Seine Seele war in ihrer Tiefe zerrüttet, und die endlich zurückgegebene Freiheit konnte sie doch nicht völlig herstellen. Er suchte 1589 eine Zuflucht in Rom, wie er denn auch dort eine Zeit lang im Palast Gonzaga gastfreie Aufnahme fand. Aber sei es nun, daß seine Melancholie den Umgang mit ihm unangenehm machte oder aus welcher Art persönlicher Abneigung auch immer, in kurzem finden wir ihn aus diesem Hause verwiesen. Er mußte in Gasthöfen herumwohnen, und zwar ohne Geld, ohne anständige Kleider und von seiner Krankheit gepeinigt. Er mußte in ein Hospital gebracht werden, das einer seiner Vorfahren für arme Landsleute gegründet hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte der Mann, der damals in gewissem Bezug als der ausgezeichnetste in Italien angesehen werden konnte, dessen Geist die italienische Literatur beherrschte, vor den Kirchthüren betteln müssen. Es ging ihm wahrlich noch schlimmer als unserem Kepler oder als seinem Zeitgenossen Camoens.

In diesen verzweiflungsvollen Zuständen nahm aber Tasso eine immer entschiedener geistliche Richtung. In seinem Gefängniß glaubte er durch eine förmliche Erscheinung der heiligen Jungfrau genesen zu sein; als er dann befreit worden, that er das Gelübde, seine Poesie nie wieder einem profanen Gegenstande zu widmen. Am liebsten hielt er sich seitdem in Klöstern auf; er studirte nur noch die Kirchenväter, die alten Lehrer; es findet sich ein Exemplar des Augustin durchweg

---

1) Vgl. Die römischen Päpste Bd. II 6. A. — Sämmtliche Werke Bd. XXXVIII S. 174.

2) Dispaccio di Horatio Urbani MS. Arch. Med. III, 23. Il Tasso come sa V. A. S. è qua in carcere, et in effetto è pazzo, se bene molte volte parla a proposito, discorre e fa di componimenti, i quali tutti sono a pocho a pocho andatisi divulgando e stampatisi in diversi luoghi fuori della sua voluntà e per lo più imperfetti et ripieni d' infinite scorrettioni et alterationi. [Edirt von Capurro im 18. Bande der Ausgabe der Opere von Rosini und von Guasti, Lettere II S. 229.]

mit Randglossen von seiner Hand[1]); er war glücklich, als er endlich einen Thomas von Aquino zu Händen bekam. Allein diese ernsten Studien verhinderten nicht, daß er sich nicht doch noch den ausschweifendsten Phantasien überlassen hätte. Er glaubte alles Ernstes, zuweilen von einem guten Engel besucht zu werden, und wollte sich nicht überzeugen lassen, daß dies Imagination sei. Selbst in Gegenwart eines Dritten hatte er einst diese Erscheinung; man hörte ihn zu dem Fenster hinaus über die dunkelsten Fragen der Gottesgelahrtheit mit jenem Genius, den er zu sehen glaubte, Zwiesprache halten[2]).

Schmerzliche Entwicklung eines so reich begabten Geistes. Aber Tasso ist ein Beispiel, welche gewaltsame Lebenserschütterungen die Restauration des Katholicismus, die sich damals vollzog, in einzelnen Gemüthern zur Folge hatte.

In dieser ganzen Epoche fuhr Tasso fort zu dichten; jedoch wie die Zustände, so waren auch die Werke verschieden. Endlich legte er Hand an, auch das befreite Jerusalem umzuarbeiten, natürlich in dem Sinne, der ihm jetzt der einzig zulässige schien. In der Gerusalemme conquistata — denn so nannte er das Gedicht — sind die Regeln noch viel strenger gehalten, die anstößigen Stellen ausgemerzt, die ungeistlichen Phantasien gestrichen, die Beziehungen auf Ferrara, das er jetzt haßte, mit ängstlicher Peinlichkeit vernichtet, — an die Stelle des Rinald z. B. muß allenthalben ein Riccardo treten, was dann sehr unbequeme, kleinliche Aenderungen nothwendig macht — es finden sich neue Zusätze der Devotion oder der Gelehrsamkeit; aber zugleich ist dem Gedichte auch sein Reiz genommen; es ist alles schroffer, gewaltsamer, übergangsloser geworden. Es ist wohl nur Eine Stimme, daß die spätere Arbeit eigentlich durchgehends eine Verderbung der früheren ist.

Allerdings bezeichnet sie auch eine Stufe in der italienischen Literatur: die noch ausgebildetere Herrschaft der geistlichen Tendenzen, die sich in Kunst und Gelehrsamkeit ebenfalls durchsetzte. Aber es war nur kein Gedicht mehr: Niemand hatte daran Wohlgefallen.

Wenn wir von Tasso dem Dichter sprechen, so ist es immer der jugendliche, den wir meinen, — von jener Zeit, in welcher innere Stimmung und äußere Lage ihn allein fähig machten, ein Dichter zu

1) Serassi S. 394 N. 3 [in der Ausgabe von Guasti II S. 188 N. 3].
2) Serassi S. 420 ff. [bei Guasti II S. 225].

sein, jenes Poem zu verfassen, das eine so bedeutende Stufe in der Entwicklung der italienischen, ja der gesammten Poesie überhaupt bezeichnet.

Denn wie unvollkommen auch in einer und der anderen Beziehung die Gerusalemme liberata sein mag, so liegt doch unleugbar in ihr auch eine Zusammenfassung, eine Vollendung aller früheren Bestrebungen.

Jenes altromantische Werk aus dem vierzehnten Jahrhundert, von dem wir ausgingen, drückt die Idee der kriegerischen Christenheit, wie sie in dem Mittelalter erschien, in einer universalen Dichtung aus. Die Helden, deren Thaten es schildert, die Feinde, die es bekämpfen läßt, haben keine andere Bedeutung als von dieser Idee aus; sie sind nicht in freier Wahrnehmung empfangen und wiedergegeben; sie liegen außerhalb der Natur der Dinge; sie sind sich darum so gleichartig, weil sie von dem Gedanken gefesselt sind, den sie ausdrücken.

Als nun das Leben sich individueller entwickelte, als die Studien des Alterthums erwachten — ohne daß man doch jene Dichtungen, die man lieb gewonnen, da sie einen Grundzug des Daseins in sich darstellten, darum verlassen hätte, — machte man einen Versuch, sie mit dem Sinne späterer Zeiten zu durchdringen, darin umzudichten.

Dazu war nun vor allem eine entschlossene Lossagung von der Idee der Kirche nothwendig. Wir sahen, wie diese Trennung, dieser Gegensatz zuerst in dem Werke Pulci's hervortritt, einer wilden Composition, die aber in Fülle der Ideen, Kühnheit der Conceptionen, Mannigfaltigkeit der Erfindungen und unbewußter Poesie ihres Gleichen nicht hat. Er bahnte den Weg. Die alte Dichtung durchdrang er zuerst mit den Gedanken und der Sinnesweise eines anderen Jahrhunderts.

Hierauf zeigte sich der Einfluß der classischen Studien. Pulci kannte das Alterthum; doch tritt es bei ihm mehr als Gelehrsamkeit und ohne sichtbaren Einfluß auf die Form hervor. Wann aber wirkten die antiken Formen überhaupt tiefer und vielseitiger als gegen das Ende des fünfzehnten, am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo vermöge des Antriebes, den sie gaben, Baukunst, Sculptur und Malerei einen neuen Schwung empfingen und die ganze Literatur umgebildet ward. Bei der ersten Begegnung der antiken Formen mit den modernen Stoffen war die Wirkung am lebendigsten, geistigsten; auch in unserem Gebiete.

Bojardo's vornehmstes Verdienst ist es, jene einförmigen Charaktere der Romantik mit menschlicher und individueller Wahrheit belebt zu haben. Ariosto folgte ihm nach; er überwand die Manier des Mittelalters im Ausdruck; er arbeitete seinen Stoff bis in die kleinsten Züge naturgetreu aus. Sie wetteiferten mehr mit dem Alterthum, als daß sie es nachgeahmt hätten; sie ließen den romantischen Ideen ihre poetische Gerechtigkeit widerfahren; so brachten sie es zu Gestalt, Anmuth und romantischer Schönheit.

Aber immer fleißiger und ausgebreiteter wurden die Studien des Alterthums getrieben; in der nationalen Gesinnung ging eine Veränderung vor, bis in die Formen des Privatlebens, der geselligen Mittheilung sichtbar: — nach einiger Zeit schritt man zu neuen Forderungen und Versuchen fort. Noch viel näher wollte man sich den Formen des Alterthums anschließen. Man unternahm, epische Gedichte nach den Regeln des Aristoteles hervorzubringen; man suchte den Ausdruck besonders der lateinischen Dichter, ihre Würde und Reflexion auf den romantischen Stoff überzutragen.

Wir könnten nicht sagen, daß es mit diesem Bestreben sehr gelungen wäre. Es ist eine Epoche, wie sie auch in der Kunstgeschichte eintritt, der Nachahmer Michelangelo's und Raphaels, wo die inneren Motive erkalten und man sein Heil in der Weiterbildung eines der früheren Kunstübung abgelernten Formellen sucht.

Was nun damals allen Bestrebungen in der Kunst und allgemeinen Literatur ein neues Leben gab, war die Restauration der kirchlichen Ideen.

In der Poesie nehmen wir ihre Wirkungen zunächst in Tasso wahr. In der Gerusalemme liberata finden wir eine Vermittlung aller Momente: Verständniß und Gefühl für den romantischen Stoff; Ernst und Gehaltenheit der Darstellung; eine sehr umfassende Kunde des Alterthums und Nachahmung desselben nach den aristotelischen Regeln; Erneuung der christlichen Ideen auch in dem Gedicht. Allerdings ist dies Werk weder in Tiefe und Größe mit Dante, noch in Lebendigkeit und Fülle der Anschauung mit Ariost zu vergleichen; aber es ist eine glückliche Vereinigung der mannigfaltigen Bestrebungen des Zeitalters, im rechten Moment concipirt und hingeworfen: nicht die Hervorbringung eines großen Genius voll ursprünglicher Schöpferkraft, aber die gelungene Arbeit eines empfänglichen, fleißigen, phantasiereichen, gelehrten Bildners und Poeten.

Auch war es nur ein Produkt des Momentes. Weder in Tasso selbst, noch in irgend einem Zeitgenossen wäre ein gleiches ein

Jahrzehent später möglich gewesen. Denn mit nichten hielt man an dieser Stelle fest; man ging weiter und weiter, aber freilich dann auch aus dem Kreise poetischer Möglichkeiten heraus; erst später suchte man den verlassenen Standpunkt wieder zu gewinnen, einen Standpunkt, der, wie an sich, so durch die Vereinigung mehrerer Grundbestrebungen, welche in den romanischen Nationen mit einer gewissen Nothwendigkeit herrschen, für sie auf alle Zeit bedeutend blieb. Tasso hatte ihn zuerst eingenommen und die Form angegeben, die man dort alsdann weiter ausgebildet und zur Bedingung aller Darstellung gemacht hat, — gegen deren Allgemeingültigkeit erst unsere Tage einen nachhaltigen Widerspruch erheben sahen.

Nachträgliche Bemerkung.

Da ich S. 233 der Papiere aus der Casa Falconieri gedacht habe, so will ich doch nicht versäumen, hinzuzufügen, daß der erste Theil derselben soeben wirklich erschienen ist (Lucca 1837). Noch ist das Buch nicht in unsere Gegenden gelangt, aber ausführliche Inhaltsanzeigen benachrichtigen uns, daß es von jenem geheimen Verhältniß Tasso's zu der Prinzessin Leonore, das man hier in allen Details hervortreten zu sehen erwartete, auch nicht das Mindeste enthält. Natürlich! Schon Serassi benutzte dieselben Papiere, und dieser ehrenwerthe, gelehrte und alles Zutrauens würdige Mann ist es gerade, der von allen den romanhaften Erzählungen am entschiedensten nichts wissen will. Mit Freuden würde ich aus neuen Dokumenten neue Kenntniß schöpfen: jetzt ist der Stand der Sache folgender. Für jene Erzählungen werden einige Briefe und Gedichte angeführt, die aber sämmtlich nichts enthalten, was sich nicht auch anders erklären ließe. Welch ein mißliches Unternehmen ist es überhaupt, aus den leichten Schöpfungen der Phantasie eines Poeten die realen Verhältnisse und Lebensbeziehungen desselben ernstlich ermitteln zu wollen. Man mag doch darüber Lessing einmal wiederlesen! In unserem Falle stehen aber auch die überdies in sich unzusammenhängenden Resultate eines solchen Bemühens mit allen glaubwürdigen Zeugnissen im Widerspruch. Da ist gleich der Brief M. Venier's an den Großherzog von Toskana, einen Herrn, dem wahrhaftig die etwanigen Anzüglichkeiten der ferraresischen Hofgeschichte nicht verschwiegen zu werden brauchten; den Tag nach der Gefangennehmung Tasso's, über welche dieser Brief überhaupt die einzige glaubwürdige

16*

Meldung enthält[1]). Venier schreibt das Unglück Tasso's, den er von Herzen bedauert, den melancholischen Grillen desselben, der Einbildung, daß er ein Ketzer sei, zu. Dann folgen alle die eigenen Erklärungen Tasso's, zuweilen abrupt und in der Aufwallung hervorgestoßen, zuweilen sehr ausführlich und eingehend (z. B. Opere S. VIII. S. 255)†), die aber einen ganz anderen Gang seiner Entwicklung nachweisen. Diese Entwicklung, welche leider der gesammte spätere Verlauf seines Lebens und Dichtens fortführt, diese Rückwirkung der allgemeinen, eine Zeit beherrschenden Tendenzen auf den individuellen Geist, der sich ihnen unterwirft, aber von ihnen zerstört wird, ist es auch allein, weshalb der ganzen Sache gedacht worden ist.

1) Serassi S. 247 [in der von Guasti besorgten Ausgabe der Vita di Torquato Tasso I S. 341, in seiner Edition der Lettere I S. 228].

†) In der Ausgabe der Lettere von Guasti nr. 123 II S. 25 ff.

VII.

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

(Veröffentlicht in „Nord und Süd, eine Deutsche Monatsschrift", 1878, April und Mai; hier wiederholt mit einer Reihe von ungedruckten Nachträgen.)

Die sieben ersten Abschnitte der Abhandlung, Zur Geschichte der italienischen Kunst, sind im April und Mai des Jahres 1878 in dem 4. und 5. Heft des fünften Jahrganges der deutschen Monatsschrift Nord und Süd S. 50—75 und S. 153—172 zuerst veröffentlicht worden; sie werden unter Beseitigung einiger Versehen der Nachschrift oder des Druckes wiederholt.

Einer Bemerkung bedarf wohl die in der Abhandlung vorkommende Erwähnung eines Malers Michelangelo, genannt Andine, dem Ranke S. 267 und 271 die beiden in der Kirche Sta. Maria Maggiore zu Spello befindlichen Frescobilder mit der Jahresbezeichnung 1521: Maria mit dem Kinde und eine Pieta, das erstere rechts, das letztere links vom Hochaltar, zuschreibt. Ohne Zweifel ist er dazu durch die Worte, die an der Thronstufe der Pieta stehen: Michāl āgelus Andinez, und durch die ganz richtige Annahme, daß die eine, wie die andere Darstellung von demselben Künstler herrührt, veranlaßt worden. In der That aber sind beide Gemälde von der Hand Pietro Perugino's. Für die Pieta wird dies durch die Aufschrift auf zwei vom Thronhimmel herabhängenden Bändern: Petrus de Chastro plebis pinxit bezeugt; für dieses nnd das andere Bild zugleich ist es durch Guardabassi, Indice Guida dei monumenti pagani e cristiani, riguardanti l'istoria e l'arte esistenti nella provincia dell' Umbria S. 268 dokumentarisch erwiesen worden. Danach dürfte jener Michelangelo wohl nur als Gehülfe Perugino's betrachtet werden können, wie denn die von Ranke S. 272 erwähnte Pieta des letzteren eben die zu Spello ist.

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

Bei meinem Aufenthalt in Italien vom Herbst 1828 bis zum Januar 1831 war es mir oft unangenehm, daß Bibliotheken und Archive nicht früher geöffnet und vielleicht etwas später geschlossen wurden. Daraus erwuchs mir aber der Vortheil, daß ich in den Stunden, die mir frei blieben, die Kunstschätze, an welchen Italien so reich ist, ebenfalls auf meine Weise studiren konnte. Indem ich Gallerien, Paläste und Kirchen, in denen dieselben sich finden, fleißig besuchte und dann das Gesehene bemerkte und combinirte, entstanden mir Ideen über die Geschichte der italienischen Kunst, die ich unmittelbar nach meiner Rückkunft niedergeschrieben habe; ich kam damit am 6. April 1831 zu Stande. Es war ein Entwurf, den ich später einmal auszuführen gedachte, wozu ich aber nicht gekommen bin, noch auch hoffen darf zu kommen. Ich habe seitdem das kleine Manuscript unberührt liegen lassen. Ob ich nun nicht besser daran thäte, es auf ewig in Vergessenheit zu begraben? Nachdem in der Geschichte der Kunst so viel gearbeitet worden ist, kann meine Skizze unmöglich den Resultaten der heutigen Forschung homogen sein. Aber bei erneuerter Durchsicht fand ich doch auch Manches, was noch nicht gesagt worden ist, Individuelles und Allgemeines, und ich entschloß mich, wenigstens die früheren Abschnitte des kleinen Werkchens mitzutheilen. Sie erscheinen hier bis auf wenige Sätze ebenso, wie sie ursprünglich geschrieben worden sind; nur die Anmerkungen sind von neuerem Datum.

1. Grundlage und Anfänge.

Es kann nicht Unfähigkeit gewesen sein, was Bildhauer und Maler die so langen Jahrhunderte des Mittelalters in dem Formlosen zurück-

hielt; die Bauwerke zeigen, was man Großes zu ersinnen, die Zierathen den Grad der Feinheit, den man zu erreichen vermochte; ihre Intention ging vielmehr auf etwas Anderes.

So wie wir in die Basiliken treten, empfängt uns das musivische Bild des Heilandes mit seinen Aposteln, welche in großen Gestalten die Apsis einnehmen. Man weiß, daß die christliche Basilika unmittelbar aus der heidnischen herübergenommen worden. Es ist allemal sehr merkwürdig, daß auch die heidnische Basilika in ihrer Apsis ein Augusteum, einen Tempel der Cäsaren, enthielt, mit welchem sie schloß; dort waren die Bilder der Kaiser. Als das Christenthum die Menschenvergötterung stürzte und der Anbetung der Cäsaren die Anbetung des Sohnes Gottes entgegensetzte, erhob sie auch an geweihter Stätte den Gottes- und Menschensohn an ihre Stelle. So ward die Basilika unmittelbar zur Kirche. In der Regel sieht man dann den Menschensohn, mit seinen Aposteln antik gekleidet, die Menschenform mehr typisch als nachgeahmt, großartig, schrecklich. Oder man erblickt die Mutter Gottes, groß, schlank, aber ganz und gar verhüllt, nur die Gesichtszüge sieht man; und die Arme mit steifer Bewegung von der Brust herausstreckend, wendet sie gleichsam segnend das Innere ihrer Hände der Gemeinde zu. Zuweilen sind die Namenszüge hinzugesetzt. Es ist nun diese heiligende Abbildung des Göttlichen, was man ohne weitern Anspruch beabsichtigt. Oder es ist das Symbol. Man hat kein Arg dabei, wie in S. Stefano zu Bologna und an so vielen andern Orten, die Evangelisten geradezu durch ihre Abzeichen darzustellen und diesen die Namen derselben hinzuzufügen. Man versinnbildet Christus als das große Lamm unter zwölf Lämmern.

Oder man schreitet endlich bis zur Darstellung des Geheimnisses oder der heiligen Geschichte fort. Nicht allein durch Worte unterrichtet man. Auch der Anblick belehrt. Die Umgänge in San Marco enthalten die wichtigsten Momente der heiligen Geschichte oft mit einer fast anstößigen Naivetät. Vorzüglich merkwürdig fand ich eine uralte Mosaik in Torcello, die aus den Zeiten des Glanzes und der Größe dieser Insel stammen wird, welche so früh verloren ging. Hier ist Kreuzigung und Weltgericht nach griechischen Begriffen dargestellt. In der höchsten Abtheilung sieht man den Gekreuzigten, in der darauf folgenden den Auferstandenen, wie er, das Kreuz in der Hand, die Erzväter erlöst. Dann folgt das Weltgericht. Auf dem Regenbogen sitzt er, um ihn die Apostel: tiefer hinab geben Erde und Meer ihre Todten her; dann folgt weiter zu seiner Rechten das Paradies und priesterliche Chöre; zu seiner Linken Fegfeuer, Satanas und Höllen-

strafe. Hier hat man Mythe und Geheimniß darzustellen gewagt. Das Paradies ist verschlossen und von dem Cherub bewacht; man sieht davor einen Mann mit dem Kreuz; ferner eine Frau, einen alten Mann mit Kindern. Es ist die altchristliche Mythe. Der Mann mit dem Kreuz ist der gute Schächer; der alte Mann ist Abraham, der die auserwählten Seelen auf seinem Schooße und zu seinen Füßen hat, die Frau ist Eva. Wenn man aber von dem Stuhl Christi einen rothen Strom nach dem Fegfeuer fließen sieht, aus welchem Engel die Sündigen erretten, so ist dies schwerlich, wie man es erklärt hat, ein Feuerstrom, um jenes Fegfeuer anzuzünden; es ist vielmehr der Strom des rettenden Blutes, durch dessen Verdienst Jener Erlösung vollbracht wird. Die ganze Auffassung ist groß gedacht, erschreckend und belehrend. Dieser Anblick erzählte der Gemeinde Mythe und Geheimniß der Kirche. Dazu allein sollte er dienen. Hier ist kein Hervordrängen der Form, es ist Alles gigantisch, von Bedeutung und aufgegangen im Dienste der Kirche.

Wohl mag es sein, daß Kunstgriffe der Technik vorhanden waren, welche später verloren gegangen sind. Allein übrigens sind diese Gestalten der ältesten Maler isisartig, ja mumienhaft; Bewegung und Haltung dem Herkömmlichen völlig untergeordnet; nur in den Extremitäten sind sie ausgebildet.

Es war ein großer Schritt selbst in Bezug auf die Religion, als man sich zuerst von dem Herkömmlichen und Ueberlieferten zu dem Gefühl der Form und der Freiheit sie zu suchen erhob.

Schon im dreizehnten Jahrhundert hatte die aufblühende Bildnerei es gewagt, von dem Gewohnten, Altherkömmlichen abzuweichen. Für dies Bestreben ist nichts bezeichnender als ein Relief an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa. — Bei der Geburt des Heilandes liegt Maria allerdings auf einem symbolisch von Lämmern getragenen Bette; allein sie liegt darauf in der Haltung einer römischen Kaiserin; in ihrem Antlitz nichts von jungfräulicher Verschämtheit und Demuth, sie ist ganz Stolz und Adel. Mit einer fast heidnisch göttlichen Hoheit hält sie in der Anbetung ihr Kind dem Könige entgegen. Eben hier sind alle Köpfe bis zur Vollendung ausgearbeitet.

Bei Niccolò Pisano, dem Schöpfer der modernen Plastik, dem auch dieses Denkmal angehört, finden sich allenthalben Spuren der Nachahmung antiker Kunstwerke, die er eben in die Kirchenmonumente einflicht, welche er zu entwerfen hat[1]).

---

1) Das Moment, das mir bei dem ersten Anblick imponirte, finde ich bei Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, VII, S. 276 mit vortrefflicher Kennt-

Je sorgfältiger übrigens die Ueberlieferung beibehalten ist, um so mehr machen diese Abweichungen Eindruck. Aber dabei wird man doch auch den Widerspruch inne, der in der einen und der andern Auffassung liegt. Und es ließ sich nicht erwarten, daß auf diese Weise die christliche Kunst umgestaltet werden würde. Denn nicht allein auf Ausübung künstlerischer Fertigkeiten kam es an, sondern zugleich auf Darstellung des vollen religiösen Inhaltes der Ueberlieferung. Nur langsam und zaghaft ließ sich die Malerei in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer Veränderung herbei.

Die Madonnen des Cimabue[1]) gehören noch ganz zu der Familie jener griechischen Gottesmütter, deren eine den Anfang der Florentiner Gallerie macht. Was bewirkte aber, daß man, wie die Sage geht, ein Bild dieses Meisters Karl von Anjou feierlich zeigte; daß es einer Straße den Namen gab? In Sta. Maria Novella wird eben dieses Werk aufbewahrt. Noch sind Mutter und Kind kolossal, das Kind halb entblößt; wie auf griechischen Bildern und in der Art und Weise derselben sitzt ihr das Kind im Schooß; nur durch eine kleine Aenderung in der Lage und die damit zusammenhängende Ausstreckung der Hand ist es der Natur angenähert; der Ausdruck der Mutter bleibt sehr einfach. Wenn aber in den griechischen Bildern die Gesichtszüge mehr die Menschengestalt andeutend, als abbildend erscheinen, so sind sie hier entschieden menschlich. Vom Individuellem jedoch, wie von dem Ideal finde ich sie gleichweit entfernt; auch die Nebensachen einförmig[2]).

Ueber die Werke, welche diesem Meister in der oberen Kirche von Assisi zugeschrieben werden, zu urtheilen, ist schwer, einmal weil man nicht weiß, wie viel an ihnen echt, sodann weil sie von den Einwirkungen der Zeit ziemlich stark gelitten haben.

An seinen Werken sah man, sagt Philipp Villani, daß die alten Maler geirrt hatten[3]). Es ist der erste Versuch, die religiösen Darstellungen der Natur anzunähern, was man an ihm rühmte.

---

niß hervorgehoben. Niccolò Pisano war um 1206 geboren und starb nach dem Jahre 1277.

1) Daß Giovanni Cimabue in Pisa arbeitete, ist durch die von Ciampi (Notizie inedite della sagrestia Pistojese de' Belli Arredi del campo Santo Pisano) herausgegebenen Documente bewiesen. Er war zu Florenz 1240 geboren und ist nach dem Jahre 1302 verstorben.

2) Des Bildes, von dem anderwärts Copien existiren, wird bei Förster, Geschichte der italienischen Kunst, II, S. 189 ff. ausführlich gedacht. Auf ihn hat es noch größeren Eindruck gemacht als auf den Autor.

3) Le vite d' uomini illustri Fiorentini S. LXXX in der Ausgabe von Mazzuchelli, Venedig 1747.

2. Giotto und seine Nachfolger.

So fand Giotto die Bahn eröffnet[1]). Der Versuch war gemacht, Gesichtszüge und Bewegungen der Natur anzunähern. Mit einem außerordentlichen Talent der Auffassung, ja mit wahrem Genius begabt, legte er Hand an, den Gestalten Bedeutung und wesentlichen Inhalt zu geben. Es ist wahr, daß man ihm aller Orten viele zweifelhafte Sachen zuschreibt; anderwärts sind die echten Werke entweder durch die Zeit oder durch spätere Hand zu Grunde gerichtet.

An dem Werk in Sta. Croce zu Florenz, das, obwohl nur auf dem Rahmen, mit den Worten Opus magistri Jocti bezeichnet ist, zweifelt selbst der entschlossenste Leugner nicht. Es ist eine Krönung der Jungfrau. Die Menge der Engel und Heiligen auf den beiden Nebentafeln bildete gewiß eine große Aufgabe für diese junge Kunst. Man wird die Mannigfaltigkeit der Physiognomien bei einem der Wahrnehmung so wenig Raum lassenden Gegenstande, die Abstufungen der Bewunderung, der Hingebung und Anbetung, wie sie hier lebendig erscheinen, anzuerkennen haben.

Unbezweifelt und durch die nämliche Inschrift, aber nicht blos auf dem Rahmen, beglaubigt, ist ein anderes Bild, von dem man eine Hälfte in Mailand, die andere in Bologna aufbewahrt. Hier tritt uns in S. Paul schon ein glücklich aufgefaßter Charakter entgegen. Es ist ein Mann, obwohl mit der Glatze, aber noch kräftig, in den besten Jahren; seine Haltung königlich: seine Stirn gebieterisch und voll Nachdenken.

Man versichert, daß eine unzweifelhafte Urkunde vorhanden sei, welche das Abendmahl in dem Refectorium zu Sta. Croce dem Giotto vindicire. Es ist wahr, daß in demselben die Lage des Johannes, wahrscheinlich die nämliche, wie sie in früheren Werken vorkam, unbeholfen ist; und auch einiges Andere mag minder wohl gerathen sein; allein in den meisten Gestalten ist eine mit Feinheit vollzogene Nachahmung der Natur sichtbar. Ich will Das nicht auf jenes genaue Eingehen in die Verhältnisse der festen Gesichtstheile beziehen, wie man dies an gelungenen Porträts lobt; allein es ist in ihm eine Wahrheit, Wärme und Majestät, welche Bewunderung erweckt. Leider geht dies Werk von Tag zu Tag seinem Untergang mehr entgegen. Von den dreizehn Gestalten sind nur noch sieben in gutem Zustand, und wer weiß wie

---

1) Nach der glaubwürdigsten Angabe ist Ambrogiotto Bondone im Jahre 1266 geboren und 1336 verstorben.

lange. Schon dringt das vernichtende Naß bis in die Nähe des Heilandes heran.

Andere seiner Werke mögen gegründetem Zweifel Raum geben oder, wie jenes von Assisi, schlechter erhalten sein. Vielleicht bedeutender als alles Andere ist die Capelle der Arena zu Padua.

Das Zeugniß des Benvenuto von Imola läßt keinen Zweifel übrig, daß die Malereien nicht von seiner Hand seien[1]); sie sind so gut wie unberührt[2]).

Es ist eine Capelle, in der Giotto die Wand des Eingangs und die zwei Seitenwände bis zu dem Chor hin in der Weise jener Alten ausgeschmückt hat, welche die heilige Geschichte und die letzten Dinge auf diese Weise vorzustellen liebten.

Mit aller Wärme, welche Liebe und Schrecken einflößen kann, stellte Giotto über dem Eingang das jüngste Gericht dar. Die Seligen sind bekleidet. Sie sind in der Regel der wohlbekannte Idealkopf des Giotto, der mit verschiedenen Abwandlungen wiederkehrt; in einigen finde ich ein inniges, vor Liebe und Freude verlangendes Hinschauen auf die Gottheit. Auf der anderen Seite erscheinen die Verdammten: in grubenartigen Abtheilungen mannigfaltig gepeinigt; in gräulicher Gestalt steht der Fürst der Unterwelt zwischen ihnen. Diese Vorstellung ist minder gigantisch, geheimnißvoll und mythisch, als jene zu Torcello, aber vielleicht ist sie nicht minder wirksam, weil sie sinnlich leichter zu ergreifen und anreizender.

Das eigentliche Verdienst des Giotto in unserer Capelle dürfte man indessen nicht in diese Fresken setzen.

Damit Jedermann erfahre, womit Seligkeit erweckt und verscherzt werde, hat Giotto längs den Wänden zur Seite der Hölle die Laster, zur Seite des Himmels die Tugenden dargestellt.

Was an sich nur begrifflich zu denken wäre, hat er unmittelbar versinnbildet. Aus dem Munde des Neides geht die Schlange hervor, die ihm sein eigenes Gehirn frißt; das Scepter der Ungerechtigkeit, welche in dem Throne sitzt, ist mit Haken bewaffnet, und geballt sieht

1) In den Commentarii super Dantes poëtae comoedias, bei Muratori, Antiquitates Italicae medii aevi. T. I, S. 1185 E.

2) Als ich dies schrieb, war die Capelle, wenn auch nicht unbekannt, doch unbeachtet. Der geistvolle Kenner von Rumohr würde, Italienische Forschungen II, S. 72 ff., ein anderes Urtheil über Giotto gefällt haben, wenn er ihr seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Die Malereien sind seitdem durch italienischen, englischen und deutschen Fleiß allgemein bekannt geworden. Besonders hat ihnen E. Förster, a. a. O. II, S. 241 ff., eine ausführliche Schilderung gewidmet.

man ihre klauenartigen Fäuste. Der Unglaube (infidelitas) hält ein Idol auf seinen Händen, welches ihm hinwiederum den Nacken gefesselt hat. Die Unklugheit schlägt mit einer Keule nach den Fliegen, während die Klugheit sinnend mit einem Zirkel sitzt. Nicht so ganz sinnlich natürlich konnte er die Tugenden abbilden; doch sind sie unverkennbar; selbst die Hoffnung ist glücklich hingeworfen.

Aber nur den unteren Theil der Wände nehmen diese Abbildungen ein; über ihnen sind in vielen Abtheilungen die wichtigsten Momente aus dem Leben der Jungfrau und des Heilandes dargestellt.

Hier ist es nicht mehr die dogmatische Mythe; es ist nicht mehr Allegorie; es ist das Leben selbst, das Giotto in gelungenen Phantasiestücken vergegenwärtigt. Wohl erkennt man an ihm das Studium der alten Ueberlieferung, die er festhält. Einige Zustände aus dem Leben der Jungfrau kann man nur aus den Pseudoevangelien erklären.

Andere Meister haben den Ausdruck der Gesichtszüge weiter ausgebildet, die Wirkungen von Licht und Schatten kunstvoller gezeigt; in einfacher und klarer Auffassung des Lebens, in der Poesie der Composition möchte ich Giotto hinter keinen Anderen zurücksetzen. Ich wüßte nicht, welche Grablegung, so viel es ihrer auch gibt, mit einer vollkommeneren Wahrheit aufgefaßt wäre. Hier ist keine Möncherei und keinerlei ungehörige Fiktion. So tief und innig und mannigfaltig ist die Klage; und Nicodemus, der wie betroffen über diesen Anblick, mitleidsvoll erstaunt, wie er mit gefalteten Händen dasteht, ist ein vollkommener Mensch. Der zum Himmel erhobene Erlöser ist frei von jenem nach Erden schauenden Selbstgefühl, was ihm Spätere geben: nach vollendetem Erdenleben, vollen Fluges, mit ausgebreiteten Armen eilt er dem Vater zu. In allen diesen Darstellungen, von der ersten bis zur letzten, ist der Versuch sichtbar, das religiöse Moment mit der Vergegenwärtigung des menschlichen eigenthümlich aufgefaßt zu verbinden.

Sollte es uns wohl sehr kümmern, wenn hier ein mechanisches Talent in Farben und Technik das Ungewöhnliche leistete? In dieser menschlichen Darstellung erscheinen die Bestrebungen eines, sei es von dem Gefühl der Schönheit, sei es von höheren Gedanken erfüllten Geistes. In anderen Werken des Giotto findet sich die nämliche Tiefe, ja Unergründlichkeit der Physiognomie —; jede seiner Figuren ist geistig empfunden; — seine Vorstellungen der heiligen Geschichten sind sinnlich warm, ohne daß sie den religiösen Forderungen Abbruch thäten. Sie sind ein schönes Denkmal dieses bestrebungsreichen Jahrhunderts. Ueberhaupt traten nun die Zeiten eines allgemeinen Umschwunges der

Studien und der Cultur in Italien ein. Von dem Latein der Schulen riefen die Alten zu der echten Sprache der Römer zurück; das mütterliche Idiom, welches die Jahrhunderte zu einer von seinem Ursprung ganz abweichenden Gestalt gebildet hatten, faßte man das Herz, auch in Schriften zu brauchen. Ein Ereigniß umfassendster Bedeutung ist es doch, daß Dante, der in Sprache und Poesie das Beste leistete, mit dem Erneuerer der Malerei in jenen Räumen der Arena zusammengekommen ist.

Giotto, der sich in Toskana, Umbrien, Rom, Neapel und der Lombardei aufgehalten, hatte eine ungemeine Wirkung.

Ein solcher Geist beherrscht natürlicher Weise seine Nachahmer auf lange Jahre hinaus, doch ist es zu viel gesagt, daß er die Entwicklung der Kunst aufgehalten habe. Sowohl in Denen, welche seinen Weg hielten, als in Denen, welche etwa nicht, läßt sich doch, und wir glauben ohne Täuschung, ein Fortschritt wahrnehmen.

Selbst einige Werke des Giottino, wie die Erscheinung der Jungfrau, sind mit großer Wahrheit ausgeführt[1]). Agnolo Gaddi, der Sohn Taddeo's, welcher vierundzwanzig Jahre in der Schule Giotto's gearbeitet hatte, malte den Chor von Sta. Croce[2]). Nicht allein die Gruppirung der Kreuzauffindung ist reich und lebensvoll, ohne überladen zu sein. Einige seiner Gestalten nähern sich — ich erinnere nur an die beiden Begleiterinnen der heiligen Helena — der Größe und Schönheit antiker Formen. In S. Miniato arbeitete Spinello in verwandtem Sinne[3]). Was er in Farben zu leisten fähig war, hat er wenig gezeigt. In den wohlerhaltensten Bildern sind es lauter Mönche in weißen Kleidern, was er darstellt. Allein leugnen dürfte Niemand, daß z. B. jener Alte, der mit seinem Stabe am Bette des Sterbenden steht, in Motiv und Ausdruck nicht streng gedacht und in seiner Art vortrefflich wäre. Leicht der geistig bedeutendste von Denen, welche im Camposanto zu Pisa arbeiteten, ist Andrea Orcagna[4]). In dem Triumph des Todes stellt er der Verwesung, die er ohne Schonung abbildet, Diejenigen zur Seite, welche ihre Tage spielend leben und unbekümmert um die Zukunft in heiterem Genusse schwelgen; — allein schon steht der Tod neben ihnen; noch kein Geripp, aber mit der Sense:

---

1) Tommaso Giottino ist um 1324 geboren; sein Todesjahr ist unbekannt.

2) Er war 1336 geboren und verstarb im Oktober 1396.

3) Spinello, zu Arezzo geboren, ist daselbst am 14. März 1410 im Alter von 92 Jahren verstorben.

4) Andrea di Cione Arcagnuolo; sein Tod fällt zwischen die Jahre 1368 und 1376.

furchtbar fliegt ihm sein Hauptthaar rückwärts. Glücklicher selbst, als Giotto, wußte er in dem jüngsten Gericht die Gesichtszüge der Heiligen, wie sie in hingebendem Entzücken der himmlischen Erscheinung Christi, seiner Mutter und den Aposteln zugewendet sind, auf das mannigfaltigste abzustufen. In den Verdammten ist es nicht sofort die Strafe; es ist eine Klage, ein tiefes Sehnen, ein schmerzliches Verlangen des Zurückgewiesenen. Er sucht es uns so deutlich und andringend wie möglich zu machen. Zur Seite der Erwählten sieht man einen Mönch aus seinem Grabe hervorgezogen: er wird zu den Verdammten fortgewiesen. Ein anderer ersteht zur Seite des Verdammten, sein Schutzengel führt ihn fürbittend vor S. Michael. Diese Gruppe, des auferstandenen Erwählten, des bittenden Schutzengels, des gewährenden Michael, ist großartig und voll Gefühl. Ich will das jüngste Gericht, das man in Sta. Maria Novella in Florenz von dieser Hand sieht, nicht mit dem pisanischen vergleichen: vielleicht ist es Niemand vergönnt, denselben Gegenstand zweimal mit gleicher Vortrefflichkeit vorzustellen. Allein große Züge hat auch das andere. Glücklich sind die zu der Herrlichkeit eingehenden, wie sie zögern, sei es aus Demuth, sei es aus einem übermächtigen Gefühl des Entzückens.

Man wird nun wohl inne, worin der Charakter dieser Bemühungen liegt, die sich um Giotto her gruppiren und mit seinem Namen bezeichnet werden könnten.

Sie machen es sich zur Aufgabe, die mystischen Vorstellungen, welche die Kirche früher geradezu überlieferte, symbolisch-typisch auszudrücken, um die heiligen Erzählungen, in denen man ehedem nur das Wunder abbildete, den Menschen näher zu bringen. Daher wählt diese Zeit nur würdige und große Gegenstände. Dahin führte der republikanische Geist der Communen, der noch eine religiöse Ader in sich trug. Was diese stadtbeherrschenden Zünfte, die ihres Reichthums und ihrer Größe im Dienste Gottes inne werden wollten, zu solchem Zwecke auf den Mauern der heiligen Gebäude abbilden ließen, oder was selbst ein Privatmann, wie es auf diesem und jenem Bilde heißt, für seiner Seele Heil darstellen ließ, konnte nicht so leicht profan sein. Es sind dies, wie wir sehen, die heiligen Geschichten in einfachster Auffassung, die jüngsten am Ende der Welt zu erwartenden Dinge; oder die große kirchliche Mythe, etwa wie S. Thomas mit seinem Buche und S. Petrus mit seinem Schlüssel von Gott berührt und dadurch geheiligt werden, was man vorzugsweise vergegenwärtigt; es ist das Diesseit und Jenseit. Man faßte dies auf die naivste Weise beinahe handgreiflich ab. Bei Spinello sieht man die Seele des eben Gestorbenen auf einer schrägen

Stiege gen Himmel fahren: ein Engel empfängt sie, ein anderer kommt ihr nach; die an dem Bette Anwesenden sehen sie. So wird bei Simone de' Crocifissi zu Bologna die Seele der Madonna nach ihrem Tode von dem Erlöser empfangen und ruht in seinen Armen, wie er in irdischer Gestalt in den ihren[1]).

Bei Orcagna sieht man die Seelen aus dem Munde der Gestorbenen unmittelbar zur Verdammniß oder zur Begnadigung hervorgehen; ja an dem Schatten des Mönchs bemerkt man die Tonsur. Teufel und Tod werden selten abgebildet. Wir sehen, wie der Geist des Bildners sich eines noch völlig unbearbeiteten Stoffes bemächtigt. Was ihm Dogma, Lehrmeinung, oder auch der noch nicht durch Poesie geläuterte Volksglaube darbietet, stellt er ohne Bedenken und ohne immer das Häßliche zu vermeiden, doch auch mit einer Frische und Jugendlichkeit, wie sie nie wieder erschienen ist, dar.

Für ihre Darstellungen fanden diese Meister große geheiligte Räume, ja ganze Kirchen und Capellen, wie in Assisi, Macerata, Padua, oder die weitläufigen Umgänge eines Campo Santo. Sie bilden diese Räume gleichsam zu einem aufgeschlagenen Buche um. So ist mir das Capitel der Dominikaner zu Treviso bemerkenswerth gewesen. Durch eine Darstellung der Kreuzigung, in großen Gestalten, zu des Herrn Seite S. Petrus und S. Paul, bei der von nachahmender Darstellung des menschlichen Leibes wenig die Rede sein kann, indem man sich begnügt hat, nur die Linien genau zu markiren, welche die Gesichtszüge bilden, hat man den Raum geheiligt. Zu der Seite desselben hat man in dem vierzehnten Jahrhundert in den oberen Räumen die Notabeln des Ordens abgebildet: zu ihrer Rechten zuerst zwei Heilige, alsdann die Seligen, zu ihrer Linken zwei Päpste und darauf die Cardinäle des Ordens. Beide Reihen treffen über der Thür des Eingangs zusammen. Darunter sind die Provinzen des Ordens und ihre verschiedenen kleineren Abtheilungen bildlich verzeichnet; und dieses Capitel ward zu einer Geschichte des Ordens in den ersten zwei Jahrhunderten seiner Existenz. In streitigen Fällen hat man selbst von Rom aus bei diesem gemalten und auf die Mauer geschriebenen Buche anfragen lassen. Unglücklicher Weise wird das nicht so leicht wieder geschehn können. Eine Schule, die in dem Saal eingerichtet worden war und die erst vor Kurzem weggebracht ist, war nicht sehr geeignet, dieses alte Werk zu conserviren.

Wir kehren zu den künstlerischen Bestrebungen jener Zeit zurück. Wie man nur den ersten Schritt machte, das Ideal der Erscheinung

1) Bei den Bildern von Simone de' Crocifissi erscheinen die Jahresangaben 1370 und 1377.

zu nähern, so begnügt man sich, die Gesichtszüge und Bewegung im Umriß darzustellen. Mit wenigen Strichen ist es gethan. Hier sind keine durch das Leben zerrissenen, schwer an den Spuren der Jahre tragenden Physiognomien zu finden. Das Menschenantlitz erscheint fast durchaus heiter, sonnenhaft, naiv; selbst das Alter ist nur durch Würde ausgezeichnet; und der weißwallende Bart gesellt sich zu einem reinen Ausdruck des Gefühls.

In dieser Hinsicht werden wir an die Art und Weise erinnert, welche dieses Jahrhundert auch in schriftlichen Werken beobachtet. Ihre Sprache hat noch jene unschuldige Unmittelbarkeit, welcher die eigenste Bezeichnung dessen, was sie denkt, Natur ist. Die Charaktere, wie sie Dante, wie sie Giovanni Villani schildert, sind eben mit wenigen Zügen vollendet; uns doch unverkennbar. Wohl ist eine Wirkung des Alterthums in beiden Arten des Ausdrucks wahrzunehmen, aber die Gesinnung ist noch durchaus von den christlichen Ideen beherrscht.

Von alle dem, was Italien jemals der Rede Werthes geleistet, ist der Keim in den sinnreichen, jugendkräftigen, glücklichen Bemühungen dieses Jahrhunderts vorhanden.

3. Quattrocentisten.

Es konnte nicht anders sein, als daß man, nachdem man einmal den Weg der Natur ergriffen, auf demselben zu genauerer Nachbildung der einzelnen Gestalt fortschritt.

Schon Duccio in Siena übertrifft wohl in der strengen Ausbildung der Gesichtszüge den Giotto[1]). Giovanni da Milano arbeitet nicht allein Bärte und Hände mit außerordentlichem Fleiß; er schließt sich auch in den feinen Zügen des Gesichts der Natur mit augenscheinlichem Erfolge an. Ich sah einen Hiob von 1365, großartig, entschlossen, heroisch, ein geistig herrliches Gesicht.

Einen neuen Schritt auf dieser Bahn that Fra Angelico da Fiesole[2]). Zwar gehört er im Ganzen noch sehr der Schule der Nachfolger Giotto's an. Die heiteren Antlitze derselben wurden von ihm bis zu dem Engelgleichen verklärt. Aber eine besondere Beschränkung lag über ihm. Gar nicht zu verkennen ist es, daß das Emporkommen

1) Die früheste Erwähnung von Duccio ist aus dem Jahre 1282, die späteste vom Jahre 1339.

2) Joannes Petri del Mugello war 1387 geboren; 1407 trat er in den Orden der Dominicaner ein und starb 1455.

der beiden großen Bettelorden auf die Entwicklung der Kunst einen fördernden Einfluß ausgeübt hat. Die reichen Mittel, welche den Orden zu Gebote standen, und die Bauwerke, in deren Errichtung sie ihren Ruhm sahen, beschäftigten tausend fleißige und kunstgeübte Hände. Aber sie legten den Meistern auch beengende Bedingungen auf. In diesem Zusammentreffen der Kunst und des Klosterlebens hat sich Fiesole, der selbst in den Orden getreten war, entwickelt. Die Anschauungen eines so frommen und eingezogenen Klosterbruders konnten nicht von großem Umfang sein. Ihn beherrschte überdies ein Idealgesicht, das fast allen seinen Darstellungen zu Grunde liegt. Um diese Züge zur Verschiedenheit durchzubilden, sah er sich veranlaßt, sie, nur in sich selber arbeitend, in immer neuen Modifikationen gründlich zu variiren.

Vorzüglich das Dominicanerkloster S. Marco, in welchem er lebte [1]), hat er im Refectorium, Gängen und Zellen mit seinen frommen Werken ausgeschmückt.

In seiner Verkündigung zeigt namentlich die Bekleidung noch einen Rest von griechischer Manier; doch ist die Jungfrau nicht ganz im Licht aufgegangen: es ist in ihr ein irdisches Selbst.

In der Kreuzigung war er nicht versucht, etwa der historischen Wahrheit nachzustreben. Er umstellt das Kreuz mit lauter Heiligen, S. Girolamo, S. Francesco, S. Lorenzo und wie sie Alle heißen. Ueber einem breiten Wandraum stehen sie hier; sie nehmen sich etwas vereinzelt aus; ähnlich unter einander sind Alle; der Maler sucht die Mannigfaltigkeit, doch sucht er sie mit großer Zurückhaltung.

Indessen fehlte es ihm nicht an dem Talent, treffende Motive aufzufinden. Bei der Kreuzabnahme finde ich's so natürlich, daß man den Umstehenden, wie er dies thut, die Nägel und die Instrumente der Marter zeigt. Das Bedauern, das er heilig erscheinen läßt, hält den Betrachter durch die Wahrheit fest, und er kann von diesem Bilde nicht lassen.

In den kleinen, miniaturähnlichen Werken, auf Goldgrund, die besonders charakteristisch für ihn sind, wie in der Krönung der Maria, haben seine Heiligen ihre Insignien in den Händen: die Weihrauchfässer werden geschwenkt, hoch empor sind die Trompeten gerichtet: es ist alles eine einzige erlesene Schaar; trotz alledem ist in ihnen Leben und Ausdruck.

Ich will ihn nicht als einen der ersten Genien preisen; er ist oft genug der Manier nahe und von mönchischen Ansichten nicht frei;

1) Seit dem Jahre 1436.

es ist eben ein Klosterbruder, der seine Phantasien in einer glücklichen und im Ganzen liebenswürdigen Weise überliefert.

Von ganz anderem Stoff war Masaccio [1]). Wohl mögen jene streng markirten Köpfe älterer Männer, die man ihm oft zuschreibt, nicht immer sein Werk sein; aber in den Fresken im Carmine zu Florenz hat er ein sicheres Gefühl für Individualität des männlichen Ausdrucks, für die Wirkung von Licht und Schatten und das Geziemende der Gruppirung an den Tag gelegt.

Betrachten wir indeß im allgemeinen die Stufe, auf der die Kunstübung in dieser Rücksicht in den ersten Jahrzehnten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und in Niederdeutschland stand, so möchte man wohl den Niederdeutschen den Preis geben.

Die Erfindung der Oelmalerei beförderte durch die Erleichterung der Technik die Entwicklung der höheren Leistungen der Kunst.

In den Werken des Johann van Eyck tritt uns das Abbild der Natur unmittelbar, ungesucht entgegen. Diese Könige, welche ihr Opfer dem Kinde darbringen, leben; sie scheinen nicht von vergangenen Jahrhunderten: man sah sie heute und gestern. Es ist hier kein Ideal. Der Meister wußte in der erscheinenden Welt das Edle und Würdige auszuwählen. So ist in der Darbringung im Tempel in der Mutter eine gleichmüthige Größe, in ihrer Begleiterin eine edle junge Gestalt, Nichts als eine solche dargestellt. Schon begann man die Kleidung, etwa den geblümten Damast mit besonderem Fleiß nachzubilden.

Ich habe hier der Vermittelung nicht nachzuforschen, durch welche die niederländischen Kunstbestrebungen auf Italien Einfluß erlangten. Ein solcher traf aber mit dem einheimischen, dem schon entwickelten und gefühlten Bedürfniß zusammen, und gewiß wurde für die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ein anderer Geist herrschend als früher.

In den deutschen Schulen verfiel das Charakteristische oft in das Burleske; die italienischen bildeten es im einfachen Fortschritt zum Idealen aus.

Mit großer Strenge ging Verrocchio [2]) zu Werke. Sein Johannes z. B. ist hager, mit völlig individuellem Gesicht; fern von dem Ideal.

Filippino Lippi erhob sich auch in schwierigen Situationen bis

1) Tommaso Guidi, genannt Masaccio, geboren im Castell San Giovanni di Valdarno am 21. December 1401, ist um das Jahr 1428 zu Rom verstorben.

2) Andrea del Verrocchio war 1435 zu Florenz geboren und starb 1488 zu Venedig.

zum Ausdruck höherer Natur[1]). In der Auferweckung der Drusiana durch den heiligen Johannes in der Capelle der Strozzi nimmt man das erstaunte Gefühl des wiedererwachenden Lebens wahr; sie wacht auf, zwar wie aus einem Traum, aber nicht wie nach dem Schlaf; das Bewußtsein tappt gleichsam nach sich selber.

Noch mangelt hier, wie das Colorit, das der Natur entspricht, so jene Freiheit, welche sich von dem Gegebenen und Ueberlieferten ganz loszumachen den Muth hätte. So suchte unter Anderen Sandro Botticelli Symbole und Natur zu vereinigen[2]). Seine Jungfrau taucht die Feder in das Tintenfaß, das ein Engel hält, um das Magnificat zu schreiben; goldene Strahlen umgeben das Haupt des Heilands: in seinen Händen hält er die geöffnete Granate; dieses starke Symbol strebte Botticelli durch den Ausdruck der Gestalten, innere Hingebung, Freudigkeit und Ruhe zu überwältigen, ja vergessen zu machen.

Die Mönche, mit welchen Cosimo Rosselli[3]) die Einkleidung S. Filippo Benizzi's umgab, beweisen, einmal, wie gut er die Natur faßte, da sie heute noch die nämlichen sind, überdies aber, wie sich dies unfruchtbare Geschlecht demohnerachtet so eigen und vollkommen fortpflanzt.

Es gab in dieser Zeit eine ungemeine Anzahl von Malerwerkstätten in Florenz; und ein Verzeichniß, das uns zufällig zu Handen gekommen, setzt uns in Erstaunen.

Unter allen diesen Meistern thut sich durch strenges und folgerechtes Bemühen vorzüglich Domenico Ghirlandajo[4]) hervor.

Schon in seinem ersten Werke, dem Abendmahl in Ognissanti, hat er die Apostel zu ihrem besonderen Charakter herauszuarbeiten gewußt. Es ist, als hörte man sie reden. Gleichsam bedauernd, daß es mit der Schlechtigkeit der Welt so weit gekommen, lehnt der eine auf seinem Arm. In dem Stirnrunzeln eines anderen liest man das bittere Gefühl, daß auch unter ihnen, unter den Erwählten, ein Verräther gefunden werde. Nur dieser sieht kühn und frech seinen Herrn und Meister an.

Eine solche Art der Charakterisirung übertrug er auf die Behandlung seines Stoffes. Wenngleich der Gegenstand seiner Haupthandlungen

1) Filippo Lippi, genannt Filippino, ist zu Prato 1457 geboren und am 18. April 1504 zu Rom verstorben.

2) Sandro Filipepi, genannt Botticelli, geboren 1447 und gestorben am 17. Mai 1510.

3) Zu Florenz 1439 geboren, am 7. Januar 1507 verstorben.

4) Domenico di Tommaso di Currado Bigordi del Ghirlandajo ist zu Florenz im Jahre 1449 geboren und daselbst am 11. Januar 1494 verstorben; übrigens ist er berühmt als Verbesserer der Technik.

weder neu noch auch sehr glücklich gewählt ist, so weiß er ihn doch durch geistreiche Züge zu erfrischen. Das Präsepe in Sta. Lucia ist durch die kühne Wendung Josephs nach dem die Begebenheit feiernden Himmel glücklich gehoben. Bei der Anbetung der Magier in Sta. Maria degli Innocenti sieht man die Seelen der unschuldigen Kinder, deren Ermordung uns oben entsetzt, tiefer unten, nachdem sie schon zu Heiligen geworden sind, knieen und anbeten; sie werden das Leben nie vermissen. Leicht als sein vornehmstes Werk sind die Scenen aus dem Lebenslauf der Maria anzusehen, womit der Chor von Sta. Maria Novella ausgeschmückt ist. Die Entfernung Joachims aus dem Tempel ist durch die naive Verwunderung des Weggewiesenen, der sein Opfer auf den Armen mit sich nehmen muß, vermenschlicht. In der Geburt der Jungfrau erscheint das Lächeln derjenigen, welche das Kind hält und von ihm angelacht wird, wohl motivirt und belebend. In der Begegnung Maria's und Elisabeths ist lautere liebreiche Würde. Diese Handlungen nun pflegt er mit würdigen Gestalten, Männern und Frauen zu umgeben. Es ist gewiß schon eine Neuerung, obwohl etwas Aehnliches auch bei Giotto vorkommt, dem man aber hierin bisher nicht gefolgt war, die Porträts der Stifter knieend in dem Raume des Hauptwerkes anzubringen, aber noch ganz etwas Anderes ist es, seine Freunde und Gönner, wie er es that, unmittelbar als Zuschauer der heiligen Handlungen darzustellen. Wir lernen die Gesichtszüge des Lorenzo de' Medici und einiger seiner Zeitgenossen, des Ficino, Polizian, Landin, auch die Züge der damals schönsten Frauen in Florenz auf diesen Bildern kennen. Dadurch bekommen aber diese Werke nun ihre ganz eigene Lebendigkeit. Sie haben eine solche auch, wo die Köpfe nicht Porträts sind. Es sind in der Regel Gestalten von gesetzten Jahren, die eine männliche Festigkeit, eine Haltung, welche die Spuren ernster Beschäftigung trägt, mit jener Freiheit und Offenheit verbinden, welche sie fähig macht, einen großen Eindruck aufzunehmen. Vielleicht war seine Anschauung hiedurch wieder gebunden. Bei dem Tod und der Auferweckung des heiligen Franz in Sta. Trinita kehren früher dagewesene Gestalten zurück. Das Zarte und Feine wurde ihm, wo es nicht Porträt war, besonders schwer. In jenem ersten Abendmahl ist Johannes, der zu schlafen scheint, unstreitig nicht gelungen; seine Madonnen sind selten glücklich. Es macht ihm große Ehre, daß er, wenn wir nicht irren, diesen Mangel fühlte und auf jeden Fall ihn zu heben bemüht war. In S. Girolamo hat er höhere geistige Regung durch eine Milderung der männlichen Gesichtszüge zu stillem, wohl ernstem Nachdenken auszu=

drücken das Mittel gefunden. In der Geburt des Heilands, in der Akademie zu Florenz, hat er nicht allein die Männer, Joseph wie die Hirten wohl motivirt, sondern in der Mutter hat er sich selbst übertroffen. Die Fülle jugendlicher Gestalt, die er ihr verleiht, hat ihn nicht gehindert, ihr den geistigen Ausdruck schöner Zartheit zu geben.

In dieselbe Zeit mit Ghirlandajo fällt Andrea Mantegna, der in Padua fast noch einen größeren Ruhm erwarb, als jener in Florenz[1]).

Mit vielem Gefühl für die Form entwarf Andrea die Fresken bei den Eremitanern in Padua, die sein Andenken, obwohl in verkommenem Zustand, bis auf unsere Zeit lebendig erhalten. Glücklicherweise sind in dem Leiden S. Christophs, das einen Theil derselben ausmacht, die Köpfe noch wohl erhalten. Vornehmlich erscheinen die Zuschauer in aller Lebensfülle und eigener Gestalt. Auch er nahm die Porträts berühmter Zeitgenossen in seine Composition auf. Ich glaubte in seinen Werken eine glückliche Auffassung der Unterschiede des Alters wahrzunehmen. Mit unverdrossenem Fleiß suchte er das Vorbild der Natur zu erreichen.

Mantegna führt uns in die venezianischen Gegenden.

Wohl ist's wahr, daß es einen Unterschied der Schulen gibt, jedoch sehr auffallend wird man einen solchen allein dort finden, wo die Schulen einander succediren. Der wesentlichste Unterschied liegt in den Zeiten.

Wie könnte es auch anders sein, als daß der allgemeine Sinn, den die großen Elemente der Entwicklung in einem Jahrhundert mit Nothwendigkeit hervorbrachten, nicht in den Werken der Zeitgenossen an verschiedenen Orten zugleich hervorgetreten wäre. Nie waren in dem engen und stets bewegten Italien die Stätten der Cultur so ganz von einander getrennt.

Immer aber behauptete ein Jeder von denen, welche der Rede werth sind, seine Freiheit.

Es dauerte lange, ehe man sich in Venedig zu eigentlichem Malen erhob.

Jener Podesta Memmo und seine Frau, beide neben der Figur eines Heiligen knieend, die man früher als die erste Probe venezianischer Malerei aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts betrachtete,

1) Geboren im Paduanischen 1431, verstorben zu Mantua am 13. September 1506.

sind zwar von geschickter Hand, aber mit äußerst geringfügigen Mitteln ausgeführt.

Von Nicolò Semitecolo ist eine Madonna auf Goldgrund mit ganz bekleidetem Kinde von 1394 erhalten[1]). Doch ist von Auffassung der Natur nicht viel die Rede. Drei musicirende Engel sind wie Verzierungen auf Säulen aufgestellt.

Einer großen Celebrität erfreute sich Antonio von Murano, der eine Zeit lang das Monopol der Malerei in Venedig gehabt zu haben scheint[2]). Betrachtet man aber sein Werk, jene Maria mit den vier Doktoren, das man in der Akademie sieht, in ihren abgetheilten Räumen, mit ihren Heiligenscheinen, über ihnen die sich hinziehenden geweihten Räume und abgrenzenden kleinen Zimmer, so ist es, als ob er mehr eine Ausführung in Holz, als die Natur nachgeahmt hätte. Man schreibt den Deutschen die Blumenverzierungen hier und in einem anderen Werke in S. Zaccaria zu: ich will dies nicht bekräftigen noch widerlegen; ohne Zweifel sind sie aber der bessere Theil dieser Arbeiten.

Es mag wohl unter anderen kunstreichen Handwerken anfangs auch die Malerei ausgeübt worden sein. Von eben da ging die Rivalität aus, mit der allererst ein Versuch ächter Darstellung eintritt.

Dann und wann wagte sie sich schon an das Nackte. In einer Arbeit dieser Zeit, S. Onofrio und S. Giovan Crisostomo, lassen sich einige Fehler bemerken; allein das Nackte ist zart und weich behandelt. Und die Köpfe haben beides, Würde und Größe; S. Onofrio, der Einsiedler, ist durch eine zwar etwas gedrückte, jedoch lange noch nicht pfäffische Haltung glücklich bezeichnet.

Carlo Crivelli[3]) umgibt seine Madonnen mit reicher Blumenverzierung oder vielem Gold, und er vermag hiedurch nicht viel Bedeutung zu geben. Allein er strebt nach dem Ausdruck. Seine Klage zu der Grablegung ist schneidend unschön, aber eigenthümlich. Auch die Andacht seiner Heiligen ist stark markirt, ihr Lächeln wird zu-

---

1) Wohl mit Unrecht wird die Beischrift auf dem in der Akademie zu Venedig befindlichen Bilde: Nicholas filius MRI Petri pictoris de Veneciis pinxit hoc opus qui moratur in chapite Pontis Paradixi (Cicogna, Delle Iscrizioni Veneziani III S. 89 in der Note vgl. IV S. 675) von Crowe und Cavalcaselle (Geschichte der italienischen Malerei, übersetzt von Jordan, II S. 427) auf einen von Nicolo Semitecolo zu unterscheidenden Maler bezogen.

2) Die Datirungen auf den Bildern von Antonio da Murano fallen zwischen die Jahre 1440 und 1464.

3) Carolus Crivellus Venetus; er reicht bis in den Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts.

weilen ein Grinsen. Manche Gestalten, die dem Porträt näher sind, haben Leben und Wahrheit. Bei einigen dieser Venezianer ist das Bestreben fast ausschließend der Wiedergabe des Gegenstandes gewidmet. Gentile Bellini [1]) liebte große Züge, auf weiten Plätzen, am Kanal, über die Brücken abzubilden. Es sind so zu sagen Porträts nicht einzelner Personen, sondern im Ganzen. Er stellte die Marcuskirche so genau dar, daß, nachdem die Mosaiken verändert worden, seine Bilder dazu dienen, die alte Gestalt derselben sich zu vergegenwärtigen. Genau läßt sich erkennen, wie weit man zu seiner Zeit an dem Bau der den Marcusplatz umfassenden Gebäude gekommen war. Auch die Procession, die er auf dem Platze vorgehen läßt, ist, so zu sagen, vortrefflich porträtirt. Noch heutigen Tages sieht man oft diese Processionen. Man bemerkt in ihnen einen Ernst, der vielleicht nicht unbedingt in der Natur des Menschen liegt, derselben aber auch nicht widerspricht und sich gut ausnimmt, da er die Eigenthümlichkeiten der Personen bestehen läßt; — diese Nachahmung macht keinen anderen Anspruch als den der Genauigkeit. Man unterscheidet auch hier die Porträts historischer Personen, die eigene des Malers und die seines Bruders, welcher feine Züge hat.

In demselben Sinne ist die Predigt des heiligen Marcus zu Alexandrien ausgeführt. Die verhüllten Gestalten, der Gegensatz des orientalischen und occidentalischen Kostüms, wie man es vormals zu Venedig häufig sah, geben diesem Bilde eine besondere Mannigfaltigkeit.

Hierin ahmte ihm Lazzaro Sebastiani am treuesten nach; aber beinahe in allen Venezianern werden diese Darstellungen großer Massen, vornehmlich venezianischer Senatoren in ganzen Reihen, gewöhnlich.

Auch Victor Carpaccio [2]) übernahm, ein Wunder, das am Rialto vorgegangen, und dabei unzählige Zuschauer, ja die Orsola mit ihren elftausend Jungfrauen und zehntausend Gekreuzigten auf dem Berge Ararat darzustellen. Er ist jedoch an dieser Aufgabe trotz ihrer Ungeheuerlichkeit nicht gescheitert. Nicht allein wird man, wenn man das Einzelne genau betrachtet, in jeder Bewegung und Haltung Wahrheit und Natur entdecken, sondern er weiß selbst die der Natur widerwärtige Darstellung der zehntausend Gekreuzigten durch die drei schönen Gestalten der jugendlichen Bekenner, die er in den Vordergrund gebracht, zu vermenschlichen.

1) Gentile Bellini ist am 23. Februar 1507 verstorben; als sein Geburtsjahr gibt Vasari 1421 an.

2) Das früheste Gemälde von Carpaccio ist vom Jahre 1494; das späteste der erhaltenen vom Jahre 1519.

Carpaccio versteht die Architekturen, mit denen er seine Scenen umfaßt, perspectivisch anzulegen; den Nebendingen widmet er eine ins Einzelnste gehende Aufmerksamkeit. In seiner Geburt der Jungfrau sieht man den ganzen venezianischen Hausrath dieser Zeit: die Wanne, das Kind zu baden, die Mittel der Stärkung, die man der Mutter bringt, Kerze und Flasche, in ihrem Bett die Wöchnerin. Das Ganze verräth den Geist eines niederländischen Werkes. Die Einheit wird nur locker durch den eben eintretenden Joachim zusammengehalten.

Noch gestattete die damalige Sitte dem Nackten wenig Raum. Carpaccio sucht die Fleischtinten besonders zart auszuführen, doch hat er etwas Trockenes.

In seiner Tafel mit der Beschneidung ist die Zeichnung glücklicher, als das Colorit. Die Begegnung der Jungfrau und ihrer zwei Begleiterinnen mit den drei geistlichen Männern, ihr gegenüber, ist mit unnachahmlichem Fleiß ausgeführt.

In gleichem Sinne arbeitete Ambrogio Borgognone[1]) zu Mailand. In seiner Madonna mit Heiligen ist viel Studium in den Gesichtszügen der Männer sowie der jungen Frauen, doch in der Abbildung der Hände und des Gewandes fehlt gar viel an der Vollendung. In der Halle bei S. Ambrogio ist Christus einmal lehrend, sodann zu seiner Mutter wiederkehrend, von ihm dargestellt worden. Die aufmerksamen Alten sind ihm am besten gelungen: das Zarte und Feine ist noch nicht sein Fach.

Eine stark angefaßte Naturwahrheit haben auch die Arbeiten von Lorenzo Costa zu Bologna[2]). Seine Madonna in der Capelle der Bentivogli hat fast eine Familienähnlichkeit mit diesem Geschlecht.

4. Uebergang vom funfzehnten in das sechzehnte Jahrhundert.

Will man demnach die vornehmste Veränderung bezeichnen, welche seit ungefähr 1450 in der Kunstübung eintrat, so ist es die Einführung des Porträts.

Als es Phidias gewagt hatte, in der Amazonenschlacht auf dem Minervenschilde sein und des Perikles Bild anzubringen, ward er der Gottlosigkeit angeklagt.

---

1) Man kennt kein Werk von ihm vor 1490; das späteste seiner erhaltenen Bilder hat die Jahresbezeichnung 1522.

2) Er ist 1460 geboren und 1530 verstorben.

Wir können nicht sagen, daß die Neuerung, die wir betrachtet, dem religiösen Sinne geschadet hätte, welchen die Kunst auszusprechen und darzustellen berufen ist.

Die Früheren hatten sich begnügt, die Mysterien und Erzählungen der Religion deutlich und sinnlich vorzutragen. Es ist ihnen hinreichend, wenn sie ihren Phantasien eine menschlich anmuthende Form geben, ohne daß es ihnen beikommt, mit der Erscheinung der Natur zu wetteifern. Jetzo aber hat man sich diese Aufgabe gesetzt. Mühevoll sucht man das Individuelle nachzubilden; man sucht den Gegenstand wiederzugeben: nur in diesen bedingenden Formen erscheinen ferner die religiösen Phantasien.

Da ist es sehr merkwürdig, welchen Weg ihre Darstellung nahm und welche Manier um das Jahr 1500 in ganz Italien geltend ward.

Es ist hinreichend, daß wir die Namen, deren Ruhm die damalige Zeit bezeichnet, Francesco Francia, Pietro Perugino, Gian Bellini, zusammenstellen, um zu erkennen, daß es vornehmlich das Liebliche, Anmuth und Unschuld war, was diese Epoche zur Darstellung zu bringen strebte, ebenso in der umbrischen und toskanischen Schule, wie in der venezianischen.

Früher hatte man sich wohl begnügt, die Jungfrau, wie überall, mit den Heiligen, die an jedem Ort verehrt wurden, zusammenzustellen; alles in abgesonderten Räumen; dann verband man sie, indem man einen der Heiligen etwa das Bild der Stadt darreichen ließ, das er dann gleichsam zu weihen hatte; jetzt vereinigte man sie zur Gruppe. In den Bildern der ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts finden wir die Madonna in der Regel auf einem Thron: um sie die Heiligen, welche der Bestimmung der Kirche entsprachen. Nicht immer sind sie mit einander in einer unmittelbaren Beziehung des Momentes. Oft stehen die Heiligen ruhig dem Beschauer gegenüber: stille halten sie Wacht; zu den Füßen des Thrones spielen Engel.

Es ist unglaublich, wie oft man sich an diesem Gegenstand, welcher in Abbildung der Heiligen der dichtenden Phantasie einen großen Spielraum ließ, versucht hat.

In den Werken des Francesco Francia[1]) sind die Heiligen von minderer Bedeutung. Fast auf jedem dieser Bilder erhebt Johannes den deutenden Finger; wohl ist S. Georg über dem Lindwurm dargestellt, doch hat er nicht die Gestalt eines Kämpfenden. Jedoch drückt

1) Francesco Raibolini aus Bologna, geboren 1450, verstarb am 15. Januar 1518; von seinem Meister nahm er den Namen Francia an.

gleich das erste Bild dieses denkwürdigen Goldschmidts von 1490 die ganze Fülle seiner Gutmüthigkeit aus, die ihm eine unergründliche Tiefe zu geben scheint. Vornehmlich war ihm ein Ideal weiblicher Reinheit zu Theil geworden, das er oft mit Vollkommenheit wiedergibt. In seiner Annunziata welch ein ganz frisches und jugendliches Gefühl von Unschuld und erhebendem Entzücken! Wir haben in München eines seiner schönsten Werke. Im Rosengarten liegt das göttliche Kind; mit einer leisen Beugung der Kniee naht sich ihm die Mutter. Sie ist wie die Frische der Rosen; wie die Anmuth des Frühlings kommt sie daher; jede ihrer Geberden ist Demuth und Reinheit.

Die Gestalten des Pietro Perugino[1]) drücken nicht sowohl diese Lauterkeit, als ein hingerissenes Entzücken aus. Sie sind brauner, — voll Natur: vielleicht nicht immer so ganz in ursprünglicher Auffassung hervorgebracht und etwas eintöniger: allein Milde und Huld ist ihnen in der Regel eigen.

In ähnlicher Weise arbeiteten lange fort die Maler um Assisi. Die Pietà des Michelangelo Andine und ihr gegenüber die Mutter mit dem Kind in Spello, sind voll stiller Wahrheit und Schönheit. Es sind Hervorbringungen nicht allein der Kunst, sondern innerer Anschauung und Religion.

Vornehmlich in Venedig folgte man dieser Richtung.

Der mühevolle Carpaccio näherte sich doch wenigstens in einem seiner Werke dem Idealen. Es ist die Begegnung von Joachim und Anna in der Akademie zu Venedig. Die außerordentliche Sorgsamkeit, mit welcher die Gewänder ausgearbeitet sind, so daß die Falten beinahe gar zu regelmäßig fallen, tritt vielleicht in den beiden Hauptfiguren, von denen übrigens vorzüglich Anna glücklich ist, allzu stark hervor. Aber die beiden anderen, die heilige Barbara und der heilige Ludwig, sind auch von diesem kleinen Tadel frei, und wohl die schönsten Gestalten, die Carpaccio erfunden hat. Engelrein ist Barbara: in dem heiligen Ludwig ein unschuldiges Gefühl der Würde, in der er daher schreitet. Sie sind durchsichtig bis auf den Grund ihrer Seele.

Wir finden seine Zeitgenossen in einem belebenden Wetteifer mit ihm unter denselben Schwierigkeiten.

Vincenzo Catena[2]) faßte zuweilen die Sache etwas gröber an. In seiner Madonna mit S. Girolamo ist besonders das Kind un-

1) Pietro Vannucci war 1446 in Città della Pieve geboren und starb 1524 in Fontignano.

2) Vincenzo di Biagio, zu Treviso 1470 geboren, starb 1531 in Venedig.

glücklich gerathen. Oft aber gelang es ihm besser. Seine Madonnen sind einfach und gut. Ernste Heilige stehen um sie her, lange Haare beschatten ihr bräunliches Gesicht. In der Madonna mit dem Dogen Gritti und S. Marcus, einem seiner späteren Werke, erhob sich Catena bis zu wahrer Darstellung geistiger Gestalt. Ihr Antlitz hat den Ausdruck der Heiterkeit und aus innerer Freiheit hervorgehender Milde. Unnachahmlich zu ihren Füßen kniet der betagte Doge.

Auch Basaiti[1]) gehörte zu dieser Schule. Er liebte lebhafte Farben, blaue Lufttöne, lichte Darstellung, und versetzt seine Geschichten gern in eine heitere Landschaft. Nicht immer stimmt dies zum Charakter seines Gegenstandes. Der Heiland im Garten ist eine Darstellung wie eine Novelle, und entspricht vielleicht nicht dem Ernst ihrer Aufgabe. Dagegen die Berufung der Zebedäer, in eine schöne Landschaft am See verlegt, unter hohe grüne Berge, in eine Ortschaft mit mittelalterlichen Befestigungen, ist originell und geistreich. Vornehmlich ist der jüngere Sohn, in der Blüthe schlank aufwachsender Jugend, wie er mit unschuldiger Schülernaivetät hervortritt, ohne doch des Vaters zu vergessen, ganz ein Zeugniß schöner Natur.

Cima da Conegliano[2]) thut sich durch glückliche Gegensätze der Farben und die feinste Ausarbeitung z. B. der Hände hervor. In seinen Madonnentafeln gelingt ihm immer das Eine oder das Andere vorzüglich. Bald ist es dieser bräunliche Rittersmann, S. Georg, welchen er, ohne daß er weiter an den Umstehenden Theil nähme, in seinem Schmuck uns gegenüberstellt, bald ist es einer von seinen Engeln, in dem die entgegengesetzten Eigenschaften, welche die Aufgabe fordert, der Kindlichkeit und des Nachdenkens, der Zierlichkeit und Bedeutung, glücklich vereinigt sind.

Andrea Cordella weiß seine Madonnen mit einer, so zu sagen, reichen Einfachheit zu umgeben[3]). Die Heiligen zu ihren Füßen sind hohe Gestalten, stattlich bekleidet, wie venezianische Senatoren.

Zu diesen Zeitgenossen gehört Liberale von Verona[4]). Noch liebt

---

1) Marco Basaiti stammte von griechischen Eltern. Bei den beiden Werken, die ich erwähne, erscheint das Jahr 1510; das späteste der von ihm erhaltenen Bilder hat die Jahresbezeichnung 1520. Basaiti lebte in Venedig.

2) Giovanni Battista Cima ist zu Conegliano in Friaul 1460 geboren; er lebte noch 1517.

3) Andrea Cordella ist zu Bergamo am 7. November 1528 verstorben; vorher hielt er sich in Venedig auf.

4) Er ist 1451 geboren; bei einem seiner Bilder findet sich die Jahresangabe 1489.

er Zierrathen, Halsketten, überhangende Festons, lebhafte Farbe in den Gewändern. Zum Erstaunen mannigfaltig ist das Ideal der Madonnen. Auch er verlieh den seinen einen eigenthümlichen Ausdruck der Jugend, Unschuld und Güte.

Unter allen aber erweist sich Gian Bellini[1]) leicht als der Bedeutendste. Nicht allein durch die Eigenartigkeit und Vollendung seiner Darstellung, sondern auch durch den Fortschritt, den wir an ihm wahrnehmen.

In seinen älteren Sachen zeigt er viel Gefühl, einen fleißigen und geschickten Pinsel, aber eine, wie es scheint, sich selber zurückhaltende Darstellungsweise, welche sich scheut, das Herkömmliche zu verlassen und nur in der Ausarbeitung desselben ihr Lob sucht. Ruhig sitzt die Jungfrau auf ihrem Thron: sie ist sehr ernst und nicht eigentlich schön; das nackte Kind steht ihr bewegungslos auf dem Schoß; es ist kein Ausdruck wechselseitiger Zärtlichkeit in ihnen. Zur Anbetung der knienden Gemeinde gegenüber sind sie dargestellt; stille stehen die Heiligen ihr zur Seite; der Meister begnügt sich, sie etwa in einen ansprechenden Gegensatz zu bringen und das tiefsinnige Alter neben heiterer Jungfrauengestalt auftreten zu machen; mit sehr devotem Ausdruck singen die Engel. Nur dann und wann verknüpft er Gebilde seiner Phantasie zu einer leisen Fabel. Er bringt die Mutter auf der einen, das Kind auf der andern Seite mit den Heiligen in Berührung. In dem schönen Werke mit dem Dogen Barbarigo läßt er diesen von S. Marcus berühren.

Wie er nun denn doch zuweilen sehr früh, z. B. hier eine gewisse Neigung zu freierer Anordnung zeigt; wie er sich dann glücklich im Porträt versucht, wie er endlich, was wir auch aus seinem Verhältniß zu Dürer wissen, fremde Arbeiten hochachtete und sich anzueignen wünschte, so geschah ihm, daß er in den Schwung, den seine Zeitgenossen nahmen, wirklich mit eintrat. Seine Tafel in der Capelle del Sacramento zu S. Salvatore, Christus in Emaus, sollte gar nicht ihm anzugehören scheinen: so frei ist die Anordnung, so zwanglos die Bewegung, so groß sind die Formen. Es weht hier schon ein anderer Geist; es ist ein anderes neues Bestreben; und in ihm hat seine Schule sich selber zu einem neuen Dasein verjüngt.

Nirgends aber ist diese Entwicklung bedeutender aufgetreten, als in Florenz. Die Kunst hat hier unter Cosimo und Lorenzo den glänzendsten Aufschwung genommen. Plötzlich nach dem Sturze Piero's

1) Gian Bellini ist 1426 geboren und am 15. November 1516 gestorben.

de' Medici trat ihr eine Verfassung, die ein mönchischer Volksführer einrichtete, gegenüber, die Allem ein Ende zu machen drohte. Savonarola konnte nur eine Kunstübung billigen, wie sie durch einen andern Dominicaner, Fiesole, gepflegt worden war; ganz aufgegangen in den kirchlichen Ideen, ohne alle Zuthat und anderweite Erfindung. Er war unendlich mächtig, da er die demokratischen Ideen in religiöser Form durchzuführen den Anlauf nahm. Unter dem Jubel des Volkes ist eine Anzahl von künstlerischen Hervorbringungen, die ein anderes Ziel verfolgten, vernichtet worden. Seine unglückliche Katastrophe war eine Art von Glück für die Kunst, die nun wieder in den gewohnten Wegen, aus denen sie hatte verdrängt werden sollen, weiter fortschritt. Besonders denkwürdig auf dieser Stufe der künstlerischen Bewegung ist Fra Bartolommeo.

Um das Jahr 1500 malte Raffaellino del Garbo für die Kirche S. Spirito in Florenz. Noch nicht bis zur Vollkommenheit vollendet erscheinen die Werke, die er daselbst hinterließ, aber wenn bei S. Gregorius, dem der Gekreuzigte erscheint, die Engel den doppelten Mangel haben, zugleich sehr porträtartig und einander allzu ähnlich zu sein, so ist dagegen der Kopf des Gregor mager bei starkem Knochenbau, hingeschrieben mit unverkennbaren und unvergänglichen Zügen. In der Kirche ist nur seine Madonna und S. Bartholomäus erhalten[1]). Die Aufgabe, einen S. Johannes in seinem Alter zu malen, hat er glücklich gelöst. Es ist ein lebenserfahrener geprüfter Greis; sein geistig starker Ernst ist von Sanftmuth durchdrungen; in langen Locken, nicht allzureich, bekleiden Haar und Bart sein Gesicht. Auch Dürer, wie man weiß, hat in einem seiner schönsten Werke diese Aufgabe bearbeitet. Er hat sich nur noch etwas näher an das gemeine Leben gehalten und in demselben eine höhere Würde abzuspiegeln gesucht. Raffaellino aber ist weich und zart; mehr als ein anderer steht er auf dem Punkte, wo sich dem Charakteristischen das Milde zugesellte: zuweilen fehlte seinen Werken, so zu sagen, ein Schatten der irdischen Welt.

Bartolommeo Paolo del Fattorino, von dem Hause, in dem seine Mutter lebte, della Porta, später nach seinem Eintritte in das Dominicanerkloster Fra Bartolommeo genannt[2]), hat eine entschiedene Richtung zu dem Großen, dem Erhabenen. In seinem S. Marcus stimmt

1) Dabei findet sich die Angabe Raphäl de K̃rolis pinxit mit der Jahreszahl 1502. Er starb im Jahre 1524.

2) Geboren zu Savignano im Gebiet von Prato 1475, gestorben am 6. October 1517; am 26. Juli 1500 war er in den Dominikanerorden getreten.

Architektur und Bekleidung, einfach und großartig, zu der edlen Haltung und dem männlich hohen Ausdruck des Gesichts. Er malte die Evangelisten wie Michelangelo die Propheten. So gruppirte er sie in einem seiner schönsten Werke im Palazzo Pitti um den auferstehenden Heiland. So ließ er die Madonna della Misericordia über dem Volke von Lucca und seinem Gonfaloniere erscheinen. Ihr Erbarmen ist Entzücken, und entzücktes Vermitteln zwischen Gott und den bittenden Menschen; voll Gnade nimmt sie dieser wahr; mit der Sicherheit der Gewährung streckt sie die Arme zu jenem empor. In den Lucchesen zu ihren Füßen ist Genüge und Fülle des Daseins. In ursprünglichen Conceptionen wußte Bartolommeo das oft dagewesene zu verjüngen. Seiner heiligen Familie gesellte er Engel hinzu, welche dem Ganzen nicht allein Rundung und Mannigfaltigkeit, sondern auch eine heitere Erfrischung geben, ohne in das Stillleben, das die Aufgabe feiert, etwas Fremdartiges hineinzutragen. Es ist eben dies Talent, was in der glücklich gedachten Pietà des Palastes Pitti hervortritt. Schon lange bildete der sinnende Geist an dieser Gruppe. Es wäre wohl zu erörtern, woher und wie die Madonna mit dem Kinde so früh und so durchgehend in die abendländische Christenheit gekommen. Für die Kunst erwies sie sich unendlich fruchtbar, und alle die heiligen Familien, an denen die sinnreiche Phantasie gläubiger Jahrhunderte gebildet und gearbeitet, sind ihr entsprungen. Ihr gegenüber stand eine andere, auch ursprüngliche und unergründliche Conception. Eben der Mutter, welche den Säugling trug, gab man den todten Sohn auf den Schoß. An der Stätte seines Ursprungs wird das verblühete Leben des Menschensohnes beklagt. Einsam erscheint sie uns über den Eingängen zu den Klöstern und zu den Kirchhöfen. Viele halten die Darstellung dieser Idee, in athmendem Marmor, mit reinem Bemühen, das sich ganz dem Gegenstande widmet, ausgeführt, für das schönste Werk des Michelangelo Buonarroti. Die Malerei verschmähte diese Vorstellung nicht, und ich erinnere nur an das Werk eines anderen, allerdings eines unberühmten Michelangelo genannt Andine, welcher sie für die Kirche von Spello stillehin, ohne Prunk, aber mit aller der Tiefe ausführte, welche die Religion gewährt, so wie sie in der Seele lebendig ist.

Seit die Malerei sich dem Leben näher anschloß, suchte man auch diese Gruppe aus der noch fast typischen Auffassung, in welcher sie dargestellt wurde, zu menschlicher Faßlichkeit auszubilden.

Francesco Francia fügte zu der Mutter und dem Todten, der ihr ausgestreckt auf dem Schoße liegt, Engel hinzu, welche die Füße

und den Kopf des Gestorbenen halten. Pietro Perugino ist auch hier auf einem ähnlichen Pfade. Statt der Engel aber in der nämlichen Stellung bildet er Johannes und Magdalena ab. So kommt man dem Leben näher, ohne es noch recht zu ergreifen. Glücklich fand der Frate den Moment, in welchem sinnliche Haltung und geistiger Ausdruck zusammenstimmen. In der Mutter ist eine sehr strenge Individualität von zarter und tiefer Empfindung durchdrungen. Ueber dem Schoß des Heilandes, von dem es eine gute Bemerkung ist, daß dieser Leib in der Mitte zwischen Tod und Schlaf, in jugendlicher Männlichkeit, nicht ganz aufgehend in seinen Begriff, mit einem sich selber erkennenden Gefühle des Schmerzes, kniet Johannes das Haupt haltend. Eine der schönsten Gestalten, die man ersinnen kann, ist die zu den Füßen des Heilandes hingegossene Magdalena. Erde und Himmel ist in diesem schönen Werk. Es ist kein Fleiß gespart, um in Ausführung der technischen Theile und in Pracht der Farben der Natur beizukommen, leise schlagenden Fittichs schwebt der Geist darüber.

Nicht immer war der Frate glücklich. Man weiß, welch entschiedener Anhänger Savonarola's er war, und man wird leicht erachten, daß es in dem mönchischen Element, welches er unter demselben in sich aufnahm, etwas gab, was sich dem Ausdruck in reinen Kunstformen nicht so leicht fügte. Noch sieht man in der Akademie zu Florenz die Erscheinung der Jungfrau vor S. Bernhard, sein erstes Werk, seit er in das Kloster gegangen, wo er der Kunstübung lange entsagt hat. Ich finde es nicht sehr gelungen. Die Bewegung ist so heftig; gleichweg sind die Angesichter. Erhob er sich nun in der Entwicklung, die er seitdem nahm, über diese Beschränktheit zu übereinstimmendem Ausdruck der Erscheinung und des Gedankens, so trat sie doch, als seine Kräfte abnahmen, in seinem Alter in den letzten Arbeiten, die er hinterlassen hat, wieder hervor. Man sieht sie in S. Maddalena, in Pieve di Mugnano. Er wiederholte unter ihnen die Pietà. Allein indem er die Lage des Todten, die Mutter, den Johannes vollkommen, und die Magdalena nur mit einer kleinen Abweichung, etwas mehr aufrecht, wiederholte, so fügte er dieser Gruppe ein paar Nebengestalten, zwei Zuschauer mönchischen Ausdrucks hinzu, welche dem Werke die so glücklich gefundene Einheit wieder nehmen.

Seine Jungfrau wurde zu fleischig; — das wahrhaft eminente Talent, das seine früheren Sachen aussprechen, bemerkt man nicht mehr.

Es ist nämlich, als hätte er sich mit zu wenig Zurückhaltung den klösterlichen Ideen hingegeben.

Aber hier war es, wo sein Freund Albertinelli sich von ihm schied [1]). Auch er liebte die Darstellung großer Gestalten, und in ihrer ursprünglichen Kunstrichtung waren sie, wie man weiß, einmüthig gewesen. Aber schon ein solches Werk, wie die Begegnung von Maria und Elisabeth, zeigt, wie Albertinelli sich gegen das eigentlich Religiöse verhält. Es ist hier Alles menschlich. Elisabeth faßt Marien freundlich tröstend als eine Höhere an. Das kirchliche Element ist völlig verwischt. Dies ist aber so sehr die Natur Albertinelli's, daß er das selbst nicht erreichen kann, wo er es sucht. Wir sehen die Dreieinigkeit dem antiken Symbol gemäß von ihm dargestellt. Bei seiner Verkündung erscheint Gott Vater; es mangeln nicht Tauben, Lilien, musicirende Engel; zart und gefühlvoll ist die Jungfrau; geistreich Gabriel: allein von dem, was fromm und was kirchlich wäre, weichen sie doch bedeutend ab.

In der Durchdringung des Stoffes durch den Gedanken und die Auffassung liegt die Vollendung. Der Stoff hat aber einen geistigen Inhalt. Sollte man diesen bei Seite setzen dürfen? Die Ausführung hat eine sinnliche Forderung. Es ist nothwendig, sie zu befriedigen. Ich sage nichts, als daß auch so entschiedenen Talenten wie Albertinelli und Fra Bartolommeo die Durchdringung des Einen mit dem Andern nicht immer gelang.

Auch hatte man es schwerer als früher. Nicht allein, weil man von den alten Vorstellungen emancipirt, von dem Herkömmlichen frei war, sondern auch, weil die Zeitgenossenschaft, die Umgebung weltlich geworden, die Erfindung in dem religiösen Sinne nicht mehr so leicht, so natürlich machte.

5. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo.

Das ist das Zeichen des wahrhaft Lebendigen, daß es immer fortzeugend etwas Neues hervorbringt.

Aus der Religion war die Kunst hervorgegangen. Die religiöse Idee menschlich, andringlich, gegenständlich vor Augen zu stellen, ist ihr ursprüngliches Bestreben; daraus ist sie erwachsen.

Das Bemühen aber, die Idee, den Gedanken zum Gegenstand zu machen, ihn in die Welt einzuführen, kann nicht stattfinden, ohne demselben künstlerisch gegenüberzutreten; — die Kunst bleibt nicht mehr

1) Mariotto Albertinelli ist zu Florenz am 13. October 1474 geboren und am 5. November 1515 verstorben.

ein Mittel; sie wird sich selber etwas, sie wird ein Vermögen, das auch an andern Ideen, als der religiösen, sich versuchen kann. Sie tritt unter die Kräfte ein, welche die Welt überhaupt bewegen, und in einen Contact mit denselben, durch welche sie neue Impulse empfängt; die großen Weltereignisse wirken auf sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Wie mußte doch auch in der künstlerischen Welt Alles so ganz anders werden, nachdem die Franzosen im Jahre 1494 in Italien eingedrungen waren, alle Staaten und Städte in ihrem Bestehen schwankten und endlich ein Weltkampf zwischen zwei Monarchien in Italien sich ausfocht. Der municipale Geist, von dem die bisherigen Bestrebungen getragen worden, bildete nicht mehr das Fundament, auf dem Alles beruhte; die Beziehungen selbst, in die ein Jeder persönlich gerieth, wurden zweifelhaft und wechselnd. Erinnern wir uns nur, wie Lionardo da Vinci, in den Hofhalt und die Staatsverwaltung Ludwigs des Mohren aufgenommen, dessen Unglück und Verderben an seinem Theile mit erfuhr. Toskana, von wo er stammte, gab ihm doch keinen sicheren Rückhalt. Er nahm Theil an der Wiederherstellung der Medici im Jahre 1512; denn er erscheint als Freund jenes Giuliano, welcher Anfangs in der Republik die große Rolle spielte; aber bald wurden die Franzosen so mächtig, daß Italien sie nicht wieder zu verdrängen vermochte; Lionardo selbst fand sich bewogen, nach Frankreich zu gehen; er ist daselbst mitten in einer hydrotechnischen Arbeit gestorben, mit der er beauftragt worden war. Wie hätte unter so wechselvollen Lebensverhältnissen eine stetige, auf sich selbst beruhende Existenz sich entwickeln können, wie die war, deren sich bisher die Meister und ihre Schüler erfreut hatten. Aber vielleicht darf man sagen, daß die Kunst als solche, von allen lokalen Beziehungen losgerissen, ihre Schwingen um so freier regen konnte.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts war zu Mailand um Ludwig den Mohren eine Schule von Männern versammelt, welche in Architektur, Musik, Plastik und auch in der Malerei neue Gesichtspunkte faßten, neue Ziele verfolgten; unter ihnen Bramante und Lionardo da Vinci.

Ist jemals ein begabter Geist gewesen, geschickt zu mannigfaltiger Kunst, frisch, das Neue zu beginnen, mitlebend mit der Natur, so war es Lionardo. Sein Leben ist wie das Leben des Jahrhunderts: niemals kommt es zur Ruhe. Seine Unternehmungen zu würdigen, seine Reliquien zu verstehen, würde ähnliche Fähigkeiten und unermeßliches Studium erfordern. Ohne in der Kunst absolut aufzugehen, war er doch einer der ersten Maler seiner Zeit. Was er in der

Malerei leistete, ist leider unvollständiger, als gewöhnlich in dieser Zeit, erhalten worden. Auch zu Mailand sind fast nur Anfänge oder unvollkommene Reste seiner Werke übrig. Man sieht, wie er die Arbeit nicht von den Contouren, sondern von innen heraus anfing; was eine ungemeine Festigkeit der ihm vorschwebenden Idee voraussetzt. Eine hinreißende Wirkung übt seine Darstellung des Abendmahls auch in dem ruinenhaften Zustande aus, in dem sie übrig ist. Nicht allein ist die Schwierigkeit der Zusammenstellung so vieler Köpfe durch ihre Trennung in die vier Gruppen, welche so natürlich zusammengehören, vollkommen überwunden, sondern die Auffassung der Gesichtszüge ist unter all den zahlreichen Versuchen, die große Scene zu vergegenwärtigen, die gelungenste. Unmittelbar aus dem Boden der Menschheit sind diese hervorgegangen; sie haben lebendigen Odem.

Wenn es ihm oblag, eine heilige Geschichte darzustellen, so wußte er ihr nicht allein etwas Menschliches abzugewinnen; er machte sie zugleich zu einer malerischen Aufgabe.

Eine solche ist etwa Christus unter den Doctoren, einer der wenig gekannten Schätze des römischen Palazzo Spada. Es ist ein junger Mensch, lehrend unter Greisen. Nur lehrt er nicht, als ein Gelehrter, als ein Wiederholender, sondern findend, ableitend, beweisend. Voll Unschuld und Größe steht er im Vordergrund; einige jüdische Physiognomien um ihn, zuhörend und verwundert.

Oder er bildet die Jungfrau, ganz kindlich mit dem Kind; die Blume, die der Knabe hält, vollendet den Ausdruck der Unschuld und Innigkeit.

Oft wandte er sich anderen Aufgaben zu. In dem herrlichen Medusenkopf mit dem grünlichen Schlangenhaar in der Gallerie von Florenz hatte er, wie mir scheint, jene Furien des Dante im Sinne, deren wilde Schläfen statt des Haares mit grünen Schlangen umwunden sind. In einem Carton, welcher leider verloren ist, hat er eine Reiterschlacht aus den Zeiten der alten italienischen Feldzüge dargestellt, deren Trefflichkeit eine allgemeine Nacheiferung hervorrief.

Er hat, wie man weiß, ein ihm ganz eigenthümliches Frauenideal, welches auch in den Porträts, die man ihm beilegt, hervortritt: große, feine und geistreiche Züge, mit denen sich gern frische Jugend, Adel und ein wohlstehender Reichthum verbinden. Auch an ethischen Darstellungen hat er sich versucht, oder man schreibt ihm doch solche Versuche zu[1]). Ruhig schöne Natur setzt er warnend, etwas

1) Wie bei einigen Anderen, so am meisten bei Lionardo kommt es vor,

nonnenhaft, der Selbstgefälligkeit, welche mit Blumen und Zierrathen aufgeputzt ist, aber noch immer fähig scheint, Rath anzunehmen, entgegen; wie fein ist diese Arbeit, wie zart die Hände, wie wohlgelungen die Haltung. Das eigenthümliche Verdienst dieses Meisters auszusprechen, ist unmöglich; seine Art und Weise übte auf die Kunstbeflissenen aller Orte den größten Einfluß aus.

Am Unmittelbarsten schloß sich an ihn Bernardo Luino an[1]); auch das Frauenideal nahm er von seinem Meister in sich auf.

Luino's Fresken erinnern in Schärfe der Formen zuweilen an antike Gemälde, von denen er nichts wissen konnte. Seine Figuren sind fein erfunden. In seinen Männern zeigt sich eine schlaue Entschlossenheit; die Nebenpersonen haben etwas, das man gentil nennen könnte. Vor Allem ist ihm der junge Johannes in der ambrosianischen Bibliothek gelungen; er wußte in demselben die ungezwungene Stimmung einer durch ihren eigenen Schwung erhobenen Seele auszudrücken.

Im Grunde ist Luino nicht aus dem Kreise der gewohnten Darstellungen herausgetreten. Es ist jene Madonna mit ihren Engeln und Heiligen, was auch er am häufigsten vor Augen stellt. Beinahe scheint es, als thäte ihm das Ideal seines Meisters selbst Schaden. Seine Figuren gerathen zuweilen allzu gleichartig, und sie fallen lächelnd aus. In der Regel unterscheidet er sich von den früheren Auffassungen durch größere Formen, besonders in den Engeln und in den Kindern. Für manchen Reisenden ist das Bild in Como das letzte, welches er in Italien sieht. Ein schönes geistiges Ebenmaß spricht aus demselben. Tiefer Friede liegt in diesen Gestalten; der Genuß des göttlichen Daseins, der in ruhiger Größe der Existenz besteht.

Wie Lionardo und selbst noch mehr als dieser geht Michelangelo Buonarroti über den Rahmen unserer Betrachtung hinaus.

In ihm stellt sich noch eine andere Phase der öffentlichen Verhältnisse dar. Das Papstthum war von jenem reformirenden Versuche Savonarola's nur eben berührt, nicht etwa erschüttert worden. Und wie ferne hätte es den Päpsten gelegen, der Bildnerei oder Malerei jene strengen Fesseln anzulegen, wie sie dem Sinne des Dominikaners entsprachen! Das Papstthum der Epoche nahm alle Bestrebungen der

---

daß man Zweifel darüber erhoben hat, ob die Bilder, die ihm zugeschrieben werden, wirklich von ihm herrühren. Ich bin der herrschenden Annahme gefolgt.

1) Sein Geburtsjahr fällt zwischen 1475 und 1480; er starb nach dem Jahre 1533.

weltlichen Kunst, Wissenschaft und Thätigkeit in sich auf. Gewiß, es verweltlichte sich, aber darin lag im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts seine Größe. Sich dem Papstthum anzuschließen, enthielt keine Entfremdung des Künstlers von den Gegenständen, die er sich wählen mochte. Michelangelo ist der Architekt, dem man die Kuppel von St. Peter verdankt. Unter den Werken der Sculptur nehmen die seinen eine hohe Stelle ein. Sie athmen nicht den Geist der Antike; es ist vielmehr ein moderner Geist, der sie inspirirt hat, aber von ungewohnter Stärke und Macht. In seinem David, so colossal er auch ist, tritt die Fülle der Jugendkraft vor die Augen; in Moses zugleich ein großer Wille und die Einheit des Gedankens. Aber in Michelangelo lebten Ideale, die in dem Marmor allein nicht dargestellt werden konnten. So ging er zur Malerei über, die jedoch unter seinen Händen immer einen Anhauch von Plastik behielt. Papst Julius II., der ihn dazu berief, ihm ein Grabmonument von größtem Umfang auszuarbeiten, gewährte ihm, als die Ausführung Schwierigkeiten fand, den wünschenswürdigsten Raum für die Entwicklung seiner malerischen Virtuosität. Es waren die Traditionen über die Urgeschichte der Menschheit, an deren Darstellung sein Genius Hand anlegen konnte. Nicht eigentlich der kirchliche Mythus, wie er bisher die Erfindungsgabe und die geschickten Hände der Künstler beschäftigte, sondern die Erzählung der heiligen Urkunde selbst in ihrer einfachen Größe bildete seinen Gegenstand. Ein vor keinem Hinderniß zurückschreckender, das Gigantische gestaltender Geist, wie der dieses Meisters, gehörte dazu, um die Aufgabe zu fassen und zu lösen. Michelangelo führte sie mit einer Energie und Großheit aus, die des Gegenstandes würdig war. Alles ist zugleich malerisch und plastisch. Die Malerei ist für ihn eine Art von Supplement zur Sculptur; sie stellt dar, was jener versagt bleiben mußte. Erinnern wir uns des Gegensatzes, der bei den ersten Einwirkungen der antiken Plastik auf die christliche Kunst so schneidend hervortrat, so ist es die Signatur der ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts, daß ein solcher Gegensatz nicht mehr bestand; in den Deckenbildern der Sixtina ist er in Form und Inhalt überwunden. Ich wage nicht darauf näher einzugehen; denn leider ist es mir nicht möglich gewesen, die originalen Deckengemälde mit der Ruhe und der Genauigkeit in der Nähe zu betrachten, die mich befähigen würde, dem Eindruck, den die Abbildungen machen, eigenthümliche Wahrnehmungen über die Motive und die Art der Ausführung hinzuzufügen. Auch war das vielleicht um so weniger unbedingt erforderlich, da Michelangelo auf dem erreichten Standpunkt nicht stehen blieb.

Nach Vollendung dieses Werkes hat er noch über ein halbes Jahrhundert gelebt und immer gearbeitet. Gleich das jüngste Gericht zur Seite der Deckengemälde in der sixtinischen Capelle verräth einen veränderten Geist. Uns aber kann es nicht darauf ankommen, die Geschichte des Meisters, in welchem bei aller seiner Selbständigkeit die verschiedenen Phasen der späteren Abwandlung sichtbar werden, darzulegen. Mein Augenmerk war auf die allgemeine Geschichte der Malerei gerichtet, für welche jene großen Hervorbringungen einen Moment von unendlicher Nachwirkung bilden. Der Bann war gehoben, welcher die strebsamen Geister bisher in gewissen Schranken zurückgehalten hatte. Und noch einem andern Talent erster Größe wurde durch Papst Julius II. ein ähnlicher Wirkungskreis eröffnet, wie der Michelangelo's war.

Der wichtigste Moment für die Kunstgeschichte ist auch für Politik und Historie von höchster Bedeutung. Es ist der, in welchem Julius II. die Waffen ergriff, um Italien, wie er sagte, von den Barbaren zu befreien; er selbst zog in den Krieg. Die Ideen von der Einheit von Italien, die plötzlich erwachten, schlossen sich ihm an. Zugleich wurden die conciliaren Tendenzen niedergeworfen; der Humanismus, der an das Alterthum anknüpfte, und die Kirche traten noch einmal in einen Bund mit einander, der freilich bald vorübergehen sollte. Unter dieser Constellation war es, daß die beiden größten Meister im Vatican neben einander arbeiteten, — der Florentiner Buonarroti und Raphael Sanzio von Urbino.

6. Raphael.

Schon an den ersten Werken des jungen Raphael, auch da, wo er noch ganz in der Weise seines Meisters Perugino und gleichzeitiger Kunstgenossen arbeitete, nimmt man eine Abweichung in der äußeren Behandlung wahr. Seine Schatten sind durchsichtiger; die Ecken in den Gewandfalten feiner; eigen ist ihm, daß er die Brauen etwas weiter auseinander treten läßt, Sanftmuth anzuzeigen.

Dennoch hätte man auch aus so vorzüglichen Werken, wie die Vermählung der Jungfrau in der Brera ist, die spätere Entwicklung Raphaels nicht ahnen sollen. Wohl ist der Ausdruck der drei Hauptfiguren gelungen: der Priester geistreich und fein, Joseph ergeben, die Jungfrau voll Huld; die Bewegung der Hände anmuthig und zierlich; allein die übrigen Gestalten der Frauen sind doch sehr einförmig, und

die Männer nicht besonders bedeutend. Er scheint noch wesentlich in dem Bestreben der Schulen dieser Zeit befangen zu sein. Er zeigt Talent und Innigkeit, jedoch nicht ohne Manier. Ich will sagen, daß er die Art und Weise dieser Schulen, aus der er emporstrebt, sich gleichwohl noch nicht mit völliger Freiheit zu eigenthümlichem Ausdruck seiner Intention angeeignet hat.

Völlig ist er ihrer Herr in dem schönen Werk der Madonna del Granduca (im Palast Pitti), wohl dem schönsten, das er in seiner Jugend gemalt hat. Jenes Ideal von Huld und Anmuth ist durch den Ausdruck stiller, unbewußter Bescheidenheit fixirt: hier ist nicht allein Unschuld und Liebreiz, sondern Seele.

Riß sich selbst Gian Bellini in seinem Alter von dieser Darstellungsweise los, wie hätte ein junger strebender Geist ihr getreu bleiben sollen? Raphael sah die Arbeiten Lionardo's und der Florentiner. Nicht ohne Eindruck ließen ihn die Werke des Masaccio. Hier lernte er den Zügen der Natur nachbildende Aufmerksamkeit widmen, und er nahm eine freiere Composition wahr.

In den Porträts, die er damals ausführte, kann man diese Einwirkung verfolgen. In dem Bild der Maddalena Doni wetteiferte er in Feinheit der Behandlung und dem Colorit mit den Köpfen Lionardo's. In Angelo Doni ergreift er mit eigenem Verständniß die Gesichtszüge eines völlig praktischen Mannes; er suchte die Carnation der Natur zu erreichen. Ueberall bemerkt man bereits technische Meisterschaft. Als er Florenz verließ, war er von Allem frei, was in der früheren Manier beschränkend und bindend für ihn gewesen war; mit dem ihm eingeborenen Bestreben, dem Ausdruck der Seele, einer alle Regungen zusammenfassenden Innigkeit beizukommen, verband sich jetzt das andere, den größeren Formen der Natur nachzueifern. So finden wir ihn im Jahre 1507 in der für eine Dame aus der in Perugia herrschenden Familie Baglioni sorgfältig und bedachtsam vollendeten Grablegung. Man hat darin zwei Gruppen vor sich, die eine der hinsinkenden Mutter, die andere des todten Sohnes. In den Männern zeigt sich eine glückliche Mischung leiblicher Anstrengung und geistiger Begabung. Da sind schon freigefaßte Formen mit künstlerischer Einsicht der schöpferischen Natur nachgeahmt; die Knieende bei der Mutter hat den Ausdruck der wahrsten, reinsten Güte: durchaus warme eigene Auffassung; Alles ist kräftig und schön.

So weit war Raphael, als er nach Rom gelangte und die Fresken der Camera della Segnatura begann.

Auch das Schöne ist eine Hervorbringung der Natur, ein Erzeugniß der im Innern des Menschen wirksamen Kräfte. Eben da liebt es hervorzugehen, wo die Tiefe innerer Wahrheit mit der Absicht, den freien Ausdruck der Natur zu erreichen, zusammentrifft. Gleichsam unsichtbar ist die Schönheit mit dem Großen verbunden, nicht allein es zu schmücken, sondern in ihrem Wesen selbst.

Die Gegenstände, die Raphael hier darstellt, sind ebenso umfassend als ideal. Es ist ein Akt des verweltlichten, aber doch den höchsten Zielen der Menschheit zugewandten Papstthums, daß Julius II. in den Stanzen die Darstellung zugleich der weltlichen und der geistlichen Wissenschaft sich doch wohl nicht allein gefallen ließ, sondern sie anordnete.

Betrachtet man Disputa und Schule von Athen einander gegenüber, so bilden sie den erhabensten Gegensatz. Auf der einen Seite stehen die Philosophen in den heiteren Hallen eines tempelartigen Gymnasiums unter den Bildern des Apollo und der Minerva, studirend, sprechend, lehrend. Auf der andern sitzen die Doctoren der Kirche: in ihrer Mitte ist das Wunder des Sacraments; über ihnen sieht man Moses und die Bücher der Evangelien: Erzväter und Heilige: die Dreieinigkeit selbst. Dort lernt man forschend, durch Betrachtung und Nachdenken; hier lernt man anbetend, aufnehmend, durch Offenbarung und Erleuchtung. Diesen Gegensatz des menschlichen Strebens und der göttlichen Gabe, der das geistige Leben eines Jeden ausmacht, sinnlich fest und anmuthend darzustellen, forderte alle Kraft und Besonnenheit. Bald war es gefunden, daß dort die alten Philosophen zu vergegenwärtigen waren. Pythagoras schreibt über die harmonischen Proportionen; einsam, mit sich selbst begnügt, sitzt Diogenes; mit dialektischer Schärfe geht Socrates den Alcibiades an; vor lernbegierigen Schülern zeichnet Archimedes ein Hexagon; Zoroaster und Epicur fehlen nicht. Alle diese Gruppen, die durch Würde in den Lehrern, Anerkennung in den Freunden, mehr oder minder glückliches Studium in den Schülern belebt werden, — sind dann wieder dadurch verbunden, daß sich einige Jünglinge von den unteren zu den oberen wenden. Es ist, als sollten sie durch die Betrachtung der Zahl oder der Figur oder durch die Dialektik, und wenn dies geschehen, dem innern Triebe folgend, sich zu den Lehrsätzen erheben, welche die höheren Meister vortragen, Plato und Aristoteles, die da oben nebeneinander stehen. Raphael war weder ein Platoniker noch ein Aristoteliker. Suchen der Wissenschaft führt allemal in das Gefolge Eines oder des Andern; und in Anschauung ihrer selbst müssen sie Einer den Andern

als gleich würdig anerkennen. So stehen sie hier mehr im Gespräch, als im Streit begriffen.

Es entspricht der Natur der Sache, daß man in dem andern Werke, da die Offenbarung zur Schrift geworden, aus Büchern lernt. Denjenigen, die das Wunder zu verzeichnen bemüht sind, stehen Andere gegenüber, welche aus andern Büchern bereits eifrig demonstriren. Wißbegierige Schüler hören ihnen zu; andere aber wenden sich zu denen, welche mit halbgeschlossenem Buch das Wunder anschauend verehren. Denn immer ist es gegenwärtig und über ihnen sieht man, wie gesagt, den Himmel offen. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob die Auffassung, die Allem zu Grunde liegt, von Raphael selbst herrühre. Man darf wohl kaum annehmen, daß er eine Stelle des Sidonius Apollinaris, die ihm bei seinem Entwurfe vorschwebte, selbst aufgefunden haben sollte; und andere Momente der Gelehrtengeschichte mag ihm einer oder der andere von seinen Freunden an die Hand gegeben haben [1]). Aber die Gesammtheit des Entwurfs muß doch dem Meister zugeschrieben werden, dessen Namen sie trägt. Ein junger Mann von Geist hat die Fähigkeit, auch das zu fassen und zu begreifen, was ihm ferner liegt; die Größe seiner Aufgabe führt ihn empor in die Region der reinen und allgemeinen Gedanken. Jene Gegensätze der menschlichen Wissenschaft und der kirchlichen Theologie lagen nicht tief verborgen. Raphael brauchte nur offene Augen zu haben, um sie allenthalben um sich her wahrzunehmen. In diesen Werken ist Fülle der Gestaltung mit Einsicht in die Dinge und großartiger Auffassung vereinigt. Die Mannigfaltigkeit ist zu schöner und doch nicht zwingender, systematischer Einheit verknüpft; unter der Bedeutung ist das Leben nicht untergegangen. Das Gold der Disputa verschwindet bei dem Anblick der vollkommenen Natur. Die Mühe, die doch vielfältig angewendet worden ist, bemerkt man nicht. Hier ist keine gewollte Form, keine gezwungene Harmonie der Theile. Es

1) Passavant, Rafaël von Urbino und sein Vater Giovanni Santi I S. 147 ff. hat 1839 das Studium des Diogenes Laërtius bei Raphael nachweisen zu können geglaubt. Wahrscheinlicher ist es, daß Raphael durch Abbildungen alter Philosophen an den Wänden eines zu den Studien eingerichteten Gymnasiums, von welchen Sidonius Apollinaris in einem seiner Briefe (IX, 9) eine Beschreibung gibt, angeregt worden ist und denselben einige Motive entnommen hat. Schon der Abbé Du Bos (Réflexions critiques sur la poésie et la peinture, VIIème éd., 1755, I S. 278) hat darauf aufmerksam gemacht. Herman Grimm, Leben Raphaels I S. 216 [1. A. S. 342 ff. 2. A.] hat die Analogien weiter entwickelt.

spricht uns an wie ein Gedicht, dessen schöner Sinn in vollkommenem Wohllaut mitgetheilt wird, ein Gedicht, das sich ohne Arbeit und Zeitverlust dem Auge auf Einen Blick darstellt und enthüllt.

Niemand erreicht ohne Anstrengung ein erwünschtes Ziel. Anlagen werden verliehen, doch ihre Ausbildung bleibt mehr oder minder ein persönliches Verdienst.

Und so wird es nicht unnütz scheinen, wenn wir diesem Meister, dessen Werke eine größere Anerkennung genießen als vielleicht irgend eine andere Produktion in Literatur und Kunst, in seine Werkstatt folgen. Viele seiner Zeichnungen, durch welche er seine Gemälde vorbereitete[1]), hat Marc Anton im Stich seinen Zeitgenossen bekannt gemacht. Das Verhältniß nun, in welchem der Marcantonische Stich der Cäcilia, dessen Zeichnung durch die Unterschrift für unzweifelhaft authentisch erklärt wird, zu dem ausgeführten Werke steht, das man in Bologna sieht, finde ich sehr charakteristisch. Es sind in beiden die nämlichen fünf Figuren, doch haben sie eine merkliche Verschiedenheit. In der Zeichnung richtet Magdalena ihren Blick geradehin aufwärts dem Himmel zu. In dem Gemälde fand es der Meister besser, diese Gestalt, obwohl ihre Aufmerksamkeit dieselbe bleibt, dennoch sich halb nach dem Beschauer hinwenden zu lassen, so daß ihre schönen Formen großartig hervortreten. In der Zeichnung hat S. Paulus das Buch in der einen, das Schwert in der andern Hand. Dem Meister mochte es scheinen, als trete hier das Symbol mehr hervor, als die innere Bedeutung fordere. Indem er das Buch in eine Rolle verwandelte, und diese dem Apostel über das Schwert in die linke Hand gab, bekam er den rechten Arm frei; auf diesen stützt jetzt in dem Gemälde S. Paulus seinen Kopf. Diese einfache Veränderung fügt seiner männlichen Haltung den Ausdruck eines tiefen Versunkenseins in sich selbst bei. In der Zeichnung waren noch einige Reste eines conventionellen Herkommens: der Bischof in seiner Mütze contrastirte zu stark mit den übrigen barhäuptigen Gestalten: die Engel spielten auf Violine, Triangel und Harfe. In dem Gemälde zog Raphael es vor, den Bischof mit dem Hirtenstabe zu bezeichnen; die Engel stellte er singend dar; und das Buch, dessen er nun bedurfte, benutzte er zu einem breiten Vordergrund für diese glücklich gruppirten geistreichen Kindesangesichter. So erreichte er, daß das Herkömmliche, Typische vor den

1) Den Vorarbeiten Raphaels zu seinen Werken hat man, seitdem ich dies schrieb, eine eingehende Durchforschung gewidmet; ich sah damals nur den Weg im allgemeinen vor mir.

Forderungen der Schönheit und Anmuth zurücktrat, daß die Gestalten freier concipirt nicht allein größere Formen zeigten, sondern auch tieferen Ausdruck, und die Gruppen sich harmonischer rundeten. In der That kann man nun nichts Vollkommneres sehen. Es ist, als hörte man diese himmlische Musik, welche die Tonkundige zu hingegebener Entzückung: — so senkt sie ihr Instrument, — den Ernstgesinnten zu tieferem Nachdenken, die Neugläubige, jene Magdalena, zu frischem Aufmerken, Jeden seiner Natur gemäß zu dem Gefühl des Göttlichen fortreißt.

Wenn man dem Papst Julius das Wort zuschreibt, Raphael habe sich an die urbinatische Manier gehalten, bis er die Werke Michelangelo's gesehen habe, so liegt darin mehr eine Schmeichelei für den letzteren, als die volle Wahrheit. Von jener Manier war Raphael schon abgegangen, ehe er nach Rom kam. Michelangelo war einen Schritt voraus. Es würde nicht zu begreifen sein, wenn nicht die Art und Weise Michelangelo's auf Raphael Einfluß ausgeübt hätte. Die Tiefe und Eigenthümlichkeit des Genius schließt die Empfänglichkeit nicht aus. Raphael wird von Michelangelo gelernt haben; er nahm wahrscheinlich von ihm einige Vortheile der Technik herüber; aber der Stetigkeit seiner Entwicklung geschah dadurch kein Eintrag.

Mehr als irgend ein andres seiner Werke erinnert Isaias bei den Augustinern durch seine Haltung und einige unbekleidete Gliedmaßen an Michelangelo. Doch diesen Ausdruck der Würde, der Tiefe, des Stolzes, den er ihm so glücklich gab, konnte er nur aus eigener, verwandter Conception schöpfen.

Die Sibyllen erinnern vielleicht durch die Wahl des Gegenstandes, nicht aber in der Ausführung und den Motiven an Michelangelo. Wie Cäcilia und ihre Begleiterinnen, sind die Sibyllen eine jede von ihrem Theil empfangener Erleuchtung hingerissen. Sie geben ein ruhiges oder ein antwortendes oder ein entzückendes Aufnehmen zu erkennen. Ihre Zusammenstellung mit den Engeln verleiht der Gruppe lebendige Anmuth.

Durch die Richtung und den Schwung seiner Intentionen wird auch das Porträt geadelt. Nicht allein wird es, wie in Bartolo und Baldo, indem man die Adern schwellen sieht und das Leben der Haut wahrzunehmen glaubt, zu augenfälliger Wahrheit durchgebildet, sondern die Individuen werden zu Repräsentanten von Classen. Julius ist nicht allein ernst und entschlossen; um Lippen und Backen spielt ihm ein leiser Zug jenes Anflugs von Trunkenheit, der er ergeben war, und die so leicht zu Jähzorn ausschlug. Unnachahmlich ist Leo mit seinen

beiden Cardinälen. Sie scheinen Rath zu pflegen, und es ist, als habe der eine Vortrag gehalten, nicht eben über die erfreulichsten Sachen, wie es das Ansehen hat, und als wolle der Papst, der keineswegs schön ist, den Mund öffnen, um zu reden. Ruhig wartet der Andere, was er sagen werde. Es ist ein Stillleben des Cabinets; bei aller Ruhe, welche schon der Gegenstand gebietet, lebhafte Bewegung des Innern. Dürfen wir von ihm auf die barberinische Fornarina übergehen? Denn die florentinische ist leider durch die Restauration unecht geworden. Jene ist in der ersten Frische ihrer Entwicklung. Sie hat keineswegs classische Formen und eine sehr braune Grundfarbe des Gesichts; aber es ist durch den frischen Hauch der Jugend begeistigt. Sie lächelt; aber es ist ein Lachen nicht des Willens, sondern der glücklichen Existenz, wie die Flur lacht.

Wenn nun Raphael wiederum an die Bearbeitung jener Madonnenscenen ging, wie sie Sitte und Bedürfniß dieser Zeit forderten, so konnten sie nicht in dem Sinne des Francia und Perugino ausgeführt werden; dieser vorgerückten, so eng anschließenden und doch idealen Nachahmung der Natur mußten sie entsprechen.

Man wird sich nicht verbergen, daß hiebei um so mehr eine gewisse Gefahr war, je erfindungsreicher der Geist des Meisters. Hatte er sich von der gewohnten Art und Weise losgerissen, versuchte er dann jedes Mal einen neuen Weg, eine eigene Vorstellung, sollte es ihm immer auf gleiche Weise gelingen, diese den unleugbaren Forderungen der gegebenen Idee gemäß hervorzubringen?

Ein unbefangener Beschauer könnte meinen, daß ihm das nicht immer gelungen sei. Die Madonna della Seggiola ist vollkommen in ihrer Art; allein der Gedanke ist doch nur eine junge Mutter, die ihren Knaben mit Muttergefühl und Herzinnigkeit an sich drückt; etwas Göttliches ist hier nicht; sowohl hier, wie in jener zweiten Jungfrau der Tribune zu Florenz, wo die Mutter nur ein wenig älteres Kind ist, das mit dem jüngeren spielt, überwiegt das menschlich Anmuthende. Die Gegenwart des Johannes mit seinem ecce agnus kann darin Nichts ändern. In der Madonna bei Candelabri finde ich die Mutter beinahe kalt, allein das Stück rührt nur zum Theil von der Hand des Meisters her; zu der unter dem Namen der Impannata bekannten Madonna hat Raphael, so viel man weiß, nur den Carton gearbeitet. Die Anna auf diesem Bilde hat einen Zug von Ironie; es scheint fast, als habe sich der Meister nicht in jener Stimmung befunden, welcher sich das Göttliche offenbart.

Dagegen empfängt man den Eindruck einer solchen Stimmung

bei anderen Arbeiten. So nahe die Madonna mit dem Vogel dem Spiel ist, so ist doch jenem frohen Darreichen des Johannes eine himmlischruhige Unbeweglichkeit des Kindes entgegengesetzt; die Mutter ist gerührt und göttlich.

Die Madonna di Fuligno im Genuß und Gefühl ihrer Seligkeit, wendet sich voll Güte zu ihren Gläubigen, die ihr hinwieder eine zutrauliche Verehrung widmen. Es ist das Verhältniß der Jungfrau zu ihren Devoten, wie es die Gebete noch bis auf den heutigen Tag ausdrücken.

Das vollkommenste dieser Werke ist ohne Zweifel die Madonna di S. Sisto. Es ist nur eine Erweiterung der gewohnten Vorstellung der Madonna auf dem höheren Thron mit ihren Heiligen. Aber welch eine Erweiterung! Die Jungfrau wird von dem Thron auf die Wolke erhöht. Wenn es die Aufgabe der religiösen Kunst überhaupt war, das Göttliche in sinnlicher Gestalt erscheinen zu lassen, so ist diese Aufgabe vielleicht nirgends so vollständig gelöst worden, als in diesem Bilde. Die Jungfrau ist durch und durch Natur und Erscheinung, der Knabe ist erhaben, göttlich, vollkommen entsprechend der kirchlichen Vorstellung, wie sie einmal gefaßt war, und doch durchaus menschlich. Ideal und Realität durchdringen einander. Raphael hat das Bild in einer glücklichen Stunde in Einem Zuge auf die Leinwand geworfen: das großartigste Zeugniß des Geistes und der künstlerischen Bildung, die in ihm lebten.

Wir sehen wohl den Fortgang der Entwicklung: von jener durch den Begriff des Lieblichen, Heitern und Unschuldigen umfangenen und gleichsam gebundenen Darstellung zu der muthigen Auffassung eines freien Ausdrucks und großer Formen; es ist überdies ein anderer Moment eingetreten, nahe damit verknüpft; aber beinahe noch wirksamer: von der Ruhe zur Bewegung; von dem Sinnreichen zu dem Leidenschaftlichen.

Die Malerei machte vornehmlich durch Michelangelo den entscheidenden Fortschritt von der Bekleidung zu dem Nackten. Nicht als ob man nicht auch früher in gar manchem Sebastian und verwandten Heiligen und Eremiten die Nachahmung der Carnation und Gliederform menschlicher Gestalt zum Zweck gehabt hätte, aber es ist ein Unterschied, ob sie durch die Fabel geboten oder ob sie frei gesucht war. Jetzt traf diese Richtung mit der allgemeinen Nachahmung der Antike zusammen; man wählte Gegenstände, welche die Darstellung des Nackten begünstigten. Wenn man nun auch hierin eine natürliche Fortentwickelung der Kunst erblicken kann, so ist doch unleugbar, daß

sie dadurch von ihrem religiösen Ursprung noch weiter abgeführt wurde.

Der christlichen Tradition stellten sich die mythologischen Dichtungen des Alterthums zur Seite; sie wurden mit immer wachsendem Eifer ergriffen, sie eröffneten der Kunst als solcher in jeder Rücksicht eine neue Bahn. Sobald es die Aufgabe des Malers geworden war, die Naturform des menschlichen Leibes in ihrer Fülle und Abwechselung zu reproduciren, so mußte er eine größere Bewegung suchen, jenen starken Schwung, den die Leidenschaft der Aktion gibt. Eine solche boten ihm die Mythologie und selbst die historischen Erinnerungen aus der Vorzeit in reicher Fülle dar.

Raphael trat zuerst in der Farnesina in diese Bahn ein. An der Fabel von Amor und Psyche stellte er vornehmlich die weiblichen Gemüthsbewegungen dar. Venus erscheint einmal ruhig in ihrem Wagen; alsdann im Tanz; wir sehen sie den Jupiter kindlich, die Götterversammlung mit vieler Würde bitten, und sich entrüstet über ihre Nebenbuhlerin beklagen. Hier ist es nun augenscheinlich, daß die Figuren ganz um des Ausdrucks willen erfunden sind und in solchem beinahe aufgehen. Die Gestalt der Venus ist immer eine andere. Um Jupiter geht sie mit einer fast Cranachischen Demuth wie eine Eva; als Tänzerin ist sie zierlich schlank, vollkommene Tänzerin; wie sie sich beklagt, mit diesem rückwärts gewandten Blick, ist sie eine sehr stolze, modern römische, hohe Gestalt; vielleicht die vollendetste von allen, die hier erscheinen. In der sogenannten Galatea sehe ich auch nur eine phantastische Anadyomene.

Es konnte nichts anders sein, als daß diese Tendenzen in den ferneren großen Compositionen, wie sie in der Camera della Segnatura in der letzten Zeit Julius' II. und unter Leo X. auszuführen waren, zu Tage traten. Einmal stellte Raphael statt jener erdichteten Zustände Handlungen vor, welche eine größere, von dem Eindruck und der Forderung des Augenblicks beherrschte Bewegung geboten. Sodann führte er nackte Gestalten ein. Im Heliodor ist es noch ziemlich sparsam; in den zur Rache bewaffneten Engeln, in den Frauen und Kindern im Vordergrund erscheint es ebenfalls gemäßigt. Im Attila tritt es in den halbbekleideten Kriegern schon stärker auf; noch mehr in dem Brande des Borgo: in dem Siege über die Saracenen herrscht es vor. Man kann bemerken, daß diesem Fortgang entsprechend die Werke des Meisters mehr äußerlichen Ausdruck als innere Bedeutung haben. In dem Heliodor wie schön und großgedacht ist der rächende Engel in seinem strafenden Ernst; wie stolz

steht er da, so wie im Attila der zuversichtliche Glaube der Priester den durch die himmlische Erscheinung erschreckten Kriegshelden und dem niedergeschmetterten Verbrecher gegenüber! In dem Brand sieht man der Natur glücklich abgelauschte Gestalten; wenngleich in diesen nur Aeneas etwas seltsam erscheint. Vor dem Siege über die Saracenen aber steht man still, ohne weitere Empfindung; die Krönung des Kaisers ist fast eine reine Nachahmung des Gegenständlichen, nur durch eines oder das andere wahre Antlitz belebt; und daß in diese kirchlich würdige Versammlung die unbekleideten Fachinen hereintreten, ist wohl nur dem Bedürfniß von großen nackten Gestalten zuzuschreiben.

Es ist wahr, daß diese Bilder meist eine politische, historische Beziehung haben; daß sie geboten waren: aber dieser unaufhaltsame Fortgang von dem Moment, wo der Werth eines Bildwerkes in der Bedeutung seines Gegenstandes, zu dem anderen, wo er nur in der Vollendung der äußerlichen Nachahmung liegt, ist historischer, als alle jene Anspielungen auf die vorübergehenden Ereignisse der Zeit.

In den Jahren 1515 und 1516 sind die Arazzi entworfen worden. Bestimmt, öffentlich vor die Augen des Volkes ausgehängt zu werden, werden sie mit der Rücksicht, sich populären Vorstellungen anzupassen, ausgearbeitet worden sein. So sind schon bei der Krippe die Pifferari nicht vergessen worden, welche alle Jahre gegen Weihnachten aus den Abruzzen nach Rom kommen, und bei keinem Präsepe in den Häusern so leicht fehlen. Bei der Anbetung der Könige hat man den Elephanten dargestellt, der damals zum ersten Male wieder, nachdem man Jahrhunderte lang einen solchen Anblick entbehrt hatte, nach Rom gebracht worden war. Die Mahlzeit von Emaus findet in der Weinlaube einer Vigna statt. Dies Talent, sich verständlich, sinnlich, populär auszudrücken, hat der Maler hier vornehmlich in allem Beiwerke trefflich bewahrt. Vielleicht hat ihn eben das veranlaßt, der schon eingetretenen Neigung, auf der einen Seite starke Bewegungen zu zeigen, auf der anderen solche zu sehen, nur um so mehr nachzugeben. Vergleicht man alsdann ein älteres raphaelisches Bild, wie es die Anbetung der drei Könige in der Engelsburg ist, mit diesem späteren Entwurfe, so findet man einen ungemeinen Unterschied [1]). Dort stehen die drei Könige ruhig vor dem Kinde, ihre Gabe in der Hand; stille Bewunderung drückt sich in ihnen aus: neben ihnen die

1) Ueber die früheren und späteren Schicksale des Bildes wird man von Passavant a. a. O. II S. 17 unterrichtet.

Vornehmsten ihres Gefolges, von welchem ein fernerer Zug von Weitem herkommt. Wie ganz anders ist das hier! Wie inbrünstig küßt der alte König dem Kinde den Fuß: mit wie lebhafter Bewegung strecken die Schaaren der Begleiter die Arme aus! Höchst mannigfaltig ist die Wirkung des Ereignisses der Auferstehung auf die Wächter: Blendung, neugierige Verwunderung, Erstaunen, Erschrecken; Fliehen, Fallen, Sichzurückwenden. Die Scenen des Kindermordes erscheinen im Kampfe zwischen den Mördern und den Weibern, welche ihren Feinden selbst in die Augen fahren und von ihnen bei den Haaren gefaßt werden.

Diese Vorliebe zu leidenschaftlicher Darstellung, in großen Formen, nicht ohne das Nackte, bildete sich in eben diesem Zeitpunkte aus und in Raphael war sie so sehr vorhanden, wie in irgend einem andern Zeitgenossen.

Auch in seinem letzten schönen Werke, der Verklärung, tritt sie hervor. In dem Vater des Besessenen wenigstens ist ein so leidenschaftlicher, in dem Johannes ein so lebhaft theilnehmender Ausdruck, daß man nicht weiter gehen könnte. Der nackte Knabe bietet in seinen krampfhaften Gliedmaßen allen Anlaß dar, Kenntniß der Anatomie an den Tag zu legen. Jedoch wird man die Motive glücklich und natürlich, die Vereinigung der irdischen Handlung mit der himmlischen geistreich, die Haltung der himmelan Schwebenden erhaben und groß finden. Es ist die volle Höhe dieser Richtung, und noch ohne ihre Fehler.

Denn wie sehr Raphael auch dem Zuge der herrschenden Bestrebungen folgte, so war er doch weit entfernt, sich ihnen rücksichtslos hinzugeben. Man kann auf ihn selber anwenden, wie er den S. Lucas dargestellt hat, dem die Jungfrau erscheint, indem er sie malt. Indem Raphael die Wirkung dieser geistigen Anschauung auf den empfangenden und wiedergebenden Menschen darzustellen hatte, — ließ er seinen Lucas zwar lebhaft gerührt, hingerissen bis zu liebender Verehrung erscheinen, allein nicht ohne den Ausdruck einer an sich haltenden Scheu, einer sich selber mäßigenden Zurückhaltung.

Auch die lebhafteste Bewegung mildert er durch ruhige Gestalten.

Es zeigt sich in Raphael, wie aus einem großartigen Stil Manier hervorgehen kann.

Raphael hatte durch innere Arbeit eine sich selber gleichartige Ausdrucksweise erworben, die ihm so zu sagen in der Hand lag; diese fuhr fort, ihm auch dann beizuwohnen, wenn er seine Werke ohne tiefere Bewegung entwarf; allein man fühlt, daß diese Art der Voll-

endung auf der Oberfläche liegt; hier bleibt auch der Eindruck stehen; man wird nicht in das Geheimniß einer großen Erscheinung eingeführt.

Eben dies ist der Punkt, an welchem seine Schüler beginnen; sie haben glatte Form und eine nicht von innen herausgearbeitete, sondern fast zufällig angegriffene, nicht eigen durchgebildete Fabel.

In den Zeiten, in welchen die großen Hervorbringungen zu Stande kamen, der Kunst die vollkommensten Darstellungen gelangen, wich man doch auf allen Seiten wieder von der Höhe dieses Standpunktes ab. Denn nur ein Moment ist die Produktion des Schönen. Nur aus der glücklichen Regung der Seele geht sie hervor, aus welcher auch Tugend und Frömmigkeit, mit ursprünglicher Naivetät und Unschuld dem Reiche der Ideen zustrebend, emporwachsen. Aber zugleich gehören begünstigende Umstände des gesammten Lebens und Zeitalters dazu, um der persönlichen Entwickelung Raum zu gewähren.

7. Tizian und einige seiner Zeitgenossen.

Die Schranken der Schulen, in die man die Geschichte der italienischen Malerei einzutheilen pflegt, sind vor uns so gut wie gefallen. Es ist ein und derselbe Fortschritt, den wir zu der nämlichen Zeit in allen bemerken: von dem Herkömmlichen, Gebundenen zu freier Auffassung; von der Darstellung gewisser Seelenstimmungen zu einem Wetteifer mit der Erscheinung, mit den Werken der unerschöpflich bildenden Natur; von dem Lieblichen zu dem Großen. Die Bewegung geht von Innen hervor nach Außen; doch ist sie ganz von der Idee des Schönen beherrscht. Dieser das Höchste anstrebende Sinn, der im übrigen Italien mit allen Schwankungen der Ereignisse und der öffentlichen Stimmung zu kämpfen hatte, fand nun in dem ruhigen, auf sich selbst angewiesenen, sich selber gleichen Venedig eine besondere Stätte der Entwicklung. Hier, wo die Wogen der Weltbewegung minder gewaltsam brandeten, gelangte er zu einem eigenthümlichen Ausdruck.

Man hält Giorgione[1]) für den Gründer der venezianischen Schule, insofern sie die neue Richtung in sich aufnahm. Leider ist es unmöglich, die Wirksamkeit Giorgione's zu verfolgen. Seine größeren Werke sind meistens untergegangen; die, welche sie sahen, nahmen in ihnen feurigen Schwung, energische Handlung und eine kunstvolle Farbengebung, welche den Eindruck des Lebens machte, wahr. In

1) Giorgione Barbarelli, geboren 1477 zu Vedelago bei Castelfranco in Friaul, gestorben 1511.

den Arbeiten, die sich erhalten haben, bemerkt man glückliche Gegensätze: brauner, sonnverbrannter Männer und zarter Mädchen; nachgiebiger Schönheit und des bejahrten Versuchers; mönchischer und ritterlicher Heiligen; des siegreichen Knaben und des niedergeworfenen Riesen; — frei lösen sich seine Porträts ab von der Tafel und treten neben einander heraus: Alles geistvoll, zuweilen bizarr. Da man nicht weiß, wie weit die Stücke, die ihm an vielen Orten zugeschrieben werden, eigentlich ächt sind, so läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, inwiefern von ihm eine beherrschende Richtung ausgegangen sein könne. Von einigen der schönsten seiner angeblichen Reliquien ist es ungewiß, ob nicht auch dem alten Meister Bellini ein sehr wesentlicher Antheil daran zugehört. In dem Umgange Gian Bellini's mit so begabten Schülern, wie Giorgione ohne Zweifel war, und wie wir Tizian in allen seinen Spuren erkennen, ward der neue Geist lebendig ergriffen; so faßte er Wurzel in Venedig.

Wir vermögen nicht die Schwingungen anzugeben, durch die derselbe eindrang, jedoch lassen sich wohl einige Spuren davon bemerken. Von Tizian ist es nicht zweifelhaft, daß er von Anfang an ein selbständiges Verfahren einschlug. Schon an so alten Tafeln, wie die kleine Tizians in der Sacristei der Frari ist, nimmt man eine eigenthümliche malerische Auffassung wahr. Es ist vornehmlich die Carnation, welcher Tizian besser beizukommen suchte. Schon hatte Giorgione den Rath ertheilt, die Natur nicht geradezu wiedergeben zu wollen, sondern so, wie sie sich dem Auge des Beschauers darstellt. Darauf beruht die Vertheilung von Licht und Schatten und das unvergleichliche Colorit der venezianischen Darstellungen. Tizian übertraf seine Zeitgenossen noch durch die Harmonie seiner Erfindung.

In der Composition blieb man in Venedig wohl nicht ganz frei von einer Nachwirkung der Toskaner. In dem S. Marco in der Salute ist der S. Marco des Fra Bartolommeo nicht zu verkennen.

Zugleich übte man sich an den Bildwerken des Alterthums. In gewissen Engeln Tizians hat man eine Nachahmung von Gemmen bemerkt, die noch in Venedig aufbewahrt werden, und die Wirkung der Antike kann sich nicht darauf beschränkt haben.

Begriffen in diesen Bemühungen, leise berührt, nicht beherrscht, von diesen Einflüssen, gehoben von der Umgebung, trat Tizian in seine große Laufbahn.

In dem Porträt ist es nicht sowohl der Ausdruck des Geistes oder das Ideal, als die zusammengreifende Wirkung der verschiedenen Elemente der Erscheinung, was er wiederzugeben strebt. Er hebt das

volle, blonde, befehlshaberische Frauengesicht durch schwarze Tracht und schwarzes Kopfzeug; die frische Munterkeit einer bräunlichen Schönen, beweglich wie sie ist, stellt er in enganschließendem Kleide dar, das ihre schlanke Gestalt zeigt; edle Fürstinnen erscheinen in Dunkelgrün, reich angethan mit Ketten; die Bescheidenheit aber kleidet er in Weiß. Unmittelbar bis zur Gegenwart treten seine Aretine und Arioste, seine Karle und Philippe vor uns hin, in dem ganzen Stolz der Vollendung, der eine würdige Existenz ausspricht.

Von diesem Punkt aus war er in Einem Moment bei dem Ideal; sei es ein sinnliches, das ist die Ausbildung der Gestalt bis zur Vollendung; oder ein geistiges. In der Venus bei den Barbarigo ist in den Gliedern der anschwellenden Muskeln der Arme, der runden Weichheit der Hüften eine Fülle bis zum Ueberfluß; sie ist demohnerachtet schlank; und das üppige Gesicht wird von den seitwärts gewandten, aber in dieser Richtung geradaus schauenden Augen beherrscht. Die Natur schwelgt in ihrer Hervorbringung; Amoren sind in der Nähe beschäftigt; man kann keine lebensvollere Vergegenwärtigung eines schönen Geschöpfes haben.

Ihr gegenüber hängt dort eine Magdalena. Sie ist nicht weniger reich ausgestattet; es sind dieselben Formen der in ihrem Geschöpf verschwenderischen Natur. Die Verschiedenheit der Absicht tritt aber schon in der Umgebung hervor. Statt des wohl eingerichteten, reich verzierten Zimmers finden wir uns in zurückgezogener Einsamkeit, draußen bei dem Gebirge. Um diese Gliedmaßen legen sich nicht, wie dort, Armbänder und Ringe, noch sind die Haare sorgsam geflochten; die langen Locken fallen aufgerollt über die Schultern herein. Die ganze Wirkung aber faßt sich in den Augen zusammen. Es ist nicht, wie dort, nur das Aufathmen einer sich selber fühlenden Creatur. Hier ist nichts Verführerisches; das Auge ist gen Himmel gerichtet und von Thränen gefüllt: in diesem Wesen ist das Bewußtsein einer andern Welt lebendig geworden; gleichsam verlangend nach einem andern Gut, ist der Mund geöffnet.

Oft zweifelt man an der Aechtheit der Frömmigkeit, weil ihr Sünde vorhergegangen. An der Aechtheit der Buße, wie sie hier auftritt, kann kein Zweifel aufkommen.

Der Geist unseres Künstlers schwelgt selbst in dieser doppelten Welt. Er unterscheidet oft genug ausdrücklich seine devoten Produktionen von seinen profanen, die er Poesien nennt.

In den Compositionen der ersten Art suchte er nicht minder als in den andern den ganzen Ausdruck der Natur; nur eine geistige

Richtung unterscheidet sie. Jene Madonna, die er im Wettstreit mit seinem Nebenbuhler Pordenone in einer Capelle zu Treviso ausführte, ist eine vollkommen schöne, ganz ausgebildete Gestalt. Aber wie sie nach der himmlischen Erscheinung halb hingewendet ist, so ist sie von wahrer Unschuld und aufnehmender Ergebung überleuchtet. — Selbst wo er sich dem Traditionellen, wie in der Anordnung der Präsentation der Maria, in welcher wie auf früheren venezianischen Bildern eine lange leere Treppe fast die ganze linke Seite der Tafel einnehmen sollte, zu bequemen hatte, wußte er es doch, die Erscheinung, wie sie vor ihm stand, wie er sie sah, darauf zu schreiben. Diese Zuschauenden sind vor allen Dingen Venezianer; edle Gestalten, von denen es gut ist, daß sie der Vergessenheit entrissen worden, in würdigem Kostüme; ihrer viele, aber bequem, ohne sich zu drängen. So schön gruppiren sich die dürftige Frau und der sein Almosen ernsthaft darreichende Senator, den schon wieder ein anderer anspricht. Es ist ein so natürlicher Gegensatz zwischen der Alten, die mit ihrem Eierkorbe trotzig an der Stufe sitzt, und der jugendlich heranschreitenden, wohlgekleideten venezianischen Edeldame; zwischen dem Kind, das demüthig die Treppe hinaufsteigt, und dem andern, das anmuthig an derselben hinlehnt. Für diese Mannigfaltigkeit des anscheinend gemeinen Lebens ist die altgewohnte Anordnung gerade erwünscht, sie gibt den Werken doch den Ausdruck einer religiösen Conception.

Zu ganz neuen Schöpfungen führte es aber, wenn Tizian nun in großen Compositionen diese wiederhervorbringende Nachahmung der Natur mit seinen Idealen durchdrang.

Mit aller Pracht sinnlicher Erscheinung ging er daran, die Assumtion der Jungfrau für die Kirche de' Frari zu malen[1]).

Es ist eben jene Gestalt, der er die Verkündigung geschehen ließ; die Schönheit einer vollkommen, großartig in allen ihren Formen ent-

1) Aus den Diarien des Sanuto hat man erfahren, daß dieses Werk den 20. März 1518 in der Kirche de' Frari zur Aufstellung gelangte. Die Technik des Werkes hat indeß so viel auch für jene Zeit Auffallendes — man sagt sogar, die Frari hätten Lust gehabt es zurückzuweisen —, daß dies Erörterungen der malerischen Motive veranlaßte; vgl. Ticozzi, Vite de' pittori Vecelli di Cadore S. 24 ff. Bei den neuesten Beschreibern kann man sehen, wie viel weiter sie hierin gehen. Man nimmt an, Tizian habe von Natur gewußt, was wir heute durch die Beobachtung der Photographien lernen. Es heißt dort, er habe auf einer einzigen Bildfläche die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts der Oelmalerei zusammengefaßt (vgl. Crowe und Cavalcaselle, Tizians Leben und Werke, deutsche Ausgabe von Max Jordan I S. 178. 181).

wickelten Frau, in der nicht Demuth noch Unschuld noch eine andere besondere Eigenschaft oder Tugend vorzugsweise hervortritt, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut, aber ohne die Zuthat der Jahre und rein von Mängeln; jetzt durch ein heiliges Entzücken verklärt; himmelwärts emporgehoben so ihre Seele, wie wir den Leib sehen.

Anbetend schauen die Apostel ihr nach; diese sind in größten Formen gehalten; man sieht die Arme ausgestreckt, und den Körper in lebhafter Bewegung; doch könnte man nicht sagen, daß dies gemalt wäre, um das Spiel der Muskeln oder die Bildung der Glieder zu zeigen; es ist in ihnen die mannigfaltigste Abstufung von der jugendlichen Anbetung, die, im Selbstbewußtsein der Religion, der diese bestätigenden Erscheinung gegenübersteht, bis zu dem Entzücken des Greises, welcher von derselben überwältigt und gleichsam aufgelöst wird. Jede dieser Gestalten ist von der Idee belebt und durchhaucht.

Ueber ihr erscheint Der, welcher sie empfangen wird, — man sieht, wohin sie geht. Wohl hat die ursprüngliche Mythe dies eigentlich verstanden. Aber wenn wir Anderen auch wissen, daß das nicht geschah, daß sie nicht auf Wolken emporgetragen worden, daß dieser persönliche Gott ihr nicht empfangende Arme entgegen gebreitet hat, so müssen wir doch den Mythus als ein herrliches Gedicht anerkennen; es ist die zugleich kindliche und religiöse Vorstellung der innigsten Vereinigung des Göttlichen und des Menschlichen. Das reine Geschöpf, wie es ist, von Engeln wird es emporgetragen und gefeiert; von der Gottheit aufgenommen, von den Menschen da unten vermißt und angebetet. Man könnte von dem Zweifel beschlichen werden, ob es nun auch der volle Ernst der Religion ist, was hier hervortritt: ob der Auffassung nicht zu viel irdische Elemente beigesellt sind. Allein den großen Meistern gegenüber, die das Wunder veranschaulichen, denkt man daran nicht; man lebt nur in dem Mitgefühl der Kunst.

Wenn ich verschiedene wohl gelungene Werke hintereinander sah, so empfand ich den Eindruck des Wohllautes der Musik. Dies Gemälde ist, wie wenn alle in einem Tonwerke angeregte Motive vereinigt werden und in laute Harmonien zusammenströmen.

Tizian umfaßt ebenso wie Raphael und Michelangelo profane Mythologie und geistliche Darstellungen. Von dem, was er, wie schon berührt, seine Poesien nannte, habe ich keine gesehen, welche eine auch nur von ferne ähnliche Wirkung zu machen fähig wäre. Sie sind, wie Adonis und Venus, zwei junge und jugendliche Gestalten, von denen die weibliche zurückzuhalten sucht, die männliche sich zu

entfernen entschlossen ist, glücklich gefaßt und ausgeführt. Die Età dell' uomo ist ein Idyll, durchsichtig und sinnreich. Reich und prächtig ist ihm die Landschaft unter dem Pinsel hervorgequollen.

In der Größe der allgemeinen Intention läßt sich Tizian dem Michelangelo und dem Raphael nicht gleich stellen. In diesen lag etwas Weltumfassendes, über die bisherige Sphäre der Malerei weit Hinausgreifendes; eine innere Genialität, die mit den Gegenständen ringt. Tizian ist mehr ein Maler seiner Zeit, seiner Vaterstadt, Ueber den Kreis der gewohnten Vorstellungen geht er nicht hinaus, aber innerhalb desselben entwickelt er eine Virtuosität, die wieder ihres Gleichen nicht hat.

Die Behandlung der Landschaft war in Tizian ein eigenthümliches Verdienst; sie diente vollkommen seinen Zwecken.

Als er Pietro Martire darzustellen hatte, konnte er dies auch thun, wie Andere, bei denen etwa der Heilige mit dem Beil im Kopfe erscheint. Statt dessen ergriff er nur den Augenblick der Handlung; der Mörder steht bereits über dem Niedergeworfenen. Diesem Moment fügt er eine neue belebende Gestalt hinzu, den weichenden entsetzten Begleiter: die Wirkung der schreckenerfüllten Augen, der aufgehobenen Arme wird durch das Gewand, das vom Winde berührt wird, verstärkt. Um aber dem Bilde überdies die ganze Fülle der Erscheinung zu geben, braucht er die Landschaft. Im Vordergrund einer grünen, jedoch nicht blühenden Gegend erheben sich ein paar überaus hohe und starke Sambucobäume; sie geben uns das Gefühl der Einsamkeit; in seiner Wanderung sehen wir den Heiligen angefallen: dort unter den Bäumen geschieht die Frevelthat. Aber schon erscheinen in ihren Wipfeln lichthelle Engel, „die schönsten, die je aus dem Paradies kamen".

Nicht allein zu deutlicher Versinnlichung, auch zu höheren Zwecken dient ihm die Landschaft. In der Scuola del Santo hatte er die Mordthat, die ein Ritter an seiner Gemahlin vollzieht, in ihrem ganzen Gräuel darzustellen; wer möchte dies ansehen, wenn nicht das hohe und wilde Gebirg, in welches die Handlung verlegt ist, den Blick an sich zöge und den Eindruck mäßigte. Man hätte über diese Landschaft kein größeres Lob aussprechen können, als daß sie den Effekt störe; diesen grausen Effekt zu stören, war sie eben bestimmt.

Zuweilen aber stimmt auch die Landschaft zu dem Gegenstand. Dort, wo David den Goliath erlegt hat, und nach vollbrachter, nie gehoffter That zum Gebete hinsinkt, sieht man das dunkle Gewölk prächtig von glänzendem Lichte zerrissen.

Indem Tizian dergestalt sich der sichtbaren Welt, insofern sie in Farben dargestellt werden kann, bemeisterte, machten seine Zeitgenossen, sei es durch sein Beispiel oder im Wetteifer mit ihm, oder auch durch den Schwung, der diesen Bestrebungen nun einmal mitgetheilt war, begünstigt, Fortschritte, den seinen analog.

Bei Palma dem Aelteren[1]) und Paris Bordone[2]) nehmen wir noch hie und da die alte Schule wahr. Die Assumtion Maria's von dem ersteren ist noch sehr symmetrisch. In der Mitte erscheint weniger auffliegend, als auf einem Engel beinahe stehend, die Jungfrau; zu beiden Seiten unter ihr aufschauend zwei Apostel, denen sich am Fuß zweier in der nämlichen Erhebung aufsteigender Hügel die anderen gleich symmetrisch anschließen. In den Gesichtszügen herrscht der legendenartige Ausdruck dieser Zeit; unschön finde ich, daß auf dem Boden die Menge der nackten magern Füße, gerade wegen der symmetrischen Anordnung, um so mehr in die Augen fällt. Die Werke des Paris Bordone sind reich an Gestalten, mit Lebhaftigkeit aufgefaßt und geordnet, doch seien sie gegenständlich, wie in der Versammlung, in der dem Dogen der Ring gebracht wird, oder ideal, wie in der Glorie des Paradieses, so konnte ich an ihnen kein besonderes Verdienst ersehen. Glücklicher entfaltet sich ihre Eigenthümlichkeit in dem Porträt. Wem wären jene zahlreichen Brustbilder der Venezianerinnen unbekannt, die einander sehr ähnlich und mit fast gleichem Talent ausgeführt in den Gallerien bald mit dem Namen des Giorgione, oder des Tizian, bald mit Palma, Bordone oder Pordenone bezeichnet werden? Hierin hatten sie nur der Natur, die sie vor sich sahen, zu folgen. Es sind vornehmlich diese Gestalten, welche den venezianischen Malern gelingen: hie und da haben sie dieselben zum Ideal erhoben. So hat sie Bordone der Jungfrau, als Magdalena in ihrem Schmerz verloren, in dunkler Landschaft glücklich beigesellt.

Dem Fra Sebastiano del Piombo[3]) gelangen vornehmlich männliche Porträts. Er hat Clemens VII., so mit erbleichendem Bart, wie er von seiner Flucht nach Rom zurückkam, abgebildet; schon ohne Kraft, doch nicht ohne Würde; wie trefflich stimmen diese grauen Schatten

---

1) Jacomo Palma, il vecchio, ist um das Jahr 1480 zu Serinalta im Bergamesischen geboren und starb im August 1528.

2) Paris Bordone, geboren zu Treviso 1500, verstorben zu Venedig am 19. Januar 1571.

3) Sein eigentlicher Name war Luciano Luciani; zu Venedig um 1485 geboren, ist er zu Rom am 21. Juni 1547 verstorben.

zu dem alternden Gesicht! Seine Tafel in S. Giovanni Crisostomo ist ein reizendes Stillleben der Heiligen. S. Chrysostomus, ein heiliger Autor, ist im Schreiben begriffen; er scheint auszusprechen, was er niederschreibt. Zuhörend umstehen ihn heilige Männer. Heilige Frauen nähern sich ihm mit leisem Fußtritt; eine von ihnen mit einem Gefäß. Mit dem Porträt ist das Ideal nahe verwandt. Jenes ist das edelste; dies streift hart an die Natur. Der religiöse Begriff bleibt dabei immer in seiner Integrität. Man scheidet von einem solchen Bilde wie von einem Manne, den man etwa auf Reisen, eines Abends, traf; er trat an uns heran, ohne uns zu stören, wir nahmen seine liebenswürdigen Eigenschaften wahr; obwohl er uns nur leise berührte, stimmte er die Saiten unsres Gemüthes zu Behagen und Harmonie; lange gedenkt man eines solchen. Auf umfassenderen Bahnen bewegte sich Pordenone[1]). Es war ihm nicht genug, diese wenig idealisirten Porträts in Gruppen zu vereinigen, obwohl ihm dies vortrefflich gelang, und er devote, aber rüstige Männer, lebensvolle und doch einfache Frauen, die mannigfaltige Physiognomie junger strebender Menschen, z. B. in dem Bilde, das ihn selbst unter seinen Schülern darstellt, treffend wiedergab. So wie er aber diese Schüler in das Studium des Nackten und der Antike begriffen abgebildet hat, so wohnte auch ihm ein solches bei; hie und da nehmen wir bei ihm eine Nachwirkung davon wahr. Er hatte zuweilen ganz symbolische Vorstellungen wiederzugeben. In einem seiner Werke zeigt Johannes der Täufer das Lamm, das er verkündigt, dem heiligen Franziskus, der es anbetet. An das Symbol rührte Pordenone nicht; er begnügte sich, S. Johann, der ihm ein reiches Nackt erlaubte, mit großen Formen, die durch das darüber geschlagene Fell eher hervorgehoben als verdeckt werden, darzustellen. Auch in den wenigen Resten, die von diesen Arbeiten übrig sind, sieht man, z. B. bei Kain und Abel, seine auf das Große gerichtete künstlerische Intention. Seine Fresken in Treviso dagegen sind wohlerhalten. Er hat es gewagt, in der Anbetung der Magier den Joseph nicht allein in ungewöhnlicher Jugend, sondern auch fast nach dem Vorbild einer alten Büste völlig in antikem Stil darzustellen; Gott Vater, ein stattlicher Greis, fliegend, dicht von Engeln umgeben; die stolzen Formen einiger Nebengestalten erinnern an raphae-

1) Giovanni Antonio Sacchi, geboren zu Pordenone in Friaul im Jahre 1486, verstorben zu Ferrara am 12. Januar 1539.

lische und michelangelo'sche Werke. Dabei ist jedoch viel Eigenthümlichkeit, Kunstfertigkeit und natürliche Anlage.

Pordenone war, wie berührt, ein Nebenbuhler Tizians; in technischer Ausbildung nähert er sich ihm hie und da an, allein in wahrem Verdienst ursprünglicher Auffassung bleibt er hinter ihm zurück.

Die Nebenbuhler und die Freunde starben; lange blieb Tizian übrig. Wir haben einen Brief von ihm an König Philipp II., in dem er sagt, er sei nun fünfundneunzig Jahre alt[1]). In diesem Staate, in welchem bei aller Freiheit doch Alles einem höheren Zweck diente, mußten auch seine Werke sich fügen, zu Geschenken gebraucht zu werden, um die Gunst fremder Könige oder Staatsbeamten zu erwerben.

Indeß hatte die Welt ihren Geschmack und ihre Vorliebe vielfach geändert. In den letzten Werken Tizians finden wir, daß er einer Richtung Raum gegeben hat, welche nicht ganz die seinige noch die seiner Jugend war. Die Ausgießung des heiligen Geistes in Salute ist gleichsam materieller behandelt, als er früherhin pflegte. Von dem Lichtglanz, in welchem die Taube schwebt, läßt er die Strahlen wirklich herabfahren und über den Köpfen in feurigen Zungen erscheinen. Das Entzücken, das hiedurch entsteht, drückte er sowohl in den Aposteln, welche die Leiber zurückbeugen, die nervigen Arme auseinander strecken, oder einander dem Lichte zuwenden, selbst in der Mutter auf das stärkste aus. — In S. Lorenzo bei den Jesuiten ist die Marter in ihrer vollen Grausamkeit, der nackte Leib in seiner Qual; Henker, Feuer, Fackeln entsetzend und ohne Mäßigung abgebildet. Eine Pietà war sein letztes Werk. Doch nur die Magdalena hat er vollendet. Sie beweint den Gestorbenen. Wild fliegen ihr die Haare über das Gesicht; bitter und heftig ist die Klage, zu der sich ihr Mund eröffnet. Jacob Palma[2]) setzte das Werk, wie er sagte, mit Ehrfurcht fort und widmete es Gott†).

---

1) Vom 1. August 1571, mitgetheilt von Crowe und Cavalcaselle a. a. O. II S. 782.

2) Der Jüngere, il giovane, der 1628 starb.

†) Bis zu dieser Stelle reicht der in der Vorbemerkung angegebene Abdruck der Abhandlung in der Monatsschrift Nord und Süd. Es schlossen sich daran noch folgende, für den besonderen Zweck jener früheren Veröffentlichung berechnete Sätze. „Ich bemerke, daß ich an dieser Stelle inne halten kann. Das Werdende in seinen Ursprüngen und seinen ersten Abwandlungen zu begleiten, hat einen unendlichen Reiz; und mit Vergnügen verweilt man da, wo sich das Gewordene in seiner Fülle und Größe darstellt. Diese Kunstwerke erscheinen

8. Tintoretto und Paolo Veronese.

In allen anderen Schulen war das Leben den Meistern unter der Hand entflohen; nur in Venedig, wo die leitenden Vorbilder eine breitere Basis gelassen, gelang es den Nachfolgern, eigene Anschauungen zu entwickeln.

Vornehmlich sind die beiden fruchtbaren Meister, Tintoretto[1]) und Paolo Veronese[2]), denkwürdig.

Wenn Tintoretto nach der Aufschrift seines Studiums das Colorit Tizians und die Zeichnung Michelangelo's zu vereinigen gedachte, so bezeichnet er damit nur im allgemeinen Schwung und Richtung seines Strebens, keineswegs das Ziel, das er erreichte.

Wenigstens setzte Tizian nicht das Colorit so durchaus in das Spiel des Lichtes und des Dunkels, wie Tintoretto. Bei ihm ist dies fast zur Natur geworden; und außerordentlich ist die Mannigfaltigkeit seiner Darstellungen auf dieser Grundlage. Er liebt dunkle, ja schwarze Hintergründe, auf denen sich die Personen mit nackten oder halbnackten Gliedmaßen contrastirend erheben. In ihrer Mitte läßt er gern eine Lichtgestalt erscheinen, wie S. Rochus unter den Gefangenen; oder einen tröstenden Engel, wie in dem Gefängniß des S. Rochus; oder wie Christus, den Auferstandenen, von Lichtglanz und Verklärung umströmt, der den in irdischem Dunkel gehaltenen venezianischen Senatoren entgegentritt. Bald fahren umstreifende Scheine über seine Figuren hin; und, indem sie einen Theil der Glieder erhellen, lassen sie den anderen in tiefem Dunkel. Bald liegt die Nacht, wie die im Wunder stillstehende Woge neben anderen, zu beiden Seiten des überirdischen Lichtstromes. In helleren Werken dient ihm etwa rauchartig vertheiltes Gewölk, seinen Raum mit dem Spiel des Helldunkels zu erfüllen; oder er verfolgt die Wirkung angezündeter Kerzen; oder er bemüht sich, erfüllte Gemächer perspektivisch erscheinen zu lassen; oder endlich in heiterer Landschaft zeigt er die Wirkung des Lichtes und der Beschattung auf nackten Leibern.

---

in ihrer Gesammtheit als eine der größten Hervorbringungen des italienischen Geistes, des Geistes der abendländischen Nationen überhaupt. Sie sind zugleich Kunstübung und Poesie im innigsten Zusammenhange mit der Religion. Ihre Entwickelung zu vergegenwärtigen ist nicht allein der Beruf der Kunstgeschichte, es bildet einen Theil der historischen Studien überhaupt."

1) Giacomo Robusti, genannt Tintoretto, der zu Venedig im Jahre 1519 geboren und am 31. Mai 1594 daselbst verstorben ist.

2) Paolo Caliari, geboren zu Verona im Jahre 1528, verstorben zu Venedig am 19. Mai 1588.

Mehr als bei Anderen ist es immer ein einziger vollständiger, pittoresker Gedanke, der seine Darstellung beherrscht. Das Lokal, die Landschaft stimmen zu demselben. Unter ungeheuren Bäumen, bei Wasserfällen sitzt die ägyptische Maria, erscheint in der Wüste Magdalena. Bei der Brodvertheilung sieht man den Vordergrund ganz vor Augen, entfernter die Wege den Berg hinauf und die verschiedenen Gruppen bis zu den Austheilenden. Bei der Scene der Geburt werden uns zwei Stockwerke geöffnet, gleichsam als wäre die Vorderwand gefallen, und wir nehmen unter Thieren und Hirten oben die Mutter wahr.

Es ist immer in ihm eine neue Conception, ein innerlich gedachtes Bild, obschon sich seine Auffassung mehr auf die Nebendinge, als auf den Gegenstand selbst zu erstrecken scheint.

Indessen hat er auch den Handlungen neue Seiten abgewonnen. Die Kreuzigung hat er nach so vielen Darstellungen dennoch neu zu bilden gewußt. Nur Christus ist an seinem Kreuze aufgerichtet; der gute Schächer wird eben emporgezogen; das dritte Kreuz liegt noch darnieder; man ist dabei, den bösen Schächer an demselben zu befestigen und die Grube zu machen, in welcher man es aufstellen will. Zu den Vorrichtungen, diesen Strängen, Zangen, Leitern, und den damit beschäftigten Personen kommen dann die Zuschauer, die berittenen Kriegsmänner; und unendlich lebhaft wird die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Ob nun aber dadurch der Eindruck erreicht wird, den die Religion durch diese Darstellungen hervorgebracht zu sehen wünscht? — Unter dem Kreuze erblickt man die gewohnte Gruppe um die Mutter. Neben der hingesunkenen Hinsinkenden, Ganz- und Halbverhüllten erhebt jedoch Johannes sein jugendlich liebreiches Antlitz zu dem Leidenden.

Unter allen Werken Tintoretto's halte ich doch zuletzt das Wunder des S. Marco für sein Meisterwerk. Glücklich scheint mir die ursprüngliche Conception, daß, indem dem Gefangenen die Fesseln gesprengt werden, die Umgebung ihre Aufmerksamkeit allein auf die Wirkung, nach den zerrissenen Banden richtet; der Heilige aber, der von Allem der Urheber ist, durch den Maler nur unseren Augen erscheint. Indem die von S. Marco ausströmende Helle auf den nackten Leibern Licht und Schatten hervorbringt und sonst auf Gebäuden und Turbanen spielt, folgt der Autor seiner Neigung; jedoch kann man nicht sagen, daß er sein Werk um dieses Spieles willen erfunden habe. Was mir aber vorzüglich gefällt, ist die Mäßigung, mit welcher er das Erstaunen ausdrückt; es ist Aufmerksamkeit und Ver-

wunderung; die Bewegungen sind ebenso natürlich, wie lebhaft; es fehlen nicht jugendlich-zarte Gestalten, die sonst weniger seine Sache sind. Nehmen wir nun wahr, daß einige dieser Gestalten an Raphael erinnern, ein junger Mensch an die Schule von Athen, die Bewegungen der jungen Frau an den Brand im Borgo, so erkennen wir daraus, welche Nachwirkungen die Betrachtung raphaelischer Arbeiten auf Tintoretto hatte. Denn bei alledem ist doch keine Spur von Nachahmung; es ist eine völlig andere Darstellungsweise, ein an sich selbständiges, hier durch allgemeine Wirkung nur bis zum Vergleich angeregtes Bemühen.

Uebrigens nämlich, und wo er ohne weitere Rücksicht seinem Antriebe folgt, stellt er die gewaltsamsten Dinge vor. Bei seinem Kindermord holt dieser Scherge zur Rechten wie ein wahrer Henker aus, gleich als gälte es einen starken Mann zu enthaupten. Auf eine merkwürdige Weise aufgefaßt ist die Verkündigung. Da zugleich auf der einen Seite der verkündigende Engel, auf der anderen im Gefolge der Taube eine Schaar seliger Geister in das Zimmer dringen, so ist die Verwirrung der Maria mit einer Art von Entsetzen verknüpft. Einer ihrer Füße ist ihr von dem Schemel gewichen, das Buch ihr in den Schoß gefallen; sie streckt ihre Linke gleichsam abwehrend aus. Der Assunta bei den Jesuiten hat Tintoretto ein gewisses Selbstgefühl gegeben, den Aposteln zu ihren Füßen ein starkes eintöniges Entzücken. In dem Paradies hat er einen ungeheuren Wandraum mit unzähligen Figuren erfüllt. In pathetischer Lage, von Entzücken zuweilen gleichsam entzündet, hat er sie dargestellt. Das Ganze hat aber einen schlechten Zusammenhang, und es ist eine Art symmetrischer Confusion darin.

In der Scuola di S. Rocco, wo viele seiner Werke beisammen sind, hat er mitten darunter auch sein eigenes Bildniß, gleichsam des Hirten unter der Herde hinterlassen; wir nehmen darin den Ausdruck zurückgehaltener Verwegenheit wahr.

Das Verhältniß, in welchem Paolo Veronese zu Tintoretto steht, ist um so denkwürdiger, da er sich wesentlich in einer völlig verschiedenen Richtung bewegt.

Man würde irren, wenn man glaubte, daß nicht auch er das Ideal geliebt und gesucht hätte. Seine erste Madonna, die gekrönte, erinnert an das Ideal Baroccio's, das auf ihn den nämlichen Eindruck wie auf die Florentiner hervorgebracht haben wird. Der Heiland, in einem verwandten Sinne aufgefaßt, ist jugendlich, lässig, sentimental dargestellt; er hat weder Würde noch Haltung. Auch

Paolo malte die Madonna mit ihren Heiligen. Wie es aber bereits Sitte geworden war, sie von dem Thron in die Wolke zu erheben, so erscheinen bei ihm die Heiligen, welche sonst zu ihrer Seite standen, tief unter ihr, nicht mehr ruhig, sondern in lebhafter Entzückung. So wendet S. Giovan Evangelista, überdies halb in die Kniee gesunken, sein Antlitz nicht ganz natürlich zu Maria, welche fast horizontal über ihm schwebt. Indem man das Erheben, das Entzücken zu seiner Hauptaufgabe macht, verliert man Schritt für Schritt das Charakteristische. Das Ideal wird unfaßbar, und es scheint, als läge dem also dargestellten Dasein eine gewisse Nichtigkeit zu Grunde; es löst sich Alles in Schein auf.

Auch war das nicht das Wesen Paolo's. Was das Wesen eines Menschen, sieht man an dem, was ihm gelingt. — Ihm aber gelingt es vornehmlich, wenn er sich an das gemeine Leben anschließt. In dem großen Bilde des Marcus und Marcellinus, unfern jener Madonna, entnahm er die Weiber, die Kinder der gewöhnlichen, ja alltäglichen Erscheinung. Sein Prätor möchte einem venezianischen Podesta gleichen; die beiden Brüder sind gute alte Männer. Die Existenz, welche in dieser Erscheinung hervortritt, ist nichts Außergewöhnliches; selbst S. Sebastian, wenn er die Brüder gen Himmel weist, hat etwas unedel Gebieterisches, allein es ist doch Alles warm und wahr; trefflich die Gruppirung, vollkommen die Gewandung, und wenigstens in einem der Frauengesichter, welches schmerzlich bewegt ist, ein glücklicherer Wurf.

Da er nun von Natur hiezu neigte, so traf er den Geschmack seiner Zeit. Wie die öffentlichen Handlungen zur Ceremonie und Staatsaktion geworden waren, so liebte man solche auch in aller ihrer Aeußerlichkeit wiedergegeben zu sehen. Was sind doch alle jene Handlungen, die man in dem Saale des großen Consiliums zu Venedig dargestellt hat, anders als Staatsaktionen? Ich finde, daß von allen den Mitbewerbern Paolo sie am freiesten behandelte und über die anderen, selbst über Tintoretto, den Preis behalten hat. So hat er bei der Rückkunft des Dogen von Chioggia die ganze Pracht seines Pinsels entfaltet. Jugendliche Gestalten in denen, welche die Procession vollführen, männliche und betagte in den Senatoren und ihren Begleitern, die dem Dogen entgegenkommen, in diesem das hohe Alter in einem seiner schönsten Augenblicke, wo es mild und glorreich erscheint, — nicht ohne halbnackte Figuren unter den Gefangenen und ideale unter den Frauen, — alle diese Mannigfaltigkeit, überdies den Glanz geistlicher und civiler Ehrengewänder, Fahnen und Standarten trägt er

auf die Tafel. Auch Andere haben ähnliche Entwürfe gemacht und glücklich ausgeführt. Ihn zeichnet aus, daß er die Darstellung des wirklich Lebendigen damit zu vereinigen weiß, — wie denn hier die beiden Soldaten im Vordergrund, welche, die Fahnen zeigend, die Erkämpfung derselben zu erzählen scheinen, unmittelbar der Soldateska seiner Zeit entnommen und in ihrer verschränkten, ungenirten Haltung ganz natürlich sind.

Darum gelingen ihm die Mahlzeiten so wohl. Es ist nicht allein die Nachahmung der Essenden und Trinkenden, z. B. dessen, der ein noch halbvolles Glas mit Wohlbehagen ausschlürft; es ist diese Evidenz der Gesichter in den Gästen, die wir besonders dann wahrnehmen, wo der Autor selber miterscheint; die glückliche Gruppirung, die zugleich übersichtlich und mannigfaltig ist; und wenn sich alsdann etwa Magdalena, in Thränen ergossen, vor dem Heiland niederwirft, seine Füße salbt und dieser mit mildem Erbarmen ihr Opfer annimmt, tritt uns mitten in dem Gemeinen das Erhabene an; der Eindruck ist vollständig, weil einsam.

Es sollte scheinen, als habe er den Alexander sehr modern empfunden und sein Bemühen auf den Aufwand eingeschränkt, mit welchem er die Kleidung behandelt hat; in der jungen Tochter des Darius kommt aber das volle Bewußtsein ihrer königlichen Würde und das Gefühl, daß dieselbe jetzt gebeugt ist, zum Ausdruck; auch der Feldherr ist in einem Augenblick der Erregung dargestellt. Nur das gelingt Paolo schlecht, wenn er seine Manier gleichsam in den Himmel mitnimmt. Neben seiner Venezia pflanzt er den Gott der Ehre in etwas barocker Kleidung in den Wolken auf.

So sind diese beiden Venezianer in einem natürlichen Gegensatz. Tintoretto war ideal seiner Natur nach, Paolo Veronese real. Beide gefallen sich in großen Gestalten und haben die Bravour, die das Zeitalter an den Malern billigte; doch während Tintoretto in kühnen Stellungen und besonders in dem Gegensatz von Licht und Schatten den Effekt suchte, liebte Paolo Veronese das Gegenständliche, die Gewänder, die Umgebung bis zur Täuschung nachzubilden. Jener wird zuweilen überschwenglich, dieser streift an das Gemeine; jedoch, da sie beide ein wahres, auf eine ächte Richtung der Seele gegründetes Bemühen haben, so gelingt es ihnen auch oft, wahrhaften Geist und unleugbares Leben auf ihren Tafeln vorzustellen.

Auf Venedig und die venezianischen Provinzen war dies Bestreben, dieser Rest des Lebens eingeschränkt. In dem übrigen Italien herrschte Oede des Geistes, Uebertriebenheit der Form.

Noch einmal jedoch entwickelte sich in Bologna eine eigenthümliche Blüthe der Kunst.

9. Die Schule der Carracci.

Ich erinnere mich, daß ich von einem der größten Virtuosen der Malerei, Allegri da Correggio, noch kein Wort gesagt habe. Der Grund davon ist, daß ich die wichtigsten seiner Werke, die sich in Parma befinden, namentlich die von ihm ausgemalte Kuppel des Domes, die allen anderen Kuppeln der Welt vorgezogen wird, nicht gesehen habe. Dort hat er auch sein Talent für die weltliche Seite der Kunst in einem wenig klösterlichen Gemach einer Aebtissin in dem ehemaligen Nonnenkloster des heiligen Paulus zu der glänzendsten Entfaltung gebracht. Von allen Malern, deren Werke ich gesehen, hat er mir den frühesten Eindruck gemacht, denn das gute Glück hat gewollt, daß die Dresdener Gallerie seine wichtigsten Werke in einer gewissen Fülle besitzt. Ich höre ihn gleichsam in mir rufen: „Anch'io son pittore.“ Correggio ist der Meister des Helldunkels und der Harmonie, die bei ihm zusammengehörten. Man hat von jeher von ihm gerühmt, kein anderer Meister habe sich der Lichter so vortrefflich zu bedienen gewußt, wie er. Auch von ihm ist behauptet worden, er habe bei dem Anblick der Werke des Michelangelo und des Raphael seine Manier verändert und nach diesen Mustern umgestaltet. Doch ist es zweifelhaft, ob er jemals in Rom war; seine künstlerische Begabung und seine poetische Auffassung bilden ein eigenthümliches Ganze, das originaler Natur zu sein scheint. Sind aber die Anfänge seiner Entwicklung dunkel, so ist dagegen der Einfluß, den er ausgeübt hat, unbezweifelt.

Hauptsächlich an seinen Werken haben die Carracci ihre Kräfte entwickelt. Ludovico hat ihn viel copirt, Annibale ihm sogar den Vorzug vor den Arbeiten Raphaels gegeben [1]). Diese Meister aber beherrschen die Epoche des Ueberganges aus dem sechzehnten in das siebzehnte Jahrhundert.

Es war unmittelbar aus der Schule Paolo Veronese's, von wo Ludovico Carracci kam, als er sich zunächst in Bologna der weit und breit um ihn her herrschenden Manier zu widersetzen unternahm.

---

1) Ludovico Carracci ist zu Bologna im Jahre 1555, Annibale im Jahre 1560 geboren; der erstere verstarb daselbst am 13. November 1619, der letztere zu Rom am 14. Juli 1609.

Es gibt Madonnen des Paolo Veronese, z. B. die Madonna mit S. Girolamo, welche in Haltung und Gestalt bei Ludovico Carracci wiederkehren und offenbar Muster desselben gewesen sind. In anderen ist die Nachwirkung von Correggio oder von Raphael nicht zu verkennen. Aus diesen und ähnlichen Gründen hat man die Carracci als Eklektiker bezeichnet.

Natürlich hätte Ludovico damit noch Nichts ausgerichtet. Wesentlich ist ihm ein anderes Element, das den Vorgängern und den Mustern gleich fremd ist, zu dieser Zeit aber von allen Seiten in die Kunst eindrang.

Jenen Umschwung, den die italienische Literatur, ja die gesammte europäische durch die Restauration, die gleichsam neue Pflanzung des Katholicismus erfuhr, — von außerordentlicher Verweltlichung nicht sowohl zu dem Religiösen, als zu dem Geistlichen, schlug in die Kunst auf das wirksamste ein. Auch Ludovico Carracci war von ihr ergriffen. Gleich seine erste Madonna von 1588 ist von S. Domenico, S. Francesco, Sta. Chiara in ganz moderner Auffassung umgeben; aber in ihr selbst ist doch ein eigener Ausdruck der Innigkeit und des Leidens, wie denn überhaupt in ihm der Seltsamkeit mancher seiner Compositionen zum Trotz Wahrheit und eigenthümliche Auffassung war. In der Transfiguration ahmt er Raphael nicht sowohl nach, als er mit ihm wetteifert. Nicht allein den Gegensatz, der in dem Licht Befindlichen und davon Verklärten mit denen, welche von demselben von außen getroffen und erhellt werden, sucht er zu versinnbilden, sondern er hielt es für angemessen, seinen Christus andeutend, lehrend die Hand gegen Moses erheben zu lassen. Hierin liegt das Siegel dieser Zeit. Die sinnliche Wirkung wird mit Absicht, die geistige Bedeutung mit Nachdruck und geradezu hervorgehoben. — In seiner Conversion S. Pauls hat er die Lichtmasse göttlicher Erscheinung, wie sie ein in breiten Wolkenstreifen den Horizont bedeckendes Ungewitter durchbricht, in ihrer Wirkung auf die Landschaft, auf das Pferd, das in starkem Licht und Schatten zugleich steht, auf die Menschen, welche fliehen oder erstaunen, zu seiner Hauptaufgabe gemacht. Doch ist an S. Paul, der, noch im Fallen begriffen, die göttliche Erscheinung wahrnimmt, der Entschluß zu einer Lebensänderung wohl zu erkennen. Bei der Geburt S. Johannis ist das Lächeln einiger Nebenpersonen beinahe unschön; die in Wolken erscheinenden Engel, welche dabei doch ihre Rauchfässer schwenken, streifen an das Harte, aber die Hauptpersonen sind voll ungezwungenen Ausdrucks.

Und so ist in Ludovico Carracci wahres Talent und Studium; die geistliche Entwicklung der Epoche hat er aufgenommen; doch ist er nicht von ihr überwunden. Was ihn aber vor Allem auszeichnet; worin ich das Geheimniß der Wirkung sehen möchte, die er gehabt hat: das ist die Ruhe, zu der er von jener übertriebenen Bewegung, welche Zeitgenossen und Vorgänger eingeführt hatten, wieder zurückkehrte. Auch in seinen Bildern ist Leidenschaft, aber in Mäßigung. Von dem Nackten machte er nur dann und wann Gebrauch. Selbst das Entzücken der mönchischen Geistlichen stellte er in gewissen Schranken dar. Viel beschäftigte ihn das Christusideal. Zuweilen, wie in der Heilung der Blinden in Lucca, ist Christus freilich nur zu einem jener sich selber fühlenden Geistlichen geworden, die, indem sie etwas Freundliches erweisen, im Inneren nicht näher treten. Oefter aber, wie bei der Berufung des Matthäus, ist er jener milde und ernste Mann voll Wahrheit und Wärme, der darnach so oft wiederholt worden ist.

Agostino Carracci versuchte sich auf diesem Wege mit Geist und Glück[1]). Ueberaus zierlich finde ich die beiden Liebenden im Gehölz; sie stehen Hand in Hand, ganz unschuldig, hingerissen, obwohl es scheinen sollte, daß sie es durch etwas Anderes wären, als eines durch das andere. Je zarter und feiner diese Gestalten, desto wilder und größer ist die Natur des Waldes, der Bäume umher vorgestellt. — Seine Communion des heiligen Hieronymus, — dieser Alte, der sich nicht mehr bewegen kann, wie er in die Kniee gesunken, die Arme kreuzweis über die Brust geschlagen, mit inbrünstiger Begier nach der Hostie verlangt, die ihm gereicht wird, und alle die Liebe, Theilnahme und Anerkennung der Umstehenden — ist von empfindender Wärme und frei von Uebertreibung. — Man glaube nicht, daß es den Carracci durch etwas allein Aeußerliches gelang; es wohnt in ihnen lebendige Auffassung, und trotz der Gelehrsamkeit ihrer Manier, möchte ich sagen, nicht vermöge derselben wissen sie solche geltend zu machen. Auch die Assunta des Agostino, so entfernt von der Phantasie des Francia sie sein mag, ist voll wahrem und schönem Entzücken.

In Annibale's bolognesischen Arbeiten kann man die Muster, denen er folgte, noch häufig unterscheiden: Correggio, Tizian, Paolo Veronese stehen, so zu sagen, neben einander; und ich konnte von diesen Werken keinen harmonischen Eindruck empfangen.

---

1) Geboren zu Bologna 1557; gestorben zu Parma am 22. März 1602.

Er ging nach Rom und fuhr fort, nachzuahmen. Zuweilen ergriff er die Antike. Sein Marsyas ist eine offenbare Nachahmung der im Alterthum so häufig vorkommenden Gruppe mit kleinen Milderungen, für ein modernes Werk noch immer beinahe unanständig; ganz etwas Anderes scheint er den Olympus lehren zu wollen, als Musik.

In der Gallerie Farnese sind die Werke Raphaels, die sich mit der antiken Fabel beschäftigen, sein Vorbild. Wo er seine eigenen Eingebungen darstellt, z. B. bei dem Herkules am Scheidewege, verfolgt er seine Aufgabe mehr in ihrem äußerlichen Bezug, als in ihrem Inhalt. Nicht von Tugend und Laster kann hier die Rede sein; man sieht nur eine auf einem Felsen sitzende, ungeheure Gestalt, dunkel gehalten, in tiefem Schatten.

Allein nicht immer ist er so auswendig. In dem bewundernswürdigen Ecce Homo bei den Borghese erscheint das Ideal seines Bruders auf einer anderen Stufe. In der Pietà bei den Doria hat er alles überwunden, was von Nachahmung oder minder echtem Bemühen in ihm war. In dem edlen Verschiedenen, der vor uns hingestreckt liegt, hat er alle seine Kunst versucht; er hat die Erstarrung des Todes bis in das Zusammenkneifen der rechten Hand verfolgt; in der Mutter aber sieht man den ganzen bitteren Schmerz des Verlustes; ganz ihm eigen ist das Kind, das am Fuße des Todten steht und über dessen Wundenmal erschreckt ist. Auch in seinen Lunetten sucht er die menschlichen Momente der heiligen Geschichte anspruchslos zu fassen.

Es ist ein Lob dieser Schule, daß sie ihren Schülern eine freie Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit gestattet.

Obgleich Annibale lange zu Rom gearbeitet hatte, so war doch daselbst eine ganz andere Art und Weise geltend, als die drei jungen Männer Domenichino, Guido Reni und Albani von Bologna dahin kamen. Sie nahmen eine sehr verschiedene Entwicklung.

Domenichino versuchte sich zunächst in wetteifernden Nachahmungen[1]). In jener Heilung des Besessenen durch den heiligen Nilus in der Capelle von Grottaferrata ist der Besessene offenbar dem raphaelischen nachgebildet. Die krampfhafte Anstrengung eines an sich schön geschaffenen Knabenleibes, der sich in seinem Schmerz zurückbeugt und die Hände von sich streckt, ist von Domenichino vielleicht noch naturgemäßer angelegt und vollendet. Auch sein Hieronymus ist nur eine Wiederholung der Erfindung Agostino Caracci's. Aber die Malerei ist

1) Domenico Zampieri, genannt Domenichino, ist zu Bologna am 21. October 1581 geboren und zu Neapel am 15. April 1641 verstorben.

so meisterhaft; die Gruppirung so mannigfaltig, der Ausdruck so gelungen und fertig, daß das Werk des Meisters darüber in Schatten tritt. Zuweilen ist die Absicht außerordentlich devot. So hat er in S. Agnete auf Erden die Marter dieses armen Kindes, dessen Hinrichtung uns in aller Anschaulichkeit vor Augen geführt wird, — denn wir sehen das Blut unter dem Schwerte hervorquellen — am Himmel die Freude der entzückten Engel, welche die Seele erwarten, dargestellt.

Auch in profane Aufgaben wußte er sich ganz zu vertiefen. In der Jagd der Diana ist die mannigfaltigste Bewegung schöner weiblicher Gestalten. Er verknüpft sie geschickt zu einer Handlung; der glückliche Pfeilschuß ist geschehen, noch sieht man den Arm derjenigen ausgestreckt, die ihn that; dahin ist die bewegliche Aufmerksamkeit der übrigen gerichtet; nur eine bemüht sich, den anbellenden Hund jener zu halten.

In allen Sachen Domenichino's ist eine eigene Auffassung, die das Maß der Wahrheit glücklich innehält. In der Gallerie Farnese kann man ihn mit anderen Zeitgenossen und vornehmlich mit Giovanni Lanfranco vergleichen und wird ihn immer überlegen finden[1]). Dieser kommt der alten Fabel selten bei, und ihr Symbol vermag er nicht zu durchdringen. Die Vereinigung von Frieden und Gerechtigkeit weiß er nicht anders zu bezeichnen, als daß er sie, dem Wortlaut gemäß, geradezu sich küssen läßt. Domenichino wird man auch in der Fabel immer angemessen und tadelfrei finden.

In dem Symbol ist er vielleicht sogar minder deutlich, als man wünschte. Dort, wo der Sonnengott mit geschirrten Rossen ausfährt, und sein Gott der Zeit eine zu jenem aufblickende, vorn halbnackte Gestalt zu ergreifen sucht; ist diese Gestalt etwa die Schönheit? will er andeuten, daß nur Apollo, daß nur der Belebende selber immer jung; dagegen die Schönheit der Creatur der Zeit verfällt, sie, die doch beide dessen Schöpfung sind? Auf jeden Fall gibt er zu denken, und ist voll beziehungsreicher Ahnung.

Auch sonst treten dann und wann bei ihm höhere Intentionen hervor. Den Kopf des Nilus finde ich herrlich, voll Schmerz und Nachdenken; seine Sibyllen haben Jugend, Unschuld und Ernst.

Noch entschiedener entwickelte Guido Reni diese geistigere Richtung[2]).

---

1) Giovanni Lanfranco, geboren zu Parma 1580, verstorben zu Rom am 29. November 1647.

2) Zu Bologna am 4. November 1575 geboren und daselbst am 18. Januar 1642 verstorben.

In seinen ersten Werken ist er durchaus heiter. Seine Intentionen streifen an Francia, und ihre erste Entwicklung beruht wohl auf einer Nachahmung dieses Malers, dessen Bilder er täglich vor sich sah.

Er kam in die Schule der Carracci; er erkannte, welche Motive in Farbengebung und Darstellung seinen Meistern eigen war, und nahm ihre Art und Weise völlig in sich auf. Auch jenes moderne kirchliche Element blieb ihm nicht fremd. Ich sah eine heilige Familie von ihm, in welcher Sanct Johannes dem Jesuskind den Fuß küßt. Bald war es die eine, bald die andere dieser Richtungen, die er verfolgte. Seine Kreuzigung Petri ist nur ein dunkles Spiel der Gliedmaßen, und ein geistiges Motiv gewahrt man nicht. Häufiger versuchte Guido Reni sich in reinen Darstellungen des Gemüthslebens. Nicht allein die entzückten und schon in der Entzückung ein wenig verschwimmenden Madonnen; den heiligen Sebastian mit einer solchen Ergebenheit, daß ihm schlechthin jedes Gefühl seiner Würde fehlt; — sogar selige Geister hat er zu malen unternommen.

Ich finde ihn weder in der einen, noch in der anderen dieser Richtungen der Nachahmung werth. Jene würde ganz trocken, diese gar zu ideal werden, beide würden zu ihren Extremen führen.

Zuweilen hat er sie zu vereinigen gesucht. In einem seiner Werke zu Bologna bildet die in himmlischer Schönheit prangende Madonna einen eigenen Gegensatz mit den mönchischen Heiligen zu ihren Füßen. Minder glücklich sollte die römische scheinen, die etwas zu bleich gegen die untere Abtheilung ausgefallen ist, in welcher junge Heilige stehen, jedoch ohne weiteren Antheil an ihr zu nehmen; der eine stützt sich auf ein Buch, der andere liest in dem seinigen. Auch in manchen großen Compositionen Guido Reni's möchte man beide Elemente neben einander unterscheiden. Dort, wo er den bethlemitischen Kindermord in seiner ganzen Entsetzlichkeit abgebildet hat: diese Weiber, welche sämmtlich den Mund zum Geschrei öffnen; diese gräulichen Schergen, welche die Unschuld morden; — hat er doch in einer der Frauen, welche im Vordergrund über zwei gemordeten Kindern ihre Hände zum Himmel erhebt, eine überirdische Erhebung, rührend in dieser scheußlichen Qual, dargestellt.

Samson steht über Todten, die in ihrem Blute liegen; er trinkt aus dem ekelhaften Mordinstrument; diesen entsetzlichen Gegenstand jedoch hat Guido durch einen jugendlich kühnen Wurf, mit welchem Samson dargestellt ist, trefflich gemäßigt.

So ist seine Judith aufgegangen im Gefühl der gelungenen That und des Dankes, den sie himmlischer Hülfe schuldig ist.

Es war ein Gegenstand für ihn, die Aurora zu malen. Sie ist von der Sonne, die hinter ihr herkommt, halb beleuchtet und jagt die Wolken auseinander. Glücklich belebt sind die tanzenden Horen.

Sehr wohl gelang ihm auch Andromeda an ihrem Felsen. Die ganz beleuchtete Gestalt der schönen Frau biegt sich mit Grauen zurück; gegen das Ungethüm, welches zähnefletschend herankommt, bildet der in der Ferne erscheinende Befreier einen vollkommenen Gegensatz.

Von minderer Bedeutung, als diese beiden, Domenichino und Guido Reni, ist Francesco Albani[1]). Er war reich und malte überhaupt wenig. In seinen Bildern ist zuweilen ein etwas süßlicher Ton.

Guercino.

Guercino[2]) ergriff seine Aufgabe fast gewaltsam.

Die Gallerie Sciarra hat einen Johannes von ihm mit sehr breiten, stark nervigen Armen und ungeheuren nackten Knieen; ein unerhörter Johannes; man kann nicht sehen, ob seine Erhebung irdischen oder himmlischen Dingen gilt.

Sein S. Thomas legt die Hand so entschlossen in die Seitenwunde des Erlösers; dieser steht ruhig, doch müßte es ihn schmerzen. Die gelbliche Tinktur des Fleisches wird durch die breiten Schatten, wie sie hier über Gesicht, Hals und linke Hand des Thomas fallen, noch düsterer.

Zuweilen kommt eine pfäffische Sinnesweise, die in der Epoche wieder auflebte, zu dieser Manier[3]). Neben dem aquitanischen Herzog, der von S. Bernard mit der Kutte bekleidet wird, stellt Guercino noch einen Mönch auf, der einen Knappen bekehrt; und man fühlt sich einer gewollten und gesuchten Devotion unerbittlich übergeben. Entschieden abscheulich ist es, wie dem Pietro Martire ein Schwert quer durch den Kopf, ein anderes im Busen steckt. Eben dieselbe Petronilla, welche sich unten aus ihrem Grabe erhebt, sieht man zu

1) Zu Bologna am 17. März 1578 geboren und am 4. October 1660 verstorben.

2) Giovan Francesco Barbieri, geboren zu Cento bei Bologna am 8. Februar 1591, an dem letzteren Orte am 22. December 1666 verstorben.

3) Einen Theil der Bemerkungen über die Carracci, ihre Schüler und Guercino und die bei ihnen hervortretende geistlich-priesterliche Tendenz habe ich schon in dem ersten Theile meiner Römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, 8. A. Sämmtliche Werke Bd. XXXVII S. 322 ff. gemacht.

den Füßen des Erlösers, der sie empfängt. Es könnte scheinen, als kehrte man zu den ersten naiven Vorstellungen zurück. Allein es tritt darin das ganze Verhältniß des modernen Katholicismus zu dem alten hervor; er ist strenger, dogmatischer, zwingender. Hier sieht man auch die Himmlischen im Gewand der damaligen Zeit, und die Behandlung der Fleischfarbe ist die nämliche, wie bei den irdischen Gestalten.

Profane Aufgaben faßte Guercino mit nicht schonenderer Hand an; seiner Dido auf ihrem Holzstoß geht das Schwert geradezu durch die Brust und steckt auf der anderen Seite in ganzer Länge heraus; man sieht die geronnenen Blutstropfen; die umstehenden Personen öffnen den Mund, um zu sprechen. Doch ist das Ganze wohl anzusehen; der Ausdruck der Marter ist durch das Gefühl der Großheit ihrer Lage gemildert.

Besser gelang es ihm, wenn er sich an poetische Vorstellungen anschloß. In einem trefflichen Fresco bei den Costaguti stellte er Armida und Rinaldo vor. Rinaldo schläft auf den Arm gestützt. Ueber ihn her beugt sich Armida und lenkt mit dem Zauberstab die Drachen, welche aufzischend ihren Weg ziehen. Diese Scene der Zauberei stattete er mit einer sympathetisch bewegenden Farbengebung aus; trefflich sind hier seine starken Schatten angewendet.

Ein andermal hat er die Erminia, wie sie Tancred findet, in Oel ausgeführt. Es ist eine sehr nächtliche Scene. Zwischen dunkeln Wolken fällt das Licht auf die blassen Gesichter. Erminia, die Wunde ihres Geliebten wahrnehmend, ist Tasso's werth.

In der Villa Ludovisi hat er die Aurora mit ihren halbbraunen Rossen, in der ersten Dämmerung, noch ehe es Licht geworden, den Tag, der sich vor der Helle seiner eigenen Fackeln unwillkürlich zurückbeugt, am glücklichsten aber, wie es am meisten sein Talent war, die Nacht dargestellt: denn, wo er nur den Gegenstand trifft, der ihm angehört, ist er unübertrefflich.

Sein David ist jugendlich; kühn im Gefühl des Sieges; sinnig und heiter. Seine Sibylle ist vollendet, wie die Domenichino's; doch hat sie mehr irdisches Element. Bei dem verlorenen Sohn ist das würdige Antlitz des Vaters, in dessen Augen man die Thränen kommen sieht, mit dem sonnenverbrannten des entschiedenen Tagediebes in lebhaften und geistreichen Contrast gebracht. Dieser und die Hagar, gleich als seine glänzendsten Werke, hat er oft zu wiederholen gehabt. Vorzüglich gelungen ist das mailändische Exemplar der letzteren. Die Entschlossenheit des Abraham,

gebieterisch und unerbittlich, der Schmerz dieser schönen Frau, welcher wir schon einmal begegnet zu sein glauben sollten, so schön und wahr ist sie, sind auf das glücklichste ausgedrückt. Sara zeigt er mit vielem Urtheil nur wenig; doch reicht es hin, um die Urheberin eines so harten Beschlusses wahrzunehmen. Wie weit besser kam Guercino in diesen ganz menschlichen Scenen fort, als in den geistlichen!

10. Caravaggio.

Von den Zeitgenossen der Carracci leicht der gewaltigste, sowie der einflußreichste war Michelangelo Merighi da Caravaggio [1]). Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß die Kunst sich außerordentlich verweltlicht hatte. Der Gesinnung, welche damals herrschte, war es unmöglich, sich wieder zu jenem einfachen Grundgedanken zu vereinfalten, von dem jede Darstellung auszugehen hat. Wir sahen, mit welchen Schwierigkeiten in dieser Hinsicht selbst so begabte Künstler, wie die Carracci und ihre Schüler waren, zu kämpfen hatten. Michelangelo da Caravaggio war durch seinen Genius völlig auf Nachahmung der Natur angewiesen. Man kann nicht sagen, daß er das Unedle oder gar das Widerwärtige suche. Selbst seine Verkäufer von Obst und Fischen werden es nicht. Allein, da er das Lebendige sich nur unter der Form des Unmittelbargesehenen zur Anschauung bringen kann, so geschieht ihm, sowie man höhere Darstellung von ihm fordert, daß seine Natur mit dieser Forderung in einen Conflikt kommt, in welchem die sonderbarsten Hervorbringungen erzeugt werden. S. Anna und die heilige Jungfrau stellt er in weiblicher Arbeit begriffen dar. Jene wickelt Wolle in Knäuel; diese ist an einem Nähkissen beschäftigt. Nichts ist wahrer, als dies mit dem Kleinsten der Arbeit emsig beschäftigte Mädchen und diese gebieterisch herüberschauende Mutter. Sie sind mit kecker Wahrheit aus dem gemeinen römischen Volk herausgegriffen: so sitzen sie vor der Thüre; die dunkeln Schatten geben den Figuren etwas Rüstiges, ja Rohes. Auf das seltsamste aber contrastiren hiemit die Heiligenscheine. Seine Lautenspielerin, die er in ganzer Figur abgebildet, ist lebendig, begeistert, vollkommen wahr, aber eine heilige Cäcilie, die sie sein soll, ist sie nicht. Seine Magdalena ist ein über ihr Vergehen in tiefer Bekümmerniß versinkendes Kind; Ideales hat

1) Sein abenteuerliches Leben, das ihn aus dem Mailändischen, wo er 1569 geboren war, nach Venedig, nach Rom und Neapel, später nach Sicilien und Malta führte, wobei er immer in Händel verwickelt war, verdient wohl den Fleiß einer geübten Feder. Er starb zu Porto Ercole im Jahre 1609.

sie nichts. Alle die Heiligenscheine können wegfallen; und man wird von dem Ausdruck des Charakters, von der Lebendigkeit der Auffassung in diesen ersten und großartigen Genrebildern begeistert sein. Will aber der Meister das ideale Element sogleich und unmittelbar in die Conception aufnehmen, so bringt er die seltsamsten Sachen vor. Recht wohl gedacht ist seine Madonna in Aegypten, und der Engel, der ihr erscheint, ist von der schönsten jugendlichen Gestalt; daß aber über demselben, denn er sollte nach der Engel Sitte zugleich als musikalisch dargestellt werden, S. Joseph das Notenblatt hält, ist etwas Viel. In dem Bilde mit S. Anna tritt Maria der Schlange auf den Kopf; sie thut es, wie natürlich, nicht aus eigenem Vermögen, sondern mit dem ihres Sohnes. Auf das merkwürdigste hat Caravaggio dies versinnbildet. Der aufrecht vor ihr stehende Knabe tritt ihr gleichsam helfend auf den Fuß. Man kann zweifeln, ob dies Symbol oder Scherz ist; gewiß streift es an die Caricatur.

Ein wahrhaftes Vergnügen macht er nur, wenn er sich solchen Aufgaben entzieht, und den Darstellungen des gemeinen Lebens unmittelbar ihren Inhalt hinzufügt. Er läßt z. B. zwei junge Menschen mit einander spielen; der eine ist voll Gutmüthigkeit, ja liebenswürdig; ein Zuschauer aber sieht ihm von oben her in die Karten und zeigt die Zahl, die er wahrnimmt, durch Erhebung der Finger dem Mitspielenden an, der hinter dem Rücken mit den Karten gesetzt. Der gutmüthige Neuling ist mit einer Art Vorliebe behandelt. Trefflich ist sein Contrast mit dem alten Betrüger. Außerordentlich nimmt sich auch in der capitolinischen Gallerie eine Zigeunerin des Caravaggio aus, welche einem jungen Menschen lächelnd und schelmisch sein Glück weissagt. Nicht als ob eine solche Darstellung gerade wünschenswürdig wäre; allein mit ursprünglicher Lebenskraft spiegelt sie sich in der verwandten Natur des Caravaggio ab, und er thut recht, sie zu ergreifen.

Im Palast Costaguti sieht man einen Alten, welcher nachdenkend, um zu schreiben, die Feder erhoben hat; Caravaggio hat ihn der Natur abgesehen.

Schlußbemerkung.

Wäre das Lebendige auf ein Princip zu reduciren, so würde die Anschauung der Dinge an sich möglich sein.

Wir sind weit entfernt, alle die menschlich bildende Kraft, welche sich in den Kunstbemühungen so vieler Jahrhunderte gezeigt, auf ein paar Formeln bringen zu wollen.

Allein, wie diese Werke vor uns liegen; wie ein jedes sich selber ausspricht, so tritt in ihrem Nebeneinander ein unverkennbarer großer Fortgang hervor.

Die religiösen Ideen und jene Historien, mit denen dieselben so enge verknüpft, in denen sie zuerst ausgesprochen sind, den Blicken zu vergegenwärtigen, war die ursprüngliche Aufgabe aller Kunstbestrebung.

Es kostete Mühe, sich nur zu der Fähigkeit zu erheben, dies zu versuchen. Könnte man wohl jemals irgend eine Idee aussprechen, ohne von ihr abzufallen? Es ist nothwendig, daß man sich ihr selber gegenübersetzt, um die Sache zu sagen, ohne ihr Abbruch zu thun: darin liegt der Begriff der Revelation.

In der Kunst geschah, daß, indem man das Ideale auszusprechen sich bemühte, das Reale des Mittels zu Tage gebracht wurde. Zuerst die universale Ausbildung der Darstellung menschlicher Form; es ist die Geberde, die Bewegung und der allgemeine Ausdruck der Verschiedenheit menschlicher Individualität, welche man sucht. Dogma, Mysterium, Mythe, die Historie des Evangeliums und der Legende bildet man auf das naivste ab. Es ist merkwürdig, wie allmählich diese Ausdrucksweise, wenn nicht ihre Leistung, so doch ihre Forderung steigert.

Erst seit Erfindung der Oelmalerei, seit dem Schwunge, den hiedurch jede Art von Kunstübung empfing, trat man der Möglichkeit näher, den Erscheinungen der Natur beizukommen: einmal durch die Ausbildung des Porträts, — und diese, sowie sie sich den religiösen Ideen zuwandte, führte unmittelbar zu dem Ideal der Madonna und der Heiligen —; sodann durch die Einführung des Nackten. Man stellte große Compositionen auf, die Vorstellungen lösten sich von der ursprünglichen Aufgabe; die Hervorbringung des Menschen wetteiferte mit der Hervorbringung der Natur.

Doch ist es noch eine andere Bedingung, als die der reinen Gegenständlichkeit, — der Form und der Gestaltung —, unter welcher die Dinge der Welt erscheinen. Zahl und Maß beherrschen die Tonkunst, Licht und Schatten die Malerei.

Der Natur in dem Colorit beizukommen, mit dem sie jeden Gegenstand umkleidet, die Darstellung der Beiwerke bis zur unmittelbaren Vergegenwärtigung auszubilden, die Wirkung von Licht und Schatten in aller ihrer Zufälligkeit zur Erscheinung zu bringen, war das nunmehr hervorgehende Bemühen. Die ganze Mechanik der Kunst ward hierauf berechnet, wie denn Caravaggio nichts Anderes trieb.

Als man dies erreicht hatte, so wäre man, wie es scheinen sollte, vollkommen fähig gewesen, Alles darzustellen. Allein früher hatte man die Idee ohne die Form gehabt; jetzt hatte man die Form ohne die Idee.

Es hatte sich nämlich in der damaligen Epoche die gesammte Entwicklung der Menschheit zu der Unterscheidung des Aeußerlichen und Innerlichen ausgebildet. Als eine der merkwürdigsten Erscheinungen muß das zeitliche Zusammentreffen des Ursprungs der modernen Philosophie mit dem Verfall der Kunst betrachtet werden; und doch ist sie zugleich eine der begreiflichsten. Denn alle Kunst ruht ihrem Wesen nach in der Vereinigung des Idealen und des Realen, die damals sich trennten; alle Philosophie aber nimmt von der Gegensätzlichkeit des einen zu dem anderen ihren Ausgang. Den späteren Meistern war es unendlich schwer, dem Ideal Körper zu geben; oder in dem Körper das Ideal darzustellen. Es war ihnen nämlich versagt, das Eine in dem Anderen zu sehen.

Was an ihnen Effekt macht, ist entweder der gleichartige Ausdruck einer angenehmen, milden Seelenstimmung, wie in den Bildern des Carlo Dolci, die noch bis auf den heutigen Tag bei der Menge Beifall finden und in den Gallerien immer am meisten copirt werden; oder es ist die Künstlichkeit der Beleuchtung, das Artificium.

Dem Princip folgend warf man sich immer mehr auf das Gegenständliche. Wieder erschienen dann frische und naturverwandte Geister, die es in lebendigen Bezug zu dem Leben setzten.

Es war einmal die Landschaftsmalerei, der sie sich zuwandten. Man darf nicht übersehen, wie sie sich von Stufe zu Stufe, vom Beiwerk zur Hauptsache erhob, ganz wie es dem Technischen der Malerei überhaupt ergangen ist; — nicht auch, wie ganz eigen die Campagna und der römische Horizont dazu gehörten, sie auszubilden.

Sodann die Genremalerei. Mit dem Bemühen Caravaggio's ging das in den Niederlanden parallel; sie entwickelte sich allmälig zum Stil.

Es kommen dann, aus der Landschaftsmalerei hervorgehend und zugleich sich von ihr absondernd, Thier- und Pflanzenstücke auf. Andere Nationen waren hierin die Meister.

Anhang.

Zur Geschichte der italienischen Malerei nach den in der Dresdener Gemäldegallerie und zu Prag befindlichen Bildwerken †).

In St. Veit zu Prag sind viele Bilder des Thomas von Mutina[1]). In einer Capelle[2]) stellt er das Leben Christi dar. Die Bilder sind

†) Dem Manuscript der vorangehenden Abhandlung liegt ein anderes, ebenfalls auf die Geschichte der italienischen Kunst bezügliches bei, in welchem jedoch mit Ausnahme einer, wie die Schriftzüge zeigen, später hinzugefügten Stelle zu Ende des Abschnittes über Guido Reni, in welcher der Reue Petri desselben im Palast Pitti zu Florenz Erwähnung geschieht (S. 326), ausschließlich von Bildern gehandelt wird, die sich in der Dresdener Gemäldegallerie oder zu Prag befinden; bei den letzteren ist dies jedes Mal von Ranke besonders bemerkt worden; fehlt hiebei der Zusatz „im Nationalmuseum" (d. i. Böhmisches Museum, Ständische Gemäldegallerie), so sind, wie das Verzeichniß vom Jahre 1838 zeigt, — mit dem von 1872 findet keine völlige Uebereinstimmung statt —, Bilder in der dortigen Sammlung der Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde gemeint. Ranke hat diese im September 1827 auf dem Hinwege nach Wien und Italien gemachten Aufzeichnungen, von denen ein Theil fragmentarisch und zusammenhangslos ist, abgesehen von dem Passus, dessen soeben gedacht wurde, niemals einer Ueberarbeitung oder Revision unterzogen; sie vergegenwärtigen somit in ihrer ursprünglichen Form sein künstlerisches Verständniß vor der italienischen Reise und haben insofern ein biographisches Interesse; sie bieten zugleich in Beziehung auf den Gegenstand selbst eine Art Ergänzung der späteren Abhandlung, da im Anschluß an die für die Epoche der Blüthe der italienischen Malerei bedeutendste Gallerie Deutschlands Bilder und Künstler besprochen werden, die in jener nicht vorkommen.

In Beziehung auf den Ursprung der Gemälde ist Ranke den damaligen Annahmen gefolgt, welche nach dem Verlauf so vieler Jahre durch die Ergebnisse späterer Forschungen bisweilen modificirt worden sind.

Von dem früher dem Cimabue zugeschriebenen Marienbilde in der Capelle Martinitz, die auch als Silvester- und Andreas- oder Lobkowitzcapelle bezeichnet wird, nimmt man gegenwärtig an, daß es vielmehr von Thomas

der altdeutschen Schule ähnlich; an Färbung und alterthümlicher

---

von Mutina herrührt. Daß das von Ranke S. 318 unter dem Namen Giotto's angeführte Bild der Dresdener Gemäldegallerie — es stellt die Geburt Christi dar — nicht als solches gelten kann, ist schon vor länger als sechs Decennien erkannt worden (Aloys Hirt, Kunstbemerkungen auf einer Reise über Wittenberg nach Dresden und Prag S. 25. 27); man hält es für ein Werk der toskanischen oder wohl mit größerem Recht der ferraresischen Schule aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das unter dem Namen des Lionardo da Vinci S. 318 erwähnte Bild stammt weder von diesem her, noch stellt es Ludovico Sforza il Moro dar. Dasselbe gehört vielmehr, wie von Quandt im Jahre 1846 eingehend erwiesen ist (Kunstblatt XXVII, Nummer 9 S. 36, vergl. Wilhelm Schultz, Karl Friedrich von Rumohr S. 58, Waagen, Der Herr Hofrath Hirt als Forscher über die Geschichte der neueren Malerei S. 27), zu den vornehmsten Bildern von Hans Holbein dem Jüngeren, dessen Namen es auch vor dem Uebergang in die Dresdener Gallerie getragen hat (Alfred Woltmann, Hans Holbein und seine Zeit, 2. A. I S. 429). Darüber, welche Persönlichkeit porträtirt ist, sind die Meinungen getheilt; von Ludwig dem Mohren kann nach Lage der Sache nicht mehr die Rede sein. — Das mit dem Namen des Fra Bartolommeo bezeichnete Bild (in Prag) ist vielmehr eines von Bernardino Luini. Bei der heiligen Familie, deren S. 318 gedacht wird, ist die Autorschaft des Daniello da Volterra wenigstens nicht sicher. Das eine lange Zeit hindurch in der Dresdener Gallerie Gimignano zugeschriebene Bild — Maria, das Jesuskind und der Johannesknabe — wird jetzt wieder, wie früher, als von einem unbekannten Meister herrührend bezeichnet und als um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aus der lombardischen Schule hervorgegangen betrachtet. Das erste Bild, das an derselben Stelle als solches des Andrea del Sarto angeführt wird, hat zwar die Beischrift von dessen Namen; allein dieselbe ist gefälscht; die übereinstimmende Ansicht der Kenner geht dahin, daß diese heilige Familie von Vincenzo di Biagio, genannt Catena gemalt ist. — Das zweite Bild, das unter dem Namen des Francia Bigio erwähnt wird (S. 319), stammt von Francesco d'Ubertini Verdi, genannt Bachiacca (Hirt a. a. O. S. 30ff. auf Grund einer in der florentiner Edition der Werke Vasari's vom Jahre 1771 vorkommenden von Milanesi in seiner Ausgabe III S. 592 N. 4 herübergenommenen Bemerkung); über den dargestellten Gegenstand ist der Catalog der Königlichen Gemäldegallerie zu Dresden von Carl Woermann, Große Ausgabe (1887) S. 57 unter Nummer 80 zu vergleichen. Die Ansicht von Iwan Lermolieff (d. i. Giovanni Morelli) — Die Werke italienischer Meister in den Gallerien von München, Dresden und Berlin. Ein kritischer Versuch. Aus dem Russischen übersetzt von Johannes Schwarze. S. 140 — daß die ohne Begründung dem Penni beigelegte Darstellung des heiligen Georg ein Werk des Dosso Dossi sei, wird von anderen Kennern gebilligt. In der Anbetung der Könige, deren Ranke S. 320 gedenkt, und welche nach ihm die Jahresangabe 1509 hat, sind die Figuren den vatikanischen Tapeten Raphaels entlehnt; die Jahreszahl, die undeutlich ist, wird jetzt 1564 gelesen; doch ist sie früher auch von Anderen für 1509 gelesen worden. Das ehemals auf Grund einer gefälschten Beischrift, die bei einer im Jahre 1840 vorgenommenen Restauration beseitigt wurde, dem Andrea Mantegna zugeschriebene Bild, die Verkündigung (S. 322), ist keinesfalls von der

Fassung scheint der Christuskopf hervorzustechen, den er nach ererbten Formen malte.

In der Capelle Martinitz in St. Veit in Prag wird ein Marienbild von Cimabue gezeigt, die Mater Gloriosa hält das Kind in ihren Armen; unter zierlichem Kopfputz, weiß, roth und blau, zeigt sich das reinste jungfräuliche Muttergesicht, die Nase ist länglich, die unteren Lippen etwas stark, das Kind mehr liegend als getragen, vornehmlich die Mutter so ganz rein und vollkommen gedacht und gebildet, daß man von dem Beschauen hingerissen wird.

Die Auffassung ist tiefsinnig, liebend und liebenswerth.

Hand desselben, wenngleich Ernst Förster, Geschichte der italienischen Kunst V S. 239, die alte Tradition festhält und über den Ursprung des Gemäldes die Ansichten auseinander gehen; es wird von einigen der altflorentinischen Schule, insbesondere Antonio del Pollajuolo, von anderen der ferraresischen, entweder Baldassare Estense oder Francesco Cossa, zugeschrieben (Milanesi in der Ausgabe der Werke Vasari's III S. 415 N. 1). Die letzte Annahme, die zuerst von Iwan Lermolieff a. a. O. S. 129 aufgestellt ist, dürfte gegenwärtig der meisten Zustimmung sich erfreuen. — Die beiden unter dem Namen des Ercole Grandi in Dresden befindlichen Bilder: Christus am Oelberg und Christus zur Kreuzigung geführt, wurden früher auf das Zeugniß Vasari's dem jüngeren Maler dieses Namens, Ercole di Giulio Cesare Grandi, der im Juli 1531 verstorben ist, beigelegt. Vasari hat aber in diesem Falle (a. a. O. IV S. 247 ff.) zwei verschiedene Persönlichkeiten identificirt; die Bilder rühren von Ercole di Antonio de' Roberti, alias Grandi, dessen Tod vor das Jahr 1513 fällt, her (vgl. Milanesi III S. 141. 142 Note; und über die Dresdener Bilder V S. 568 ff.). Ranke bemerkt die Alterthümlichkeit der Manier, die sich in denselben zeigt (S. 322). Das Bild: der im Tempel lehrende Christus (S. 322) — ist dem Garofalo, dessen Namen es in der Gallerie zu Modena, aus der es nach Dresden kam, geführt hat, von der neuesten Forschung zurückgegeben. Das als Arzt des Correggio bekannte Bild (S. 323) spricht man nach den Erörterungen von Julius Meyer in dem von ihm herausgegebenen Künstler-Lexikon I S. 362 fast allgemein diesem Maler ab, wie denn auch zur Zeit stark in Zweifel gezogen wird, daß die büßende Magdalena ein Originalbild Correggio's sei. Die Annahme Hirt's a. a. O. S. 44, daß das Bild: Raub des Ganymedes (S. 324) von Girolamo da Carpi stamme, ist von einem der namhaftesten Kunsthistoriker der Gegenwart erneuert worden.

Der Gleichmäßigkeit mit der vorangehenden Abhandlung wegen sind die Angaben über die eigentlichen Namen, die Geburts- und Todesjahre der Maler, die sich in dem Manuscript nicht fanden, beigefügt worden.

1) [Zu Seite 315.] Tomaso Buzacarino, genannt Tomaso da Mutina, der auf Aufforderung Kaiser Karls IV. im Jahre 1357 Italien verließ und sich nach Prag begab.

2) [Zu Seite 315.] Der des heiligen Wenceslaus.

Florentinische Schule.

In dem Bilde Giotto's, das die Dresdener Gallerie besitzt, herrscht der Rost des Alterthums; Eine Gestalt ist malerisch und geistreich, das übrige nicht von großem Werth.

Lionardo da Vinci's ganze Virtuosität erkennt man in dem Bilde Ludwig des Mohren. Das Gesicht dieses Menschen ist überaus nervig; in demselben prägt sich Ernst und Strenge aus; ist es Tiefsinn oder Schlauheit, was über dem Ausdruck des Einzelnen schwebt? Wie sind Bart, Haar, Hände, Gewand, die ganze Haltung so vollständig und groß. Man muß dieses Bild denen des Correggio und Tizian zugesellen, obwohl es früher ist.

Aus seiner Schule stammt das Bild: die Tochter des Herodes. Ein furchtbarer und entsetzlicher Gegenstand wird hier dargestellt, jedoch auch wieder durch die Darstellung gemäßigt. Es ist, wie wenn sie selbst einen Abscheu vor dem hat, was sie thut. Mit Adel und Größe trägt sie das Haupt des Täufers. Das Gewand stimmt zu diesem bleichen und schönen Gesicht vortrefflich. Es dürfte die schönste Darstellung dieser entsetzlichen Geschichte sein.

Im Nationalmuseum zu Prag findet sich ein außerordentlich schönes kleines Bild von Fra Bartolommeo. Vor der Mutter und dem Kinde erscheint der Stifter des Bildes, wie man aus dem heiligen Antonius, der ihm beigegeben ist, schließen darf, ein Antonio. Der Hintergrund ist dunkel gehalten; im Ganzen herrscht ein schöner Ausdruck; mit Einfachheit paart sich Fülle des Gefühls. Die Lilie, die Antonius hält, könnte die Reinheit des Bildes zu bezeichnen scheinen; doch fort mit so spielenden Gedanken!

Der erhabene Geist des Michelangelo Buonarroti tritt nur in vielen Nachbildnern hervor. In dem an einen Baumstamm gebundenen jungen Menschen, der den Feuertod leidet, ist allerdings seine Manier; aber dieses Bild reizt mich weniger, als das nach dem Meister ausgeführte Bild des Volterra: eine heilige Familie[1]). Man will sie sich in allen Situationen denken und vergegenwärtigen. Von Volterra ist sie in mittäglicher patriarchalischer Ruhe dargestellt; Maria scheint in dem Buch, das sie mit der Hand faßt, eben gelesen und es weggelegt zu haben.

Von den großen Malern, die damals zu Florenz wirkten, findet sich nur Weniges in Deutschland.

---

1) Daniello Ricciarelli, nach seiner Vaterstadt Daniello da Volterra genannt, ist um 1509 geboren und am 4. April 1566 verstorben.

Gimignano ist unendlich lieblich und vollkommen.

Bei Andrea del Sarto ist vornehmlich der Ausdruck seiner Köpfe, sowohl des Joseph, des alten Pflegevaters, des Zimmermannes, der dem Kinde den Laufwagen vorhält, als vor Allem des Abraham, dem der Engel in dem Augenblick erscheint, da er den Sohn tödten will, worin beide Gefühle dieses großen Momentes erscheinen, — bewundernswürdig [1]).

Mit ihm vereint sich Bigio, die Geschichte des David und der Bathseba vorzustellen [2]). In dem Bilde erscheint eine sehr antike Weise; aber es ist voll Leben und namentlich die Gestalten des David und Urias gelungen. Die nämliche Manier nehmen wir bei einem anderen Bilde des Bigio auf langer Tafel wahr; es findet sich darin eine reiche Architektur, aber der Gegenstand der Darstellung ist unverständlich und das Ganze nicht recht genießbar.

Es zeigt sich bald ein Einfluß Raphaels auf die Florentiner.

Penni gehört in Haltung und Färbung zu den Nachahmern Raphaels, aber seine Bilder erscheinen wie aus den Gedichten Pulci's abgesehen [3]). Sein heiliger Georg hat ein schönes jugendliches Gesicht; eine Betende steht hinter ihm. Es ist in dem Bilde Gemüth und Seele.

Von Bronzino giebt es schöne Porträts [4]), das Cosimo's ist ganz vollendet und den besten beizuzählen. In seinen Gruppen ist viel edler Ausdruck, obwohl ich nicht leugnen will, daß mir in seiner Anbetung des Kalbes Mose doch etwas zu stark erscheint; der Contrast des Priesters vor dem Kalbe mit ihm ist indeß recht schön aufgefaßt und wiedergegeben.

Das Bildchen des Vasari dagegen macht auf mich keinen Eindruck [5]).

Rosso Rossi erinnert in seiner Diana zu Prag in episodischer Anordnung und im Colorit sehr an Vasari [6]).

---

1) Andrea del Sarto, dessen eigentlicher Name Andrea d' Angelo war, ist am 17. Juli 1486 in Florenz geboren und daselbst am 22. Januar 1531 verstorben.

2) Francesco di Cristofano, genannt Francia Bigio, geboren zu Florenz 1483 und daselbst 1524 verstorben.

3) Giovanfrancesco Penni, zu Florenz geboren 1488, zu Neapel verstorben 1528; er führt den Beinamen Il Fattore.

4) Agnolo di Cosimo di Mariano, mit dem Beinamen Bronzino, zu Monticelli bei Florenz 1502 geboren und am 23. November 1572 verstorben.

5) Giorgio Vasari, am 30. Juli 1511 zu Arezzo geboren und am 27. Juni 1574 zu Florenz verstorben.

6) Giovan Battista di Jacopo Rosso de' Rossi war zu Florenz am 8. März 1494 geboren und ist zu Paris im Jahre 1541 verstorben. Das Bild wird in dem Verzeichniß der Gemäldegallerie der Privatgesellschaft patriotischer Kunstfreunde vom Jahre 1838 S. 50 aufgeführt; es fehlt in dem von 1872.

Aus einigen Bildern der späteren Zeit schien sich mir zu ergeben daß sich poetischer Sinn in der florentinischen Schule, vornehmlich in den kleineren Bildern, länger als sonst erhalten hat.

Römische Schule.

Als die Grundlage der römischen Schule könnte man jene kleinen Bilder ansehen, die mit denen des älteren Dosso und Francia's Eine Farbe haben und aus der früheren Schule Raphaels stammen sollen.

Ein Bildchen mit der Jahreszahl 1509 stellt die Anbetung der Könige dar. Vielleicht sind in demselben die Arme links etwas zu weit vorgestreckt; aber die Gruppirung ist unendlich schön in alterthümlicher Haltung; in dem Ganzen ist reizendes Leben und Genius, vollendeter Ausdruck der Seele.

Daraus ist er selbst, der Meister, hervorgegangen. In diesem schönsten Bilde der Sammlung hat sich die Strenge älteren Stils zu reiner und vollkommener Menschlichkeit entwickelt, welche wiederum göttlich ist. Wo ist eine schönere Gestalt von dem Gewand umfaßt worden? Es ist kein unendlicher Ausdruck gesucht, sondern Natur und Ideal sind Eins. Warum hat er diese Stirn der Mutter nicht noch höher, den Kindesausdruck nicht entschieden himmlischer gemacht? Eben darin liegt es! Menschliches Sein ist in seiner Individualität und Ganzheit gefaßt. Darum ist in der Barbara ein kleiner Anflug selbstgefälliger Weiblichkeit; so sind diese Engel wahre Knaben; sie könnten erwachsen und Männer werden.

Von der Schule Raphaels ist wohl am meisten Geist ausgegangen. Man findet im Vasari, wie mild und höchst liebenswürdig dieser große Mensch lebte und lehrte. So sind einige Bilder aus seiner Schule voll Geistes; sein Marienkopf, der doch im Ideal sich selbst wieder fassen läßt, wirkte so ideell auf die Nachkommenden fort.

Bagnacavallo ward viel bewundert[1]). In seiner Maria in der Glorie ist Ernst und tiefe Ruhe; wahrhaftiges Gefühl des Göttlichen in dem im Nachdenken dasitzenden edlen Manne. Der poetischen Seele dieses Meisters steht der Himmel offen.

In dem Marienbilde eines unbekannten Schülers von Raphael ist ein unnachahmlicher schöner Johannes. Kindliches Begehren ward nie schöner abgebildet. Jedoch einen gleich vollendeten Ausdruck vermag ich in der Mutter und dem Kinde nicht zu entdecken.

---

1) Bartolommeo Ramenghi, zu Bagnacavallo im Gebiet von Ferrara im Jahre 1484 geboren und zu Bologna im August 1542 verstorben.

Im Nationalmuseum zu Prag ist eine heilige Familie von Vaga[1]). Die Formen sind schön, raphaelinisch, wie das Colorit; aber eine recht frische Neuheit ist nicht darin.

In dem Bilde der Maria mit dem Becken ruht der Geist Raphaels über Giulio Romano[2]). Die auswendige Gestalt erscheint erfüllt von dem, was Leben ist, nämlich der Seele. Sollte aber nicht das Kind in diesem furchtsamen Ausdruck, dieser Stellung etwas zu knabenhaft und ungöttlich sein? Es scheint mir in das Spielende zu fallen.

In den Mariagesichtern der Schule Raphaels finden wir etwas Stehendes; in den übrigen einen gesuchten Ausdruck; in dem Ganzen allgemach etwas Gemachtes.

Am wenigsten selbständig erscheint Garofalo in den mannigfaltigen Bildern, die von ihm gesehen werden[3]).

In der Cäcilie nähert er sich dem alten Stil. Das Bild ist etwas farblos; der Ausdruck jedoch rein und ungesucht; die Zusammenstellung zwar ohne große Einheit, aber sonst tadellos.

Er wagt sich auch an symbolische Bilder. Man sieht Maria vor ihrem Kinde knieen; hier schon muß der menschliche Gedanke dem Symbol weichen; es schweben Engel mit Leidenswerkzeugen in der Nähe, andere aber in einer großen Gruppe darüber; eine dritte hoch oben deutet der Maria das Schwert, das durch ihre Brust gehen soll; ihr gegenüber zur anderen Seite des Knaben ein Engel mit der Dornenkrone. Wenn man gesagt hat, daß Garofalo den Raphael an Färbung übertreffe, so ist es wenigstens von dem diese Gruppen scheidenden Gewölk nicht zu sagen, das sich vielmehr etwas trocken ausnimmt.

Jedoch, sobald man zugesteht, daß das Symbol dargestellt werden kann, ist das Bild sehr anzuerkennen; die Schwierigkeit ist überwunden. Es macht auf die meisten, wenn sie auch des Symbols nicht gedenken, einen guten Eindruck. Des Meisters ist es nicht werth, aber eines Schülers dieses Meisters.

Auch Garofalo greift in die antike Fabel; sein Bild eines Bacchuszuges hat viel Leben, wenngleich es keinen höheren Eindruck macht. — Er stellte selbst diese symbolisch dar: Tugend und Neptun. Das Bild

1) Piero Buonaccorsi, nach seinem Meister Perino del Vaga genannt, ist am 29. Juni 1500 zu Florenz geboren und am 19. October 1547 in Rom verstorben.

2) Giulio Pippi, zu Rom 1492 geboren und 1. November 1546 gestorben.

3) Benvenuto Tisi, geboren 1481 zu Garofalo im Ferraresischen, gestorben zu Ferrara 6. September 1559.

ist unverständlich, barock und nicht so gemalt, daß man dies leicht vergessen könnte.

Lombardische Schule.

Von Andrea Mantegna ist in Dresden eine Verkündigung mit der Jahresbezeichnung 1450: der Engel mit starken, obwohl nicht ausgebreiteten Flügeln; nicht gerade ätherisch; das Gewand faltig, aber hölzern; in strengem Stil, im Rost des Alterthums; auch die Jungfrau ebenso streng, sittig und hingebend. Hiezu paßt es, daß man in der Ferne einen aus Gottes Munde gehenden Strahl zur Taube werden sieht.

Es ist etwas Männliches, Ungeschicktes in dem Bilde, doch ist es gewiß gut gemalt.

Fast noch ungeschickter nehmen sich die Bilder von Ercole Grandi von Ferrara aus, obwohl er ein Zeitgenosse Raphaels ist. Die exaltirte Leidenschaft der Henker, die Gleichgültigkeit in diesen Krieger- und Mönchsgesichtern auf dem einen, der in Schlaf versunkene Jünger und die Verrätherei des Judas auf dem anderen Bilde sind stark und gut ausgedacht. Doch streift es etwas an Caricatur. Warum? Der Maler scherzt mit seinem Gegenstande. Man sieht einen Knaben reitend auf dem Rücken der Mutter, und andere nur scherzweise zu fassende Gestalten. Wenn aber der Scherz sich ernster Darstellung bemeistert, so wird er unabsichtlich carikiren.

Zu diesem Bilderkreis gehören die älteren Stücke des Dosso Dossi[1]) und des Francia, welche unendlich vollkommen im Kleinen erscheinen. Der im Tempel lehrende Christus des einen, — noch etwas streng und systematisch —, die Anbetung der Weisen des anderen sind gleich gefühlt, voll reizender Lebensfülle und schöner Färbung. Bald erhoben sich beide zu größeren Vorstellungen. Außer der Maria des Francia finde ich in Einfalt und Innigkeit seine Taufe Christi bewundernswürdig. Die Engel hat er ganz menschlich gebildet; sie sind bekleidet; — in den nackten Gestalten der Erdbewohner ist Natur und keine Antitonie. Man nimmt Ruhe und Fülle in Haltung und Bewegung wahr. Allein in dem Ausdruck ist noch immer etwas Gebundenes.

Dosso Dossi's Kirchenlehrer sind sehr wohl gedacht und gemalt. Auf der einen Seite erblickt man die Gelehrten in weltlichem Schmuck,

---

1) Giovanni Niccolò di Lutero, genannt Dosso Dossi, im Mantuanischen um 1479 geboren, 1542 verstorben.

einen als Papst, nachdenken und in den Büchern suchen; auf der anderen die Mönche, heilig und in Entzückung, das Geheimniß anschauend ergreifen; der Beschauer sieht es mit ihnen. In den Wolken erscheinen Gott Vater und die Jungfrau. Ob diese so gelungen sind, wie jene, will ich nicht sagen; sie sind ein wenig in der Entfernung gehalten; doch tritt der segnende Ausdruck Gottes über die in Wolken knieende Maria schön hervor.

Zuweilen wendet sich Dossi auch zu weltlichen Gegenständen. In der Darstellung des Traumes finde ich die träumende Gestalt, welche zwischen Wachen und Schlafen schwankt, wie denn auf der einen Seite in der Gestalt des Morpheus, auf der anderen in der eines Hahnes, zunächst bei dem Gesicht, Schlaf und Wachen, angedeutet zu sein scheinen könnten, sehr gelungen. Morpheus und die Traumgestalten sind feenhaft, von vollkommener Wirkung.

Nicht minder gilt das von seinem die Gerechtigkeit darstellenden Bilde; — es ist eine edle, hohe Gestalt mit dem Ausdruck der Strenge, bekleidet, lehnend an einem Baum; sie hat eine Wage in der Hand. Wie aber diese Wage nicht ganz das Gleichgewicht zeigt, wie man in den umgestürzten Geldgefäßen Zeichen einer Uebelthat wahrnimmt, so deutet das Ruthenbündel mit dem Beile genügend an, was hierauf erfolgen wird. Es ist die strenge Gerechtigkeit, das ist die ferraresische.

Man wird diese Meister nicht zu den Größen rechnen; doch ein wachsendes treffliches Bemühen, das seine Schranken durchbricht, ist in ihnen unverkennbar.

Neben diesen erhebt sich die Lebensfülle und gemüthliche Lust des Correggio. In einem Porträt, angeblich seines Arztes, zeigt er das erscheinende Leben in seiner ganzen Gestalt, wie Tizian es faßt; — einen Menschen, wie er leibt und lebt; ein etwas satirisches Lächeln, leise angedeutet, schwebt über dem Munde. Das Bild ist streng und glücklich vollendet; es soll zu seiner ersten Manier gehören. Wann aber malte er die Magdalena? Es ist das vollkommenste kleine Bild, das man sehen kann: der dunkle Grund, die hingegossene Lage, die einfache und edle Draperie, das in der aufgestemmten Hand ruhende und von ihrem Druck aufwärts geschobene Haar, das Alles in Einem; zuletzt dies von dem ersten wahren Nachdenken ergriffene Gesicht. Wird dieses Nachdenken siegen? Man kann zweifeln. Aber der Moment ist sich selbst werth. — So faßt sich, wovon auch immer angeregt, ein Jeder in dem fortbewegenden Leben einmal selbst.

Correggio erscheint sogleich der Darstellung des Geistigen, wie der Erscheinung, und jenes in dieser vollkommen mächtig. Welch

eine Fülle des Lebens in den größeren Bildern! Welche anschauende oder zuhörende Hingebung in den Müttern; welche freudige Munterkeit und Gotthaftigkeit in den Kindern; welch ein Anbeten im Empfange der höchsten Wonne in den umstehenden greisen Männern. Das göttliche Dasein erscheint ihm in vollkommenem und glänzendem Lichte; dieses Licht gehört zu seinen Bildern. Aber man wird nicht verkennen, daß sich Correggio auf der für natürliche Darstellung schlüpfrigsten Bahn befindet, und ich muß denen zustimmen, welche in mehreren seiner Bilder, auch in der Nacht, etwas zu viel Lächeln finden. Jedoch es ist so ein Bild Form aus Einem Guß und ein Ganzes; Ausdruck und Licht, Lächeln und Entzücken sind völlig harmonisch; und so wird es uns immer unendlich reizen und vergnügen. Diese leuchtende Erscheinung göttlicher Natur bewirkt in Correggio nur Eines: Freude und Entzücken. Eine solche ist über seinen Bildern ausgebreitet.

Wie Tintoretto und Paolo Veronese zu Tizian, so möchten die Parmigianino's zu Correggio stehen. Ohne Zweifel hat auf jenen die Entwicklung Michelangelo's und Raphaels, auf diesen besonders die Raphaels eingewirkt. Es scheint, als habe sich, nachdem sich die einzelnen Schulen in den größten Meistern zur Vollkommenheit ausgebildet hatten, ein Allgemeines entwickelt in dem Bestreben und Versuch einer nationalen Malerei, zu der man sich immer mehr erhob, zu der schon Tintoretto und Paolo Veronese guten Theils gehörten. Die Einwirkung des Nationalen kann aber der Einzelne nicht sprengen.

Vielleicht ist dies ein Moment für die ganze Nation, daß sich etwas die Einheit Anstrebendes allenthalben geltend macht, und daß dadurch das Provinziale erdrückt wird, ohne daß eine wahre Einheit zu Stande käme.

In Parmigianino dem Aelteren ist schlechtweg ein übertriebener Ausdruck gepaart mit Unbedeutendem[1]). Der Ganymed will Nichts sagen, den der Adler faßt; aber der Adler sagt ein wenig zu viel; er drückt, wie mich dünkt, eine unschöne Inbrunst aus. In Maria mit dem Kinde ist der auf der Kugel groß daliegende nackte Knabe nur als Symbol der Weltherrschaft zu fassen; und die Mutter gehört zu den manierirten Raphaelinen. Doch ist in der Behandlung Kühnheit und Meisterschaft nicht zu verkennen.

1) Francesco di Filippo Mazzola (Mazzuoli) zu Parma am 8. März 1504 geboren, am 24. August 1540 zu Casalmaggiore verstorben.

Ganz das Nämliche ist von dem jüngeren[1]) zu sagen. Seine Allegorien glücken dem Künstler völlig in der Manier der Maria und des Kindes, in Färbung, Gestalt, geistiger Beherrschung des Stoffes; es sollte fast scheinen, als wären sie von Einer Hand.

Entsetzliche Stellungen erscheinen auf dem Bilde des Niccolò dell' Abate[2]), in welchem Paulus, wie er den Streich des Henkers zu empfangen im Begriff steht, dargestellt ist. Man kann fragen, wie man so etwas malen könne. Die Ausführung ist gut; doch ein höheres Verdienst ist dabei nicht.

Gewiß ist der Ausdruck bei diesen Malern gesucht und übertrieben; er verläßt die Eigenheit. Auf diese Schule pflanzen sich die Carracci.

Spätere Entwicklung durch die Carracci.

Es ist, wie bemerkt, in dieser späteren Epoche ein allgemeines Ineinanderwirken der Schulen vorhanden. Man leidet an gesuchtem Ausdruck. Das gilt für Tintoretto, Paolo Veronese, Parmigianino, Abate, Pippi, Garofalo, Bronzino. Man leidet zugleich auch an zu mannigfaltigen Zusammensetzungen.

Halten die Carracci auf diesem Wege nun ein? Sie befestigen ihn vielmehr. Sie waren Bewunderer des Correggio und ahmten ihm nach. Der Matthäus des Annibale Carracci ist eine offenbare Nachahmung vornehmlich des Georg; der Schwung der auffahrenden Maria ist ohne Zweifel Raphael abgesehen. Allein dabei ist Vieles mit Verstand geändert; es zeigt sich eigene hervorbringende Kraft.

Unter den Schülern der Carracci wohl der bedeutendste ist Guido Reni. Er sucht den Geist noch näher zu fassen, als seine Vorgänger, aber der Ausdruck wird verflacht, die Gesichter gehen ins Moderne über; indeß bieten seine Bilder viel ganz Schönes.

Was macht nun aber, so fragen wir, den eigentlichen und begrifflichen Unterschied zwischen ihm und den großen Meistern? Wollen sie nicht beide Gemüth und Seele vornehmlich darstellen; suchen sie nicht beide das Ideal?

Jene fassen es mittelbarer, in Form der Natur, wesentlicher,

---

1) Girolamo di Melchiorre Bedoli, der bei seiner Vermählung mit der Tochter des Bruders von Francesco's Vater im Jahre 1515 den Familiennamen Mazzola annahm; sein Todesjahr fällt nach 1566.

2) Niccolò dell' Abate, Sohn Giovanni's di Abate, ist zu Modena im Jahre 1512 geboren; er verstarb zu Fontainebleau 1571.

menschlicher; dieser faßt es unmittelbarer, sogleich geistig, — wenn man so will, noch reiner. Der heutige unbewanderte Mensch wird den letzteren in seinen Bildern sogleich verstehen und liebgewinnen; für die ersteren wird ihm einiges Studium von Nöthen sein. Allein in dem unmittelbaren Ausdruck Reni's liegt mehr Bewußtes, in dem anderen mehr Unbewußtes. Jener streift an die Allegorie; dieser gibt wirkliches Dasein wieder. Eben darum wird man von jenem gesättigt; hier erscheint unvergängliches Leben und wahre Tiefe. Jenes ist ein Bilden von oben her, vom Gedanken aus; dieses ist ein Emporsteigen aus der Erscheinung zu dem Geiste. Tritt dort der Geist hervor, so fehlt viel, daß die Erscheinung vollständig da wäre; oft mangelt sie eben ganz. Tritt hier der Geist hervor, wie in Tizian, so ist die Erscheinung ganz davon durchdrungen und durchsichtig geworden.

Man hat bemerkt, daß die Köpfe des Guido Reni dem übrigen Körper selten entsprechen; — sein Ideal beruht in der That ganz auf dem Gesicht; — diejenigen Stücke von ihm, welche den meisten Eindruck machen, werden immer Brustbilder sein; ich finde dies nothwendig.

Alle die mannigfaltigen Nuancen des Schmerzes weiß er auszudrücken; — bald wie in dem Bilde des Franz von Assisi in Dresden des hingegebenen Schmerzes, der Schmerz erwartet; der Heilige schlägt an seine Brust; — bald desjenigen, der, so zu sagen, keiner mehr ist; im heiligen Sebastian sehen wir einen jungen Menschen in voller Jugendblüthe, einen eben erst männlich gewordenen Leib, zierlich bis auf die Hände mit vollem, reichem Haar; dieser vollkommene Leib ist mit drei Pfeilen verwundet; er muß sterben; doch in dem Gesicht ist beinahe Nichts von Schmerz, es ist Alles Anbetung und Hoffnung †). Oder es ist ein Petrus, dessen faltige Stirn und thränenvolles Auge die Worte ausdrücken, zu denen sein Mund sich öffnet. Was sind diese Worte wohl? Es ist ein zerknirschtes Sündenbekenntniß. Oder er stellt uns das bittende, fürchtende, gütige, bleiche Gesicht der Mutter Gottes dar. Oder ihren Sohn, den Dulder, gar oft mit der Dornenkrone; es ist ein langes Leiden, das ihn abgezehrt hat und in den Muskeln seines Gesichts und seiner Hände zu lesen ist. Die Darstellung findet sich mehrmals in Dresden, einmal in Prag und hier in vorzüglicher

---

†) Zu Prag in der Gallerie der patriotischen Kunstfreunde nach dem Verzeichniß vom Jahre 1838 (S. 30); in dem von 1872 (S. 28) wird das Bild Annibale Carracci zugeschrieben.

Ausführung †). Der Ausdruck des gottergebenen, edeln, idealen Gemüths ist unzweifelhaft, allenthalben derselbe, unverkennbar für jeden, der ihn einmal gesehen hat.

Carlo Dolci müssen wir als den unmittelbaren Fortsetzer des Guido Reni betrachten [1]). — In Dresden befinden sich mehrere Brustbilder von ihm; vornehmlich berühmt ist unter ihnen Christus mit dem Kelche, — eine himmlische Erscheinung, ein Ideal für katholische und protestantische Geistliche, aufgegangen im Ausdruck der Heiligkeit und Begeisterung, so daß Nichts mehr übrig ist, als dieses. Alsdann seine Maria zu Prag, — ebenfalls vom Gefühl hingerissen.

Unfehlbar sind diese Bilder die schönsten ihrer Zeit; — sie haben den größten Erfolg gehabt; — sie leben noch jetzt in tausend unbefangenen Gemüthern. Darum sind sie indeß nicht schön, noch den Werken des vorhergegangenen Jahrhunderts zu vergleichen.

In Francesco Albani finde ich völlige Manier; in seinen Bildern kehrt das nämliche Sujet immer wieder: Mütter und Kinder, Venus und Amoren.

Guercino hat ebenfalls Lieblingsgegenstände; die ganze Geschichte der Venus und des Adonis hat er gemalt. In seinen Bildern ist ein gesuchter Ausdruck.

Bei Tiarini bemerke ich nichts sehr Besonderes; der Ausdruck ist scharf [2]).

Caravaggio, dessen Naturnachahmung durchaus nicht so grell ist, wie man sagt, hat schöne ausdrucksvolle Gesichter; aber seine Erfindung leidet wohl etwas an Armuth; wir treffen unter seinen Bildern viele Kartenspieler, Wachtstuben und Verwandtes an.

Bemerkungen über Handzeichnungen und Studien.

Nichts schöner, als der Christus mit der Ehebrecherin von Fra Bartolommeo. Das Gesicht Christi ist wehmüthig, gütig strafend. Er hat eine Menge Männer mit dem Buch.

Unübertrefflich sind die Studien des Lionardo da Vinci. Seine

---

†) In der Sammlung der patriotischen Kunstfreunde.

1) Carlo Dolci, zu Florenz geboren im Jahre 1616 und daselbst 1686 verstorben.

2) Francesco Tiarini, geboren zu Bologna am 26. März 1577 und daselbst am 8. Februar 1668 verstorben.

Köpfe sind naturgetreu und charakteristisch. Unter den Handzeichnungen des Michelangelo ist besonders ein Blatt merkwürdig, das er in hohem Alter, über achtzig Jahre alt, gemalt: mit vier Bildern, die sich vervollständigen. Es ist eine schöne Frau, die man von hinten sieht, erst in Ruhe, dann wieder in Gang; oben dasselbe noch einmal deutlicher; — endlich das eigene Bild: klein, ganz vollkommen, hart wie Marmor und doch weich; es ahmet die weiche Behandlung des Marmors nach.

Unter den Handzeichnungen Raphaels ist hervorzuheben der Hirt, dem die Geburt des Herren angemeldet wird. Sein Ausdruck ist fragend, der des Engels antwortend.

Vinci sucht es in den Köpfen, Michelangelo in den Muskeln, Raphael in der Bewegung, der Stellung, Grazie.

VIII.

Ueber den Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Aus Mitchells ungedruckten Memoiren mitgetheilt
von L. Ranke.

(Zuerst gedruckt 1844 in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, hrsg. von Ad. Schmidt, Bd. I S. 134—163.)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Mitchell residirte um die Zeit, da der siebenjährige Krieg ausbrach, als Gesandter Englands am Hofe Friedrichs des Großen. Außer seinen Berichten und Depeschen aus den Jahren 1756 ff., befinden sich unter den im britischen Museum von ihm aufbewahrten Papieren auch zusammenhängende Memoiren (Mitchell papers Vol. 67), welche, in späteren Jahren niedergeschrieben, die erste Zeit seines Aufenthaltes am Berliner Hofe mit einer gewissen Ausführlichkeit behandeln, allmählich aber in ein bloßes Tagebuch übergehen. Der von Herrn von Raumer in seinen Beiträgen zur neueren Geschichte (Thl. II S. 367) erwähnte „umständlichere Bericht Mitchells, ohne Datum" ist nichts anders als eben diese Memoiren. Die kurzen Auszüge, welche Herr von Raumer daraus entnahm (S. 368—370 u. S. 373 f.), mußten den Wunsch nach weiteren Mittheilungen rege machen. Deshalb schien es nicht unangemessen, hier die Anfänge dieser Memoiren vollständig, und zwar, im Einverständnisse mit dem Herrn Einsender, dem größeren Publikum in einer vom Herausgeber angefertigten Uebertragung und den Historikern von Fach im Originaltext vor Augen zu legen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß, wenn auch im Großen und Ganzen die historische Treue der Mitchellschen Darstellung unantastbar ist, doch in einzelnen Zügen und selbst in der Auffassung manches für den Kritiker zu berichtigen bleibt.

Im Januar 1756 wurde der Vertrag zwischen den Königen von England und Preußen unterzeichnet. Wie und wann die Unterhandlung begann, davon bin ich nicht vollständig unterrichtet, und ebensowenig von den eigentlichen Beweggründen dieses Vertrages.

Auf Seiten des Königs von England war der Vortheil einleuchtend, da Hannover dadurch sichergestellt wurde, ohne doch in dem Vertrage erwähnt zu werden.

Auf Seiten des Königs von Preußen schien der vornehmste Gewinn der zu sein, daß dessen Besitzungen in Preußen durch diesen Vertrag vor jedem Einfall der Russen gedeckt würden, da diese kurze Zeit zuvor sich zu einem Bündnisse mit England herbeigelassen hatten.

Was sich vor und unmittelbar nach der Unterzeichnung jenes Vertrages zwischen den beiden Höfen zutrug, davon habe ich keine Kenntniß. Doch der König von Preußen hat mir gesagt: er habe die festesten Versicherungen darüber, daß Rußland sich nicht rühren werde.

Kaum war indessen der Vertrag mit Preußen bekannt geworden, als die Oesterreicher mit allem am russischen Hofe ihnen zu Gebote stehenden Einflusse darauf hinarbeiteten, in Petersburg das englisch-russische Bündniß zu hintertreiben, das von Seiten der Kaiserin Elisabeth nach meinem Dafürhalten eben in Folge dessen längere Zeit und bis zum Monat (Februar) unvollzogen blieb. Sie wiesen auf die Beleidigung hin, die der englische Hof dem russischen zugefügt habe, indem er ohne Mitwissen der Kaiserin einen Vertrag mit Preußen geschlossen. Und nunmehr begannen sie die Maske abzuziehen und, aller Verpflichtungen uneingedenk, die sie dem Könige von England und der englischen Nation schuldig waren, beeilten sie ihre Schritte, um sich selbst in die Arme Frankreichs zu werfen.

Um die Zeit, da der englisch-preußische Vertrag unterzeichnet ward, kam der Herzog von Nivernois als Gesandter Frankreichs nach Berlin. Seine Unterhandlungen hatten keinen Erfolg. Zwar wurde

er vom Könige freundlich empfangen; allein der Auftrag, um deswillen er kam und demgemäß er den König vermögen sollte, sein Bündniß mit Frankreich zu erneuern und Hannover anzugreifen, war Sr. Preußischen Majestät nicht genehm: und so kehrte der Herzog von Nivernois, nachdem er (mehrere) Monate in Berlin und Potsdam verweilt, in sehr übler Laune, wie ich hörte, nach Paris zurück.

Der König von Preußen sagte zu mir bei einer Unterredung, die ich bald nach meiner Ankunft in Berlin mit ihm pflog, daß er das Benehmen dieses Herzogs nicht recht billigen könne; er sei nicht frei und offen, sondern auf krummen Wegen zu Werke gegangen; und was die Vorschläge betreffe, womit er beauftragt gewesen, so könne er denselben kein Gehör schenken, da der König von England keine Veranlassung gegeben habe, um einen Angriff auf Hannover von seiner Seite zu rechtfertigen. Zufolge anderer Unterredungen habe ich Grund zu vermuthen, daß der Vorschlag zu einem Angriff auf Hannover dem Könige von Preußen schon vor der Ankunft des Herzogs von Nivernois durch Herrn von Rouillé gemacht worden sei, und zwar in einer sehr ungeziemenden Weise. In einem Briefe an den König von Preußen äußerte nämlich derselbe: Es sei jetzt gut Plündern in Hannover; worauf indessen der König erwiderte: eine solche Zumuthung möchte zwar für Mandrin sehr geeignet gewesen sein; er aber halte sie für den höchsten Schimpf, der ihm angethan werden könne.

Ich habe dem König von Preußen den Vorwurf machen hören, daß er durch Unterzeichnung des Vertrages mit England, kaum einen Monat oder sechs Wochen vor Ablauf des französischen Bündnisses, die Franzosen herausgefordert habe. Indessen kenne ich noch jetzt den wahrhaften Thatbestand nicht, und ebensowenig die Natur der Verpflichtungen des Königs gegen Frankreich.

Gegen Ende Januars 1756 ward ich benachrichtigt, daß der König Georg gesonnen sei, mich als seinen Bevollmächtigten nach Berlin zu senden, mit dem Gehalte eines außerordentlichen Gesandten. Am 12. März hatte ich Handkuß beim Könige. Am 18. April verließ ich England und traf am 8. Mai, über Hannover und Braunschweig, in Berlin ein.

Unverweilt meldete ich dem Grafen Podewils meine Ankunft und hatte am 11. zu Potsdam meine erste Audienz. Als ich mein Beglaubigungsschreiben dem Könige überreichte, begleitete ich dasselbe mit einem kurzen Compliment, worauf Se. Majestät mir brieflich antwortete. Dann schickte ich mich an, Sr. Majestät die Absichten zu er=

öffnen, welche den König, meinen Herrn, bewogen hatten, mich mit dieser Sendung zu beehren. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er mir zu und versetzte sogleich, daß er gewissenhaft den Vertrag erfüllen werde, den er unlängst mit dem Könige von Großbritannien geschlossen. Er sprach die Meinung aus, daß sich in diesem Jahre in Deutschland Nichts ereignen würde, wollte es aber nicht auf sich nehmen zu sagen, was in dem nächsten sich ereignen könne. Er äußerte damals, daß „alle Entwürfe, welche die Höfe von Wien und Paris etwa gehegt haben möchten, um unter dem Vorwande der Religion in Deutschland Unruhen zu erregen und die Rechte des Erbprinzen von Hessen zu unterstützen, für jetzt wenigstens bei Seite geschoben wären, da der Prinz von Hessen gegenwärtig in Berlin sei und eifrig danach trachte, in seine Dienste zu treten." — Hernach hatte ich die Ehre, mit Sr. Majestät zu diniren, und nach der Tafel forderte er mich auf, die Nacht in Potsdam zu verbleiben und auch andern Tags mit ihm zu speisen. Vor dem Diner hatte ich ein sehr ausführliches Privatgespräch mit Sr. Majestät, worin er die höchste Achtung vor dem Könige von England kund gab und das bekräftigte, was er in der Audienz am Tage zuvor mir gesagt hatte. Er bemerkte: „er wäre sehr wohl davon unterrichtet, daß zwischen den Höfen von Wien und Paris eine Uebereinkunft im Werke sei, und daß der Wiener Hof sich in großer Verlegenheit darüber befinde, auf welche Weise er den dringenden Anfragen begegnen solle, welche (der englische Gesandte) Mr. Keith letzthin beauftragt worden sei, an ihn zu richten; doch die Absicht ginge dahin, jeder bestimmten Antwort so lange auszuweichen, bis die Uebereinkunft wirklich unterzeichnet wäre, und dies Benehmen durch das Verhalten zu rechtfertigen, welches unser Hof bei der Unterhandlung des jüngsten Vertrages mit Preußen selbst beobachtet habe."

Ueberhaupt hat der Empfang, welchen mir der König angedeihen ließ, meine kühnsten Erwartungen weit übertroffen, und die Art seines Benehmens fand ich sehr abweichend von den Vorstellungen, die man mir darüber eingeflößt. Er empfing mich mit Aufrichtigkeit, Offenheit und Leutseligkeit, und gab mir sehr bald (um jeden Argwohn in Betreff Frankreichs zu entfernen) Aufschluß über die Unterhandlung des Herzogs von Nivernois. Ueber das Geschäft, womit ich beauftragt war, sprach er sich mit großer Klarheit aus und legte nicht nur seine Meinung, sondern auch seinen Rath ohne Rückhalt dar. Ich konnte eine so hohe Güte von Seiten des Königs nicht anders vergelten, als indem ich auf die möglichst aufrichtige und ehrliche Weise zu Werke ging und ihm in den Berichten, die ich meinem Hofe einsandte, Ge-

rechtigkeit widerfahren ließ. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Denn sein Zutrauen wuchs täglich, und da ich oftmals nach Potsdam berufen wurde und gar manche lange und geheime Audienzen erhielt, worin der König nicht nur, was ich ihm vorzutragen hatte, mit großer Aufmerksamkeit anhörte, sondern sogar in vielen Fällen mich aufforderte, meine Meinung als Privatmann, nicht als Gesandter auszusprechen, es betonend, daß er selbst zu mir wie ein Freund, nicht wie ein König geredet, — so ermuthigte mich diese Herablassung Sr. Majestät, mich mit dem größten Freimuth und ohne allen Vorbehalt zu äußern.

Mein häufiger Aufenthalt zu Potsdam während des Sommers und die ausgezeichneten Gunstbezeugungen, welche der König und demgemäß die ganze königliche Familie, sowie die Hofleute, mir zu Theil werden ließen, flößten allen andern fremden Ministern, die in Berlin residirten, vornehmlich aber dem französischen Gesandten, Herrn von Valory, eine große Eifersucht ein. Er beklagte sich sogar über diese Parteilichkeit bei den Grafen Podewils und Finkenstein, hinzufügend, ich reizte den König auf, mit Frankreich zu brechen und die Waffen zu ergreifen. Graf Podewils sagte mir, er habe bei dieser Gelegenheit mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und dem Herrn von Valory die Versicherung gegeben, daß ich, weit entfernt den König zum Beginn des Krieges zu reizen, vielmehr, wie er sicher wisse, alles daran gesetzt habe, um ihm vorzubeugen, daß ich natürlich dem Bündnisse mit England Gedeihen wünschen müsse, daß aber meine Absichten und meine Sprache friedlich wären.

Im Monat Juni erhielt der König die Nachricht, daß der Schutzvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich wirklich unterzeichnet sei, und daß es außer den Artikeln im Vertrage selbst noch besondere und geheime gäbe, die nur errathen werden könnten. Man muthmaßte, daß dieselben die Abtretung einiger Städte oder gewisser Distrikte in den Niederlanden von Seiten des Kaiserhofes beträfen.

Dieser Vertrag beunruhigte den König nicht im Geringsten. Er meinte, wenn es zu nichts Weiterem käme, als der im Vertrage gegenseitig ausbedungenen Hülfsleistung von 24,000 Mann, so sei dies nur von sehr geringem Belang. Auch schien er nicht anzunehmen, daß diese Vereinigung Frankreichs und Oesterreichs eine aufrichtige und dauernde sein könne. Denn in dieser Zeit, und obgleich mit Frankreich gespannt, glaubte er doch nicht, daß dasselbe nur im Entferntesten die Absicht hege, wirklich mit ihm zu brechen, sondern daß dessen dermalige Handlungsweise, indem es sich den Anschein einer Verbindung

mit dem Hause Oesterreich gebe, mehr in Empfindelei und Verdruß ihre Quelle habe, als in irgend einem festen politischen Principe, oder in einer bestimmten Neigung, das bisherige System zu ändern. Ebenso wußte er (aus der Angabe gewisser Berichte), daß er der Frau von Pompadour und ihren Creaturen verhaßt sei, welche nun die erfolglose Sendung des Herzogs von Nivernois als willkommenen Anlaß benutzt hätten, um seine Allerchristlichste Majestät wider ihn einzunehmen. Allein er dachte sich nicht die Möglichkeit, daß deren Arglist dermaßen im Cabinet überwogen haben könnte, um diese Macht, mit der er so lange verbündet gewesen, und der er so große Dienste geleistet, ihm ganz zu entfremden.

Die preußischen Minister, obwohl ihnen der Schritt Frankreichs mehr Besorgniß einzuflößen schien, waren dennoch fest überzeugt, daß dasselbe, im Fall eines Krieges in Deutschland, bei der Unterstützung des Hauses Oesterreich sich auf nichts weiter einlassen würde, als auf Stellung seines Contingentes in Truppen oder Geld. In dieser Ueberzeugung wurden sie durch die Versicherungen des Marquis von Valory bestärkt, welcher, nach dem Abgange des Herzogs von Nivernois, auf den Wunsch des Königs von Preußen, als ordentlicher Gesandter nach Berlin geschickt worden war, um den Herrn de la Touche zu ersetzen, der dem Könige nicht behagte.

Als im Monat Mai ein Theil der hannoverschen Truppen und 8000 Hessen nach England abberufen wurden, waren die hannoverschen Minister, die furchtsamsten und leichtgläubigsten aller Menschen, sogleich voller Angst, Frankreich werde sich in Marsch setzen und ihr Land überfallen, bevor irgend eine Truppenmacht zu dessen Vertheidigung zusammengezogen werden könne. Die Nachricht von dem Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich erhöhte diese Besorgnisse in solchem Grade, daß sie sich die Gefahr schon als nahe bevorstehend und unabwendbar dachten. Auf ihr Ansuchen erhielt ich den Auftrag, bei dem Könige von Preußen anzufragen, welchen Beistand er leisten könnte, im Fall Hannover in diesem Sommer während der Abwesenheit der Truppen angegriffen würde. Die Antwort Sr. Majestät stimmte mit den früheren Aussprüchen überein: „Er wolle mit seinem Kopfe dafür bürgen, daß in diesem Jahre kein Angriff stattfinden werde; aber er wünsche, daß geeignete Maßregeln für das nächste angeordnet würden, in Betreff dessen er für Nichts einstehen möge." Zugleich übergab er mir ein Verzeichniß derjenigen Truppen, deren Anwerbung in Deutschland er als wünschenswerth erachte.

Das Ansehen des Königs von Preußen genügte nicht, um die

Furcht der Hannoveraner zu zerstreuen, weil sie sich einbildeten, Frankreich und Oesterreich dächten an sie allein. Ich ward daher beauftragt, dem Könige neue Vorstellungen zu machen und auf eine Antwort für den eintretenden Fall zu bestehen. Se. Majestät wiederholte zunächst das früher Gesagte, versicherte jedoch, daß, wenn der Fall eintrete, er 10,000 Mann stellen und, der Bewegungen seiner Truppen unbeschadet, dafür Sorge tragen wolle, daß diese Zahl wirklich auf hannoverschem Gebiet sich befinde, ehe noch die Franzosen es erreichen könnten. Hierauf wurde ich von Seiten der hannoverschen Minister brieflich bestürmt, eine größere Zahl auszuwirken und eine genaue Angabe der Regimenter, welche ihnen zugesandt werden sollten. Ich meldete solches dem Könige; doch da ich wahrnahm, daß diese unablässige Quälerei einen üblen Eindruck auf ihn mache, so begnügte ich mich mit der Erneuerung seines frühern Versprechens, der er die Worte hinzufügte: „Lassen Sie diese Herren wissen, daß, wenn die 10,000 Mann ihnen zur Hülfe gesandt werden, ich sie doch nicht länger entbehren kann, als bis zu Ende des nächsten Februars, da ich ihrer anderwärts bedarf; und nur unter dieser ausdrücklichen Bedingung geschehe es, daß ich sie ihnen verspräche." Als ich ihn um eine größere Zahl anlag, sagte er, „das sei unmöglich, wofern ich ihm nicht die absolute Gewißheit geben könne, daß Preußen unbeunruhigt bleiben würde"; vielmehr rieth er, „man solle keine Zeit verlieren, um Truppen für das nächste Jahr zu werben; er selbst habe seine Maßregeln schon getroffen und sei auf alles, was sich etwa ereignen möchte, vorbereitet".

Der König bemerkte: er wisse, die Kaiserin Maria Theresia könne 100,000 Mann in's Feld stellen, Frankreich nicht über 50,000 (wobei er die deutschen Regimenter in dessen Diensten zu 20,000 berechnete; der Rest seien pfälzische und würtembergische Truppen, mit einigen wenigen französischen Regimentern vermehrt, um die Zahl voll zu machen); auf der andern Seite könne der König von Großbritannien, obgleich er 8000 Mann nach England gesandt, durch eine Vermehrung seiner Truppen und dadurch, daß er den Herzog von Braunschweig in seinen Sold nehme, ein Heer von 25 bis 30,000 Mann aufbringen; er selbst, der König von Preußen, vermöge eine Armee von 100,000 Mann zu stellen; dann würden aber immer noch 30,000 Russen nöthig sein. Um den Zuzug derselben zu erleichtern, schlage er vor, sie sollten sich in den ihren Standquartieren zunächst belegenen Häfen von Liefland und Kurland an Bord ihrer Galeeren einschiffen und an den preußischen und pommerschen Küsten entlang segeln; in den pommerschen Häfen wolle er ihnen Quartier geben, wofern sie während der Fahrt

Veranlassung zur Landung hätten; zu Rostock aber möge ihre Ausschiffung bewirkt werden. Diese Ueberfahrt, so rechnete er, erfordere im Ganzen etwa vier Wochen und würde nicht nur mithin viele Zeit, sondern auch den Truppen viele Anstrengung ersparen, ein großer Gewinn, im Fall sie genöthigt wären, unmittelbar in's Feld zu rücken.

Gegen Ende Juli übergab der französische Gesandte, Marquis von Valory, auf Befehl seines Hofes dem Grafen Podewils eine Note und hatte bald darauf beim König eine Audienz, welche nur wenige Minuten währte. Graf Podewils erzählte dem Könige, so daß ich es hörte, der Marquis habe betheuert, „er wolle seinen Kopf dafür verpfänden, daß die Kaiserin Königin nicht die Absicht habe, ihn anzugreifen"; worauf Podewils erwidert: „Will Ihr Hof dies verbürgen?" — Hier unterbrach diesen der König und sagte: „Sie gehen fehl! Frankreich will versprechen, der Kaiserin keinen Beistand gegen mich zu leisten, wofern ich meinerseits versprechen will, keinen Beistand dem Könige von England zu geben. Allein ich bin entschlossen, dergleichen nicht zu thun; ich will meine Verpflichtungen gegen England erfüllen." Darauf instruirte er den Grafen Podewils über die Antwort, welche er auf die Note des Marquis zu erlassen habe. Als ich, nach der Audienz des Letztern, in das Cabinet des Königs eintrat, äußerte dieser mit einem Anflug von Heiterkeit: „Ich will nicht, daß diese Herren zu mir reden, wie man zu den Holländern redet, und daß sie mir sagen, welchen Vertrag ich erfüllen soll oder nicht."

Im Laufe dieses Sommers erhielt der König Kunde von den Intriguen, die der Wiener Hof spann, um in Verbindung mit Frankreich und Rußland ihn gleichzeitig von allen Seiten anzugreifen. In diese Verschwörung hatte man auch den sächsischen Hof hineingezogen, oder bestrebte sich, ihn hineinzuziehen; und von hier aus wurde dem Könige von Preußen nicht nur alles, was sich in Dresden begeben, sondern auch, was zu Wien und Petersburg im Werke war, hinterbracht.

Die Bewegungen der kaiserlichen Truppen in Böhmen gegen die Grenzen von Schlesien hin, der Anmarsch verschiedener Regimenter von Ungarn her und die Vermehrungen, welche in diesen Truppentheilen stattfanden, dienten dazu, den Verdacht des Königs gegen den Wiener Hof zu erhöhen und zu bestärken. Er beschloß daher, seinen Gegnern den Vorsprung abzugewinnen und nahm (indem er ihre Absichten als nicht mehr zweifelhaft betrachtete) den Grundsatz an, daß es besser sei zuvorzukommen, als sich zuvorkommen lassen.

Als nach den Musterungen der preußischen Truppen, in den Mo-

naten Mai und Juni, der Verdacht des Königs durch die Briefe, die er aus Schlesien empfing, sich bedeutend gesteigert hatte, ließ er unter dem Vorwande eines Garnisonswechsels seine Truppen in verschiedene Standquartiere einrücken und steckte auch mehrere Lagerplätze ab, die er niemals einzunehmen Willens war, zog aber in der That seine Streitkräfte dergestalt zusammen, daß er auf den leisesten Wink, wo es ihm beliebte, marschfertig sein konnte, um jeder etwa wider ihn gerichteten Macht die Stirn zu bieten.

Diese Bewegungen im preußischen Heere und die Einberufung der Stabsoffiziere, welche sich zu Carlsbad in Böhmen aufhielten, versetzten die Kaiserin Maria Theresia in so große Besorgniß und Unruhe, daß sie, darauf hin, Alles was man nur an Mannschaften zusammenzuraffen vermochte, eiligst nach Böhmen hineintrieb, indem sie unzweifelhaft sich einbildete, es sei auf einen Einfall in dieses Land abgesehen. Der Marsch der kaiserlichen Truppen nach Böhmen erschreckte die preußischen Officiere und Beamten in Schlesien, und da die Berichte, welche sie dem Könige einsandten, wahrscheinlich übertrieben waren, so dienten sie dazu, das Mißtrauen desselben gegen den Wiener Hof zu verstärken und zu befestigen, bis es endlich dahin gedieh, daß er seinen Verdacht nicht mehr als solchen, sondern als vollkommene Gewißheit betrachtete. Und da er nur zu wohl von den Unterhandlungen und geheimen Zwecken unterrichtet wurde, welche, wie es hieß, Himmel und Erde in Bewegung setzten, um Frankreich, Rußland und Sachsen zu veranlassen, gleichzeitig über ihn herzufallen, während Oesterreich mit seiner ganzen Macht in Schlesien eindringen sollte: so folgerte er, daß für ihn keine andere Rettung sei, als in Präventivmaßregeln. Demnach beschloß er, die Kaiserin in Böhmen anzugreifen, bevor sie noch hinlänglich vorbereitet sei, hoffend, im Falle des Gelingens werde die schreckenvolle Verschwörung in Dunst zerrinnen; denn könne die als Haupt geltende Partei dermaßen geschwächt werden, daß sie außer Stande wäre, den Krieg im nächsten Jahre zu unterhalten, so müsse die ganze Last auf die Verbündeten und Genossen fallen, von denen er keineswegs annahm, daß sie gesonnen sein würden, dieselbe zu tragen.

In dieser Gemüthsstimmung, voll von Argwohn und Mißtrauen, fand ich den König, als er mich um Ende Juli nach Potsdam beschied. Nachdem er mir die letztempfangenen Nachrichten aus Schlesien und Sachsen mitgetheilt, geruhte er, mir seinen Entschluß zu eröffnen, vermöge dessen er unverweilt aufzubrechen gedenke, um seinen Feinden zuvorzukommen und ihnen den Rang abzulaufen, da er hierin das

einzige Mittel sähe, das sich mit seiner Sicherheit vertrage, so zahlreichen und mächtigen Widersachern gegenüber, deren Kräfte, wenn sie vereinigt würden, bei Weitem allen denen überlegen sein müßten, die er selbst in's Feld zu stellen vermöge.

Zugleich erklärte mir Se. Majestät (wie er dies oft zuvor gethan), daß er nichts so sehr wünsche als den Frieden; daß er zu behalten begehre, was er besitze, aber keineswegs die Absicht hege, neue Erwerbungen zu machen. Ich erinnere mich, daß sich unter anderen Berichterstattungen, welche mir der König bei dieser Gelegenheit vorzeigte, einige sehr heftige und, wie mir schien, übertriebene Meldungen aus Schlesien befanden, wonach die Oesterreicher die Errichtung eines Lagers auf einer von Schlesien umschlossenen Landzunge Böhmens beabsichtigten. Aus dieser Anzeige in Verbindung mit anderen schloß der König, daß der Wiener Hof sicherlich bezwecke, ihn anzugreifen. Ich nahm mir die Freiheit, zu bemerken, daß aus der Errichtung solcher Läger die Absicht der Oesterreicher nicht mit Sicherheit gefolgert werden könne, insofern sie auf ihrem eigenen Gebiete verblieben; vielleicht wäre ihr Plan der, Se. Majestät zu verlocken, den ersten Streich zu thun, und dergestalt sie zu berechtigen, diejenigen Hülfsleistungen von Frankreich und Rußland zu fordern, welche der Kaiserin für den Fall zugesagt seien, daß sie in ihren eigenen Besitzungen angegriffen würde. Der König antwortete hierauf, abgerissen und mit einiger Aufregung, indem er mir starr in's Gesicht blickte: „Wie, mein Herr! Was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase gemacht sei, um Nasenstüber zu bekommen? Bei Gott, ich werde sie mir nicht gefallen lassen!" Ich versetzte, daß nach meinem Dafürhalten Niemand so kühn sein würde, ihn zu beschimpfen; und wenn man es thäte, so sei doch sein Charakter in Europa zu wohl bekannt, um den geringsten Zweifel darüber zu lassen, in welcher Weise es vergolten werden würde; auch hätte ich unter allen den großen Eigenschaften, die er besäße, noch niemals Geduld und Gelassenheit aufzählen hören. Er nahm diesen Freimuth wohl auf und lachte. So gelang es mir, seine Leidenschaftlichkeit im Beginn ihres Ausbruchs zu beschwichtigen. Doch nachdem er mir einige andere Berichte vorgelegt, schloß er wieder mit den Worten: „Hier ist nicht zu helfen! Diese Dame da (indem er auf das Bildniß der Kaiserin wies) will Krieg haben, und sie soll ihn bald haben. Ich weiß kein anderes Mittel, als meinen Feinden zuvorzukommen; meine Mannschaften sind bereit, und ich muß diese Verschwörung zu brechen trachten, bevor sie zu stark wird." Ich stellte ihm nun die Gefahr vor, welche entstehe, den eng-

lischen Einfluß am russischen Hofe gänzlich zu vernichten, wenn er durch irgend einen, ob auch dringlichen Schritt von seiner Seite, als der angreifende Theil dargestellt werden könne; und ich bestand darauf, es sei noch Hoffnung vorhanden, diesen Hof zur Neutralität zu bestimmen, wenigstens im Fall die Kaiserin zuerst angreife; überdies, da die Ursachen zur Schilderhebung auf Verdachtsgründen und Privatangaben beruhten, von deren Triftigkeit das übrige Europa keine Kenntniß habe, so wäre ich der ehrerbietigen Meinung, daß es in hohem Grade zu seinem Vortheil gereichen und nicht verfehlen würde, überall Eindruck zu machen, wenn er vorerst die Kaiserin um Aufklärung darüber anginge, ob sie die Absicht hege, ihn anzugreifen, da er Grund habe, über die Rüstungen und kriegerischen Anstalten in Böhmen und anderwärts besorgt zu sein. Fiele die Antwort ungenügend aus, so würde er in aller Welt Augen gerechtfertigt sein, wenn er zu seiner Selbstvertheidigung von den ihm zu Gebote stehenden Kräften Gebrauch mache. Seine Vorbereitungen könnten inzwischen ihren Fortgang nehmen; auch würde der Zeitverlust ein sehr geringer sein, nur die wenigen Tage begreifend, welche die Hin- und Zurückreise des Couriers nach und von Wien in Anspruch nehme. — Dem Könige schien dieser Vorschlag nicht genehm, und er gerieth allmählich sehr in Eifer: er kenne den Uebermuth und den Stolz des Wiener Hofes; eine solche Anfrage würde die Dinge nur verschlimmern und ihn selbst einer hochmüthigen und beschimpfenden Antwort aussetzen, die er sich, wie er hinzufügte, nicht gefallen lassen würde. Ich behauptete: je anmaßender die Antwort ausfiele, desto besser; nicht daß ich dächte, er solle sie sich gefallen lassen; allein es würde dies gewissermaßen ein Eingeständniß der geheimen Anschläge dieses Hofes sein, so daß es, mit den Anzeigen, die er über dessen Pläne erhalten, in Verbindung gebracht, nicht verfehlen könne, die übrigen Mächte Europas zugleich von seiner eigenen friedlichen Gesinnung und von den böswilligen und ehrgeizigen Absichten des Wiener Hofes zu überzeugen. Ueberdies, wenn von seiner Seite Aufklärungen gewünscht, von der Kaiserin aber verweigert würden, so sähe ich nicht ein, mit welchem Angesicht die Letztere Hülfe begehren könne, sei es von Frankreich oder von Rußland; auch würde dieser Umstand dem englischen Gesandten am Petersburger Hofe gewiß ein höchst wirksames Mittel an die Hand geben, um die Russen in Unthätigkeit zu erhalten oder vielleicht selbst, durch deren Ansehn und Einfluß, den Frieden Europas zu bewahren. — Der König hörte Alles ruhig an; dann aber versetzte er mit Wärme: „Nein, das kann nichts helfen. Das kann die Sache vielleicht verschlimmern! Sie

kennen diese Leute nicht; es wird sie nur stolzer machen, und ich werde diesen Leuten da nicht nachgeben." — Nach dieser sehr langen Unterhaltung begab sich der König zur Mittagstafel, und ich glaubte, daß Alles vorüber sei. Allein noch während der Tischzeit ließ er mich einladen, in Potsdam zu bleiben und am Abend der Burletta beizuwohnen, was ich auch that. Als wir nach dem Schauspiel durch den Garten zum Chinesischen Palast hingingen, rief mich der König zu sich heran und sagte: „Ich habe über das nachgedacht, worauf Sie diesen Morgen so angelegentlich drangen, und werde meinem Gesandten zu Wien Anweisung geben, eine Audienz bei der Kaiserin selbst, ohne Dazwischenkunft ihrer Minister, zu begehren. Vielleicht kann ich durch Ueberraschung eine Antwort erlangen; haben sie indeß Zeit, dieselbe vorzubereiten, so kommt es, wie ich Ihnen gesagt habe." Ich billigte diesen Entschluß vollkommen; doch er setzte hinzu: „Wir werden sehen! Aber ich erkläre Ihnen im Voraus, daß ich von dem Allen nichts erwarte, und bei Gott! ich werde diesen Leuten da nicht weichen."

Demzufolge ging an den preußischen Gesandten zu Wien, Herrn von Klinggräf, nächsten Tages der Befehl ab, eine Audienz zu fordern, worin er angewiesen wurde, zu eröffnen, daß der König, beunruhigt über die vor sich gehenden Rüstungen, ihn beauftragt habe, eine Erklärung zu verlangen, entweder schriftlich oder mündlich und in Gegenwart des englischen und des französischen Gesandten, der Art, daß sie, die Kaiserin, nicht damit umgehe, ihn in diesem oder dem nächsten Jahre anzugreifen; auch sei er bereit, seinerseits der Kaiserin eine gleiche Erklärung zu geben.

Der König harrte mit großer Ungeduld der Rückkunft des Couriers, und sobald derselbe eingetroffen, ließ er mich nach Potsdam bescheiden und theilte mir die erhaltene Antwort mit, die ihn keineswegs befriedigte; er fragte mich um meine Meinung. Ich sagte: ich wünschte, sie wäre deutlicher, doch freue mich die Wahrnehmung, daß nichts Beleidigendes darin enthalten sei. Hierauf händigte er mir den Auszug eines Briefes ein, der zwar mit einem Datum, doch nicht mit der Angabe des Abgangsortes versehen war, und forderte mich auf, ihn sorgfältig durchzulesen. Es enthielt derselbe die Meldung von einem Gespräche, das ein vertrauter Freund des österreichischen Ministers Grafen Kaunitz mit diesem in Betreff der Antwort gepflogen habe, welche von der Kaiserin auf des Königs Anfrage zu ertheilen sei. Während ich las, konnte ich mich des Lächelns nicht erwehren. Dies gewahrend, fragte der König, weshalb ich lache. Ich suchte eine ausweichende Antwort zu geben; doch da er in mich drang, war ich zu

dem Geständniß genöthigt, daß ich deshalb gelächelt, weil mir diese Nachricht zu gut und zu umständlich dünke; ich sei mit dem Grafen Kaunitz wohl bekannt und hielte ihn für zu klug, um irgend einem Freunde, wer es auch sei, ein solches Geheimniß anzuvertrauen. Nachdem ich mich über des Grafen Charakter ausgelassen, den ich mit Aufrichtigkeit schilderte, geruhte Se. Majestät zu sagen: „Ich bekenne, Ihre Bemerkung ist richtig; dennoch kommt diese Nachricht von guter Hand, und man darf darauf bauen; auch will ich, wenn Sie noch irgend einen Zweifel hegen, Ihnen die Person nennen; vielleicht dürfte sie Ihnen bekannt sein; jedenfalls bürgt ihr Name allein dafür, daß die Nachricht zuverlässig ist.“ Ich entschuldigte mich, indem ich ihm versicherte, daß ich es glaubte; vermied es aber, den Namen der Person von ihm zu vernehmen, da ich voraussetzte, es möchte für Se. Majestät beleidigend sein, an dem zu zweifeln, wovon er selbst so fest überzeugt war. Damals hatte ich keine Ahnung, daß dieser Brief vom Grafen Flemming, dem sächsischen Gesandten zu Wien, herrühre.

Der König theilte mir mit, er werde seinen Gesandten beauftragen, eine zweite Anfrage zu stellen, da die erste Antwort nicht befriedigend sei, und zwar ohne auf die Förmlichkeit der Anwesenheit irgend eines fremden Gesandten zu bestehen; nur müsse die Erklärung für dieses und das nächste Jahr lauten, wie oben. Da indessen alle diese Anfragen und Antworten bekannt gemacht worden sind, so brauche ich über sie hier nicht ausführlicher zu sein.

Um diese Zeit erklärte mir der König: er sehe, die Kaiserin wolle durchaus Krieg haben, und so sei kein Ausweg übrig; in Betracht jedoch (es war nämlich um den Anfang August), daß Hannover gänzlich von Truppen entblößt sei, und daß die Franzosen, wenn er in so früher Jahreszeit einen Feldzug antrete (und er behauptete ja, marschfertig zu sein), sich versucht fühlen möchten, die Grenzen Deutschlands zu überschreiten und ihre Winterquartiere daselbst zu nehmen, — in Betracht dessen wolle er seinen Feldzug noch um einige Wochen verschieben, um jene zu täuschen (indem er seinen Gesandten in Paris zur Mittheilung der Schritte befugte, die er in Wien gethan). Er ersuchte mich, meinen Hof von dem Allen zu unterrichten und zugleich darauf zu dringen, daß man Truppen werbe und die Hannoveraner herübersende.

Da die Antwort Oesterreichs auf die zweite Anfrage ebenso unbefriedigend ausfiel wie die erste, und da sie zehn Tage später eintraf, als der König erwartet hatte (aus dem Grunde, weil Herr von Klinggräf Bedenken trug, sich zu einer schriftlichen Ausfertigung der An-

frage zu verstehen): so beschloß Se. Majestät, sich augenblicklich in Marsch zu setzen. Er berief mich am Donnerstag den 26. August und theilte mir noch am Abend jene Antwort mit, ersuchte mich aber, am nächsten Morgen zu ihm zu kommen. Da nun ließ er sich zu mir ausführlich über seinen Entschluß eines unverweilten Aufbruches aus und erklärte, daß er durch Sachsen gehen müsse; doch habe er diesen Morgen an seinen Gesandten zu Wien eine dritte Anweisung erlassen, um noch einmal auf eine deutliche Erklärung zu bringen. Könne er eine solche erlangen, so werde er mit Vergnügen umkehren; inzwischen aber sei er entschlossen zu marschiren, da die Jahreszeit weit vorgerückt sei. Er forderte mich auf, meinen Hof hiervon in Kenntniß zu setzen, sowie auch von dem Umstande, daß er seinem Gesandten Vollmacht gegeben, Wien zu verlassen, wofern er keine Auskunft erlangen könne.

Demgemäß zog der König folgenden Tages, Sonnabend den 28. August, an der Spitze seiner Garden aus Potsdam ab; eine andere Colonne wurde durch den Prinzen von Preußen geführt.

Am Freitag darauf stellte er mir ein gedrucktes Exemplar des Manifestes zu, welches sogleich bei seinem Eintritt in Sachsen veröffentlicht werden sollte, und worin er des Vorhabens gedachte, dieses Land als Unterpfand in Besitz zu nehmen. Bei keiner Gelegenheit hatte er mir das Geringste über seine Absicht, durch Sachsen zu gehen, gesagt, viel weniger von dem Vorsatze, es in der Weise anzugreifen, wie er es nunmehr that.

Mr. Keith hat nachmals zu mir geäußert, er glaube, er sei die Ursache, daß der König von Preußen die dritte Botschaft an die Kaiserin abgesandt habe.

In January 1756, the treaty between the King and the King of Prussia was signed. How, and when the negociation was begun, I am not thoroughly informed, nor what were the motives to this treaty.

On the part of the King the advantage was evident, as Hanover was thereby secured, though not mentioned in the treaty.

On the part of the King of Prussia, the chief advantage seems to be, that by this treaty, his dominions in Prussia were secured from any invasion by the Russians, as they had a little before entered into a treaty with England.

What passed before, and immediately after the signing of this treaty between the two courts, I am ignorant of. But the King of Prussia has told me, that he had the strongest assurances that Russia would not act.

No sooner was the treaty made public, than the Austrians began with all their influence at the court of Russia to endeavour to hinder the negociation of the treaty at that court, which, I believe, by that means was not ratified till some time in the month of...... They represented to that court the indignity the court of England had done to the court of Russia. by entering into a treaty with Prussia without the privity of the Empress of Russia, and they then began to throw off the mask, and forgetting all the obligations they had to the King, and to the English nation, they made wide strides to throw themselves into the arms of France.

About the time of the signing of the treaty between England and Prussia, the Duke de Nivernois was sent to Berlin. His negociation did not succeed. He was well received by the King. But the business he came upon, which was to engage the King to renew his treaty with France, and to attack Hanover, not being agreeable to his Prussian Majesty, the Duke de Nivernois, after a

stay of . . . months at Berlin and Potsdam, returned to Paris, highly out of humour, as I have heard.

His Prussian Majesty told me, in a conversation I had with him soon after I came to Berlin, that he did not much like the manners of that Duke; he was not frank and open, but acted indirectly; and as for the propositions he was charged with, he could not hearken to them, the King of England having done nothing that could justify his attacking of Hanover. I have reason to think from other conversations that the proposition of attacking Hanover had been made to the King of Prussia before the arrival of the Duke of Nivernois, and that in a very indecent manner, by Monsr. de Rouillé, who told the King of Prussia in a letter, that there was good plunder at Hanover; to which the King replied that such a proposition would have been very proper for Mandrin, and that he considered it as the highest indignity that could be offered him.

I have heard the King of Prussia blamed for provoking the French, by signing the treaty with England, about a month or six weeks before that with France expired. But I do not yet know the truth of the fact, nor what was the nature of his engagement with France.

About the end of January 1756, I was acquainted that the King thought of sending me to Berlin as his Minister, with the pay of Envoy Extraordinary. I kissed the King's hands the 12th of March 1756. I left England the 18th of April, and arrived at Berlin the 8th of May, having passed through Hanover and Brunswick.

I immediately notified my arrival to Count Podewils, and had my first audience at Potsdam on the 11th. — When I delivered his Majesty's letter to the King of Prussia, I accompanied it with a short compliment, to which his Majesty answered by a letter. I then proceeded to open to his Majesty the views the King my master had in honouring me with this commission, which he heard with great attention, and immediately replied, that he would strictly fulfill the treaty he had lately entered into with the King of Great Brittain. He was of opinion that nothing would happen in Germany this year, but would not take upon him to say what might happen the next. He then said that what designs the court of Vienna and the court of France might have had of exciting troubles in Germany, upon pretence of religion, and of supporting the rights

of the hereditary Prince of Hesse, were, for the present at least, postponed; as the Prince of Hesse was now at Berlin, and very desirous to enter into his service. — I had afterwards the honour of dining with his Majesty, and after dinner he desired me to stay at Potsdam that night, and dine with him next day. Before dinner I had a great deal of conversation with his Majesty in private, in which he expressed the highest regard for the King, and confirmed to me what he had said in the audience of the day before. He said he was well informed that a convention was framing, between the courts of Vienna and France; that the court of Vienna was greatly embarrassed in what manner to answer the instances which Mr. Keith had lately been directed to make; but their intention was to shift giving any answer till the convention was actually signed, and to justify this conduct by the manner in which our court had conducted itself in the negociation of the late treaty with Prussia.

In general the reception I met with from his Prussian Majesty very far exceeded my warmest expectations, and his manner of acting I found very different from what it had been represented to me. He received me with candor, openness, and affability, and very soon (to remove all suspicion with regard to France) gave an account of the D. de Nivernois' negociation. Upon the business I was charged with he spoke with great precision, and gave, not only his opinion, but his advice freely. I could make no return to so much goodness on the part of the King of Prussia, but by acting in the most candid and fair manner possible, doing him justice in the relations I sent to my court; which had the desired effect. For his confidence increased daily, and as I was often sent for to Potsdam, and had many long and private audiences in which the King of Prussia not only heard with great attention what I had to offer, but even on many occasions desired me to speak my opinion as a private man, not as a minister, urging, that he had talked to me as a friend, not as King, these indulgences on the part of his Majesty, emboldened me to speak with the greatest freedom, and without reserve.

The frequent journeys I made to Potsdam during the summer, and the distinguished marks of favor which the King, and of consequence, all the Royal Family, and the courtiers, shewed me, gave great jealousy to all the other foreign ministers residing at Berlin, particularly to Monsr. de Valori, the French Minister. He even

complained of that partiality to Count Podewils and Count Finkenstein, adding, that I instigated the King of Prussia to break with France, and to take up arms. Count Podewils told me, that on this occasion he did me justice, by assuring Monsr. de Valori, that so far from instigating the King to begin the war, to his certain knowledge, I had done every thing to prevent it, that naturally I must wish well to the alliance with England, but that my views and my language were pacific.

In the month of June the King of Prussia had notice, that the defensive treaty between France and Vienna was actually signed; that besides the articles in the treaty, there were separate articles which could only be guessed. They were conjectured to be concerning a cession to be made by the Imperial court of some towns, or of certain districts in the low-countries.

This treaty did not in the least alarm the King of Prussia. He thought if it went no farther than the assistance stipulated reciprocally in the treaty, of twenty four thousand men, that it was of very little consequence, and he did not seem to think, that this union between France and Austria could be cordial or lasting. For, at this time, though he was out of humour with France, he did not believe that France had any intention to break with him, and that what they did at this time, in seeming to unite with the House of Austria, proceeded more from peevishness and spite, than from any fixed principle of politics, or from any intention to alter the system. He knew likewise that he was obnoxious to Madame de Pompadour (on account of certain reports) and to her creatures who had taken this opportunity of the unsuccessful mission of the D. de Nivernois, to indispose his most christian Majesty towards him. But he did not imagine that their malice could have so far prevailed in the cabinet, as to alienate entirely that power with whom he had been so long united, and to whom he had been so useful.

The Prussian Ministers, though they seemed more concerned at the step France had taken, yet they were firmly persuaded that France would go no farther in support of the House of Austria, than to furnish their contingent in men or money, in case there should be a war in Germany; and they were confirmed in this by the assurances of the Marquis de Valori, who, after the D. de Nivernois left Berlin, was sent at the King of Prussia's desire, as

ordinary minister, in the place of Monsr. de la Touche, who was disagreeable to the King of Prussia.

As in the month of May, part of the Hanover troops, and eight thousand Hessians had been called over into England, the Ministers of Hanover, the most timid and credulous of mankind, were immediately alarmed that France would certainly march and overrun their country, before any force could be got together to defend it. The news of the treaty between Austria and France heightened their fears to such a degree, that they thought the danger imminent and unavoidable. Upon their suggestion, I had directions to ask His Prussian Majesty what assistance he could give, in case Hanover was attacked this summer, during the absence of the troops. His Prussian Majesty's answer was uniform; — that he would answer with his head, that no attempt would be made this year; but he wished that proper measures were concerted for the next, for then he would answer for nothing; and he gave me a list of such troops as he thought might be hired in Germany.

The authority of the King of Prussia was not sufficient to quell the fears of the Hanoverians; as they imagined that France and Austria thought of them solely. I was therefore directed to make new representations to the King of Prussia, and to insist for an answer as if the case existed. His Prussian Majesty, after repeating to me what he had before said, assured me that if the case existed, he would furnish ten thousand men, and notwithstanding the movements of his troops, that he would take care that that number should be forthcoming and actually in the territory of Hanover, before the French could arrive there. I was then teased with letters from the Hanover Ministers to procure a greater number, and an exact specification of the regiments that were to be sent. This I mentioned to the King of Prussia, but as I found it was disagreeable to him to be constantly teased, I was contented with his renewing his former promise, to which he added, „let these gentlemen know, that if the ten thousand men are sent to their assistance, I can spare them no longer than to the end of next February, as I shall have use for them elsewhere, and it is with this express condition that I promise them." When I urged for a greater number, he said that was impossible, unless I could give absolute assurances that Russia would be quiet, but advised

that no time should be lost in engaging the troops for the next year, as he saw the storm began to thicken; that he had already taken his measures, and was prepared for whatever might happen.

The King said he knew the Empress Queen could bring one hundred thousand men into the field; that France could not bring above fifty thousand, of which he reckoned the German regiments in their service at twenty thousand, the rest Palatines and Wirtemberg troops, with a few French Regiments added to make up the number; that on the other side, the King of Great Brittain, though he had sent eight thousand of his troops to England, could, by an augmentation of his troops, and by taking the Duke of Brunswicks into his pay, have an army of five and twenty or thirty thousand men; that he, the King of Prussia, could bring an army of one hundred thousand, but still there would be wanted thirty thousand Russians; that, in order to facilitate the coming of the Russians, he proposed that they should embark on board their gallies in the ports of Livonia and Courland nearest to their quarters, and sail along the coasts of Prussia and Pomerania; that he would give them quarters in the ports of Pomerania, if they had occasion to land, and they might be put on shore at Rostock (or Radstaoq), which voyage, he reckoned, was in all about four weeks, and would be a great saving of time, as well as of fatigue to the troops, in case there was occasion for them to enter upon immediate service.

Towards the end of July the Marquis de Valori, the French minister, delivered a letter to Count Podewils, by order of his court, and soon after had an audience of the King, which lasted but a few minutes. Count Podewils said, in my hearing, to the King of Prussia, that the Marquis de Valori had said, he would pawn his head that the Empress Queen had no intention to attack him; to which Podewils replied: „Will your Court guarantee that?" Here the King of Prussia interrupted him, and said: „You are wrong. France will promise to give no assistance to the Empress Queen against me, provided I will, on my part, promise to give no assistance to the King of England. But I am resolved to do no such thing; I will fulfill my engagements with England." He then told Count Podewils what answer to give to the Marquis de Valori's letter. When I went into the closet, after the Marquis de Valori's audience, the King said, with an air of good humour: „Je ne veux pas que

ces Messieurs me parlent comme on parle aux Hollandois, et qu'ils me disent quel traité je dois remplir ou non."

During the course of this summer, the King of Prussia had intelligence of the intrigues of the Court of Vienna, in conjunction with France and Russia to attack him at once on all sides; and into this conspiracy they had drawn, or were endeavouring to draw, the court of Saxony, from whence he had intelligence, not only of every thing that had passed at Dresden, but also of what was doing at Vienna and Petersburg.

The motions of the Imperial troops in Bohemia, upon the frontier of Silesia, the march of several regiments from Hungary, and the augmentations made in those troops, served to heighten and confirm the suspicions His Prussian Majesty had of the Court of Vienna. He, therefore, resolved to be beforehand with them, and (looking upon their intentions as no longer doubtful) adopted this maxim, that it was better to prevent than to be prevented.

As, after the reviews of the Prussian Troops, in the months of May and June, his Prussian Majesty's suspicions were greatly heightened by the letters he received from Silesia, he, upon pretence of changing the garrisons, made his troops march into different quarters, marked out several encampments which he never intended to occupy, but drew his forces together in such a manner, that he could march where he pleased, upon a very short notice, to oppose any force that might be brought against him.

These motions in the Prussian army, and the recall of the general officers who were at Carlsbad in Bohemia, grave great umbrage and alarm to the Empress Queen, who, upon that, poured in as many troops as could be got together into Bohemia, as she probably imagined, that an invasion was intended of that country. The march of the Imperial troops into Bohemia alarmed the King of Prussia's officers and ministers in Silesia, and as is probable the accounts they sent, to the King, were exaggerated, they served to confirm and fortify the suspicions he had of the Court of Vienna, and, at last, raised them to such a degree, that he no longer considered them as suspicions, but looked on them as absolute certainties. And as he was but too well informed of their negociations and secret views; that they were moving heaven and earth to engage France, Russia, Saxony, to fall upon him at once, whilst

the Court of Vienna, with its whole force, should invade Silesia, he concluded there was no salvation but in preventive measures. He therefore resolved to attack the Empress Queen in Bohemia, before she could be sufficiently prepared, hoping that, if he succeeded, this formidable conspiracy might dissipate in smoke, if the party principally concerned could be so far reduced, as not to be in a condition to support the war next year, that then the whole burden must fall upon the allies and associates, which he did not think they were inclined to bear.

In this situation of mind, filled with jealousy and suspicion, I found the King of Prussia, about the end of July, at Potsdam, where he had sent for me; and after communicating to me the intelligence he had lately received from Silesia and from Saxony, he was pleased to acquaint me with the resolution he had taken, of immediately marching to prevent his enemies, and to be beforehand with them, as the only measure he thought consistent with his safety against foes so numerous and so powerful, whose force, if once united, must be so much superior to any he could bring into the field.

At the same time His Prussian Majesty declared to me (as he had often done before) that he wished for nothing so much as peace; that he wanted to keep what he had, but had no view of making new acquisitions. I remember, on this occasion, amongst other pieces of intelligence which his Prussian Majesty shewed me, there were some very strong, and, as I thought, exaggerated accounts from Silesia, of an intended encampment upon a langue de terre in Bohemia, which was enclavé in Silesia; upon which information, combined with others, the King concluded that the Court of Vienna certainly intended to attack him. I took the liberty to represent, that from such encampments, the intention of the Austrians could not certainly be concluded, whilst they remained upon their own territory; that perhaps their design might be to provoke His Majesty to strike the first blow, and thereby to entitle them to call for the succours from France and Russia stipulated in case the Empress Queen was attacked in her possessions. He answered me abruptly, and with some emotion, and looking me full in the face: „Comment, Monsieur! Qu'est-ce que vous voyez dans mon visage? Croyez-vous que mon nez est fait pour recevoir des chiquenaudes? Par Dieu, je ne les souffrirai point!" — I replied that nobody, I believed, would be rash enough to

affront him; that if they did, his character was too well known in Europe to leave any doubt in what manner it would be resented, and that of all the great qualities he possessed, I never heard patience and forbearance reckoned of the number. He took this freedom well, and laughed. It served to allay his passion which was beginning to arise. But after shewing me some other pieces of intelligence, he concluded with saying: „There is no help for it; that Lady (pointing to the empress Queen's picture) will have war, and she shall have it soon. I have nothing for it but to prevent my enemies; my troops are ready, and I must endeavour to break this conspiracy, before it grows too strong.“ I then represented the danger there was of destroying entirely the English interest at the Court of Russia, if by any, even necessary, act of his, he could be construed to be the aggressor, and I insisted on the hopes there were of getting that Court to be neutral, at least in case the Empress Queen was the aggressor; that besides, as the reasons for beginning the war were founded on suspicions, and on private intelligence, the ground of which was not known to the rest of Europe, I was humbly of opinion, that it would be greatly for his interest, and that it could not fail to make an impression everywhere, if he would first ask an éclaircissement of the Empress Queen, to know whether she had any intention to attack him, as he had reason to be alarmed with the armaments and warlike preparations in Bohemia and elsewhere; that, if the answer was not satisfactory, all mankind would justify his making use of the force he had to defend himself; that the preparations he was making might go on in the mean time, and very little time would be lost, only the few days necessary for a courier to go to and return from Vienna. He did not seem to relish this proposal, and began to speak with great warmth, that he knew the insolence and fierté of the Court of Vienna; that the making such a demand would be only making things worse, and exposing himself to receive an arrogant and insulting answer, which, he added, he would not bear. I urged that the more haughty the answer was, so much the better; not that I thought he should bear, but that it would be a sort of declaration of the secret intentions of that Court, which, when joined to the intelligence he had of their designs, could not fail at once to convince the other powers of Europe of his pacific disposition, and of the malice and ambitious views of the Court of Vienna; that, besides, if explanations were desired on his part, and refused by

that Court, I did not see with what face they could ask succours, either from France or Russia, and it would certainly furnish the King's Minister with a very strong argument at the Court of Petersburg, to keep the Russians quiet, or perhaps, by their authority, to preserve the peace of Europe. He heard all with patience, but replied with warmth: „No, that will not do; it may make things worse, vous ne connoissez pas ces gens; celà les rendra plus fiers, et je ne céderai point à ces gens là." The King then went to dinner after this very long conversation, and I thought all was over. But in the time of dinner he desired me to stay and see the Burletta in the evening, which I did. After the Burletta, as we were going to the Palais Chinois, in the garden, the King called to me and said: „I have reflected on what you urged so warmly this morning, and I will give directions to my minister at Vienna to ask an audience of the Empress herself, without the intervention of her minister; I may perhaps get an answer by surprise; but if they have time to prepare it, it will be as I told you." I approved much of this resolution, but he added: „Vous verrez (nous verrons?), mais je vous déclare d'avance que je n'attends rien de tout ceci, et par Dieu! je ne céderai pas à ces gens là."

Accordingly Monsr. de Klingraaff had orders the next day to ask an audience, in which he was directed to declare, that the King, alarmed with the preparations that were making, had directed him to ask a declaration, either in writing or verbal, in the presence of the English and French Ministers, that she, the Empress Queen, had no intention to attack him either this year or the next, and he was willing to give the like declaration to the Empress Queen.

His Prussian Majesty waited with great impatience the return of the courier, and so soon as he had arrived he sent for me, to Potsdam, and communicated the answer he had received, with which he was not satisfied and asked my opinion. I said I wished it had been more explicit, but I was glad to find there was nothing offensive in it. He then put into my hands an extract of a letter dated, but the place from whence it came not mentioned, and desired me to read it carefully. This extract gave an account of a conversation that an intimate friend of Count Kaunitz had with him, concerning the answer the Empress Queen was to give to the King of Prussia's demand. As I read it I could not help smiling, which the King perceiving, asked me why I smiled. I endeavoured to

shift giving an answer, but he insisting, I was obliged to own, that I smiled because I thought the intelligence too good, and too minute; that I was acquainted with Count Kaunitz, and believed him too wise to trust any friend whatever with such a secret. After talking of Count Kaunitz's character, which I gave him fairly, his Majesty was pleased to say: „I own your observation is just, but this intelligence comes from a good hand, and may be depended upon; and if you still have any doubt, I will name the person to you; perhaps he may be known to you, but his name alone will satisfy that the intelligence is good.“ I excused myself by assuring him that I believed it, but declined hearing the person's name, as I thought it might be offensive to His Majesty to doubt of what he so firmly believed. At this time I had no suspicion that this letter was from Count Fleming, the Saxon Minister at Vienna.

His Prussian Majesty told me that he would direct his minister to make a second demand, as the first answer was not satisfactory, and that, without insisting on any formality of the presence of any foreign minister, but that the declaration must be for this and the next year, as above. But all these demands and answers being made public, I need not here be more particular about them.

At this time the King of Prussia declared to me, that he saw the Empress Queen was resolved to have war, and there was no help for it; but that upon reflection (as this was about the beginning of August) that Hanover was quite dégarni of troops, if he marched on any expedition so early in the season (and he said he was ready) the French might be tempted to come into Germany, and take up their winterquarters there, he would therefore delay for some weeks his expedition, in order to deceive them (having ordered his Minister at Paris to communicate the steps he had taken at Vienna), and he desired me to acquaint my Court with this, and at the same time to press them to hire troops, and send over the Hanoverians.

The answer to the second demand being as little satisfactory as the first, and it coming ten days later than he expected (by reason of a doubt Monsr. de Klingraaff had of giving a copy in writing), the King immediately resolved to march. He sent for on Thursday 26th of August, and communicated the answer that night, but desired me to came to him next morning, when he talked to me fully of his intentions of marching forthwith, declared that

he was to go through Saxony, but that he had that morning sent a third order to his minister at Vienna, still to insist for an explicit answer; which if he could obtain, he would return with pleasure, but that, in the mean time, he was resolved to march, as the season was far advanced. He desired me to acquaint my Court with this, and that he had given directions to his Minister to retire from Vienna, if no answer could be obtained.

Accordingly the next day, Saturday the 28th August, he marched from Potsdam at the head of his guards: another column was led by the Prince of Prussia.

On Friday afternoon, he gave me a printed copy of the manifesto to be published assoon as he entered Saxony, in which he mentions the taking that country en dépôt. He had upon no occasion said any thing to me of his intention of going through Saxony, far less of invading it in the manner he did.

Mr. Keith has since told me that he believes he was the occasion of the King of Prussia sending the third message to the Empress Queen.

IX.

Friedrich II. König von Preußen.

(Zuerst gedruckt 1878 in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. VII S. 656—685.)

Friedrich II., König von Preußen, ist am 24. Januar 1712 im Schlosse zu Berlin geboren worden. Seine Geburt wurde von seinem Großvater Friedrich I., welcher sich hauptsächlich darin glücklich fühlte, daß er dem Hause Brandenburg die königliche Würde verschafft hatte, mit Freude begrüßt, weil ihm in dem Sohne seines einzigen Sohnes ein fernerer Erbe der neuen Krone geboren war. Nur in der Familie aber ward dies eigentlich beachtet; denn die Krone war noch schwach und nach allen Seiten hin abhängig. — Als Friedrich II. am 17. August 1786 in Sanssouci starb, hatten Europa und Amerika ihre Augen auf diesen Platz geheftet; ein Staat war geschaffen, welcher der königlichen Würde allgemeine Bedeutung gab. Friedrich II. hatte sich einen Ruhm erworben, der die Welt erfüllte. Manchem Fürsten ist der Name des Großen nur bei seinen Lebzeiten beigelegt, dann aber wieder weggelassen worden; Friedrich II. hat denselben bei der Nachwelt behauptet.

Niemand wird in dem Artikel einer allgemeinen deutschen Biographie sich über die einzelnen Ereignisse eines Regentenlebens, wie dieses war, unterrichten zu können erwarten; auch Der, der einen solchen zu schreiben unternimmt, würde nicht daran denken können, die Wißbegier in dieser Ausdehnung zu befriedigen; es kann nur darauf ankommen, eine Gesammtanschauung der politischen Handlungen Friedrichs und seiner kriegerischen Thaten zu gewinnen und der Nation vorzulegen.

Friedrich II. hat in seiner Jugend sehnlich gewünscht, sich mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, Andere dachten ihm die Erbtochter von Oesterreich, noch Andere die Thronfolgerin von Rußland zu. Aber Friedrichs Bestimmung war es, in der Mitte dieser Potenzen,

im Kampfe besonders mit den beiden Kaiserinnen von Rußland und von Oesterreich eine selbständige Macht zu gründen.

Die Mittel dazu lieferte ihm sein strenger Vater, Friedrich Wilhelm I., der die preußische Armee zwar nicht von Grund aus geschaffen, aber doch in der ihr dann gebliebenen Form eingerichtet und durch den Staatshaushalt, den er einführte, aufrecht zu erhalten verstanden hat.

Friedrich Wilhelm I. sagt in seinem, schon 18 Jahre vor seinem Tode abgefaßten politischen Testamente, sein Großvater habe das Haus Brandenburg in Aufnahme gebracht, sein Vater demselben die königliche Würde verschafft, er selbst Armee und Land in Stand gesetzt, an seinem Sohne sei es nun, zu behaupten, was seine Vorfahren erworben, und dasjenige herbeizuschaffen, was ihm von Gott und Rechtswegen gehöre. Für diesen Beruf dachte er den Sohn zu erziehen; er hielt ihn vor allen Dingen von Kindheit auf zu militärischen Uebungen an, denn einen Officier wollte er aus ihm bilden, wie seine besten Officiere waren, und einen solchen, der einmal die Armee in's Feld führen könne. So sollte er auch in geistigen und geistlichen Dingen sich als Nachkomme und Fortsetzer erweisen: bibelgläubig zwar nach der calvinistischen Auffassung, aber doch in einem der wichtigsten Dogmen nach lutherischer Form; so sollte er sich auch an den kaiserlichen Hof halten, von dem das nächste Anrecht des Hauses, der Erbanspruch an Berg, soeben garantirt worden war. Indeß der Sohn, in vielem folgsam und gelehrig, entwickelte doch in der Tiefe eine andere Gesinnung; er war mit vollem Eifer Soldat, aber er hielt es nicht für seine ausschließliche Bestimmung, das zu sein; er suchte sich selbst zu unterrichten und auszubilden, hauptsächlich durch Lectüre französischer Bücher, poetischer namentlich, in deren Nachahmung er sich bereits versuchte. Die Phantasien der Jugend zogen ihn mehr nach St. James, als nach der Hofburg in Wien, zwei politischen Mittelpunkten, die eben in den heftigsten Gegensatz geriethen. Während der König zu Oesterreich, dem Kaiser hielt, war sein Sohn, wie der Hof überhaupt, mehr eingenommen für England, wie denn seine Mutter Sophia Dorothea eine hannoverisch-englische Prinzessin war. Diese Differenz aber zwischen dem aufbrausenden, unnachsichtigen Vater, der seine Familie und sein Land ganz nach seinem Sinne zu lenken wünschte, und dem Prinzen, der seinem eigenen Genius folgte und abweichende Gesichtspunkte in's Auge faßte, brachte eine Krisis hervor, welche einen funesten Ausgang zu nehmen drohte. Ungeduldig über den Druck, der ihm auferlegt wurde, und zugleich in seinem Ehrgefühl beleidigt, faßte der Sohn den Entschluß, den Vater zu verlassen. Es war auf einer

Reise, welche König Friedrich Wilhelm I., eigentlich im Interesse des Kaisers, nach Oberdeutschland unternahm, im Juli 1730, daß der Prinz sich Pferde verschaffte, um aus dem Nachtlager, das in dem Dorfe Steinfurt bei Mannheim genommen wurde, davonzureiten, noch ehe der Vater aufbrach. Allein er war viel zu gut überwacht, als daß er das hätte ausführen können; das Vorhaben aber wurde ruchbar, weil der Page, der die Pferde herbeigeführt, Reue fühlte und dem Könige kurz darauf Alles entdeckte. Friedrich Wilhelm I., der darin eine Handlung politischer Widersetzlichkeit und zugleich ein Verbrechen gegen die militärische Disciplin erblickte, gerieth in die heftigste Aufwallung und ließ seinen eigenen Sohn vor ein Kriegsgericht stellen. So weit ist es nicht gekommen, was man oft gesagt hat: der König habe seinen Sohn hinrichten lassen wollen und sei nur durch die Dazwischenkunft des Kaisers und anderer befreundeter Fürsten davon abgehalten worden.

Das Kriegsgericht fand in der Handlung nicht einmal eine Desertion, da das Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen war; in die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn sich einzulassen, vermied es, weil das den Mitgliedern als Unterthanen nicht zukommen würde; es findet sich nicht, daß der König etwas dagegen eingewendet hätte, und Friedrich war viel zu besonnen, als daß er ein Wort sich hätte entschlüpfen lassen, was auf die politischen Verhältnisse Bezug gehabt hätte. Ganz anders aber sah der König das Verhalten eines früheren Vertrauten des Kronprinzen, Katte, an, welcher um das Vorhaben wußte und für das Gelingen desselben außerordentliche Vorbereitungen getroffen hatte; er gab ihm das Verbrechen der beleidigten Majestät schuld und ließ sich nicht abhalten, ihn dafür zum Tode zu verurtheilen. Welch eine Strafe für den Prinzen, daß er gezwungen wurde, aus dem Fenster seines Gefängnisses in Küstrin die Vorbereitungen zur Hinrichtung seines Freundes anzusehen; er fiel in Ohnmacht, ehe sie vollzogen wurde. Aber er selbst fürchtete seinen Tod.

Er sah sich wegen einer geringen Schuld mit dem schwersten Verluste heimgesucht, mit der äußersten Gefahr bedroht; wenn etwas hätte erdacht werden sollen, um einem jungen Menschen den Ernst des Lebens zum Bewußtsein zu bringen, so hätte sich nichts Geeigneteres auffinden lassen. Die Disciplin des Schreckens stählte die Seele Friedrichs, die dadurch doch nicht unterjocht wurde. Er war genöthigt, dem Willen des Vaters in jeder Beziehung nachzuleben und sich die Aussöhnung mit demselben zu verdienen. Er nahm eine Gemahlin nicht nach seiner Wahl, sondern der des Vaters. Zusammenleben

konnten Vater und Sohn seitdem nicht weiter. Der Prinz commandirte fortan sein Regiment in Ruppin; den militärischen Pflichten kam er mit pünktlichem Gehorsam nach; er machte im J. 1734 den kurzen Feldzug der Kaiserlichen unter dem Prinzen Eugen, an dem die Preußen theilnahmen, mit; er gab bei kleinen zufälligen Ereignissen viel persönliche Unerschrockenheit kund. Die Hauptsache war, daß er den berühmten Kriegführer kennen lernte. Dann aber zog er sich auf seinen Landsitz Rheinsberg zurück, um sich mit seiner Musik und seinen Büchern zu beschäftigen; mit den Studien der früheren Jahre machte er nun Ernst; sie erhoben ihn über den geistigen Horizont seines Vaters. Er bewegte sich nicht mehr in den erwähnten confessionellen Streitfragen, sondern in den noch umfassenderen, zwischen Deismus und dem positiven Christenthum; die aufkommenden philosophischen Doctrinen ergriff er mit empfänglichem Verständniß; nachdem er sich eine Zeit lang mit dem Wolff'schen System befreundet hatte, ging er zum Ideenkreis Locke's über.

In Dem aber löste sich das gute Verhältniß zwischen dem kaiserlichen Hofe und Friedrich Wilhelm I. auf; es beruhte einzig darauf, daß dem König auf die Succession von Berg sichere Zusagen gegeben worden waren; in den späteren politischen Verwicklungen aber fand es der kaiserliche Hof unthunlich, dieselben zu erfüllen. Friedrich Wilhelm I. gerieth, als er sich enttäuscht sah, in Entrüstung, so daß er nun in der wenngleich eigenartigen Ausbildung des Sohnes selbst eine Art von Trost erblickte; er hat wohl gesagt: der würde ihn rächen.

Noch unmittelbar vor seinem Tode hat der Vater den Sohn in das Geheimniß der politischen Lage eingeweiht; er gab ihm dabei, wenn er dessen noch bedurfte, die Anweisung, „vollkommen auf eigenen Füßen zu stehen".

So gelangte Friedrich zur Regierung, 31. Mai 1740. Davon aber, daß Preußen Ursache habe, sich an Oesterreich zu rächen, sind seine ersten Beschlußnahmen nicht ausgegangen. Vorlängst hatte sich Friedrich die politische Lage des Landes, das ihm zufiel, überlegt; er hatte die Meinung, daß es so nicht bleiben könne, wie es war, daß er im Osten Westpreußen, das noch polnisch war, und im Westen das Gesammtgebiet von Jülich und Berg erwerben müsse, wenn sein Staat zu einer wirklichen Bedeutung gelangen solle; auch waren die ersten Handlungen seiner Regierung nach den westlichen Regionen gerichtet, wo er nur zeigen wollte, daß er ein kräftigeres Regiment nach außen hin führen werde, als sein Vater. Die Richtung gegen Oesterreich entsprang in ihm in dem Augenblicke, als Kaiser Karl VI. starb.

Durch diesen Todesfall veränderte sich die Gesammtlage. Das große Haus, welches Spanien und Indien, Italien und die Niederlande beherrscht und unter dem sich eine neue österreichische Macht in Deutschland, Ungarn und Böhmen gebildet hatte, ging nun in seinem Mannesstamme vollkommen zu Ende. Der Abgang der älteren, der spanischen Linie hatte einen europäischen Krieg veranlaßt; wie durfte man erwarten, daß der Abgang der zweiten ohne große Erschütterungen vor sich gehen würde! Zwar hatte der Wiener Hof Alles gethan, um die Nachfolge in den Erblanden für die Erbtochter Karls VI., Maria Theresia, zu sichern; allein das lief doch dem in den deutschen Landen seit alten Zeiten üblichen Erbfolgerecht entgegen. Ein großes deutsches Haus, das bairische, machte Ansprüche, die ihm gerade für diesen Fall, so behauptete es, zugesichert worden seien. Es ließ sich nicht denken, daß Frankreich den Gemahl Maria Theresia's, der aus dem Hause Lothringen stammte, zur kaiserlichen Krone gelangen lassen sollte: denn dadurch würden die Ansprüche dieses Hauses wieder erneuert worden sein; ein Kaiser aus demselben, der zu wirklicher Macht gelangt wäre, würde den Franzosen den Besitz von Lothringen auf das Ernstlichste streitig gemacht haben. Und ohne Zweifel hätte England, in neuen Zerwürfnissen mit den bourbonischen Mächten begriffen, in einem solchen Kampfe für Oesterreich Partei genommen; der Krieg der alten großen Allianz gegen Frankreich mußte sich alsdann erneuern. Und durfte man nicht erwarten, daß auch Preußen, wie in dem letzten Feldzug, die Partei von Oesterreich ergreifen würde? Hatte es doch die pragmatische Sanction, welche der Erbtochter die Nachfolge versichern sollte, förmlich angenommen. Der junge König war nicht dieser Meinung; denn Oesterreich selbst hatte die Verbindlichkeiten gebrochen, an welche die Versicherung der Nachfolge Maria Theresia's geknüpft war. Nicht eigentlich Haß war dadurch in dem Hause Brandenburg entstanden, aber es fühlte sich von den Verpflichtungen frei, die es eingegangen hatte, und Friedrich faßte nun bei dem Schwanken aller großen Verhältnisse sein eigenes Interesse in's Auge.

Von alter Zeit her hatte Brandenburg Erbansprüche an drei schlesische Herzogthümer, die von der Krone Böhmen, zu welcher Schlesien gehörte, anerkannt worden waren, noch ehe Böhmen an das Haus Oesterreich gelangte; die Kaiser-Könige von Böhmen hatten dieselben für ungültig erklärt, Brandenburg immer daran festgehalten; nach dem Abgange der Habsburger glaubte der junge König darauf zurückkommen zu können. Und noch ein anderer Hader entzweite die Häuser: in den Zeiten der allgemeinen politisch-religiösen Bewegungen,

die dem dreißigjährigen Kriege vorangegangen waren, hatte Brandenburg durch die Erwerbung des Fürstenthums Jägerndorf eine sehr bedeutende Stellung für Schlesien und selbst für Böhmen erworben, aber die großen Entscheidungen des Krieges zu Gunsten des Katholicismus hatten Brandenburg nicht allein dieser Stellung, sondern auch jenes Territoriums beraubt. Oesterreich hat das brandenburgische Anrecht nie geleugnet; es war der Anspruch, für welchen der große Kurfürst durch Ueberlassung des Kreises Schwiebus hatte entschädigt werden sollen; da aber dies Gebiet später hatte zurückgegeben werden müssen, so hielt man dafür, daß das alte Recht wieder zur Geltung gelangt sei. Und keineswegs waren diese Ansprüche bei dem Hause Brandenburg seitdem in Vergessenheit gerathen; schon Kurfürst Friedrich Wilhelm hat an eine Invasion in Schlesien gedacht. Man darf nicht bezweifeln, daß der Entwurf dazu, der zu den geheimsten Papieren gehörte, die von Fürst auf Fürst übergingen, dem neu eintretenden König bekannt geworden ist. Vergegenwärtigen wir uns einen jungen Fürsten, voll von Geist und Ehrgeiz, in den Besitz von Rechten gelangt, die seine Vorfahren niemals hatten durchführen können, aber auch in den Besitz der Macht, dieselben durchzuführen. Lag es nicht in der Natur der Sache, daß er den Entschluß faßte, sie zur Geltung zu bringen? Er machte der Tochter des Kaisers ihre Erbfolge nicht streitig, aber er meinte, daß die schlesischen Fürstenthümer gar nicht das wahre Eigenthum ihres Vaters gewesen seien; er vindicirte seinem Hause ein unverjährbares Recht an dieselben, für dessen Ausführung nun die Zeit gekommen sei. Noch in Rheinsberg ist er darüber mit dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister Podewils zu Rathe gegangen, jedoch nicht sowohl über die Sache selbst, über die sein Entschluß vom ersten Augenblicke an feststand, als über die Mittel, sie in's Werk zu setzen. Da boten sich nun zwei sehr verschiedene Möglichkeiten dar.

Maria Theresia konnte durch die Gefahr, in der sie sich befand, und das Bedürfniß einer starken Hülfe, wenn Friedrich ihr eine solche anbot, sich bewogen fühlen, seinen schlesischen Ansprüchen gerecht zu werden. Friedrich II. und seine Rathgeber meinten jedoch, dies nicht etwa abwarten zu müssen, denn mit Unterhandlungen würde nichts zu erreichen sein; sie zogen es vor, die Fürstenthümer, auf welche der König rechtlichen Anspruch habe, in Besitz zu nehmen; würde dann der Hof zu Wien darin eine Feindseligkeit sehen, so bleibe der ganz entgegengesetzte Weg immer noch offen, sich mit dessen Feinden zu ver-

binden; dann werde Preußen den Anspruch, den es eigenmächtig geltend mache, auch durch offene Gewalt behaupten.

Es ist ein Irrthum, wenn man angenommen hat, daß Friedrich II. im Voraus mit Frankreich einverstanden gewesen sei; mit voller Wahrheit konnte er den Truppen, die er zu der Unternehmung in Krossen vereinigte, sagen, er habe keine anderen Verbündeten als sie. Am 16. December 1740 überschritten die preußischen Truppen die Grenze und fanden in Schlesien Verbündete, die der König nicht erwartet hatte. Man möchte fast sagen, der dreißigjährige Krieg ging dort noch immer fort: denn die Restauration des Katholicismus, die in jener Epoche in Böhmen durchdrang und dann auch in Schlesien unternommen wurde, war doch hier auf mannigfaltigen Widerstand gestoßen; sie war von Karl XII. bei seinem Vordringen nach Sachsen inhibirt worden, allein bei dem Beginn der neuen Regierung schien sie wieder in Angriff genommen zu werden; sie glaubte, an jene schwedische Convention nicht mehr gebunden zu sein. Das Vorrücken österreichischer Truppen, denen man die Absicht gewaltsamer Conversion zuschrieb, erweckte ängstliche Besorgnisse, als das preußische Kriegsheer eindrang. Die Truppen der Königin und Landesfürstin wurden als Feinde, die des Königs, der Schlesien erobern wollte, als Freunde und Erretter betrachtet; in der Landeshauptstadt Breslau wirkte noch ein anderes Motiv, das der städtischen Gerechtsame, mit dem religiösen zusammen. Auch in Breslau wurde der König bei seiner Ankunft willkommen geheißen. Er hatte binnen wenigen Wochen Schlesien so gut wie erobert; Schwerin occupirte die Grenzplätze am Gebirge. Nie wurde eine gewaltsame Besitzergreifung friedlicher vollzogen.

Nachdem die Preußen Glogau eingenommen hatten, hat man in der Umgegend ihren Sieg mit evangelischen Dankfesten gefeiert. Der evangelische Theil der Bevölkerung schloß sich an und gelangte zu den Rechten, die ihm entzogen oder doch verkümmert worden waren. Den Katholischen wurde Toleranz verheißen: denn die Besitznahme war nicht darauf berechnet, den alten religiösen Streit wieder zu erneuern. Friedrich II. wollte das ganze Gebiet, wie es vor ihm lag, unterworfen halten. Die Toleranz, die seiner Gesinnung entsprach, war hier zugleich von der Politik geboten. Nur so viel ist klar, daß das katholische Element das Uebergewicht verlor, das es seit dem dreißigjährigen Kriege in dieser Provinz behalten hatte. Die Idee des Staates, der doch ein protestantischer war, förderte die Gleichberechtigung der Bekenntnisse.

Eigentlich war das Ziel schon erreicht, ehe noch der wahre Kampf begann. Eine Zeit lang hoffte Friedrich II., seine Erwerbung, wenn nicht vollständig, doch in großem Umfang mit der Einwilligung des Wiener Hofes zu behaupten. Auch wären die alten Minister, welche in der Erinnerung an die große Allianz lebten, nicht abgeneigt gewesen, auf die Anträge des Königs von Preußen einzugehen. Ihr jüngster College jedoch, Bartenstein, widerstrebte ihren Ansichten; er rechnete darauf, daß Frankreich für Oesterreich sein werde, so daß es der Allianz mit England nicht bedürfen würde. Und dem nun schloß sich die junge Königin an; sie war von Natur mit allen Gaben einer Regentin ausgerüstet, sie vereinigte die Tugenden einer Hausfrau und Mutter mit der Entschlossenheit einer großen Fürstin; sie war fähig, die Deliberationen ihrer Minister zu leiten, nicht jedoch, ohne daß sie bei ihren Entscheidungen persönlichen Impulsen Raum gegeben hätte. Sie scheute nicht vor extremen Entschlüssen zurück; von dem Selbstgefühl ihrer Stellung nahm sie die Norm ihrer Handlungen. Ihr Erbrecht hielt sie für erhaben über allen Zweifel, jeden Angriff auf dasselbe zugleich für ein moralisches Verbrechen. In ihr wallte welfisches und habsburgisches Blut. Das Kaiserthum, das sie für ihren Gemahl zu erwerben hoffte, nahm sie gleichsam zum Voraus in Besitz. Die stolze Haltung ihres Hauses, das sich für das erste aller regierenden Häuser hielt, repräsentirte sich in ihr, noch verstärkt durch ihre Vermählung mit einem Fürsten aus dem Hause Lothringen, das seine Herkunft von Karl dem Großen ableitete. So traten einander der junge König von Preußen und die junge Königin von Ungarn und Böhmen in entgegengesetzten Stellungen gegenüber; beide in der Blüthe ihrer Jahre, der König von seinen Ansprüchen, die Königin von ihren Rechten durchdrungen; der König seinem Bekenntniß nach Protestant, und seiner Ueberzeugung nach Deist, mit der Bewegung der Geister nach unbekannten Zielen hin einverstanden; die Königin, katholisch gläubig den ererbten Ideen des österreichischen Hauses gemäß und entschlossen, die Einheit der Religion in ihren Landen mit aller Macht aufrecht zu erhalten, so daß sie doch auf den Spuren Ferdinands II. einherging, während sich Friedrich II. von den Spuren seiner streng protestantischen Ahnherren entfernte. In diesem Augenblick stand Friedrich II. mit siegreichen Waffen bereits in Oberschlesien. Der russische General Münnich hat ihm wohl einen Vorwurf daraus gemacht, daß er nicht sogleich bis nach Wien vorgedrungen sei und dem ganzen Streit auf einmal ein Ende gemacht habe; diese Art von Ehrgeiz aber lag nicht in Friedrich II. Er wollte nur eben den Anspruch

durchführen, den er von seinen Altvordern überkommen hatte, wobei er denn auch der von dem Hause Oesterreich aus dem Lande, das ihm nicht gehört habe, unrechtmäßig bezogenen Einkünfte gedachte, und so mächtig genug werden, um eine unbedingte Selbständigkeit zu behaupten; Oesterreich zu stürzen, war er nicht gesonnen. Aber ein beschränkter Anspruch ist zuweilen noch schwerer durchzuführen, als ein unbeschränkter. Friedrich II. hatte den schwersten Kampf zu bestehen.

Die erste Armee, welche Oesterreich in's Feld brachte, um ihn aus dem ergriffenen Besitz wieder zu vertreiben, wurde dem König Friedrich II. doch sehr gefährlich. Die geschickte Strategie des Generals Neipperg brachte die preußischen Stellungen in Unordnung, so daß diese mit der Stirne gegen Berlin gewandt vorrücken mußten, und unbezweifelt war die Ueberlegenheit der nationalen Reiterschaaren, die Neipperg in's Feld führte. Bei Mollwitz am 10. April 1741, wo die Heere zusammenstießen, war der Vortheil eine Zeit lang auf österreichischer Seite, so daß der König von seinen Generalen genöthigt wurde, sich aus dem Getümmel des Schlachtfeldes zu entfernen, um seine Person, an der Alles liege, zu retten. Aber die eigentliche Waffe der Preußen war die Infanterie, wie sie in der Schule des alten Dessauers eingeübt worden war. Vor ihrem Kleingewehrfeuer prallte der Angriff der Oesterreicher zurück; das vordringende mörderische Rollen desselben trieb sie dann in die Flucht.

Seitdem waren die Preußen Meister des Schlachtfeldes. Es war der Kampf eines in seiner Bildung begriffenen neuen Militärwesens, man möchte sagen, der militärischen Cultur, mit dem herkömmlichen der österreichischen Armee, welches den Sieg davontrug und die Besitznahme von Schlesien bestätigte. Der König war hierauf in seinem Feldlager unablässig beschäftigt, von seinem Zelt aus seine Armee fortzubilden, Herr und Meister bis in das geringste Detail des Dienstes, vor Allem beflissen, sich eine Reiterei zu schaffen, was für den weiteren Kampf unerläßlich war. Nothwendig gewann aber dieser Kampf bei seiner Fortsetzung eine unmittelbare Beziehung zu den anderen, nunmehr in offenen Streit gerathenen Weltmächten. Maria Theresia hatte sich eine Zeit lang dadurch, daß die Haltung von Frankreich sehr zweideutig wurde, nicht irre machen lassen, auf die Fortdauer eines guten Verhältnisses zu dieser Macht zu trauen; endlich aber konnte sie sich darüber nicht mehr täuschen, daß der französische Hof die pragmatische Sanction nur unter einem Vorbehalte, der sie zerstören mußte, nämlich dem der Rechte Dritter, angenommen zu haben erklärte; er nahm sich der Prätensionen Baierns unumwunden an. Bei dem Zwiespalt, der

eben zwischen den bourbonischen Mächten und England ausbrach, konnte sie nun allerdings auf England zählen, wo man ihr eine sehr lebhafte Theilnahme zu erkennen gab. Aber dadurch gerieth Friedrich II. wieder in die Nothwendigkeit, sich mit Frankreich zu verständigen, was er Anfangs vermieden hatte; überzeugt, daß eine Verbindung der Engländer mit Oesterreich ihn in seinem Dasein bedrohen werde, schlug er sich auf die Seite der Franzosen. Eben in dieser Verbindung faßte er seine Forderungen in einer über die dynastischen Anrechte hinausgehenden Form zusammen.

Im Juni 1741 trat er mit Frankreich in ein Bündniß auf 15 Jahre, dessen vornehmste Bedingung dahin lautete, daß es ihm Niederschlesien und Breslau gegen Jedermann, wer es auch sei, garantire. So eben trat die in den Dingen liegende Tendenz vollständig zu Tage. Frankreich wendete Alles an, um die Rechte des Kurfürsten von Baiern auf die österreichischen Gebiete durchzuführen und diesen selbst zum Kaiserthum zu befördern.

Auch Bartenstein erblickte jetzt das Heil von Oesterreich in einer Erneuerung der alten großen Allianz gegen Frankreich; in diesem Gedanken selbst aber lag ein Rückhalt für Preußen. Eine große Allianz gegen Frankreich war unmöglich, weil Preußen, das ihr in einer früheren Periode zugehörte, die Waffen gegen Oesterreich ergriffen hatte. Das einzige Mittel der Vertheidigung gegen Frankreich lag nun doch darin, daß man die in den ersten unbestimmten Formen, in denen sie auftraten, verworfenen Ansprüche Preußens nunmehr in den bestimmteren, in denen sie gemacht wurden, anerkannte; dem doppelten Anfalle Preußens und der bourbonischen Bundesgenossenschaft zu widerstehen, war Oesterreich unfähig. Darin lag nun auch das große Interesse von England. Unter dem Andringen des englischen Botschafters fand sich Maria Theresia in diese Nothwendigkeit; sie verlangte nur ihrerseits, daß Preußen ihr zu Hülfe komme oder doch wenigstens neutral bleibe. Dazu aber hatte der König nunmehr wenig Neigung, denn Maria Theresia zeigte ihm einen tiefen und heftigen Widerwillen, den er für unversöhnlich hielt. Aber für ihn erhob sich jetzt eine andere Gefahr. Bei seiner Verbindung mit Frankreich hatte er die deutsche Idee, den Gedanken nämlich der fortdauernden Unabhängigkeit des Reiches nicht aufgegeben, denn so viel schien nicht daran zu liegen, ob die habsburgische oder die wittelsbachsche Dynastie im deutschen Reiche vorwalte. Einer französischen Uebermacht, die man einstweilen dulden müsse, meinte er sich in kurzer Zeit wieder entledigen zu können. Das war aber nicht der Sinn der französischen Regierung.

Der umsichtige Cardinal Fleury, dem so Vieles gelungen war, indem er die verschiedenartigen Interessen gegen einander abwog, war nicht gewillt, Baiern so groß zu machen, daß ihm etwa eine neue Macht wie die des Hauses Oesterreich in dem zum Kaiser erhobenen Kurfürsten hätte entgegentreten können. Allem Anschein nach hätte es nur bei den Franzosen gestanden, die Stammlande von Oesterreich und die Hauptstadt selbst in diesem Augenblicke zu erobern; aber indem die Dinge diesen Zug nahmen, standen die Franzosen von einem solchen Unternehmen ab.

Die Franzosen waren in demselben Falle wie Friedrich II.; sie hatten nur beschränkte Absichten, auch sie wollten Oesterreich nicht vernichten. Nicht sowohl das Haus Habsburg-Oesterreich war ihnen zuwider, als überhaupt eine centrale Macht in Deutschland, die sich ihnen entgegensetzen konnte. Ihr Gedanke ging dahin: drei oder vier ziemlich gleich starke Staaten in Deutschland zu errichten, von denen ihnen keiner für sich selbst jemals Widerstand zu leisten fähig gewesen wäre. Es war nicht sowohl eine Eröffnung geheimer Pläne, als das vor Augen liegende Verhalten Frankreichs, was dem König von Preußen diese Gefahr ins Bewußtsein brachte; er wollte, wie er sagt, nicht die Uebermacht von Oesterreich in Deutschland brechen, um französische Ketten zu schmieden. Aus diesen Betrachtungen und Gegensätzen ist der Vertrag zu Klein-Schnellendorf am 9. October 1741 entsprungen. Dem König wurde darin von Seiten Oesterreichs Niederschlesien und Breslau abgetreten; selbst Neiße, welches zur Vollendung seiner Eroberungen unentbehrlich war, wurde ihm überlassen. Dafür aber versprach er, gegen General Neipperg einstweilen keine Feindseligkeiten auszuüben; er ließ ihm vollkommen freie Hand gegen die Franzosen. Und war das nun nicht dasselbe, was Maria Theresia von ihm gefordert hatte, nämlich die Neutralität? Nicht ganz und gar; Friedrich II. behielt sich das tiefste Stillschweigen über das geschlossene Abkommen vor, eine in diesem Falle sehr wesentliche Bedingung; denn wenn es bekannt wurde, mußte er die Feindseligkeiten der Franzosen erwarten, während er sich doch auf die Freundschaft von Oesterreich nicht verlassen konnte. Eben darin liegt das Eigenthümliche seiner Stellung. Er durfte zwar die Franzosen über Oesterreich nicht Herr werden lassen, noch weniger aber zugeben, daß Oesterreich die Angriffe, die es erfuhr, siegreich abwehrte; denn die Königin würde dann ihre Waffen gegen ihn gewendet haben.

Die Abkunft von Klein-Schnellendorf hat für Oesterreich die glücklichsten Erfolge herbeigeführt; es konnte nun seine Macht ungetheilt

gegen die Franzosen und Baiern wenden, denen es sich auch sofort gewachsen erwies. Seine Kräfte aber wurden dadurch verdoppelt, daß sich die Königin entschloß, zugleich eine Vereinbarung mit den Ungarn zu treffen, welche zwar den monarchischen Rechten Abbruch that, aber den Enthusiasmus der Nation für die Königin erweckte und deren Streitkraft ihr dienstbar machte. Maria Theresia gelangte in den Stand, die Angriffe der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Erfolg zurückzuweisen. Ein so vollkommener Sieg des Hauses Oesterreich aber, wie sich nach den Verhältnissen erwarten ließ, lag doch, wie berührt, wieder nicht in dem Sinne des Königs Friedrich. Gewiß, der Uebermacht der Franzosen wollte er ein Ziel setzen, aber die österreichische Uebermacht doch auch nicht herstellen; auch er faßte in dem Augenblicke den Gedanken, Sachsen und Baiern durch alte österreichische Gebiete zu verstärken; sie würden dann, da es durch seine Hilfe geschehen, allezeit von ihm abhängig geblieben sein; er dachte dabei zugleich seinen schlesischen Besitz auf immer zu befestigen, die Bedingung zur Vergrößerung seiner Nachbarn sollte ihre Einwilligung in die Verstärkung Niederschlesiens durch die Grafschaft Glatz und einen Theil von Oberschlesien bilden, ohne welche das erste gegen Oesterreich selbst nicht zu halten sein werde. In dieser Absicht ergriff er im Februar 1742 auf's Neue die Waffen und drang in Mähren ein; er fühlte sich dazu berechtigt, weil das ihm versprochene Stillschweigen keinen Augenblick beobachtet worden war, was dann nicht verfehlen konnte, ihn in Mißverständniß mit Frankreich zu bringen, so daß er der Besorgniß Raum gab, Frankreich könnte, durch ein eigenes großes Bündniß in dem nordischen Europa verstärkt, sich endlich sogar mit Oesterreich gegen ihn alliiren. Immer in der Anschauung der von allen Seiten drohenden Gefahr bewegt sich seine Politik. Mit Baiern und Sachsen vereinigt, würde er eine haltbare Stellung gegen Frankreich sowohl wie gegen Oesterreich haben behaupten können; allein so sicher waren diese Verbündeten nicht; es zeigte sich bald, daß die Baiern ohne die Hilfe der Franzosen schlechterdings sich nicht vertheidigen konnten. Die große Position, die Friedrich in Mähren einnahm, konnte er nicht behaupten, ohne sich selbst zu gefährden; wenn ihm aber Oesterreich jetzt anbot, ihm Niederschlesien durch einen förmlichen Friedensschluß abzutreten, so war ihm das doch in seiner Lage noch nicht genügend; er forderte nun von der Königin auch Oberschlesien und Glatz. Dagegen aber sträubte sich die Königin; sie machte nochmals einen Versuch, die preußische Armee zurückzuwerfen, der aber vollkommen mißlang. Die Schlacht von Chotusitz 17. Mai 1742 gewann Fried-

rich ohne seine beiden Feldmarschälle, mit einem schon von ihm umgeformten Heere, das er mit einer Genialität anführte, die sein angebornes strategisches Talent zuerst zur Erscheinung brachte. Maria Theresia wurde inne, daß sie den doppelten Feindseligkeiten von Frankreich und Preußen nicht widerstehen könne, und allmählich schwiegen ihre Bedenken. Auf den Rath der Engländer, die ihr in der entscheidenden Stunde nicht ohne große pecuniäre Aufwendungen zu Hilfe gekommen waren, fügte sie sich in die Abtretung von Schlesien in den Grenzen, welche Friedrich forderte, mit Glatz, dem Theil von Oberschlesien bis an die Oppa, so daß das vielbestrittene Jägerndorf ihr zuletzt doch verblieb. Darauf ging dann Friedrich unverzüglich ein; er ermächtigte seinen Minister in Breslau, auf diese Grundlage abzuschließen; es ist der Friede von Breslau (11. Juni 1742), der das Verhältniß der beiden deutschen Mächte auf immer bestimmt hat. Aus den dynastischen Ansprüchen hat sich der politische Gedanke herausgebildet. Niemals war eine Erwerbung für irgend einen Staat opportuner und wichtiger als für den preußischen die Eroberung Schlesiens, welches eine gleichartige Bevölkerung in Bezug auf Herkunft, Landesart, Religion in sich schloß und der preußischen Krone erst die Kräfte verschaffte, durch die sie sich anderen Kronen ebenbürtig zu einer europäischen Macht erhob, in der Mitte von Polen und Sachsen, die dadurch immer auseinandergehalten wurden, in der Mitte auch der Machtbezirke von Rußland und von Oesterreich. Soviel Oesterreich an Ausdehnung verlor, so kann man doch sagen, daß die österreichische Monarchie in diesem Conflicte zu einer näheren Identificirung mit den Nationalitäten der Landschaften und Völker, aus denen sie sich zusammensetzte, gelangte. Von größtem Werth war für sie die erwachende Hingebung der Ungarn; in Böhmen und Oesterreich regten sich die katholischen Sympathien für das Erzhaus auf's Neue. Hier behauptete sich doch das im Laufe des dreißigjährigen Krieges gegründete System. Es ist die vornehmste Handlung Friedrichs II., daß er Schlesien diesem System entrissen und es mit seiner Krone verbunden hat; Action und Reaction hiegegen haben die Geschicke der beiden Mächte bestimmt. Und so war es wohl erlaubt, auch in einem kurzen Artikel von diesem Ereigniß eingehender zu handeln. Daran darf heutzutage Niemand zweifeln, daß die Unternehmung mit gutem Gewissen gewagt werden konnte; in der Natur der Sache liegt, daß ihr Widerstand geleistet ward; Angriff und Vertheidigung waren beide gerechtfertigt. Doch liegt es auch in der Natur der menschlichen Verhältnisse, daß die große Frage durch Einen Frieden noch nicht definitiv entschieden wurde. Unent-

schieden blieb vor Allem das Schicksal des deutschen Reiches; Oesterreich konnte und wollte nicht ertragen, von dem deutschen Kaiserthum ausgeschlossen zu sein, es ließ den bairischen Nebenbuhler das volle Uebergewicht seiner Waffen empfinden, und da nun der König von England, Kurfürst von Hannover, weit entfernt, den Wittelsbachschen Kaiser anzuerkennen, vielmehr die Hilfsmacht, auf die derselbe sich stützte, aus allen Kräften bekämpfte und den Franzosen mitten in Deutschland eine Niederlage beibrachte, so gerieth nach einiger Zeit die Existenz des neuen Kaiserthums in die größte Gefahr. Friedrich, der an der Bildung dieses nicht-österreichischen Kaiserthums durch die Erhebung des Kurfürsten von Baiern zum Kaiser den wesentlichsten Antheil hatte und daran mannigfaltige Entwürfe für die Umwandlung Deutschlands knüpfte, zog im Jahre 1744 nochmals das Schwert; vor Allem, um seinen Kaiser — Karl VII. — zu retten; er dachte dabei zugleich Absichten durchzuführen, die er bei dem Frieden von Breslau nicht hatte erreichen können. Die Unternehmung hatte nicht den Beifall seiner Minister; man kann anderweit lesen, wie viel sich dagegen einwenden ließ, und was auf diese Einwendungen erwidert wurde. Historisch liegt das Hauptmoment darin, daß ein Kaiserthum, welches auf französischer Unterstützung beruhte, zugleich aber der Waffen des Königs von Preußen bedurfte, nicht zu behaupten war; hätte der König den Kaiser aufrecht erhalten, hätte er zu demselben in ein Verhältniß treten können, wie etwa der Kurfürst von Hannover zu Oesterreich, so würde sich ein Wittelsbachsches deutsches Kaiserthum haben denken lassen. Aber Karl VII. war viel zu schwach zu einer einfachen Bundesgenossenschaft; er würde allezeit von Frankreich abhängig geblieben sein. Das Unternehmen war großartig, aber doch in der That unausführbar; denn Friedrich mußte dabei auf die energische Unterstützung von Frankreich zählen; Frankreich und Preußen hatten zwar gemeinschaftliche, jedoch auch entgegengesetzte Interessen. Unter allen Umständen hätte der König zuletzt doch daran denken müssen, das Kaiserthum wieder von Frankreich zu emancipiren, und Frankreich konnte an einer Bundesgenossenschaft, welche Tendenzen der Selbständigkeit hervorkehrte, keinen Gefallen finden. Wie einst der König seine erste Abkunft geschlossen hatte, um der österreichischen Macht Zeit zu lassen, sich gegen Frankreich zu wenden, so hatten nun ihrerseits, den ausdrücklichen Verpflichtungen des Tractats zum Trotz, die Franzosen keine Neigung, mit den Oesterreichern im Elsaß zu schlagen und den König von Preußen in den Stand zu setzen, sich einiger Kreise in Böhmen zu bemächtigen, wiewohl sie dies Land noch als Eigenthum

des Kaisers betrachteten, dem sie zur Krone desselben geholfen hatten. Denn neben den Interessen, die man nicht allein vorgiebt zu haben, sondern wirklich hat, wenn auch erst in zweiter Linie, machen sich auch immer andere wesentlichere geltend, die jenen vorangehen. Ich weiß nicht, ob man viel daran gedacht hat, aber augenscheinlich ist es doch, daß eine weitere Bekämpfung von Oesterreich, durch welche die Franzosen das neue Kaiserthum behauptet hätten, vornehmlich dem König von Preußen zu Statten gekommen wäre, der sich nochmals vergrößert und an der Central-Verwaltung in Deutschland überwiegenden Antheil erlangt haben würde. Die Franzosen hatten überhaupt den Impuls nicht mehr, der sie in den Krieg gezogen hatte; überdies aber, es war ihnen eben recht, daß die Oesterreicher durch den König von Preußen beschäftigt wurden und ihnen freie Hand zu einem Angriff auf die Niederlande ließen. So geschah es, daß die gewaltige Kriegsmacht der Königin, die gegen Frankreich im Felde gestanden und die Waffen führen gelernt hatte, sich gegen den König von Preußen wandte und ihm in Böhmen entgegenrückte. Der König hätte nichts mehr gewünscht, als mit derselben sich zu schlagen; aber die Oesterreicher nahmen bei Marschowitz eine so starke Position, daß er doch Bedenken trug, sie daselbst anzugreifen; er sah sich genöthigt, Böhmen zu verlassen, zumal da er Sachsen gegen sich hatte. Kurz darauf starb der Kaiser, dessen Sache er führte, eines unerwarteten Todes (20. Januar 1745). Einen Nachfolger für ihn zu finden, der von Oesterreich unabhängig gewesen wäre, war eine Sache der Unmöglichkeit; diese ganze das Kaiserthum betreffende Combination zerfiel in Nichts. Der Sohn Carl Alberts schloß seine Abkunft mit Oesterreich (April 1745): allenthalben im Reiche überwog der Einfluß der Königin, die nun nicht allein ihren Gemahl zum Kaiserthum erhoben zu sehen hoffte, sondern den Gedanken faßte, Schlesien wieder zu erobern. Hier aber war Friedrich unüberwindlich; es ist eine seiner glänzendsten und glücklichsten Waffenthaten, daß er ein großes österreichisch-sächsisches Heer bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 auf das Haupt schlug. Auch ohne mitwirkende Bundesgenossen war er stark genug, Schlesien zu behaupten. Zwischen Oesterreich und Sachsen wurde der Plan verabredet, ihm durch einen Angriff auf die Mark Brandenburg beizukommen und ihn daselbst doch noch zu überwältigen. Noch zur rechten Zeit aber wurde Friedrich das inne und begegnete dem Angriff mit einer energischen Abwehr, die ihn zum Meister von Sachsen machte. Hierauf wurde Maria Theresia bewogen, den erneuerten Rathschlägen des englischen Gesandten, der den Frieden forderte, Gehör zu geben. Wenn

die Franzosen erwartet hatten, daß Friedrich zugleich auf eine allgemeine Pacification Bedacht nehmen würde, in welcher auch sie inbegriffen worden wären, so lag ihm das ferne; denn auf seinen Antrag auf Unterstützung in dieser gefährlichen Krisis hatte er lauter ausweichende Antworten bekommen; er begnügte sich in dem Frieden zu Dresden (25. Dec. 1745) mit der Herstellung der Abkunft von Breslau, die das enthielt, was ihm am Nothwendigsten war. Dagegen behielt Maria Theresia in Deutschland die Oberhand, ihr Gemahl wurde zum deutschen Kaiser gekrönt, Friedrich selbst mußte ihn anerkennen. Ein mächtiges Oesterreich, dem das Uebergewicht in Deutschland zufiel, trat nun der neugebildeten preußischen Macht, die auf sich selbst angewiesen war, entgegen. Alles war in heftigem, blutigem Kampfe geschehen, und zu ihrem letzten Ziele war doch keine der beiden Mächte gelangt, der König von Preußen nicht in Bezug auf das deutsche Reich, noch bei weitem weniger Oesterreich in Bezug auf Schlesien. Maria Theresia war wohl eigentlich niemals gesonnen, sich in den Verlust, den sie erlitten hatte, zu finden. Aber im Widerspruch mit ihr erreichte Friedrich in dem Frieden von Aachen (18. October 1748), daß Schlesien und Glatz ihm von allen betheiligten Mächten auf's Neue garantirt wurden und zwar ohne eine Klausel, welche diesen Besitz bisher immer noch zweifelhaft hätte erscheinen lassen. Für Friedrich ein höchst vortheilhaftes Resultat. Wenn er es bisher unerträglich gefunden, daß man ihm so oft „Schach dem König" bieten konnte, so war er dieser Besorgnisse für's Erste, so lange nämlich keine große Veränderung in Europa eintrat, entledigt.

Die landesväterlichen Sorgen traten bei ihm bereits den militärischen ebenbürtig zur Seite.

Friedrich II. bemühte sich, die Beschränkungen, die ihm Grund und Boden seines Gebietes auferlegten, zu überwinden und sich auch in dieser Beziehung von den Nachbarn möglichst unabhängig zu machen. In die innere Verfassung seiner Landschaften vermied er, willkürlich einzugreifen; er suchte den Bauer bei seinem Eigenthum zu schützen und von den drückendsten Lasten zu befreien, ohne doch die Edelleute zu verletzen, deren Degen er brauchte; sie bildeten die Officiere seiner Armee. Eine neue Aufgabe erwuchs ihm aus der Vermehrung seiner katholischen Unterthanen; von dem Papst forderte er die nämlichen Rechte, die derselbe katholischen Fürsten gewährte; er wußte mit den kirchlichen Behörden in den Provinzen in ein gutes Verhältniß zu treten; denn der Geist des Jahrhunderts war überhaupt nicht mehr auf das strenge Festhalten, sondern auf die Beseitigung der religiösen

Differenzen gerichtet. Die Idee des Staates kam insofern empor, als man dieser Differenz allen Einfluß auf die gegenseitigen politischen Beziehungen zu entreißen suchte. Was Friedrich darunter verstand, wenn er sagte, er setze Religion der Religion entgegen, sieht man unter Anderem aus seinem Verfahren in Schlesien. Den österreichischen Jesuiten, die einen großen Einfluß auf die Verwaltung und die Erziehung ausübten, setzte er eine Schule französischer Jesuiten entgegen, ebenso gut katholisch wie die anderen, jedoch frei von österreichischen Sympathien. Auf diesem Wege konnte er die religiöse Toleranz aufrecht erhalten und sie zum Grundprincip seines Staates machen. Den schlesischen Evangelischen hatte er Sicherheit verschafft, die Regierung des Landes aber wollte er nicht in ihre Hände legen. In allen seinen Gebieten hat er im Anfange seiner Regierung viele Kirchen bauen lassen. Den beiden protestantischen Parteien der Lutherischen und der Reformirten ließ er gleichmäßigen Schutz angedeihen; denn ihr Hader hätte Beunruhigungen veranlassen können, und für die einander schroff gegenüberstehenden Meinungen hatte er überhaupt keinen Sinn. Von gesundem Urtheil zeugt der Rath, den er den Geistlichen gab: die Welt zu nehmen, wie sie ist, übrigens aber die heilige Schrift zu studiren. Obwohl er sich hütete, in die innere Verfassung der Landeskirche einzugreifen, so gab doch die allgemeine Tendenz, die er verfolgte, seiner Regierung in geistlicher Beziehung einen anderen Charakter, als die seiner Vorgänger gehabt hatte. Er brauchte nicht mehr die Reformirten gegen die in den Provinzen herrschende Uebermacht der Lutheraner in Schutz zu nehmen, wie etwa der Große Kurfürst; noch auch die confessionellen Institute zu verstärken, wie seine älteren Vorgänger, um einer katholischen Propaganda entgegenzutreten. Dem entsprach es nun, wenn Friedrich II. in sich selbst von allen religiösen Ueberlieferungen abstrahirte. Er schloß sich den Anschauungen der Philosophen des Jahrhunderts an, ohne ihnen in die neuen Systeme zu folgen, mit denen sie nach und nach zum Vorschein kamen. Voltaire mit seiner Opposition gegen die positiven Kirchenlehren, die aber nicht über den Deismus hinausging, war nicht allein sein Freund, oft sein Gesellschafter, sondern selbst sein Verbündeter. Wenn er die „Akademie der Wissenschaften" erneuerte oder erst recht begründete, so übten die religiösen oder vielleicht der positiven Religion entgegengesetzten Gesinnungen Friedrichs auf ihre Zusammensetzung keinen Einfluß aus. Der Präsident der Gesellschaft, Maupertuis, war von religiöser Gesinnung und ging in die Messe. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten wurden von deutschen Gelehrten abgefaßt und nur darum in's

Französische übersetzt, um allgemein bekannt zu werden. Denn die französische Sprache war die allgemeine des gebildeten Europa; Friedrich selbst bediente sich ihrer bei seinen Productionen. Die Akademie, der er mehrere seiner Arbeiten zuerst vorlesen ließ, bildete gewissermaßen sein erstes Publikum. Die Anwesenheit Voltaire's in Potsdam hat eine literaturgeschichtliche Bedeutung durch zwei Werke, die in der Zeit des vertrauten Umganges des Königs und des größten Literaten des Jahrhunderts entstanden sind: Voltaire's Siècle de Louis XIV., vorlängst entworfen, in Potsdam vollendet, in einer Atmosphäre jedoch, die keine rein französische war, und der erste Entwurf einer Darstellung der letzten Kriegsereignisse durch Friedrich selbst, der sich ebenfalls mehr in europäischen, als lokalen Anschauungen bewegt. Von Friedrichs poetischen Werken vielleicht das beste, das Lehrgedicht über die Kriegskunst, datirt aus derselben Epoche; es wurde von Voltaire stylistisch durchgesehen; die Arbeit ist auch kriegswissenschaftlich bedeutend; sie beruht auf den Principien über den Krieg, die der König als das Resultat seiner Erfahrungen damals überhaupt theoretisch zusammenfaßte.

Was nun aber König Friedrich vor Allem beschäftigte, war die Sorge für seine Armee, die er auf 133,000 Mann brachte, alles wohlgeübte, wohlgeschulte Truppen, und die Herbeischaffung der Mittel, um ein paar Feldzüge mit denselben auszuhalten; denn daß es noch einmal zum Kampfe kommen würde, war ihm bei der engen Verbindung zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen und der Schwäche von Frankreich nicht zweifelhaft; davon aber, daß Frankreich, mit dem er zwar nicht einverstanden, aber doch verbündet gewesen war, den ihm entgegengesetzten Mächten beitreten könne, hatte er doch keinen Begriff. Dieses Ereigniß, in welchem eine Umkehr der bisherigen Politik lag, trat dennoch ein aus Gründen, welche eine durchgreifende Aenderung aller Verhältnisse in sich schlossen. Die Streitigkeiten zwischen Frankreich und England, welche die Welt umfaßten, brachen wieder zu offenem Kriege aus; wohl aber wußten die Franzosen, daß ihre Seemacht, die damals die Unterstützung der übrigen bourbonischen Höfe nicht hatte, der englischen bei Weitem nicht gewachsen sei; sie meinten, diesen Mangel durch die Superiorität ihrer Landmacht zu ergänzen und ihre amerikanischen Colonien, wie vordem, durch einen Krieg in Europa zu behaupten.

Der französische Gesandte selbst hat dem König Friedrich gesagt, Frankreich würde sich in Hannover schadlos halten. Damit aber trat eine Differenz zwischen den beiden Mächten ein, die ihrem bisherigen

Einverständniß ein Ende machte und den großen Kampf hervorrief, der unter dem Namen des siebenjährigen Krieges unvergeßlich geworden ist. Zu einer Besetzung Hannovers durch die Franzosen wollte Friedrich es nicht kommen lassen, er wäre dadurch selbst bedroht worden; denn schon hatten die Russen einen Vertrag mit dem König von England geschlossen, kraft dessen sie in Deutschland vorgedrungen wären, um Hannover für denselben zu behaupten. Unmöglich aber konnte Friedrich das nördliche Deutschland zu einem Kriegsschauplatz zwischen Russen und Franzosen werden lassen. Der König von England, Kurfürst von Hannover, hätte es vielleicht geduldet, nicht jedoch die englische Nation; denn jeder Mann wußte, daß die russische Kaiserin Elisabeth, die den König von Preußen haßte, vor Allem diesen Fürsten niederzuwerfen suchen würde; der König von Preußen aber war für die englische Nation ein Gegenstand der Verehrung und Bewunderung. Und überdies, die Engländer wünschten vollkommen freie Hand für den maritimen Krieg zu behalten; wenn ihnen Friedrich die Neutralität zusicherte und den Schutz von Hannover selbst in die Hand nahm, so war Alles geschehen, was sie wünschen konnten. Sehr ernstlich ging Friedrich mit sich über diese Frage zu Rathe; er zog in Betracht, daß er sich unmöglich den drei Mächten Oesterreich, Rußland und England-Hannover zugleich widersetzen könne, was ihn zu einem Defensivkriege nöthigen würde, den er auszuhalten nicht im Stande sei. Sollte er nun aber dagegen mit Frankreich brechen, mit welchem verbunden zu sein bisher den Angelpunkt seiner Politik ausgemacht hatte? Er erwog, daß er doch keinerlei Verpflichtung habe, die amerikanischen Besitzungen der Franzosen zu vertheidigen, zugleich aber, daß die französische Hilfe ihn gegen die Angriffe der anderen Mächte nicht sicher stellen könne. Aus diesen Gründen entschloß er sich, einen Neutralitätsvertrag mit England einzugehen (17. Januar 1756), durch welchen die Ruhe in Deutschland erhalten werden und keiner fremden Macht gestattet sein sollte, in Deutschland einzurücken. Es war ein Vertrag, der ebensowohl seinem eigenen Interesse als der Stellung der damaligen englischen Verwaltung entsprach; Friedrich meinte selbst, daß die Franzosen sich in denselben finden würden. Und wie viel besser hätten diese daran gethan, alle ihre Kräfte ebenfalls auf die Seerüstungen zu wenden, als die alten Eingriffe in Deutschland zu wiederholen. Das lag nun aber gänzlich außerhalb des französischen Gesichtskreises; die Franzosen wollten einmal in deutschen Angelegenheiten fortwährende Einwirkungen ausüben und hielten es selbst für besser, sich zu diesem Zwecke mit der kaiserlichen Macht zu verbünden, als mit der Opposition gegen dieselbe;

von Hannover abzustehen, konnten sie nicht über sich gewinnen, da England selbst dadurch eine neue verstärkte Sicherheit erlangen würde, wenn es dieses Besitzthum seines Königs nicht zu vertheidigen brauche. Schon immer hat darin der Gegensatz der französischen und preußischen Politik gelegen; Preußen wollte die Einwirkung Frankreichs auf das deutsche Reich nicht anwachsen, noch sich befestigen lassen; es wollte sich seiner Verbindungen mit Frankreich zu seiner eigenen Sicherheit bedienen, nicht weiter. Daß nun der alte Verbündete, dessen Emporkommen sie sich selber zuschrieben, ihnen in einem großen Kampfe, welcher bevorstand, ein Kriegstheater verschließen wollte, auf welchem sie Erfolge davonzutragen hofften, erfüllte den König Ludwig XV. und seinen Hof mit einer Art von Ingrimm. Unter dem Beirath der Marquise von Pompadour, seiner früheren Maitresse, die jetzt gleichsam sein erster Minister war, wendete sich Ludwig XV. den österreichischen Anträgen zu, welche auf eine Wiedereroberung von Schlesien gerichtet waren, zumal da ihm diese dagegen versprachen, auch ihm freie Hand gegen den König von England, Kurfürsten von Hannover, zu lassen. König Friedrich hätte nie erwartet, daß die Antipathien der Franzosen so weit gehen würden; aber mit einem Schlage sah er sich jetzt von der Gefahr, die er hatte vermeiden wollen, im verdoppelten Umfang bedroht; Oesterreich, Rußland, Sachsen blieben immer gegen ihn vereinigt; nunmehr gesellten sich, da England zurückwich, vielmehr die Franzosen den alten Feinden bei. Aber das war nun einmal das Schicksal Friedrichs: in der Mitte der europäischen Conflicte mußte er seine Eroberung bald gegen die eine, bald gegen die andere Combination vertheidigen. Durch den Wechsel der Politik wurde seine Lage insofern verbessert, als er in eine natürliche Verbindung mit England und mit Hannover trat, von denen er wenigstens für seine Unabhängigkeit nichts zu fürchten hatte, was bei einer Allianz mit Frankreich immer der Fall war. Aber Hilfe durfte er auch von England her sich zunächst nicht versprechen. Den Sturm, der ihn bedrohte und über dessen Richtung er sich keinen Illusionen hingeben konnte, mußte er allein bestehen; Preußen mußte, wenn es bleiben wollte, was es nunmehr war, den Kampf gegen Rußland, Frankreich, Oesterreich, Sachsen und Polen zugleich bestehen.

Friedrich hatte, als er mit England abschloß, sich der Nothwendigkeit entziehen wollen, sich nach allen Seiten hin vertheidigen zu müssen; es war von ihm nicht zu erwarten, daß er sich in eine so unhaltbare Stellung drängen lassen werde, da die Gefahr noch größer geworden war. Um nicht angegriffen zu werden, faßte er den Gedanken, selbst

anzugreifen. Noch waren die Feinde nicht vorbereitet, noch war es möglich, daß sie bei der Aussicht auf einen unmittelbaren Krieg zurückscheuten; darauf beruhte es, wenn er der Kaiserin Maria Theresia, von der alle Feindseligkeiten ihren Impuls bekamen, die Frage vorlegte: ob sie in diesem und im nächsten Jahre ihm Frieden zusichern wolle oder nicht; denn nach einigen Jahren hätten sich wohl die Combinationen anders gestalten können. Aber in Wien herrschte damals die Tendenz der Feindseligkeit vor; die Kaiserin gab eine ausweichende Antwort, und Friedrich beschloß nun, seinen Angriff keinen Augenblick zu verzögern.

Man hat oft behauptet, der Krieg hätte sich noch vermeiden lassen, und nicht selten ist die Meinung aufgetaucht, Friedrich habe bei seinem Unternehmen nur die Absicht gehabt, Sachsen zu erobern. Für das Letztere ist eine spätere Aeußerung Friedrichs angeführt worden, die sich aber auf ganz andere Verhältnisse bezieht; allerdings nahm seine Armee zum größten Theil ihren Weg durch Sachsen, wie das auch schon im Jahre 1744 geschehen war; im Jahre 1756 hatte Friedrich die nämliche Absicht, durch Sachsen nach Böhmen vorzudringen; denn er wollte dem ihm drohenden Angriff dadurch zuvorkommen, daß er Oesterreich selbst in Böhmen angriff, ehe es seine Vorbereitungen getroffen hatte. Noch bei seinem Vordringen in Sachsen würde er zurückgewichen sein, wenn er aus Oesterreich auf eine letzte dringende Anfrage eine genügende Antwort erhalten hätte; allein man wiederholte in Wien nur, was man zuvor gesagt, und war über den Einbruch des Königs in Sachsen nichts weniger als erschrocken; denn nun erst konnte man auf die Erfüllung der Zusicherungen von Frankreich und Rußland mit Sicherheit rechnen. Die Besetzung Sachsens war eine Handlung, welche die eingewohnten friedlichen Verhältnisse plötzlich durchbrach und die halbe Welt in Aufregung setzte.

Sachsen war im Jahre 1744 unentschieden gewesen; es hatte seine Position erst nach der Hand genommen; im Jahre 1756 war es in voller Rüstung begriffen und vermochte sich zwar nicht eigentlich zur Wehr zu setzen, aber doch den König Friedrich auf seinem Wege aufzuhalten; militärisch nahm der König Sachsen in Besitz. Im Frühjahr 1757 drang er in Böhmen vor und gewann die Oberhand in einer mörderischen Bataille vor den Mauern von Prag (6. Mai). Diese Stadt aber behauptete sich, und indem er dem österreichischen Heer entgegenging, das zum Entsatz derselben bestimmt war, erlitt er seine erste große Niederlage (bei Collin 18. Juni); er mußte nun doch zur Defensive schreiten, in die er nur Sachsen einschließen zu können den Vortheil hatte. Man sah doch das große Schicksal sich erfüllen;

Preußen war angewiesen, in der Mitte der zwei großen continentalen Mächte seine Selbständigkeit zu vertheidigen.

Die Eroberung von Schlesien war durch Talent und ein glückliches Ergreifen des geeigneten Augenblickes, um alte Ansprüche geltend zu machen, vollbracht worden; die Vertheidigung erforderte lange Anstrengungen und den unerschöpflichen Muth der Ausdauer. Die Sache Friedrichs hatte insofern eine nationale Bedeutung, als die Franzosen im Bunde mit Oesterreich das ganze westliche und nördliche Deutschland überflutheten. Friedrich brach ihren Anlauf, als sie nach Thüringen vordrangen, durch die Schlacht bei Roßbach (5. November), die ihren Ehrgeiz tief verwundete, aber er konnte sie nicht systematisch bekämpfen; er überließ das seinem Neffen, Ferdinand von Braunschweig; er selbst eilte nach Schlesien, wo die Herstellung der österreichischen Autorität bereits begonnen hatte. Die protestantischen Sympathien kamen ihm dabei nochmals zu Hilfe, wie denn dem Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich eine katholische Tendenz zu Grunde lag.

Die Schlacht bei Leuthen (5. December 1757) ist wohl die letzte, in welcher diese religiösen Gegensätze entscheidend eingewirkt haben, eigentlich noch eine Antwort auf die Schlacht am weißen Berge, welche die Grundlage der katholischen Action bildete, der Schlesien damals unterlag. Die Oesterreicher mußten auf's Neue Schlesien verlassen, die protestantische und die deutsche Idee gaben den Waffen Friedrichs eine allgemeine Beziehung von großer Tragweite. Nun aber erschien erst die russische Armee im Felde, welche von Osten her noch gefährlicher wurde als die französische im Westen. Der König warf sie bei Zorndorf (25. August 1758) zurück, aber bei Kunersdorf (12. August 1759) ist er ihr erlegen. In einem Leben voll großer Unternehmungen müssen auch große Mißgeschicke eintreten, Momente, in denen Alles verloren scheint. Einen solchen hat Friedrich damals erlebt; er verzweifelte an seinem Succeß und an seiner Sache, war aber entschlossen, den Ruin von Preußen nicht zu überleben. Mehr als einmal ist ihm dieser Gedanke wieder gekommen; denn wiewohl heute überwunden, erneuerten sich doch die Bedrängnisse den anderen Tag. Der erste Schimmer einer Hoffnung der Rettung kam ihm aus dem Lager seiner erbittertsten Feinde.

Das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich war nicht so enge, daß die Franzosen, wiewohl sie an demselben festhielten, doch nicht der Kaiserin den Rath gegeben hätten, auf die Wiedererwerbung von Schlesien Verzicht zu leisten; denn ihr Krieg mit England führte so große Verluste herbei, daß sie zu dieser Eroberung mitzuwirken nicht

im Stande waren; ihre Bestrebungen waren nur darauf gerichtet, dem tapferen Prinzen von Braunschweig gegenüber sich im westlichen Deutschland zu behaupten. Aber um so enger war das Einverständniß des russischen Hofes mit der Kaiserin, die demselben die größten Concessionen machte; sie willigte ein, daß das von den Russen eingenommene Ostpreußen denselben verbleiben solle, wenn dagegen Schlesien an Oesterreich zurückkomme.

Was diese Verbindung in jenem Moment zu bedeuten hatte, sieht man daraus, daß Friedrich im Jahre 1760 nur 70,000 Mann in's Feld stellen konnte, während das russische und österreichische Heer, das gegen ihn zusammenzuwirken bestimmt war, 300,000 Mann zählte. Er erfocht die glänzenden Siege bei Liegnitz (15. August 1760) und bei Torgau (3. November 1760), aber sie gaben ihm keine Genugthuung; denn er fühlte alle Zeit die Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte den feindseligen Elementen, die auf ihn eindrangen, gegenüber; er hat seinem Bruder Heinrich zu Gemüthe geführt, daß man dem Vaterlande dienen müsse, auch wenn die Sache schlecht gehe; sein ursprünglich dynastischer Gedanke hatte sich zu der Idee des Vaterlandes erhoben. Die Idee des Staates und seiner Unabhängigkeit schwebte ihm unaufhörlich vor Augen; er wollte eher sterben als sie fallen lassen.

Wie nun aber die Gefahr durch Combination von Umständen, die keine innere Nothwendigkeit hatten, herbeigeführt worden war, so trat im Laufe der Zeit eine andere Combination ein, welche sie wieder zerstreute. Das vornehmste Ereigniß war, daß die Kaiserin von Rußland im Januar 1762 starb; ihre persönliche Animosität hatte dem Kriege seine verderblichste Wendung gegen Friedrich gegeben. Ihr Nachfolger, Peter III., war gerade von der entgegengesetzten Stimmung beseelt; er verehrte den König Friedrich in demselben Maße, als seine Vorgängerin ihn verabscheut hatte. Hierdurch verschwanden alle Gefahren im Norden; denn wiewohl die Gewaltsamkeiten Peters eine Bewegung hervorriefen, die seiner Laufbahn in Kurzem ein Ziel setzte, so war doch von der neuen Gebieterin, seiner Gemahlin, die durch seine Katastrophe emporkam, kein Rückfall in das alte System zu erwarten. Es erhellt nicht gerade, daß Katharina II. aus Dankbarkeit gegen Friedrich, dem sie ihre Vermählung nach Rußland verdankte, gehandelt habe; ihre Idee war einzig, die russischen Interessen in's Auge zu fassen; sie sagte wohl in einem großen Augenblick, sie sei hier im Namen des Volkes, um das Interesse desselben immer vor Augen zu behalten. Dies aber gebot weder die Vernichtung Preußens,

noch eine unbedingte Allianz mit Oesterreich. Und indem Maria Theresia, die ohnehin viel schwächer geworden, die Unterstützung der Russen verlor, entging ihr auch die andere, die in der Verbindung mit Frankreich lag.

Endlich war es der französischen Nation zum Bewußtsein gekommen, daß sie durch den maritimen Krieg unberechenbare Verluste erlitt; wohl kam ihr für denselben eine Thronveränderung in Spanien zu Statten, und es schien, als ob der frühere Kampf der bourbonischen Mächte gegen England sich im vollen Umfang wiederum erneuern sollte. In England sahen die Männer, welche bisher den Krieg geführt hatten. darin mehr eine Aussicht zu neuen großen Erfolgen als eine wirkliche Bedrohung; sie fühlten sich stark genug, um die spanische und französische Seemacht zugleich niederzuwerfen; aber auch die englische Nation, deren vornehmster Zweck als erreicht betrachtet werden konnte, war des Krieges bereits müde. Auch hier trat eine Regierungsveränderung von entscheidendem Charakter ein. Der junge König Georg III. glaubte erst in den vollen Besitz seiner Krone zu gelangen, wenn er sich der Partei entledigte, die bisher am Ruder gewesen war.

So begegneten sich die Regierungen von England und von Frankreich in friedlichen Intentionen.

Friedrich empfand es auf das Bitterste, daß er von den Engländern, denen er unermeßliche Dienste geleistet hatte, in seiner Bedrängniß verlassen wurde; aber der Vertrag, den er mit ihnen geschlossen, wurde doch in der That nicht ganz aus den Augen gesetzt: sie hielten an der Garantie von Schlesien, die sie ihm gegeben hatten, fest. Und von der Idee, ihm Schlesien zu entreißen, waren auch die Franzosen bereits zurückgekommen; aber diese fürchteten, durch eine Abkunft mit England, in welcher diese Garantie anerkannt würde, sich von Oesterreich zu entfremden, wozu sich König Ludwig XV. um so weniger entschließen wollte, da er sich mit Preußen so entschieden verfeindet hatte. Wenn nun die Frage war, wie der Friede mit England und die Allianz mit Oesterreich zugleich aufrecht erhalten werden könnte, so kam ihnen Maria Theresia auf halbem Wege entgegen. Erschreckt durch die Gefahr (es war noch zu Lebzeiten Peters III.), daß die Russen jetzt zu Gunsten Preußens an dem Kriege theilnehmen und vielleicht nach Hannover vordringen würden, was dann auf England zurückwirken und dort die Freunde Friedrichs wieder an's Ruder bringen müsse, entschloß sie sich, die Absicht, Schlesien zu erobern, was ihr ohne den Beistand von Frankreich und von Rußland unmöglich war, endlich aufzugeben; die vornehmste aller Nothwendigkeiten lag

für sie in der Pacification von England und Frankreich, die mit der Absicht auf Schlesien nicht zu combiniren war. Es kam dazu, daß auch die Zeit des Friedens mit den Türken ablief, so daß das orientalische Verhältniß anderweite Kriegsgefahren zu vermeiden gebot.

Aus dieser Verflechtung der Dinge entsprang der Friede, der zuletzt zu Hubertsburg zu Stande kam (15. Februar 1763).

Von dem Wiener Hof selbst ging der Antrag dazu aus; er wurde durch Sachsen vermittelt. Die Grundbedingung von Allem war, daß Friedrich zu keiner Abtretung irgend einer Art verpflichtet sein sollte; was er unter dem mannigfaltigsten Wechsel von Glück und Unglück und unter den größten Anstrengungen auf Leben und Tod vertheidigt hatte, das wollte er auch behaupten.

In dieser Haltung beruht der Anspruch Friedrichs auf den Beinamen des Großen, an den er selbst nicht gedacht, den ihm aber die Nachwelt zuerkannt hat; sie hat damit nicht etwa Alles sanctioniren wollen, was von ihm ausging, denn nicht eben Alles ist groß, was ein großer Mann thut, und an Manchem, was von ihm ausging, hat nicht bloß der Neid und die Mißgunst etwas auszusetzen gefunden; aber groß ist in Friedrich ein militärisches Talent, welches das Einzelne umfaßt und sich zur genialen Heerführung erhebt; am glänzendsten in den Momenten der größten Gefahr; nicht minder der gesunde, zum Ziel treffende politische Blick, der sich über den Zustand der Dinge keinen Täuschungen hingiebt; der Geist, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen antreibt, wenn sie in den Kreis seines politischen Daseins gehören, und dann doch abhält, über denselben hinauszugehen; endlich die moralische Entschlossenheit, die auch in der äußersten Gefahr aushält und in der Hauptsache niemals einen Schritt breit zurückweicht. Auf diese Weise hat er sein Preußen als europäische Macht, allen anderen ebenbürtig, begründet und behauptet. Wohl fühlte man dies in der Nation. Nicht allein mit Bewunderung, sondern mit Verehrung wurde er empfangen, als er, nicht mehr jugendfrisch wie einst, sondern mit den Spuren des Alters, d. h. der Kämpfe, die er bestanden, nach Berlin zurückkam.

Aber eine neue, nicht minder schwere Arbeit stand dann vor ihm: er mußte die Landschaften, die er behauptet hatte, in ihrem alten Wohlstand wieder herstellen und sie zu einem Ganzen vereinigen, das für ein ander Mal widerstandsfähig wäre. Denn an die Dauer des Friedens glaubte man eigentlich nicht. Von den Provinzen waren einige vom Feinde besetzt gewesen, andere hatten zum Kriegstheater gedient, alle waren ruinirt. Friedrich II. wurde an den Zustand

derselben, wie er nach dem dreißigjährigen Krieg gewesen war, erinnert, wo es denn fast ein Jahrhundert gedauert hatte, ehe eine Herstellung vollbracht worden war. Dahin aber sollte es dies Mal nicht kommen; der Unterschied gegen früher lag darin, daß damals der Fürst und die Völker zu Grunde gerichtet waren: jetzt aber ging Friedrich aus dem Kriege mit den Mitteln, die zu einem neuen Feldzug erforderlich gewesen wären, hervor und zögerte nicht, dieselben zur Herstellung des Landes zu verwenden. Die Pferde, mit denen er die Artillerie hatte bespannen wollen, wurden dazu verwandt, um den Pflug zu ziehen; aus den Magazinen, welche für die Soldaten bestimmt gewesen waren, wurde nun das Volk genährt. Von den Provinzen hatten sich einige nicht ganz zu seiner Zufriedenheit verhalten, namentlich nicht der Adel in Ostpreußen; anderen, z. B. den Bauern im Mindenschen, schlug er es sehr hoch an, daß sie sich selbst zum Kriegsdienst gestellt hatten; allein darauf hat er keine weitere Rücksicht genommen, namentlich den Ostpreußen Alles vergessen; er sah alle Landschaften eben als Theile des Ganzen an, das nun zu einem haltbaren Zustand gebracht werden sollte. Von allen Seiten umgaben ihn bei Weitem mächtigere und doch zugleich eifersüchtige Potenzen, denen er Widerstand zu leisten fähig sein mußte. Eine große Schwierigkeit machte ihm selbst die Nothwendigkeit, die Armee in gutem Stande zu erhalten. Es wäre ganz unverhältnißmäßig gewesen, ein stehendes Heer von 160,000 Mann, wie er es bedurfte, aus den Einwohnern auszuheben. Alles, was möglich war, bestand darin, daß er 70,000 Mann aus den Eingeborenen unter die Waffen stellte. Er blieb bei dem Cantonsystem, das sein Vater eingerichtet hatte, dessen Nutzen, selbst im Kriege, er sehr hoch anschlug. Daran also, eine eigentlich nationale Armee aufzustellen, konnte er nicht denken, doch hat er bereits den Entwurf gehabt, in dringenden Fällen zur allgemeinen Dienstpflicht heranzuziehen. In Ostpreußen dachte er in einem solchen Falle 20,000 Mann aus den Cantons aufzubringen und sie mit den regulären Truppen zu vereinigen. Schwere Besorgnisse erregte ihm allezeit die geographische Lage der Provinzen, die, von einander getrennt, nur zu leicht in die Hände der Feinde gerathen konnten. Er sah voraus, daß er das nicht würde verhindern können; jene Landesbewaffnung in Ostpreußen sollte nicht sowohl dazu dienen, das Land selbst zu vertheidigen, als die Weichselübergänge zu besetzen und so die Vertheidigung der Hauptprovinzen im Nothfalle möglich zu machen. Zunächst erforderten die Marken die größte Sorgfalt, namentlich die von dem letzten Kriege besonders betroffenen neumärkischen

Gebiete, von denen man berechnete, daß sie 57,000 Menschen weniger zählten, als vor dem Kriege. Er ruhte nicht, bis er es etwa nach zwölf Jahren dahin gebracht hatte, daß dieser Mangel nicht allein ersetzt war, sondern noch 30,000 Einwohner mehr gezählt wurden; denn vor Allem davon hatte er sich in seinen Studien überzeugt, daß die Macht eines Staates auf der Menge der Bevölkerung beruhe. Es machte ihm Eindruck, daß das kleine Holland im sechzehnten Jahrhundert den Krieg gegen den damals mächtigsten König der Welt glücklich bestanden hatte. In der Menge der Einwohner sah er den Vorzug Englands vor Schweden, Deutschlands vor Polen. Daher schrieb sich sein Eifer für Urbarmachungen und Colonisationen überhaupt, zu denen er schon früher den Anfang gemacht und die er mit wachsendem, vielleicht übertriebenem Eifer fortsetzte. Ein anderes Motiv der Macht erblickte er in dem Betriebe der Manufactur, wozu er dann besonders die Wollarbeiten zu organisiren Bedacht nahm, die für Städte und Land gleich wichtig seien. Er hielt es für nothwendig, jeder Einfuhr durch hohe Zölle entgegenzutreten. Er fühlte wohl selbst, daß seine Zölle das gewöhnliche Maß überschritten, und von dem Merkantilsystem war er nicht so durchdrungen, daß er für die Vortheile eines freien Handels schlechterdings kein Ohr gehabt hätte. Allein er glaubte mit gutem Gewissen dazu schreiten zu können, da es für die Erhaltung des Staates unbedingt nothwendig sei. Dabei aber faßte er noch einen moralischen Gesichtspunkt in's Auge. Er sagt: der Landadel sei in der Regel arm und doch zur Verschwendung sehr geneigt, alle Luxusartikel müsse man daher aus dem Lande entfernt halten; der Adel würde sonst sich in seinen Hülfsquellen ruiniren und zugleich verweichlichen; in Preußen müsse man streben, die alten germanischen Tugenden aufrecht zu halten, zu dem Kriege sei Ehrgefühl, Ruhmbegierde, Vaterlandsliebe erforderlich; diese Tugenden aber werde man durch Verweichlichung untergraben, und doch beruhe sein ganzer Staat darauf; denn aus dem Adel, wie bereits bemerkt, nahm er seine Offiziere. Hat man es nicht vor Kurzem in Frankreich selbst beklagenswerth gefunden, daß die Pflanzschule von Offizieren, die in einem wenig begüterten Adel liege, daselbst nicht mehr vorhanden sei? Friedrich II. betrachtete es als eine seiner Hauptaufgaben, den Adel, dem er alle mögliche Rücksicht erwies, aufrecht zu halten. Aus diesem Grunde hielt er über die Prärogative desselben, die Rittergüter allein zu besitzen. Er war nicht ohne Empfänglichkeit dafür, daß der Zustand der Unterthänigkeit der Bauern unter die Gutsherren aufgehoben werden sollte. Der Leibeigenschaft gedenkt er mit Abscheu,

aber die Frohnden abzuschaffen erschien ihm doch als ein so schädlicher Eingriff in den Besitzstand der Edelleute, daß er davon abstand. Nur einem Mißbrauche setzte er sich mit Nachdruck entgegen, nämlich dem Ankaufe bäuerlicher Grundstücke durch die Gutsherren, denn dadurch werde die Population vermindert, wie das in vielen andern Ländern geschehe. Dem aber zuvorzukommen, dazu wurde er auch durch das Princip seines Staates überhaupt bewogen; denn vor Allem bedurfte er der Bauern in dem angegebenen Maße für die Armee, zugleich aber auch durch eine besondere kriegsmännische Betrachtung. In dem Zusammenstehen der Verwandten aus einem einzigen Canton sah er ein Moment zur Kriegführung; denn Einer fechte für den Anderen und dabei sei doch ein Wetteifer unter ihnen bemerkbar. Die drei Stände, Adel, Bauern und Bürger, standen als große Corporationen vor seinen Augen. Den Bürgern war Handel und Verkehr überlassen. Er wollte nicht, daß der dritte Stand sein Geld anders, als zum Zwecke des Verkehrs verwende, durchaus nicht zu dem Ankaufe von Rittergütern, die in den Händen des Adels bleiben müßten, der dagegen auch am Handelsverkehr nicht theilnehme; es sei seine einzige Ressource. Man sieht wohl, er ließ noch Etwas zu thun für das Jahr 1807. Dem König Friedrich II. verbot das Gefühl von seiner Lage, über den Kreis, den er um sich gezogen, hinauszugehen. Die Einheit des Ganzen aber sah er allein in seiner eigenen Person, in der Person des Fürsten. Er hat wohl einmal von einem Urvertrag geredet, aber auf die populären Anwendungen dieser Doctrin ging er nicht ein; denn die Pflicht der Vertheidigung sei dabei auf den Fürsten übergegangen; diese aber lag eben in seinem Princip der Staatsverwaltung, wie er es faßte. Es gebe keinen Unterschied, sagte er, zwischen dem Wohl des Fürsten und dem Wohl des Staates; der Unterthan müsse allerdings mehr leisten, als gerade der Augenblick erheische, aber dafür habe der Fürst die Verpflichtung zur Sparsamkeit, namentlich zur Ansammlung eines Schatzes, um immer im Stande zu sein, die Vertheidigung zu führen; vor Allem müsse er eine stattliche Kriegsmacht erhalten; denn unter dem Schutze der Krieger pflüge der Bauer sein Feld, entscheiden die Tribunale die Rechtsfragen, bleibe jede Thätigkeit in ihrem Gange und werde der Handel erhalten. Die Dienste des Volkes und des Fürsten schlägt er gleich hoch an, „eine Hand", sagt er, „wäscht die andere". Es entgeht ihm nicht, daß seine Anordnungen zuweilen hart erscheinen, man sage wohl, er setze dem Volke das Messer an die Kehle, aber man solle sich erinnern, daß er nie etwas Anderes, als dessen Wohlfahrt im Auge gehabt

habe; er verlasse sich auf die Geradheit seiner Absichten, sein gutes Gewissen und die bessere Einsicht, die er sich erworben habe. Es würde verwerflich sein, wenn er etwa die Hälfte des Einkommens für den Staat fordern wolle. Jeder müsse im Stande sein, sein Eigenthum im Großen und Ganzen zu genießen, aber einen Theil desselben müsse er abgeben. Es genügt nicht, daß die Regierung reich sei, das Volk muß glücklich sein.

Von der Nothwendigkeit der Monarchie ist Friedrich II. besonders für den preußischen Staat durchdrungen; in ihrer Handhabung sieht er selbst eine Pflicht. Der fleißigste, in seinem Berufe eifrigste, standhafteste Fürst habe einen Vortheil vor den anderen, die sich im Nichtsthun gefallen. Der Fürst muß an der Spitze aller Departements stehen; denn jeder Minister versieht nur sein eigenes. Der Fürst muß der Centralpunkt für Alle sein. Vermag ein Fürst nicht selbst zu regieren, so muß er sich allerdings einen ersten Minister wählen. Friedrich II. geht die Reihe der ersten Minister durch, die er aus der Geschichte kennt. Er ist mit Keinem ganz zufrieden, selbst nicht mit Richelieu, den er sonst am höchsten stellt, noch auch mit Mazarin. Den Glanz der früheren Epoche Ludwigs XIV. leitet er daher ab, daß er selbst sein erster Minister gewesen sei. Sein eigenes Verhalten identificirt Friedrich so ganz mit der Natur des Staates, den er regiert, daß er eine andere Art und Weise, denselben zu regieren, als die seine, verwirft. Er erkennt an, daß seine Regierung eine militärische sei, aber eben dies ist sein Princip. Wenn der Krieg allerdings mißbraucht werden könne, so gebe es doch auch einen guten Gebrauch desselben; zuweilen sei er unentbehrlich. Er verzeichnet die Fälle, in welchen der Krieg nicht vermieden werden dürfe; nothwendig sei er vor Allem zur Erhaltung des Ansehens und der Sicherheit des Staates, Unterstützung der Freunde und zum Widerstande gegen die, welche neue Unternehmungen, die dem Staate schädlich sein können, im Schilde führen. In diesem Falle hat er sich eben selbst bei dem Ausbruche des letzten Krieges befunden. Auf die strategische Führung und die Einsicht des Feldherrn legt er dabei den größten Werth. Gar nicht auszulernen, sagt er, sei die Kunst des Krieges; jede Campagne habe ihm neue Erfahrungen geboten und neue Grundsätze an die Hand gegeben; er zweifle nicht, daß es noch viele Erfahrungen gebe, die er nicht gemacht habe, und die eine Erweiterung der Kunst nöthig machen. Die Regeln, wie sie jetzt gefaßt werden müssen, habe er in den Anordnungen an seine Generale bekannt gemacht. Dabei aber sei doch das größte Unglück für das Bestehen

des Staates zu erwarten, wenn der Fürst nicht mehr an der Spitze seiner Truppen stehen könne. Gegen alle diese Sätze kann man zum Theil aus der Theorie, die sich an der Hand der Thatsachen immer weiter entwickelt, zum Theil aus den späteren Ereignissen mancherlei Einwendungen machen. Sie enthalten Abstractionen von dem damaligen Zustande, der damaligen Praxis. Aber von diesem Standpunkte aus angesehen hat Alles einen großartigen Zusammenhang und eine innere Nothwendigkeit, die eben aus dem Moment der Zeit hervorgeht. Auffallend ist es, daß man anderweit dem König Friedrich die weitaussehendsten Absichten auf neue Erwerbungen zuschrieb, während doch die Schriftstücke, die er für seinen Nachfolger niederschrieb, obwohl sie einige flüchtige Andeutungen dieser Art enthalten, doch im Großen und Ganzen nur auf die Erhaltung und Entwickelung des bestehenden Zustandes gerichtet sind. Man hat damals in Wien Anstoß daran genommen, daß der König sich Frankreich nähere. Er hat in der That einen Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen, allein seine eigene wahrheitsgetreue Versicherung ist, daß dieser einzig für Handelszwecke bestimmt war, namentlich Absatz für Manufacturwaaren und Herbeiziehung baaren Geldes; weiter erstreckte sich seine Absicht dabei nicht. War aber, so dürfte man fragen, nicht seine Allianz mit Rußland auf einen solchen Zweck berechnet? Man kann mit völliger Gewißheit sagen, daß sie es nicht war. Der König setzt genau auseinander, was ihn zu derselben bewogen habe. Es war ganz allein die aus den Erfahrungen des letzten Krieges hervorgegangene Nothwendigkeit, unter den großen Potenzen von Europa einen Verbündeten zu haben, von dem man keinen Bruch des Friedens zu erwarten brauchte. Rußland, welches sich zuerst von Allen von dem großen antipreußischen Bündniß zurückgezogen hatte, erschien allein geeignet dazu: denn das Verfahren, das die englische Regierung unter Georg III. gegen ihn beobachtete, erfüllte ihn mit Indignation und an Abscheu grenzendem Widerwillen. Auch gegen das Bündniß mit Rußland ließ sich Manches einwenden, namentlich war die Verpflichtung zur Bezahlung von Subsidien im Falle eines Krieges sehr anstößig. Darüber war aber nicht hinwegzukommen. Daß der König mit der Politik Rußlands in Bezug auf Polen einverstanden gewesen sei, darf man nicht glauben. Er mißbilligte die Mittel und Wege, die zur Wahl Poniatowsky's (es ist König Stanislaus) führten, sowie die Veränderungen in der Form der Regierung, welche Kaiserin Katharina vornahm. Die Prätentionen in Bezug auf die Dissidenten, welche sich erhob, waren ihm unangenehm, aber auch dem mußte er sich fügen, um den Haupt-

zweck zu erreichen. Wie so ganz verkannte der österreichische Staatskanzler, Fürst Kaunitz, die Lage des Königs, wenn er einmal den Gedanken faßte, Schlesien durch eine große Combination, zu welcher die Türken mitwirken sollten, dem König wieder zu entwinden; man wollte ihn durch größere Gebiete in Polen schadlos halten; die Pforte sollte Oesterreich unterstützen, um Schlesien wieder einnehmen zu können, selbst mit Einwilligung des Königs. Mit Recht machte Kaiser Joseph darauf aufmerksam, daß dazu eine Auflösung des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen gehören würde, woran der König nicht denken werde. Ganz ohne alle weitere Absicht war aber das Bündniß Friedrichs mit Rußland nicht. In den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen, welche unseren Mittheilungen an dieser Stelle zu Grunde liegen, werden mancherlei Absichten kundgegeben, deren Durchführung für das Wohl des Staates wünschenswerth sei. Die meisten jedoch sind sehr eventueller Natur; die Voraussetzung ist dabei allemal, daß große allgemeine Veränderungen eintreten. Eine Absicht tritt dabei aber hervor, welche sehr ernstlich gemeint war und mit der er sich fortwährend trug; sie bezog sich auf den Heimfall der alten Besitzungen des brandenburgischen Hauses, Ansbach und Baireuth, welcher nahe bevorzustehen schien und welcher eine Umwandlung in den deutschen Angelegenheiten in sich schloß. Der König wünschte im Jahre 1768 sein Bündniß mit Rußland noch auf zehn weitere Jahre verlängert zu sehen, um diesen Heimfall, welchem sich Oesterreich entgegensetzen würde, wirklich realisiren zu können.

Da trat nun aber eine Verwickelung der großen Angelegenheiten ein, welche seiner Politik eine Richtung auf neue Erwerbungen gab. Die große Frage, welche das östliche Europa schon bisher beschäftigt hatte und noch mehr beschäftigen sollte, über das Verhältniß von Rußland und der Türkei, erhob sich plötzlich in ihrer ganzen, den Orient umfassenden, auf den Occident zurückwirkenden Tragweite. So lange die Osmanen mächtig und gefährlich waren, standen Rußland und Oesterreich gegen sie zusammen; seitdem aber die Pforte aufhörte, furchtbar zu sein, zeigte sich über die Bestimmung der türkischen Grenzgebiete ein schneidendes Mißverständniß zwischen den beiden Mächten. Um keinen Preis wollte der Hof zu Wien die Moldau und Wallachei, auf welche die Russen ihr Augenmerk richteten, in die Hände derselben gerathen lassen.

Was hat diese Tendenz der Russen im Laufe der Zeiten nicht Alles veranlaßt! Der große Krieg Napoleons gegen Rußland, die letzten Entscheidungen des Krimkrieges sind durch dieselbe herbeigeführt

worden und ohne unmittelbare Betheiligung mußte Preußen von derselben allezeit nahe berührt werden. Meistentheils hat die Frage auch auf die polnischen Angelegenheiten eine sehr nahe Beziehung gehabt. Damals lag sie darin, daß Stanislaus, der durch Rußland auf den Thron gekommen, von einer mächtigen Conförderation bekämpft wurde, die ihrerseits ihren Rückhalt an der Türkei hatte. Die Frage knüpfte mit anderen zusammen, welche Europa beschäftigten, namentlich den Irrungen zwischen Frankreich und England, die wieder einen allgemeinen Krieg hervorzurufen drohten; Frankreich aber war mit Oesterreich verbündet und neigte zu den Türken; England näherte sich den Russen. Ursprünglich war es der Wunsch Friedrichs, sich aller Theilnahme an diesen weit aussehenden Irrungen zu enthalten; denn „wir sind Deutsche", sagt er einmal einem österreichischen Bevollmächtigten; „was geht es uns an, wenn Engländer und Franzosen sich um Canada schlagen oder Russen und Polen zugleich mit den Türken sich herumbalgen?" Auch Oesterreich wünschte damals eine Annäherung an Preußen, schon darum, weil es von den französischen Ministern besser behandelt wurde, sobald es mit Preußen gut stand; es wäre geneigt gewesen, ein System der Neutralität in Deutschland aufzurichten, wie Friedrich II. selbst. Der junge Kaiser Joseph, zugleich durch persönliche Bewunderung und Neugierde angetrieben, besuchte den König im Jahre 1769 in Neiße, der König den Kaiser im Jahre 1770 in Mährisch-Neustadt. Bei der Zusammenkunft in Neustadt, bei welcher auch Kaunitz erschien, kam es zwischen dem Staatskanzler, welcher die österreichische Politik repräsentirte, und dem König von Preußen zu gegenseitigen Erklärungen, welche beide Theile befriedigten. Man kam überein, eine Mediation zwischen Russen und Türken zu versuchen. Die beiden Mächte hatten aber doch ganz verschiedene Stellungen zu dieser Frage. Auch Friedrich II. sah den Anwachs der russischen Macht sehr ungern; Oesterreich aber wurde von den orientalischen Ereignissen geradezu bedroht. Jeder Fortschritt der Russen erschien in Wien als eine Niederlage und Gefährdung, und wenn man den Forderungen nachfragte, welche Rußland stellte, so waren diese so beschaffen, daß das türkische Reich dabei schwerlich hätte bestehen können. Oesterreich aber erklärte, es wolle keine anderen Nachbarn als die Türken und werde mit Waffengewalt einschreiten, um den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten. Die damalige Annäherung von England an Rußland erschien insofern höchst gefährlich, als dadurch die Russen zur Herrschaft über das schwarze Meer gelangt und die verbündete Seemacht von England und Rußland alle Küsten des Continents umspannt haben würde.

Die Bedingungen, welche Katharina II. dem König für ihren Frieden mit den Türken zugehen ließ, bewogen diesen das Mediationsgeschäft vollkommen aufzugeben; er glaubte nichts weiter, als den unmittelbaren Ausbruch des Kampfes zwischen Rußland und Oesterreich voraussehen zu können. Ihn selbst berührte das nur insofern, als die Entzweiung zwischen den Russen und Oesterreichern auch auf Polen zurückwirkte. Stanislaus, den er aufrecht zu halten verpflichtet war, wurde von Frankreich und den Conföderirten bedroht; Oesterreich war mehr auf der Seite der Conföderirten. Und schon hatte Oesterreich einen Theil des polnischen Gebietes, den es als einen alten Bestandtheil von Ungarn betrachtete, in Besitz genommen: auch auf der russischen Seite aber hatte man sich überzeugt, daß der Zustand in Polen nicht haltbar sei, und daß die zu Gunsten der Dissidenten übernommenen Verpflichtungen von Stanislaus nicht würden erfüllt werden können. Schon im März 1770 war der Gedanke von russischer Seite geäußert worden, daß wie Oesterreich so auch jede der beiden anderen Mächte einen ihr zunächst gelegenen Theil von Polen in Besitz nehmen solle. In dieser Absicht mag man den ersten Anfang einer Theilung von Polen sehen; der Grund wäre dann die Ueberzeugung gewesen, daß die von der Kaiserin von Rußland getroffenen Einrichtungen sich nicht würden behaupten lassen, wenn Polen im bisherigen Zustand bliebe. Friedrich II. war jedoch nicht darauf eingegangen. Schon hatte man auch von österreichischer Seite den Entwurf gemacht, den König durch das Anerbieten einer Acquisition auf Kosten von Polen für sich zu gewinnen; man dachte daran, ihm Curland und Semgallen anzubieten, doch ist dies Anerbieten ihm eigentlich nicht gemacht worden; denn man sah voraus, daß er nicht darauf eingehen werde. Ohne sein Zuthun kam er in eine Lage, in welcher er zwischen Rußland und Oesterreich zu entscheiden hatte; denn weder die eine noch die andere dieser Mächte hätte sich der Feindseligkeit von Preußen aussetzen dürfen. Und wenn Oesterreich Preußen nicht für sich hatte, so durfte es nicht wagen, den Türken mit Gewalt der Waffen zu Hülfe kommen. Ueberdies aber, was konnte die Türkei den Oesterreichern bieten? Sie hätten gewünscht, Belgrad und Widdin, d. h. Serbien zu erwerben. Bei der ersten Erwähnung eines solchen Vorhabens aber flehte der türkische Bevollmächtigte den Kaiser Joseph an, diese Saite nicht zu berühren; es könnte dem Großherrn den Kopf kosten, wenn er darauf einginge. Die Türken haben vielmehr auch ihrerseits damals den Wiener Hof auf eine Entschädigung in Polen verwiesen; sie haben eigentlich eine Theilung des polnischen Reiches in Vorschlag gebracht zunächst zwischen Oesterreich und der Pforte.

Unmöglich aber war eine solche Verbindung. Oesterreich hätte zugleich Rußland und Preußen gegen sich gehabt, und nur wenig hatte die Hülfe der Türken in ihrem damaligen Zustand zu bedeuten. In dieser Verwickelung der Dinge nun ist es gewesen, daß Friedrich II. den Plan einer partiellen Theilung von Polen wirklich gefaßt hat. Er wollte sich weder mit Rußland noch mit Oesterreich entzweien, und brachte in Erfahrung, daß Rußland diejenige seiner Bedingungen für die Herstellung des Friedens, die für Oesterreich die unangenehmste war, die Besitznahme der Moldau und Walachei, fallen lassen werde. Ihm schien es, als ob der Friede sich werde herstellen lassen, wenn nur sonst die drei Mächte zu einem Verständniß in der polnischen Angelegenheit gelangten. Unleugbar ist nun, daß die Besitznahme der Zips und einiger angrenzenden Starosteien durch die Oesterreicher, welche bereits eine Administration der incorporirten Provinzen einsetzten, den nächsten Anlaß gab, die Idee einer Theilung ernstlich zu ergreifen. Katharina ließ vernehmen, was Oesterreich sich erlaube, müsse auch Anderen gestattet sein, und wer habe nicht ähnliche Prätensionen wie Oesterreich? Friedrich II. schlug den Zuwachs an Gebiet, den Oesterreich durch jene Reunionen erlange, sehr hoch an und sah darin eine Alterirung des gegenseitigen Machtverhältnisses der beiden Monarchien; er nahm der Verstärkung von Oesterreich gegenüber auch eine Verstärkung von Preußen in Anspruch. Nicht Ausgleichung des Territorialbesitzes aber, sondern eine wesentliche Erweiterung seiner Macht faßte er dabei ins Auge. Der Augenblick schien ihm gekommen zu sein, um eine Erwerbung durchzuführen, welche ihm durch die unhaltbare geographische Position, in der er sich befand, höchst wünschenswerth gemacht wurde. Er nahm die Idee auf, die schon im 14. Jahrhundert von den Gebietigern des deutschen Ordens gefaßt worden war: das Ordensland, d. i. Ostpreußen, mit Schlesien durch die Erwerbung polnischer Landesstriche in unmittelbare Verbindung zu setzen, ein Vorhaben, dessen Ausführung in jener Epoche für das Vordringen des deutschen Elementes gegen das reine Polenthum von großer Wichtigkeit gewesen wäre. Es war damals vollkommen mißlungen; durch die Verbindung mit Litthauen waren vielmehr die Polen Meister über den deutschen Orden geworden und hatten das deutsche Element zurückgedrängt. Ohne an jene alten Entwürfe anzuknüpfen, welche überhaupt in Vergessenheit begraben waren, sah Friedrich II. als Souverän von Preußen und nun auch von Schlesien in der Verbindung von beiden durch die Erwerbungen polnischer Landstriche eine Art von geographischer Nothwendigkeit.

Schon als Kronprinz hatte er vom brandenburg-preußischen Standpunkte aus die Erwerbung von Westpreußen, welches schon früher allenthalben unter deutschem Einfluß gestanden, für höchst wünschenswerth erklärt; es war einer von den Gedanken, die dem Prinzen Eugen, der davon Kunde bekam, als ein bedeutungsvolles Zeichen des aufstrebenden Geistes des jungen Fürsten erschien. Aber an diesen Plan hatte Friedrich II. seitdem doch nicht ernstlich gedacht. Er machte sich keine Hoffnung, denselben durchzuführen; er scheute sich, einen allgemeinen Sturm heraufzubeschwören. In dem politischen Testament von 1768 bezeichnet er diese Absicht als einen Gesichtspunkt für seine Nachfolger. Nun aber traten ganz im Gegentheil europäische Verwickelungen ein, die ihn einluden, seine Hand nach diesem Besitz auszustrecken.

Sehr präcis waren die Aeußerungen der Kaiserin Katharina bei dem erwähnten Anlaß; warum wolle, sagte sie zu dem Prinzen Heinrich von Preußen, der ihr eben in Petersburg einen Besuch machte, der König von Preußen nicht auch seinerseits etwa sich das Gebiet von Ermeland aneignen? Bei dieser Eröffnung erwachte in dem Könige sein alter geographisch-politischer Gedanke; Ermeland, das die Kaiserin ihm anbot, war ihm zu unbedeutend, um sich darüber mit der öffentlichen Meinung zu entzweien, aber eine große Provinz einzunehmen, durch welche Ostpreußen mit Brandenburg und Schlesien in Verbindung gesetzt wurde, darauf ging er ein.

Von dynastischen Ansprüchen war hierbei nicht die Rede, und nicht sehr weit reichte das angeregte Argument. Der Akt war ein lediglich politischer; die Rechtfertigung desselben hat Friedrich nur immer darin gesucht, daß es das einzige Mittel gewesen sei, einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich, an dem er sich hätte betheiligen müssen, und der ein allgemeiner hätte werden können, zumal da zwischen Frankreich und England ein neues Zerwürfniß auszubrechen drohte, zu vermeiden. Für sich selbst nahm er jene Gebiete in Anspruch, welche der deutsche Orden und das deutsche Reich an die Polen verloren hatten; ein Ereigniß, dessen Fortgang entgegengetreten zu sein das vornehmste Verdienst der alten Kurfürsten aus dem Stamme der Burggrafen ausmachte. König Friedrich war jetzt im Stande, einer entgegengesetzten Strömung Bahn zu machen; er wollte zugleich Grenzen gewinnen, die er möglicherweise auch gegen Rußland in Vertheidigungsstand setzen könne, und der Gefahr vorbeugen, von einem polnischen Reiche in seiner jetzigen großen Ausdehnung, das doch künftig einmal an einen thatkräftigen König gelangen konnte, überwältigt zu werden.

Ein polnisches Reich von mäßigem Umfange hätte er geduldet. Wenn ihm aber die beiden großen Mächte das Gebiet überwiesen, welches er als unentbehrlich zu einer Consolidation seines Landes betrachtete, so hatte er nichts dagegen, daß sich Rußland ein fünffach, Oesterreich ein dreifach größeres Territorium ausbedang. Ihm kam Alles darauf an, seinen Staat geographisch zu befestigen und in sich selbst zu consolidiren. Er wußte wohl, daß ihm auch das schwere Ungelegenheit und Mühe zuziehen werde, aber er hatte den Grundsatz: daß der Mensch zur Arbeit geboren sei und es keine bessere geben könne, als eine solche, die zum Nutzen des Vaterlandes gereiche.

Für den preußischen Staat war die Erwerbung von Westpreußen, die im September 1772 eine vollendete Thatsache wurde, eine Bedingung seines künftigen politischen Bestehens.

Noch eine andere Bedingung aber gab es, die in Beziehungen zum deutschen Reiche lag und die nun nochmals in den Vordergrund trat.

In Folge der schlesischen Kriege war Friedrich von allem Einfluß auf Deutschland, der seiner Macht entsprochen hätte, ausgeschlossen. Oesterreich besaß das volle Uebergewicht im Reiche; es beherrschte die Reichsinstitution; es hatte die geistlichen Fürsten auf seiner Seite, und zugleich stützte es sich auf seine Allianz mit Frankreich, welches in Deutschland immer einen großen Einfluß auszuüben fortfuhr. An und für sich eine unangenehme Lage für den König, der ein Mitglied des von Oesterreich abhängigen Reichskörpers war; er hatte sich aber in dieselbe gefunden, nur durfte Oesterreich nicht noch mächtiger im Reiche werden. Aber eben dahin schienen dessen Absichten zu gehen; wie es sich denn damals durch einen einseitigen Vertrag mit den Türken ohne Rücksprache mit Rußland und Preußen der Bukowina bemächtigte, so regte sich die Besorgniß, daß es auch im deutschen Reiche durch einseitige Verträge oder Austauschungen um sich greifen werde. Friedrich war entschlossen, das nicht zu dulden. Als bei dem Abgang der wilhelminischen Linie des Hauses Wittelsbach die Oesterreicher auf Grund von alten Verträgen, deren Rechtsbeständigkeit doch sehr bezweifelt war, Niederbaiern in Besitz nahmen, rückte der König ohne Bedenken in's Feld, um sein Schwert für die Integrität von Baiern und der bisherigen Machtverhältnisse im deutschen Reich zu ziehen, nicht einmal mit dem nächsten Erben dieses Landes, der es sich vielmehr gefallen ließ, einverstanden, wohl aber mit dessen präsumtivem Nachfolger, in welchem sich die dynastischen Rechte des Hauses concentrirten.

Der Wiener Hof hatte das doch nicht erwartet.

Das Unternehmen Friedrichs hätte leicht einen allgemeinen Krieg

herbeiführen können, wenn Frankreich auf die Seite von Oesterreich getreten wäre, aber die Politik Ludwigs XVI. unterschied sich auch darin von der früherer oder späterer französischer Regierungen, daß er sich einer thätigen Einmischung in deutsche Angelegenheiten enthielt. Noch wirkten die Erinnerungen an Roßbach und der große Name des tapferen Königs, der als Held des Jahrhunderts erschien.

Den Krieg aber mit Preußen allein auszufechten, war wenigstens Maria Theresia nicht gesonnen. Sie ließ dem Könige noch bei Zeiten friedliche Eröffnungen machen; hierauf kam es zu Unterhandlungen, nicht ohne die Einwirkung von Rußland, welches auf der Seite von Preußen stand, und zum Abschluß des Friedens von Teschen, in dessen Folge die österreichischen Truppen die eingenommenen bairischen Bezirke wieder verließen und Baiern seine Stellung in Deutschland behauptete (13. Mai 1779). Für sich selbst hatte der König den Vortheil, daß seine an sich unzweifelhaften Anrechte auf die fränkischen Markgrafschaften anerkannt wurden; Maria Theresia versprach, einer dereinstigen Vereinigung dieser Fürstenthümer mit den brandenburgischen Hauptlanden nicht entgegentreten zu wollen. Aber bei Weitem größer war der Vortheil in Bezug auf die allgemeinen deutschen Angelegenheiten, der dem König aus dem bairischen Erbfolgekrieg erwuchs. Seine Autorität nahm unbeschreiblich zu. Die deutschen Fürsten hatten ihn bisher gefürchtet, sie fanden jetzt ihre Stütze an ihm. Grade durch diese Haltung sind die bedeutendsten Staatsmänner der späteren Zeit, Stein und Hardenberg, bewogen worden, den preußischen Dienst zu suchen; denn Preußen trete für das gute Recht ein. Die unruhige Beweglichkeit des Kaisers Joseph, der nun seiner Mutter gefolgt war, aber die alte rücksichtsvolle und conservative Politik des Hauses Habsburg verleugnete, ließ es als eine moralische Nothwendigkeit erscheinen, einen Rückhalt gegen ihn zu haben.

Das große Ereigniß der Epoche, die Emancipation der amerikanischen Colonien blieb nicht ohne Einfluß auf dies Verhältniß. Friedrich nahm für die Amerikaner von ganzem Herzen Partei. Wenn der König von England, Kurfürst von Hannover, seine Stellung in Deutschland dazu brauchte, deutsche Kriegsvölker in englischen Sold zu nehmen, um in Amerika für das englische Parlament zu fechten, so sprach Friedrich den lebhaftesten Widerwillen gegen dieses Verfahren aus, was dem deutschen Nationalgefühl doch einen unerwarteten Ausdruck gewährte. Die Fürsten und die Nation faßten Vertrauen zu ihm. Und in Kurzem sollte die kaum überwundene Gefahr in etwas anderer Gestalt sich wieder erneuern. Um sich freie Hand zu verschaffen, ohne Rücksicht auf die Opposition von Preußen, gegen welches Frankreich

trotz der Allianz von 1756 nichts mehr that, noch thun konnte, hielt es der Wiener Hof für geboten, ein Einverständniß mit Rußland zu suchen.

Dazu gehörte, daß man der Kaiserin Katharina und dem Günstling derselben, Potemkin, in ihren orientalischen Absichten nicht mehr widerstrebte. Man kehrte zu der alten Combination, in welcher Rußland und Oesterreich gegen die Osmanen verbündet gewesen waren, zurück. Kaiser Joseph selbst unternahm schon im Jahre 1780 eine Reise an das Hoflager der Kaiserin Katharina, das er zu Mohilew antraf, um ein Verständniß mit ihr einzuleiten. Ursprünglich war zwischen ihnen nur von einer Garantie der beiderseitigen Besitzungen die Rede; aber wenn die Kaiserin fragte, ob dieselbe auch die Erwerbungen begreifen solle, die sie noch machen werde, so wies das der Kaiser nicht von der Hand, wofern nur auch Oesterreich Erwerbungen von gleichem Umfang machen könne. Gewiß war der Ehrgeiz des Kaisers auch nach dem Orient hin gerichtet, aber noch mehr lag ihm am Herzen, Rußland von Preußen zu trennen: denn nur deshalb, sagte er, sei Oesterreich den Unternehmungen Rußlands in der Türkei entgegen gewesen, weil dieses mit dem Feinde Oesterreichs, dem Könige von Preußen, in Verbindung gestanden habe.

Katharina dachte nicht, den König von Preußen fallen zu lassen. Bei den Vorschlägen über einen gemeinschaftlichen Krieg ging sie auf die Punkte nicht ein, welche für Preußen hätten gefährlich werden können; auch über die weiteren gegen die Türken selbst gerichteten Pläne hat man sich damals nicht eigentlich einverstanden; es waren Entwürfe des hochgespannten russischen und österreichischen Ehrgeizes. Allein eine andere Frage von unmittelbar praktischer Natur trat ein: Katharina II. nahm nicht allein die Unabhängigkeit der Tataren von der Pforte, sondern die Abhängigkeit derselben von Rußland, ohne welche sie niemals Frieden haben werde, in Anspruch; sie ergriff Besitz von der Krim.

Ganz Europa merkte auf. Alles war dagegen, ausgenommen Kaiser Joseph, der nicht gerade ein Unglück darin sah, wenn die Türken schwächer wurden. Doch geschah das nicht ohne eine entsprechende Verpflichtung von Seiten Rußlands; die Kaiserin erklärte, wenn sie die Krim, Kuban und Taman in Besitz nehme, so würde sie das dem Kaiser Joseph verdanken und dagegen dessen Interessen, die sie kenne (Brief Katharina's vom 8. Juni 1783), mit besten Kräften unterstützen. Diese Interessen aber lagen nicht im Orient. Joseph II. leistete auf die Besitznahme einer türkischen Provinz, den früheren Verabredungen gemäß, Verzicht, weil dadurch ganz Europa

in Bewegung gerathen werde; es waren die Interessen Oesterreichs in Bezug auf Italien oder auf Deutschland.

Nun ist es aber hauptsächlich die Einwirkung des österreichischen Internuntius Herbert auf die Pforte gewesen, durch welche der Großherr vermocht wurde, selbst die bestehenden Verträge mit Rußland auf eine Weise zu modificiren, daß die Besitznahme Katharinas II., ohne dieselbe ausdrücklich zu erwähnen, doch durch den Wortlaut gut geheißen wurde. Das Verdienst, das sich Oesterreich um Rußland erwarb, war unleugbar und höchst umfassend.

Was war es nun aber, was Oesterreich dagegen verlangte? Das große Vorhaben auf Baiern war zuletzt gescheitert, jedoch mit nichten aufgegeben; Kaunitz und der Kaiser erneuerten es in der Form eines Austausches der österreichischen Niederlande gegen das gesammte Baiern; sie hatten dabei den doppelten Zweck im Auge, sich der unangenehmen europäischen Verwickelungen, die aus dem Besitz der Niederlande entstanden, zu entledigen und ein benachbartes Reichsgebiet zu erwerben, durch welches die eigene Macht verstärkt und der Einfluß auf das innere Deutschland unendlich vergrößert worden wäre. Für diesen großen Plan nahm der Hof von Wien die Unterstützung der Kaiserin Katharina im Mai 1784 in aller Form in Anspruch; die Kaiserin billigte denselben, indem sie zugleich auf die ihr geleisteten Dienste Bezug nahm. Das also war die große Combination. Indem Rußland die Oberhand über die Türkei erlangte, sollte für Oesterreich das Uebergewicht im deutschen Reiche auf immer begründet werden. Man hatte Grund zu hoffen, daß der Kurfürst von Baiern, Karl Theodor, dessen Trachten und Sinnen hauptsächlich nur auf äußeren Glanz gerichtet war, den Austausch billigen werde.

Es war ihm eben recht, Baiern wieder verlassen zu können; den größten Reiz hatte für ihn die Aussicht, als König von Burgund in Brüssel einzuziehen und eine europäische Rolle zu spielen.

Aber mit der Erwerbung von Baiern war Kaiser Joseph noch nicht befriedigt, er machte wegen des höheren Werthes der Niederlande Vorbehalte, durch welche es ihm möglich wurde, auch Salzburg und Berchtesgaden, gegen Entschädigungen in den Niederlanden, an sich zu bringen. Auch die Oberpfalz und Neuburg wollte er sich nicht entgehen lassen, und Alles ließ sich dazu an, als würde er bei dem Kurfürsten den Einwendungen, die derselbe erhob, zum Trotz, seine Absicht doch durchführen. Noch immer gab es aber dann eine noch zu erledigende Vorfrage; sie betraf die Einwilligung des nächsten erbberechtigten Agnaten, des Herzogs von Zweibrücken.

Der Kurfürst wollte mit demselben nicht unterhandeln, und der Wiener Hof stand mit ihm auf gespanntem Fuße; der erste Dienst, den nun Katharina II. dem Kaiser Joseph in dieser Sache leistete, bestand darin, daß sie ihren Gesandten Romanzow mit Unterhandlungen mit dem Herzog von Zweibrücken beauftragte, der dann dem Herzog gegenüber die ganze Sache als abgemacht bezeichnete und denselben in gebieterischen Ausdrücken aufforderte, der Abkunft über den Austausch beizutreten.

Von alle dem war nun dem König Friedrich in seinem Sanssouci keine Ahnung beigekommen. Einen sehr unangenehmen Eindruck hatten ihm die gegenseitigen Annäherungen zwischen Rußland und Oesterreich gemacht; die Uebergriffe, die sich Kaiser Joseph im Reiche erlaubte, erregten seinen Unmuth und Widerwillen; er hatte davon gesprochen, daß man sich ihnen entgegensetzen müsse, aber die Verhandlungen der beiden Kaiserhöfe waren doch in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt geblieben, das er nicht zu durchdringen vermochte. Wohl kam ihm ein Gerücht von einem neuen Vorhaben zu, doch schenkte er demselben keinen Glauben. Es traf ihn wie ein Blitzstrahl, als ihm der Herzog von Zweibrücken Mittheilung von den Anträgen machte, die ihm zugegangen waren, so daß an der Wahrheit der Thatsache kein Zweifel übrig blieb. Von einer heftigen Aufregung ergriffen, hat Friedrich wohl den Cäsar Joseph als einen von wilden Dämonen Besessenen bezeichnet. Nur allzu wohl aber schien derselbe sein Vorhaben combinirt zu haben. Friedrich meinte, Joseph, der in seinen Irrungen mit Holland ein Truppencorps dahinzuschicken im Begriff war, werde Baiern dabei in Besitz nehmen und ihn von Westen her bedrohen; von Osten her geschehe dasselbe durch Aufstellung der Russen in Livland; unter diesen Bedrohungen könne er nicht abermals nach Böhmen vordringen. Der französische Gesandte ließ bemerken, daß sein Hof sich dem Kaiser zuneige. Und welches Recht hatte Friedrich, dem Kaiser bei einem freiwilligen Austausch sich zu widersetzen? Nur in der Gefährdung der deutschen Reichsverfassung war ein solches zu finden, zumal da der Friede von Teschen die Hausverträge von Baiern ausdrücklich garantirte, die auch dann nicht gebrochen werden konnten, wenn der jeweilige Inhaber derselben dazu seine Einwilligung gebe.

Sein Entschluß war gefaßt, das Reich in seiner Gesammtheit zum Widerspruch gegen die Unternehmungen des Kaisers aufzurufen: schon in früherer Zeit hatte er daran gedacht, den Uebergriffen von Oesterreich durch eine Association der Reichsfürsten entgegenzutreten

und auch in den letzten Jahren von einem Bunde gesprochen, wie der schmalkaldische gewesen war; diesen Gedanken ergriff er jetzt als den einzigen, der das Reich retten und ihn in seiner Stellung befestigen könne. Wenn nun aber am Tage lag, daß das ein Bündniß der Reichsstände sein müsse, so zeigte sich eine große Schwierigkeit darin, daß Friedrich mit Georg III., König von England, in mannigfaltigem Hader begriffen war, dieser aber als Kurfürst von Hannover schon an und für sich, sowie durch seine Verbindung mit Hessen und Mecklenburg und durch seine Stellung überhaupt das größte Ansehen besaß. Ohne ihn wäre nichts auszurichten gewesen. Die Uebergriffe von Oesterreich hatten in der eigenen Familie des Königs Georg, sowie allenthalben in Deutschland Widerwillen erweckt, doch würde dies noch nicht zum Ziele geführt haben, wäre nicht ein englisches Interesse soeben durch Joseph verletzt gewesen.

In seinen Irrungen mit Holland hatte der Kaiser die alten europäischen Verträge, durch welche den Holländern einige feste Plätze in den österreichischen Niederlanden als Barriere gegen Frankreich zugestanden waren, eigenmächtig gebrochen, indem er diese selbst in Besitz nahm; insofern hatten dieselben allerdings keinen Werth mehr, als sie dazu dienen sollten, die österreichischen Niederlande gegen Frankreich zu schützen, diese aber keines Schutzes weiter bedurften, da zwischen Oesterreich und Frankreich das intimste Verhältniß bestand und auf immer befestigt zu sein schien. Eben dies Verhältniß aber machte auf der anderen Seite die Behauptung der Festungen nicht allein für Holland, sondern auch für England wünschenswerth.

Die Engländer waren nicht gemeint, diese Eigenmächtigkeit ruhig hinzunehmen; und man erlebte, daß die Verbindung Hannovers mit England Deutschland doch wieder einmal zu statten kam; der König von England trat als Kurfürst von Hannover unter der doppelten Rücksicht auf sein Erbland und im allgemeinen Interesse den Intentionen Friedrichs bei. Es war ein hannoverischer Staatsmann, der die Akte des Bundes, mit welchem Friedrich II. umging, in den Formen, die denselben allgemein annehmbar machten, verfaßte.

Sachsen gesellte sich ohne Schwierigkeit zu; die drei Kurfürsten vereinigten sich zum Schutze der Stände des Reiches, um sie bei ihrem Besitz, sowie bei ihren Hausverträgen zu schützen und jede Verletzung derselben zuerst in der Reichsversammlung zur Sprache zu bringen und, wenn dies nichts fruchte, weitere und kräftigere Mittel zu verabreden. Allenthalben im Reiche hatte man Furcht, unter das Joch von Oesterreich zu gerathen. Die Erklärung der drei Kurfürsten

erschien als eine Protection für Alle und zwar nicht allein für die weltlichen Fürsten, sondern auch für die geistlichen; auch der Kurfürst von Mainz, als Kurerzkanzler vor den Uebrigen angesehen, gesellte sich dem Bunde bei. Dem Reichsoberhaupte, welches von Allen gefürchtet wurde, trat ein reichsständischer Bund entgegen, als dessen Oberhaupt der König von Preußen erschien, der Einzige unter ihnen, der eine selbständige Macht besaß. Ein Moment für die Geschichte der Nation liegt doch darin, daß dadurch die Entzweiungen der beiden Confessionen, die bisher Deutschland gleichsam in zwei verschiedene Körper getrennt hatten, factisch beseitigt wurden. Der nationalen Einheit wurde weitere Bahn gemacht, und die Herrschaft dieses Gedankens in künftigen Zeiten vorbereitet. Die Absicht des Austausches fiel in Kurzem in sich selbst zusammen; der Löwe hatte nur seine Mähnen zu schütteln gebraucht, um die Anschläge der Gegner zu vernichten.

Ueberhaupt dienten die letzten Jahre Friedrichs nur dazu, der Welt den Frieden zu erhalten. Er stand in freundschaftlichem Vernehmen mit allen großen Potenzen; die Gefahr eines orientalischen Krieges kümmerte ihn nicht, da der Kaiser dadurch gehindert werden würde, sich in andere Angelegenheiten zu mischen. Am 15. August 1786 hat er noch seinen Geschäftsträger in Petersburg ermahnt, sich nicht zu viel um die kleinen Zerwürfnisse am dortigen Hofe zu bekümmern, denn auf dergleichen Dinge komme es bei den großen Angelegenheiten nicht an. Immer mit der Politik beschäftigt, aber doch erhaben über die momentanen Kundgebungen ist er am 17. August 1786 auf seinem Lehnstuhl verstorben; zwischen seiner Thätigkeit und seinem Tod trat nur das Intervall eines krankhaften Schlummers ein.

Ein Heldenleben, wie es im 18. Jahrhundert möglich war, von großen Gedanken durchzogen, voll von Waffenstreit, Anstrengungen und schicksalsvollem Wechsel der Ereignisse, unsterblich durch das, was es erreichte, die Erhebung des preußischen Staates zu einer Macht, unschätzbar durch das, was es begründete für die deutsche Nation und die Welt.

Literarische Note.

Von alle dem, was nach Friedrichs Tod in Deutschland über ihn erschienen ist, hat nichts einen besonderen wissenschaftlichen Werth. Man sammelte Anekdoten und Charakterzüge und suchte sich „den Einzigen", wie man ihn nannte, in seinem Thun und Lassen zu ver-

gegenwärtigen. Allgemeinere Gesichtspunkte faßte das Ausland. Der Engländer Gillies unterbrach seine Studien über die griechische Geschichte, um den Beweis zu führen, daß auch in neuerer Zeit Männer leben könnten, denen es gelinge, etwas Außerordentliches zu vollbringen. In Frankreich, welches noch die allgemeine Literatur beherrschte, traten Lob und Tadel einander scharf entgegen. Das erste stammt von dem kriegskundigen Guibert, der unter allen Kriegführern nur Einen zu finden meinte, Cäsar, der mit Friedrich verglichen werden könne; das andere von Mirabeau, der ein weitschichtiges Werk über die preußische Monarchie schrieb, in dem er die Verwaltung Friedrichs von einem den Grundsätzen desselben entgegengesetzten Standpunkte darstellte und verwarf. Indem man zu urtheilen begann, erhielt man erst authentische Kunde. Die posthumen Werke des Königs erschienen, die sich über Politik und Krieg der Epoche mit möglichster Objectivität, d. h. Wahrhaftigkeit verbreiteten und ein unvergängliches Monument für sein Leben und seine Gesinnung bilden. Die Mangelhaftigkeit des erstes Druckes gab den nächsten Anlaß zu der Gesammtausgabe der literarischen und militärischen Werke Friedrichs, die durch die Munificenz des Königs Friedrich Wilhelms IV. unter den Auspicien der Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1846—57 in 30 Bänden erschienen ist. Sie hat für die Studien der ganzen Epoche eine hohe Bedeutung. Alle neueren Forschungen und Darstellungen beruhen auf derselben. Um zu einer Geschichte des Königs zu gelangen, durfte man aber nicht versäumen, die in den Archiven des Staates bisher verborgen gebliebenen Actenstücke zu benutzen. Aber auch dabei konnte man nicht stehen bleiben; man mußte die französischen und englischen Archive durchforschen. Von größtem Werthe war, daß auch die österreichischen eröffnet wurden. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Arbeiten, die auf diesen Grundlagen entstanden sind, einzeln aufzuführen; schon ist auf eine vollständige Katalogisirung aller über Friedrich erschienenen Schriften Bedacht genommen. Aber noch ein wichtiges Unternehmen ist im Werke. Auch die politischen Aufsätze und Correspondenzen Friedrichs des Großen sollen, und zwar abermals unter den Auspicien der königlichen Akademie der Wissenschaften gesammelt und dem Publikum mitgetheilt werden. Allmählich muß sich die zufällige und sporadische individuelle Kenntnißnahme zu wirklicher Wissenschaft ausgestalten.

X.

Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen.

(Zuerst gedruckt 1878 in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. VII S. 729—776.)

Mit Recht hat es sich die Deutsche Biographie zum Gesetz gemacht, von den Lebenden zu schweigen. Aber auch unter den Verstorbenen gibt es solche, deren Leben gleichsam noch fortdauert; ich rede nicht von den großen Männern der Vorzeit, deren Thun und Wirken einen wesentlichen Moment der allgemeinen und nationalen Geschichte bildet; selbst die Geschichte Friedrichs des Großen kann in der Hauptsache als eine abgeschlossene betrachtet werden; die unmittelbare Wirkung seiner Handlungen ist vollständig ins Leben getreten; die nachzuckenden Bewegungen der lebendigen Interessen, welche jede bedeutende Existenz begleiten, sind vorlängst vorüber. Anders verhält es sich mit Persönlichkeiten, die unseren Tagen nahe stehen, solchen namentlich, die mit eingeborener Kraft nach eigenem Gesichtspunkt von höchster Stelle in das Getriebe der Zeit einzugreifen unternahmen, so daß nicht allein die Wirkungen ihrer Thätigkeit, sondern und vielleicht noch mehr die Rückwirkungen, die sie hervorgerufen haben, in die Gegenwart unmittelbar eingreifen. Eine solche aber und zwar vor allen Anderen eine solche war Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Viel zu wenig bekannt sind die besonderen Umstände seines Lebens und die Motive seiner Handlungen, um in einer allen Deutschen gewidmeten Biographie eingehenden und genügenden Bericht davon geben zu können. Und mit der Ausdehnung des Gesichtskreises, den dies Leben umschreibt, steht der Mangel an zuverlässiger Kunde über die vornehmsten Handlungen und Ereignisse in schneidendem Widerspruch, und zugleich wird Alles durch entgegengesetzte Sympathien und Antipathien verwirrt und in Frage gestellt. Forschungen, der historischen Methode gemäß, über dies Leben anzustellen, ist mir nur in

Bezug auf zwei Punkte möglich gewesen, und zwar durch Mittheilungen authentischer Aktenstücke aus dem königlichen Hausarchiv und aus dem geheimen Staatsarchiv. Es sind aber Punkte von hoher Wichtigkeit; sie betreffen die Erziehung Friedrich Wilhelms IV. und diejenige seiner Handlungen, welche als die wichtigste erscheinen mag, die Berufung des vereinigten Landtages. Ich hoffe, man wird es nicht mißbilligen, wenn ich über diese Momente, welche die größte allgemeine Bedeutung haben, das Nähere, bisher Unbekannte, mittheile, und mir gestatten, über alles Andere mich dem Maß meiner Information nach nur kurz zu fassen.

Am 15. October 1795, früh um 6 Uhr, wurde der Hauptstadt durch dreimaliges Abfeuern von 24 im Lustgarten aufgestellten Kanonen verkündigt, daß dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, in der Reihe der Könige später III., ein Sohn und Erbe geboren worden war. Die Mutter war Louise Auguste Wilhelmine Amalia, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die späterhin hochgefeierte Königin Louise. Es war nicht die erste Frucht ihrer Ehe. Eine frühere, weibliche war vorzeitig zur Welt gekommen. Am 28. October hat König Friedrich Wilhelm II. den neugeborenen Prinzen über die Taufe gehalten. Unter den anwesenden Taufzeugen erscheinen die Wittwe Friedrichs des Großen und dessen Brüder, die Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen. Unter den nicht anwesenden Taufzeugen werden der römische Kaiser und die Kaiserin von Rußland genannt. Um seine Wiege vereinigten sich gleichsam die Oberhäupter des continentalen Europa.

In einem der Glückwunschschreiben lesen wir folgende Worte: „Welcher Prinz muß das werden, entsprossen aus angebeteten Eltern; er gleiche dereinst der großen Bestimmung Preußens."

Wir fragen nicht in der Weise der Altvordern nach dem Stande der himmlischen Gestirne in diesem Augenblick; höchst bedeutend ist die politische Constellation, unter welcher der künftige Erbe des preußischen Thrones geboren wurde. Das Unternehmen, die bourbonische Monarchie in Frankreich herzustellen, welches seit einigen Jahren die Welt in Bewegung setzte, war aufgegeben. Eben in diesen Kämpfen hatte sich eine republicanische Gewalt daselbst erhoben, welche jetzt von Preußen anerkannt wurde; denn der Friede von Basel war geschlossen. Ein Gratulationsschreiben des Ministers, der denselben unterhandelt hatte, liegt vor, es ist von Basel datirt.

Für das Ministerium in Berlin bildete es einen Gegenstand der Erwägung, ob die Geburt des Prinzen der französischen Republik

notificirt werden sollte oder nicht. Man hielt dafür, daß sie sich würde beklagen können, wenn es nicht geschähe; denn auch der Republik der Niederlande und der Schweizer Eidgenossenschaft pflege man Notificationen dieser Art zuzufertigen.

Das neue Weltverhältniß, das hierdurch geschaffen wurde, beherrschte den politischen Gesichtskreis in den letzten Jahren Friedrich Wilhelms II. und in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms III., der 1797 den Thron bestiegen hatte.

Die ersten Lebensjahre des nunmehrigen Kronprinzen verflossen in dem Stillleben einer von den äußeren Stürmen ungestörten und ungetrübten Häuslichkeit. Ueber die Erziehung ihres ältesten Sohnes zog die Königin früh den Kanzler Niemeyer, einen der angesehensten Pädagogen der Zeit, zu Rathe. Dieser spricht einmal aus, daß ein Königssohn wenigstens nicht schlechter erzogen werden solle, als es mit Bürgerkindern geschehe. Er empfahl ihr den jungen Dr. Friedrich Delbrück, der mehrere Jahre in seinem Hause gelebt und seitdem als Rektor einer namhaften Schule in Magdeburg sich allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte; Niemeyer versichert, Delbrück werde der Seele des Prinzen keine anderen Grundsätze einflößen, als die einer echten Humanität, einer reinen Moral und einer praktischen Religiosität.

Delbrück hat am 24. Juli 1800 sein Amt angetreten. Gleich nach Verlauf der ersten Monate schrieb er an einen Freund, der Kronprinz werde sich, falls die Umstände seine Erziehung begünstigten, einst unter den deutschen Fürsten auszeichnen „durch Kraft des Wirkens, durch Gewissenhaftigkeit im Berufe, durch Edelsinn und Liebenswürdigkeit". So erschien seine natürliche Anlage.

Ueber die Methode und die Gegenstände des Unterrichts finden wir leider keine eingehenden Nachrichten, aber aus einem späteren Aufsatz, den der Kronprinz noch unter Delbrücks Leitung verfaßt hat, erscheint das Jahr 1804 als der Beginn eines bewußten moralischen Lebens und ernstlicher Application. Tief in sein Gemüth drangen einige Sprüche, die ihm beim Abschlusse des neunten Jahres zum ersten Mal zu Ohren kamen, in denen der Gehorsam gegen die Zucht des Vaters eingeschärft und das Zurücktreten aller geistigen Fähigkeiten vor dem Gebot der Liebe betont wird. Von diesem Jahre her datiren seine Uebungen in der deutschen Rechtschreibung und in der französischen Sprache. Unter den Gegenständen des Unterrichts stehen Geographie und Naturlehre obenan.

Eine nicht geringe Schwierigkeit fand Delbrück in der Combi-

nation der Erziehung des Kronprinzen mit den beiden jüngeren und ja auch noch nicht so weit vorgeschrittenen Prinzen, dem zweiten Sohn des Königs, Wilhelm, und dem Neffen desselben, Prinzen Friedrich von Preußen. Er drang schon im Jahre 1805 auf die Anstellung eines besonderen Hofmeisters für die jüngeren Prinzen, aber die großen Ereignisse, die sich damals vorbereiteten und bald darauf eintraten, hinderten die Erfüllung seines Wunsches. Und weit über die Wirksamkeit eines Erziehers hinaus reichten die Ereignisse, die sich dann vollzogen. Auf der Treppe des Schlosses in Schwedt hat die Königin dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm von dem Unglück Nachricht gegeben, das den König, dem man die Lage seiner Angelegenheiten vortheilhafter vorgestellt habe, als sie gewesen sei, und die Armee betroffen hatte. Der ganze Hof flüchtete nach Königsberg und bald darauf nach Memel; der junge Prinz mußte erleben, das jene Gewalt, mit der man zur Zeit seiner Geburt pacisicirt hatte, zu einem militärischen Imperium umgestaltet, die eine Hälfte der preußischen Monarchie von derselben losriß, für die andere die beengendsten Fesseln schmiedete. Sein Unterricht ist jedoch auch unter diesen Umständen keineswegs vernachlässigt worden. Unter Delbrück wurden die Uebungen im Französischen ununterbrochen fortgesetzt. Im Juni 1807 wurde das Studium des Englischen angefangen. Es unterbricht jene trüben Tage, daß der Kronprinz seinen Fleiß verdoppelte, um seiner Mutter an seinem Geburtstage einen Brief in englischer Sprache schreiben zu können. Der Kronprinz gelangte so weit, daß er gute Autoren in den verschiedenen Sprachen, auch wenn sie etwas schwer waren, verstand. Er liebte es, sie laut vorzulesen, und noch in Memel wurden kleine Gesellschaften veranstaltet, in welchen die jungen Leute ihre Kenntnisse austauschten und auch wohl Vorträge unter einander hielten. Man setzte Alles das fort, nachdem der Hof nach Königsberg zurückgekommen war. Im August 1808 fing der Kronprinz auch an, lateinisch zu treiben; nach ein paar Monaten hatte er schon einige Stellen der Aeneis auswendig gelernt. An seinen Fortschritten, seiner Bildung überhaupt konnte Niemand etwas aussetzen; dennoch regte sich Besorgniß wegen seines Entwicklungsganges; sein Lehrer schien für das Lebensalter, in welches der Prinz nunmehr trat, nicht zu genügen. Alle Gemüther waren mit der Regeneration des Staates in politischer und in militärischer Beziehung beschäftigt; die Meinung regte sich, daß der Kronprinz, der nun in sein 14. Jahr trat, für den Beruf, dermaleinst an der Spitze des regenerirten Staates zu stehen, erzogen werden müsse. Es war

der Minister Stein, der auch hier die Initiative ergriff und eine Veränderung in der Erziehung forderte: denn der Kronprinz trete in die Jahre, wo er für seinen besonderen Beruf vorbereitet werden müsse. Delbrück war keineswegs unempfänglich für die Größe des Momentes und der Aufgabe. Bezeichnend ist, wie er sich über die Eigenschaften seines Zöglings, den er nun seit acht Jahren kannte, ausspricht: „Er hat einen eindringenden Verstand bei lebhafter Einbildungskraft, Wißbegierde und Lerntrieb bei treuem Gedächtniß, rege Theilnehmung für das Wohl und Wehe der Menschheit und Einzelner bei tiefstem Gefühl und religiösem Sinn.“ Die erwähnten Aufzeichnungen des Kronprinzen stammen aus dieser Zeit. Wie viel darin auch dem Lehrer zugeschrieben werden mag, so haben sie doch den Charakter persönlicher Eigenthümlichkeit. Man sieht daraus, daß der junge Prinz das Entfernte mit dem Gegenwärtigen, und Beides mit dem Unendlichen, Ewigen zu combiniren trachtete. „Meine Hand,“ sagt er, „kann kaum einige Pfund halten, aber mein Gemüth die Welt umspannen.“ Delbrück verhehlt nicht, daß aus der großen Lebendigkeit des Prinzen auch manche andere, unangenehme Eigenheit desselben entspringe: Ausgelassenheit, auffahrendes, gebieterisches Wesen, so daß er selbst diejenigen beleidige, die er am meisten liebe.

Gerade dieser Mangel an Selbstbeherrschung, dies Verstoßen gegen gesellschaftliche Rücksichten hatten den Gedanken rege gemacht, daß es an der Zeit sein werde, dem Prinzen einen militärischen Gouverneur zu geben. Delbrück hielt das noch für verfrüht. Er meint, der Kronprinz sei nicht dazu angethan, um sich abrichten zu lassen, aber verständig genug, um Vorstellungen über das, was sein Beruf erfordere, Gehör zu geben; er brenne vor Begier, einst in der Welt eine Rolle zu spielen und sich des preußischen Namens würdig zu zeigen. Seinerseits versichert Delbrück in den letzten unglücklichen Jahren nichts versäumt zu haben, „in ihm, einem deutschen Prinzen aus einem Hause voll deutscher Tugend, der in verhängnißvoller Zeit aufwachse, Liebe für die Deutschheit in Wort und That, Wärme für das Elend und die Knechtschaft von Europa und einen frommen Heldenmuth anzuregen und zu beleben“.

Seine Ueberzeugung war, „die Kunst des Feldherrn und des Staatsmannes, so weit sie sich erlernen lasse, sei doch nichts Anderes, als die zweckmäßige und zeitgerechte Ausübung solcher Einsichten, welche nur durch wissenschaftliche Studien und am sichersten durch die gesammte Ausbildung des Gemüthes gewonnen werden“. Allzu frühe Beschäftigung mit den Kleinlichkeiten des Militärdienstes könne eher

schädlich als nützlich wirken; auch entspreche das nicht dem Sinne der Staatsverfassung, mit der man soeben umgehe; es werde vollkommen genügen, wenn der Prinz erst im 18. Jahre mit gereiften Kräften des Körpers und des Geistes in den Dienst eintrete. Dann würde er mit eigenen Augen sehen und mit jener Selbständigkeit handeln, die nicht der Rathgeber bedürfe, sondern bloß der Vollstrecker des Willens. „Solcher Männer," ruft er aus, „bedarf das Vaterland der Deutschen, bedarf Europa. Das preußische Haus ist von der Vorsehung bestimmt, der Welt diesen Retter zu schenken."

Man sieht, Delbrück war von der Idee der Regeneration des preußischen Staates, die damals in Schwung kam, durch und durch ergriffen, er dachte, einen Fürsten zu erziehen, der den großen Anforderungen, welche die Zukunft an ihn stellen werde, vollkommen gewachsen sei. Aber gerade bei dem Manne, in welchem sich diese Ideen am thatkräftigsten repräsentirten, erweckte Delbrück doch nicht die Ueberzeugung, daß er im Stande sei, die Erziehung des Kronprinzen zu diesem Ziele zu leiten. Der Minister Stein glaubte in den geringsten Mängeln eine Zügellosigkeit des Willens zu erkennen, die in dem Alter, wo die Leidenschaften stärker hervortreten, von den nachtheiligsten Folgen werden könne; er traute Delbrück die Fähigkeit nicht zu, diesem Uebel vorzubeugen. Auch vermißte er in ihm die lebendige Auffassung der Geschichte, namentlich des preußischen Hauses, und die Welt- und Menschenkenntniß, die dazu gehöre, dem Prinzen die militärische und politische Bildung zu verschaffen, die dessen künftiger Beruf fordere. Sein Rath ging dahin, dem Prinzen einen militärischen Obergouverneur zu geben und einen neuen Civilgouverneur, wozu bereits Ancillon in Vorschlag gekommen war. Den Antrag Delbrücks, eine Prüfung seines Zöglings zu veranstalten und danach zu urtheilen, verwarf Stein, weil das zu nichts führen könne; denn die Frage sei nur, ob nicht Ancillon wegen des Reichthums seiner Ideen und ihrer Beschaffenheit und wegen seiner Kenntniß der Welt und der socialen Verhältnisse den Vorzug vor dem bisherigen Lehrer verdiene.

In eine nicht geringe Verlegenheit gerieth die Königin Louise, an die sich Delbrück wandte, da sie doch bereits ihr Augenmerk auf Ancillon gerichtet hatte und von der Nothwendigkeit der Veränderung überzeugt war. Charakteristisch sind die Worte, die sie mit flüchtiger Hand einer Bittschrift Delbrücks beigeschrieben hat. „Eine Erziehung," heißt es darin, „die den Kronprinzen nur zu einem rechtschaffenen, religiösen, moralisch guten Menschen macht, ist noch nicht

genug. Er muß richtige Kenntnisse des Landes haben; er muß deutliche Begriffe der Politik haben; er muß ferner sich eine große Ansicht der Dinge zu eigen machen, die ihn fähig machen, große Thaten zu unternehmen und womöglich zu vollbringen; dieses liegt nicht in Delbrück. Um diese großen Resultate herbeizuführen, muß erstlich der Stamm befestigt werden, auf den man diese Hoffnung stützen darf. Der Kronprinz hat Verstand, hat Einbildungskraft, hat Wißbegierde, aber diese Eigenschaften werden nach den Ansichten kluger Männer nicht genug benutzt. Es muß daher ein Mann kommen, der den Geist des Kronprinzen faßt, ergreift, sich seiner bemächtigt, um ihm diese gewünschte Richtung zu geben. Wie soll ich nun dieses Delbrück sagen?"

Der Beschluß war, den Erzieher nicht etwa durch Andere wissen zu lassen, sondern ihm persönlich auszusprechen, daß die Veränderung nun einmal entschiedene Sache sei. Delbrück bat hierauf um die Erlaubniß, den Kronprinzen von der bevorstehenden Veränderung so lange nichts wissen zu lassen, bis die näheren Bestimmungen getroffen sein würden. Es dauerte noch lange, ehe es hiezu kam. Im März 1809 wurde ein militärischer Obergouverneur des Kronprinzen wirklich ernannt; es war der General Diericke, den noch Stein dazu vorgeschlagen hatte als einen Mann, der dem Guten zustimme und Böses weder thue noch begünstige. Indem nun Diericke bei seinem Amtsantritt sehr plausible Grundsätze über physische, moralische und intellektuelle Erziehung vorlegte, rieth er zunächst, einen militärischen Gouverneur einzusetzen; denn ein Mann sei nothwendig, der auch durch seine äußere Stellung imponiren und einen durchgreifenden Einfluß namentlich auf die Umgebung des Kronprinzen ausüben könne, welche jetzt von Delbrück abhängig sei. Er brachte den Oberst Gaudy dazu in Vorschlag. Gaudy riß sich von den angenehmen und befriedigenden Verhältnissen, in denen er lebte, und nicht ohne Schmerz selbst von seiner Familie los, um dem Rufe des Königs zu folgen. Einige Monate nach seinem Eintritt spricht er sich mit großer Genugthuung über die Fortschritte, Kenntnisse und Neigungen des Kronprinzen aus; zwischen Kopf und Herz finde bei ihm die glücklichste Uebereinstimmung statt; er erfreue sich einer sehr guten physischen Constitution. Dem bisherigen Erzieher läßt Gaudy die Gerechtigkeit widerfahren, daß er den Kronprinzen gut unterrichtet und sein Herz für Wahrheit und Recht entflammt habe; bei seiner wissenschaftlichen Bildung sei ein solider Grund gelegt worden, auf den mit Zuversicht fortgebaut werden könne, doch sei derselbe bis jetzt nicht

genug als Prinz in dem Sinne seines künftigen Berufs behandelt worden. Gaudy hielt nun einen besonderen „Instituteur" nicht mehr für nothwendig; die Zeit sei gekommen, „wo — nächst dem fortzusetzenden Unterricht in allen Fächern der Wissenschaften — des Prinzen weitere Bildung für die große Welt, in welcher er einst aufzutreten bestimmt sei, betrieben werden müsse"; namentlich müsse er für den Soldatenstand erzogen werden, der einst vielleicht seine Aufmerksamkeit ausschließlich fesseln solle. „Wir nähern uns einem Zeitpunkt," sagt Gaudy, „wo der kriegerische Geist mehr als jemals eine Schutzwehr gegen Unterdrückung von außen her bilden, und wo er nothwendig ganze Nationen ergreifen muß, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen."

Zwischen Delbrück und Gaudy bestand kein Gegensatz in Bezug auf den obersten Zweck; diesen setzten der Eine, wie der Andere darein, daß der Prinz den Bedürfnissen der Zeit gemäß für seinen dereinstigen Beruf erzogen werden müsse. Aber der alte Schulmann hielt dabei wissenschaftliche und moralische Ausbildung für die Hauptsache, der Oberst kehrte die militärische Seite hervor. Man möchte sagen, auf die Verbindung von Beidem kam es bei dem Prinzen an, wie in dem Staate selbst.

Im Einverständniß mit Diericke hatte Gaudy den Entwurf für einen besondern Hofhalt des Kronprinzen gemacht, dessen Leitung er selbständig in die Hände zu nehmen gedachte. Er schlug einen Wechsel in der Dienerschaft vor, den er für höchst wünschenswerth erklärte.

Bei dem Auseinandergehen der Ansichten über das zunächst Erforderliche war an ein gutes Verhältniß und an ein einträchtiges Zusammenwirken zwischen Gaudy und Delbrück nicht zu denken. Delbrück, der sich bereits in sein Schicksal fand, bat nur noch um Aufschub der definitiven Entscheidung bis zur Rückkehr nach Berlin, die soeben bevorstand; denn auf den Kronprinzen habe die Kunde von der obschwebenden Veränderung, die ihm nicht länger vorenthalten werden konnte, einen selbst für seine Gesundheit nachtheiligen Eindruck gemacht.

Die Bitte Delbrücks wurde in der That bewilligt; seine Trennung von dem Kronprinzen wurde bis nach der Rückkehr nach Berlin verschoben. Auch dann aber dauerte ihr Verhältniß noch eine Zeit lang fort. Im Februar 1810 bringt Diericke die schlechten Folgen des Antagonismus zwischen dem Militärgouverneur und dem bisherigen Erzieher und die Nothwendigkeit, demselben ein Ende zu machen, in Erinnerung. Einige Wochen darauf, im April, erneuert

er den Antrag um Entlassung Delbrücks auf das Dringendste. Wir dürfen die Bemerkungen nicht übergehen, mit denen er sein Gesuch begründet. Er glaubt in Delbrück einen Mangel an feinem Gefühl wahrzunehmen; denn sonst würde er vor Augen gehabt haben, daß die Bestimmung des Kronprinzen „die eines kraft- und muthvollen, keine Arbeiten und Beschwerden, keine Anstrengungen und Gefahren scheuenden Regenten sei"; er hätte dann die Erziehung weniger ästhetisch und mehr militärisch eingerichtet; „er hätte zeitig dem Prinzen die schwere Kunst, sich selbst, seine Phantasie und Launen zu beherrschen, gelehrt; der Prinz hätte in der schönen Tugend, sich mit einer vollkommenen kindlichen Resignation dem Willen seiner erhabenen Eltern zu unterwerfen geübt, zu einem pünktlichen Gehorsam und zu einer willigen Folgsamkeit angehalten werden müssen, die bei einer jeden Erziehung, selbst die eines Thronerben nicht ausgenommen, nothwendig ist". Daß Delbrück nach dem jetzt herrschenden System der Erziehung, welches den Eigenwillen pflege, dem Kronprinzen zu viel nachgegeben habe, sei die allgemeine Ansicht des Publikums. Unter den Officieren meine man, Delbrück flöße dem Kronprinzen Abneigung gegen den Soldatenstand ein oder begünstige doch, daß derselbe anderen Ständen den Vorzug vor dem militärischen gebe; selbst seine physische Erziehung sei nicht so geleitet worden, wie es für einen Prinzen angemessen wäre, der einmal nicht wie ein Künstler oder wie ein gewöhnlicher Privatmann leben, sondern sich an die Spitze der Heere stellen, Gefahren und Beschwerlichkeiten bestehen solle, zu denen ihn glücklicher Weise eine freigebige Natur mit den erforderlichen Kräften ausgestattet habe. Gaudy, der bei dem Prinzen nichts auszurichten vermöge, weil ihm Delbrück im Wege stehe, fühle sich unglücklich und sei selbst entschlossen, seinen Beruf aufzugeben, da er als ein Hinderniß der Wohlfahrt des Prinzen, für welche zu sorgen sein größtes Glück sei, betrachtet werden könnte.

Dabei tritt aber zugleich auch noch ein anderer Moment hervor. Diericke glaubte, Delbrück stehe mit geheimen Gesellschaften in Verbindung, deren Emporkommen unvermeidlich zur Revolution führen werde. Der Militärgouverneur meint nicht, das beweisen zu können, aber schon der Verdacht war hinreichend, das größte Aufsehen zu erregen; denn was sollte daraus werden, wenn die gewaltig emporkommende liberale Partei den Kronprinzen selbst in ihre Hände bekomme? Schon in diesen Tagen der Erziehung streiten gleichsam zwei Welten um den Kronprinzen. Ewig denkwürdig ist es doch, daß Delbrück daran gedacht hat, Schleiermacher zur Erziehung desselben herbeizu-

ziehen. An Illoyalität ist weder bei dem Einen, noch bei dem Anderen zu denken; aber sie gehörten der liberalen Tendenz des Jahrzehnts an, von welcher eine entgegengesetzte Partei den Umschlag in die Revolution befürchtete. Delbrücks Entlassung konnte nun nicht weiter verzögert werden. So weit reichte jedoch der Einfluß Gaudy's nicht, daß man eines Instituteurs, wie er sagte, überhaupt hätte entbehren mögen; und, wie erwähnt, schon lange hatte man den Mann ins Auge gefaßt, der ihn ersetzen sollte und von dem man überzeugt war, daß er den bisherigen Erzieher in Festigkeit der Grundsätze, allgemeiner Bildung, Welt- und Menschenkenntniß bei Weitem überträfe. Es war Friedrich Ancillon. Ancillon war einer der besten Repräsentanten des in den Nachkommen der französischen Refugiés fortlebenden Interesses für die allgemeine europäische Cultur in religiöser und politischer Beziehung, ihrer universalen Bildung und zugleich ihrer herzlichen Anhänglichkeit an das Haus Brandenburg. Er war Pastor an der französischen Kirche, ein sehr beliebter Prediger, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zugleich Historiograph von Brandenburg. Es hat vielleicht Wenige gegeben, die ihm an guten, ich will nicht sagen tiefen, aber präcisen Kenntnissen der europäischen Staatengeschichte, sowie der Geschichte der Theologie und Philosophie der letzten Jahrhunderte gleichgekommen wären; er war allenthalben zu Hause. Für seine politischen Meinungen ist es, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, maßgebend gewesen, daß er sich in den Tagen, im Juni 1789, in Versailles befand, in welchen sich die Vereinigung der drei Stände durch das Uebergewicht des dritten im Sinne der Nationalsouveränität entschied; das Gefühl durchzuckte ihn augenblicklich, daß damit der alten französischen Monarchie der Todesstreich versetzt werde. An sich konnte er die Monarchie Ludwigs XIV. nicht lieben, aber ihr Sturz führte eine Katastrophe des Königthums herbei, durch welche das europäische System und damit auch die Stellung von Brandenburg-Preußen bedroht wurde. Ancillon nahm Partei gegen die Grundsätze der Revolution, deren emporkommende Macht zugleich alle äußeren Staatenverhältnisse umstieß. In einem besonderen Werke hat er die Geschichte der europäischen Mächte aus dem Standpunkt des für dieselbe nothwendigen Gleichgewichts behandelt. Er stand auf der Höhe der gesellschaftlichen Bildung, besaß eine lebendige Kunde aller politischen Verhältnisse, und sah das Heil in der Autonomie der verschiedenen Staaten; besonders schlug sein Herz für die Unabhängigkeit des preußischen. Er sagt einmal, das Beste, was ihm die Vorsehung gegeben, sei eine Seele, diese aber

widme alle ihre Sympathien dem Besten der Könige und seinem Hause. Schon im Jahre 1808 hatte Stein ihm angetragen, die Leitung der Erziehung des Kronprinzen zu übernehmen, im Einverständniß mit der Königin, dem dann auch der König beitrat. Im Jahre 1809 war die Sache von Ancillon selbst bei dem König in Anregung gebracht worden, eine Entscheidung jedoch bis zur Rückkehr des Hofes nach Berlin verschoben. Dann aber traten die Mißverhältnisse ein, deren wir gedachten. Ancillon sagt, in der Erziehung des Kronprinzen habe gleichsam ein Interregnum stattgefunden; Delbrück habe sich noch immer der vollen Zuneigung seines Zöglings erfreut, aber da sein Ausscheiden bevorstand, habe es ihm an der vollen Autorität gefehlt, die auf der höchsten Anerkennung beruht. Gaudy, der diese besaß, konnte doch keinen rechten Einfluß gewinnen; alle die Mängel, die schon immer bei dem Kronprinzen hervorgetreten, Eigenwille, Unbotmäßigkeit, Mangel an Rücksicht, zeigten sich in so hohem Grade, daß sie die Königin besorgt machten. Ancillon, der auf ein paar Wochen nach Potsdam kam und einige Unterrichtsstunden übernahm, wobei er den Prinzen näher kennen lernte, spricht sein Urtheil dahin aus, daß der Kronprinz Alles das besitze, was die Natur, nichts aber von dem, was die Erziehung geben könne. Es fehle ihm vor Allem an Selbstbeherrschung, sein Hang zur Ungebundenheit und zum Egoismus werde durch richtiges Denken und durch die angeborene Gerechtigkeit seines Herzens gemäßigt werden. Der Prinz habe Empfindung für das Schöne und Würdige; er sei empfänglich für die edle Begeisterung, welche das Princip großer Thaten ist. Sein ganzes Wesen erhebe sich, wenn man ihm großherzige Handlungen erzähle. Er habe religiöse Gefühle, wie man sie bei diesem Alter selten in gleicher Lebhaftigkeit finde. Seine Moralität habe nichts Mechanisches; sie quelle aus einem Gefühl des Unendlichen, das er selbst noch nicht kenne. Von der Königin versichert Ancillon, sie sehe ihren Sohn als das Eigenthum und das Kind des Staates an; sie würde unglücklich werden, wenn er Andere nicht ebenso durch seine Verdienste übertreffe, wie durch seinen Rang. Die Zukunft, sagt er, ist glänzend, aber wir müssen sie durch die Gegenwart vorbereiten.

Indem nun Ancillon, ohne doch seine bisherige Stellung ganz aufzugeben, auf die Wünsche der Königin, die er ihrer Besorgnisse um ihren Sohn zu entledigen für Pflicht halte, einging, verfuhr er doch mit behutsamer Umsicht in Bezug auf den Prinzen. Er vermied, als Nachfolger Delbrücks, der jetzt aus seiner Stellung geschieden war, zu erscheinen; denn das könne wohl gar die Meinung veran-

lassen, als habe er Theil an der Entfernung desselben, was ihn um alles Ansehen bringen würde; er bitte die Majestäten, ihn dem Kronprinzen nur als den Mann ihres Vertrauens zu bezeichnen, dessen Rathschläge er befolgen möge; er wünsche, als der Freund desselben zu erscheinen, nicht eigentlich als sein neuer Lehrmeister. Der Prinz möge in Charlottenburg wohnen und den ganzen Tag mit Studien, Leibesübungen und was dem mehr ist, zubringen; da will Ancillon ihm nicht zu Gesichte kommen, damit er nicht seiner überdrüssig werde oder auch sich allzusehr an ihn gewöhne. Erst um 5 Uhr Abends will er sich einstellen und ihm dann wohl auch Vorträge nicht allein über Geschichte, sondern auch über die Rechte und Pflichten der Menschen halten, hauptsächlich aber ihn anzuregen und zu unterhalten bemüht sein. Er sprach über seinen Plan mit Diericke und mit Gaudy, ohne sich vollkommen mit demselben zu verstehen, aber doch auch, ohne in Widerspruch mit ihm zu gerathen. Am 12. und 13. Juni 1810 fanden diese Besprechungen statt, die nun als der Anfang einer neuen Epoche der Erziehung betrachtet werden können. Ancillon spricht die Ansicht aus, daß der Prinz mit ebenso viel Festigkeit als Güte behandelt werden müsse. Er muß gehorchen lernen, damit er einst würdig sei, den Menschen zu befehlen. Sein Leben muß weniger ein Genuß sein, als eine Vorbereitung. Er muß an ernste und anhaltende Arbeit gewöhnt werden; die Gewohnheit muß ihm Geschmack an der Arbeit einflößen. Er muß von den Zerstreuungen des Hofes entfernt werden oder selbst auf solche Verzicht leisten. Seine Jugend muß ernsten Beschäftigungen hingegeben sein, ohne ihn traurig zu stimmen; er soll guten Muthes, aber nicht frivol sein. Die charakteristischen Worte sind: qu'une jeunesse laborieuse, soumise, sérieuse sans tristesse, gaye sans frivolité et sans dissipation, lui donne de la trempe et du caractère, et le forme à sa haute déstination.

So ist Friedrich Ancillon in seine Stellung eingetreten und hat das volle Vertrauen des Kronprinzen gewonnen. Dieser vergaß seinen früheren Erzieher nicht; an seinem Schreibtisch hingen die Bilder von Delbrück und Ancillon neben einander.

Von wie hoher Bedeutung für die Geschichte des Staates in der folgenden Zeit sind doch die letzten Handlungen, mit denen die Königin Louise ihre thränenreichen Tage beschloß. Sie trug auf das Wirksamste dazu bei, daß Hardenberg Staatskanzler wurde; indem sie ihrem Gemahl den besten Rathgeber, der sich finden ließ, verschaffte, hinterließ sie ihrem Sohn doch wohl auch den besten Erzieher, der

sich damals auffinden ließ. Nicht viel über einen Monat später ist die Königin verschieden. Das Bild der liebevollen deutschgesinnten Mutter hat dem Sohne stets vor Augen geschwebt. Unschätzbar war es für ihn, daß Ancillon mit seiner Ruhe, Welterfahrung und Hingebung für die Idee des preußischen Staates ihm zur Seite trat und zur Seite blieb.

Mit Gaudy konnte auch Ancillon nicht zusammengehen. Er bemerkt nach einiger Zeit, Gaudy habe dem Prinzen weder Respekt noch Liebe eingeflößt; ihm sei der Weg, den er eingeschlagen, durch Gaudy nicht wenig erschwert worden. Von sich selbst versichert er, ohne dem Prinzen jemals zu schmeicheln oder zu viel nachzugeben, habe er doch dessen Hochachtung und Freundschaft erworben. Im Jahre 1813 aber erklärte er es für nothwendig, dem Prinzen einen anderen militärischen Mentor zu geben. Soeben begann die große Epoche des Befreiungskrieges.

Die Zeiten des Gleichgewichts, der Niederlage und ihrer unmittelbaren drückenden Folgen waren vorüber, die Zeit der Wiedererhebung trat ein. Der Kronprinz nahm an derselben auf das Lebendigste Theil. Die Sache der Welt war persönlich seine eigene. Und wenn nun Ancillon darauf drang, daß ihm ein neuer Militärgouverneur gegeben werden müsse, der den veränderten Umständen gewachsen sei, so war der König diesem Wunsche bereits zuvorgekommen, er hatte den Major Luck zum Nachfolger Gaudy's ausersehen. Es sollte ein Mann sein, der das Militärwesen nicht allein im Kleinen verstehe, sondern über die Operationen Rede und Antwort geben und zugleich den Prinzen vor den mancherlei Gefahren verschiedenster Art beschützen könne, ohne ihn jedoch im mindesten zu schonen. Unter dem neuen Gouverneur, zur Seite seines Vaters, hat nun der Kronprinz den Befreiungskrieg eben in den Jahren der Entwicklung seiner Kräfte mitgemacht. Durch die Herzhaftigkeit, die er in der Schlacht von Groß-Görschen bewies, hat er sich einen schönen poetischen Lobspruch von Schenkendorf verdient. Man erzählt, bei einem Vorpostengefecht in Frankreich habe ihm Luck, als er sich bei einem muthigen Angriff dem feindlichen Kugelregen aussetzte, in Erinnerung gebracht, daß er sein Leben nicht muthwillig in Gefahr bringen dürfe, da er der Kronprinz von Preußen sei; der junge Prinz habe geantwortet: daran liege nicht so viel, denn wenn ihn eine Kugel treffe, so sei sein Bruder Wilhelm Kronprinz. Der Lauf der Ereignisse führte ihn nach Paris und in Begleitung seines Vaters nach London. Ancillon, den

wir in Paris in seiner Umgebung finden, versichert, bei alle den Zerstreuungen, welche die französische Hauptstadt ihm bot und für die er sehr empfänglich zu sein schien, habe der Kronprinz doch immer gewünscht, zu seinen Studien nach Berlin zurückzukehren. Als ein Knabe war er gegangen; als ein junger Mann, der die Welt gesehen und den großen Entscheidungen in nächster Nähe beigewohnt hatte, kam er zurück. Niebuhr, der ihm dann einige Vorlesungen hielt, weiß die Wißbegierde, Empfänglichkeit und edle Sinnesweise des Prinzen nicht genug zu rühmen. Noch einmal erscholl der Ruf zu den Waffen, als Napoleon von Elba zurückkam, und der Kronprinz erhielt die sehnlichst begehrte Erlaubniß, an dem Kampfe theilzunehmen. Er führte sein Bataillon nach Friedberg und begab sich von da zunächst zu dem Bülowschen Corps. Aber in diesem Augenblick war schon die große Entscheidung bei Waterloo gefallen. „Meine ganze Seele," schreibt er an Blücher am 8. Juli, „ist unaufhörlich bei Ihnen und den Ihrigen gewesen. Wie glücklich müssen Sie sein, theuerster Fürst, wie glücklich sind wir, Sie den Unsrigen zu nennen."

Die Wiedererhebung Preußens war nun vollbracht, der Staat umgestaltet und in eine Machtstellung gesetzt, wie er sie noch niemals gehabt hatte. Die Allianz bestand noch, welche die verschiedenen Mächte, Bekenntnisse und Nationalitäten zu einer einhelligen, großen Handlung vereinigt hatte. Das alte Königthum in Frankreich war wiederhergestellt; die Aufmerksamkeit wurde dann vor allem Anderen auf die innere Organisation gerichtet.

Der Kronprinz hat später gesagt, mit jenem Edikt vom 22. Mai 1815, welches dem Lande eine neue ständische und repräsentative Verfassung verhieß, sei er sehr einverstanden gewesen, aber er habe auch seinem Vater beigestimmt, als dieser doch zögerte, es in Ausführung zu bringen; denn wenn man sich geschmeichelt hatte, die revolutionären Tendenzen vielleicht vernichtet zu haben, so erwies sich das bald als ein Irrthum. Ueberall, wo Constitutionen eingerichtet wurden, entspann sich ein Widerstreit zwischen Regierung und Volk, den man in Preußen nicht auch erwecken wollte. Zur inneren Beruhigung und zum finanziellen Bestand des Staates gehörte es, daß der Staatskanzler durch das Edikt vom 17. Januar 1820 die Berufung von Reichsständen in Aussicht stellte. Aber bei dem Versuch, eine Gesammtverfassung anzubahnen, zeigten sich so mannigfaltige Schwierigkeiten, daß man sich für's Erste damit begnügte, provinzialständische Einrichtungen zu treffen, bei denen Ritterschaft, Bürger, Bauern nach dem Grundsatz, daß die Standschaft auf dem Eigenthum beruhe, ver-

treten wurden. Dem Kronprinzen fiel ein nicht unbedeutender Antheil bei der Einführung der provinzialständischen Institutionen zu, er übernahm eigentlich die Leitung derselben. In der Anerkennung der wohlerworbenen Rechte mit einem beschränkten Antheil der Stände an der Administration sah er den zunächst einzig möglichen Fortschritt, ganz im Einklang mit den Tendenzen, die den Krieg möglich gemacht und belebt hatten, Vereinigung der Legitimität mit den Landschaften, ohne Willkür. Noch einmal triumphirte die große Allianz über die revolutionären Bewegungen, die sich in Italien und in Spanien erhoben hatten. Der Zustand von Europa konnte unerschütterlich befestigt erscheinen.

Gegen Ende des Jahres 1823 vermählte sich der Kronprinz, nicht einer Convenienz zuliebe, sondern nach den Gefühlen seines Herzens mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern. Er fand in ihr eine Gemahlin, die sich auch ihm von ganzem Herzen anschloß; es war eine Ehe von vollkommenem Einverständniß in allem Thun und Lassen, Dichten und Trachten, den höchsten Principien und den Maximen des täglichen Lebens. Nach einigen Jahren sorgfältiger und gewissenhafter Vorbereitung empfing die Prinzessin das Abendmahl nach evangelischem Ritus. Die Ehe war kinderlos. Das hinderte aber nicht die Vollkommenheit des häuslichen Glückes. Die Kronprinzessin hatte Sinn und Verständniß für den eigenthümlichen Geist ihres Gemahls und seine Originalität. Sie wußte seine Aufwallungen zu mäßigen; sie war alle Zeit ruhig und gelassen, durch und durch wahrhaftig; von ganzem Herzen hing sie den Grundsätzen der legitimen Monarchie an, sie konnte die innigste Freundin sein, ohne doch vergessen zu lassen, daß sie die geborene Fürstin war, sie verband Würde mit Anmuth, tiefen religiösen Sinn mit allgemeiner Bildung. In Folge des methodischen Unterrichtes, den sie empfangen, bei welchem Literaturgeschichte mit Lectüre der vornehmsten Autoren verbunden war, besaß sie eine gute Kenntniß der Literatur aller Jahrhunderte und Geschmack dafür; an den neuen Hervorbringungen, die damals in Frankreich, Deutschland und England zahlreich zum Vorschein kamen, nahm sie lebendigen Antheil.

Diese Epoche, welche die Restauration vollendete, unmittelbar vor dem Ausbruch neuer Stürme, ist von der folgenden Generation meistentheils unterschätzt worden. Was darin lebte, war Ahnung und Studium des inneren Zusammenhanges der geschichtlichen Bildungen der Vorzeit unter einander, Freude an dem Ursprünglichen, Volksthümlichen, Förderung des religiösen Lebens, das sich mit spontaner Kraft regte, aber

zugleich hohe Cultur in Wissenschaft und Kunst. Der kronprinzliche Hof war empfänglich für alles Schöne und Gute.

Im Jahre 1828 unternahm der Kronprinz eine Reise nach Italien, bei deren Verlauf wir einen Augenblick verweilen, soweit die vorliegenden, zwar authentischen, aber lange nicht ausreichenden Nachrichten es gestatten. Er hatte seine Gemahlin nach Tegernsee, wo sie ihre Jugend größtentheils verlebt hatte, begleitet; dann nahm er seine Reise über Innsbruck, Bormio, Como nach Mailand.

In Genua, wo sechs Jahre vorher Hardenberg gestorben war, wurde der Prinz in der Nacht vom 9. zum 10. October durch einige Erdstöße aufgeschreckt; das hatte aber keine weitere Folge, als daß er früh aufbrach. Nach einem Spaziergang an der Promenade, wohin ein Theil der Bevölkerung in der übrigens stillen und schönen Nacht sich zurückgezogen hatte, erschienen die Wagen, die ihn weiter führten. In Florenz kam ihm Bunsen entgegen, mit dem er dann die Reise nach Rom machte. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Zollern, doch schützte ihn sein Incognito nicht vor den Bewillkommnungen der päpstlichen Behörden und Garden. Er wurde von den festen Plätzen mit Kanonenschüssen begrüßt.

Am 23. October gelangte er auf der Straße, die über den Monte Mario führt, nach Rom. Er genoß gleich im Beginn die großartigste Aussicht nach den sieben Hügeln der Stadt, die es überhaupt giebt. Am folgenden Tag überblickte er vom Thurm des Capitols aus das Forum Romanum, dessen ursprüngliche Gestalt ihn lebhaft beschäftigte. Er kam nicht als ein Neuling nach Rom, sondern von allem, was er sah, hatte er sich bereits so genaue Vorstellungen gebildet, daß er die Veränderungen bemerkte, die in den letzten Zeiten hie und da vorgenommen worden waren. Der wirkliche Anblick der Alterthümer und der in den Gallerien vereinigten Kunstwerke erfüllte seine Seele noch mit größerer Bewunderung. Auch seinerseits erweckte er durch die Kenntnisse, die er an den Tag legte, seine Beobachtungsgabe und sein Urtheil bei allen, die ihn sahen, bewundernde Anerkennung. Man braucht nicht auszuführen, wie sehr ihn die berühmten Villen Borghese und Pamfili im October, wo sie sich am schönsten darstellen, hinrissen. Er besuchte die Ateliers der großen lebenden Künstler. Eine besondere Ausstellung der Produktionen der deutschen Kunst in den letzten Jahren wurde veranstaltet: unter den Werken, die auf den Kronprinzen Eindruck machten, wird der Prophet Elias von Overbeck ausdrücklich genannt. In dem Gottesdienste in den Kirchen von Rom erfreute sich sein Herz an der alten Musik, an den Motetten von Palestrina; er

war zugleich aufmerksam auf die Abweichungen des Ritus der päpstlichen Capelle von den anderwärts herkömmlichen Gebräuchen. Den modernen Umbauten, welche sein Mißfallen erweckten, zum Trotz wußte er sich eine Ansicht von den ursprünglichen Verhältnissen der großen Basiliken zu verschaffen. Den Aufenthalt in Rom unterbrach der Kronprinz durch einen Ausflug nach Neapel, der ebenfalls auf das Beste verlief und nur zu kurz war; dann wurde in Rom der Cursus der Besichtigungen, welchen Bunsen entworfen hatte, vollendet. Bunsen war glücklich, daß auch seine in der Capelle des Palastes Cafarelli eingeführte liturgische Ordnung des Gottesdienstes den Beifall des Prinzen erwarb.

Die Rückreise wurde über Ravenna, Assisi, Ferrara, Venedig genommen. Hier sah der Schreiber dieser Zeilen, der in der Marciana arbeitete, sehr unerwartet den Kronprinzen mit seiner Gesellschaft, zu der auch Ancillon gehörte, mit dem lebendigen Eifer eintreten, den der Anblick des Palastes der Dogen nothwendig hervorruft. Die Gesellschaft war sehr animirt und keineswegs einseitig: denn Ancillon und Bunsen waren doch sehr verschiedene Naturen. Alles bekam seinen Charakter durch die Anwesenheit des Prinzen, der ebenso viel Geist wie Wissen an den Tag legte. Bunsen verließ den Prinzen in Verona. Dieser traf dann Mitte December wieder in Tegernsee und bald darauf in Berlin ein.

Was der Kronprinz in Italien gesehen, gelernt, überhaupt erfahren hatte, bildete für seine späteren Jahre einen Hintergrund seiner kunsthistorischen Anschauungen, die oft Kennern und Meistern imponirt haben. Ueberhaupt hatte er die umfassendste Empfänglichkeit für Alterthum und Kunst aller Epochen. Man könnte sich wohl versucht fühlen, auch der kleineren Reisen zu gedenken, die er in den preußischen Gebieten ausführte. Dann ergötzten ihn die Erinnerungen an Luther und den alten Wittekind, die wohlgeordneten Meierhöfe und die Bibelsprüche, die er über dem Eingang der Häuser angebracht fand, und die alten Kirchenbauten. Ein ander Mal erfreute er sich an der Stammburg der alten Markgrafen und an den askanischen Denkmälern in der Altmark, auch wohl einmal an hoch gewachsenen Eichen auf dem freien Platz in einem Dorfe, aber nicht minder an der Dampfschiffahrt auf dem Rhein, der er eine glückliche Fortsetzung auch auf Stein und Eisen wünschte; denn wenn alles Alte ihn anzog, so lagen ihm auch Gegenwart und Zukunft am Herzen. Bei der guten Aufnahme, die er fand, vermißte er wohl zwei Augenpaare, die das mit ansehen sollten, das seiner Gemahlin und das seines Vaters.

Aber der friedlichen Entwicklung auf gesetzlichen Wegen, die man angebahnt zu haben meinte, war indeß durch ein großes Ereigniß ein Eintrag geschehen, der alles in Frage stellte.

Die Combination, auf welcher die Friedensschlüsse von 1814 und 15 beruht hatten, zwischen dem legitimen Königthum und einer constitutionellen Verfassung in Frankreich, gleichsam der Schlußstein des ganzen Systems, das seitdem vorgewaltet, wurde im Jahre 1830 plötzlich zertrümmert. Daß in dieser Combination ein Widerspruch des Princips lag, in wiefern das legitime Königthum, homogen mit den anderen Kronen, der alten Ordnung der Dinge in Europa angehörte, während die constitutionellen Bestrebungen aus den Ideen von 1789 und 1791 und ihrem Gegensatz gegen die alte Monarchie erwachsen waren, liegt am Tage. Gerade die Vereinigung der beiden Principien durch eine gemäßigte Realisirung des einen und des anderen war der Zweck der Combination von 1814, und insofern von allgemeinster Bedeutung, als auch die constitutionellen Bestrebungen allenthalben tiefgreifende Analogien in Europa hatten. Es war nun ein Ereigniß von universaler Wichtigkeit, wenn eben über die Punkte, welche die beiden Systeme ausgleichen sollten, in Frankreich ein Hader entstand, in welchem die constitutionelle Tendenz das alte legitime Königthum von sich abwarf und einen Bund mit der Revolution schloß, dessen Ausdruck das Julikönigthum war. Anfangs schien es sogar, als würden sich jene Eroberungsgelüste, die sich seit dem Jahre 1795 mit den revolutionären Aspirationen verbunden hatten, wieder erneuern, wogegen sich alsdann in den großen continentalen Mächten die Idee regte, auch ihrerseits den alten Kampf wieder aufzunehmen und das restaurirte Königthum aufrecht zu erhalten. Allein weder auf der einen noch auf der anderen Seite drangen diese Absichten durch; der neue französische König war nicht geneigt, einen allgemeinen Krieg zu provociren, König Friedrich Wilhelm III. setzte die Autorität seiner Macht und seines Alters ein, um einen solchen zu vermeiden. Auch wäre es schon deshalb unmöglich gewesen, weil eine innere Bewegung in England, die schon lange in Gang gesetzt durch die Ereignisse des Nachbarlandes zu voller Flamme angefacht wurde, zu einer Trennung der englischen Politik von der alten Coalition führte und eher einen Gegensatz erwarten ließ, als eine Mitwirkung. Man kam in England auf Ideen zurück, welche im 17. Jahrhundert für republikanisch gegolten hatten; der allgemeine Eindruck der Reform, die man daselbst unternahm, stimmte mit dem, was in Frankreich geschehen war, überein; die constitutionellen Ideen bekamen überall die Oberhand. Eine

andere Nachwirkung, welche die äußeren Verhältnisse des europäischen Systems unterbrach, knüpfte sich daran. Die mit Holland vereinigten belgischen Provinzen erhoben sich zur Selbständigkeit und bildeten ein neues Königreich. Es war der unvermeidliche Erfolg der Verwicklungen jener Zeit, dem man nicht entgegentreten konnte, wenn man ihn auch nicht wollte. Doch kam dabei noch ein anderes Motiv zu Tage, als das eigentlich politische, es war das religiöse; den Hauptanstoß der Bewegung gab die Erhebung der kirchlichen Antipathien, die in der constitutionellen Verfassung Anhalt fanden, gegen eine von protestantisch-propagandistischem Eifer erfüllte einseitige Regierung, ein Ereigniß, das bei der Nähe der Landschaften und den intimen Beziehungen nicht verfehlen konnte, auf Preußen eine große Einwirkung auszuüben.

Zunächst war es nicht unmittelbar die Revolution, mit welcher Preußen in Conflikt gerieth; ganz im Gegentheil, es war die katholische Kirche, die, an und für sich der Revolution ebenfalls entgegengesetzt, doch alle Zeit ihr eigenes Princip wahrte. Dieses aber stieß mit dem Interesse des preußischen Staates soeben hart zusammen. Ihrer Natur nach suchte die römische Kirche die Rheinlande in ungebrochener Unterwerfung unter die Curie zu halten; der preußische Hof und die preußische Regierung hatte die natürliche Tendenz, die Verbindung dieser Landschaften mit den übrigen Provinzen der Monarchie zu fördern. Die Frage über die gemischten Ehen, welche den Kern dieser Streitigkeiten bildete, führte zu einer Differenz zwischen dem preußischen Staat und dem römischen Stuhl, die Schritt für Schritt anwachsend einen offenen Bruch hervorrief, der die letzten Jahre Friedrich Wilhelms III. trübte. Auch in der protestantischen Kirche war aus den Unionsbestrebungen dieses Königs ein Hader der Parteien entsprungen, der den inneren Frieden bedrohte. Diese kirchlichen Entzweiungen beschäftigten beide Confessionen und standen einander ungelöst gegenüber, als der Kronprinz den Thron bestieg (7. Juni 1840).

Es gab damals auch eine große politische Verwicklung, welche den Orient betraf. Nachdem Frankreich und England in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel in die engste Verbindung getreten waren, im Gegensatz gegen die drei Continentalmächte, entzweiten sie sich doch wieder in der orientalischen Frage, welche durch die selbständige Aufstellung des Vicekönigs von Aegypten gegen den Sultan in eine neue Phase trat. Das hatte insofern eine wesentliche Beziehung auch zu den inneren Angelegenheiten Europas, als die damalige französische Regierung das constitutionelle Princip rein und vollständig

zur Herrschaft zu bringen suchte. Sie nahm sich der Sache des Vicekönigs an und würde, wenn sie ihre Absicht erreicht hätte, eine doppelte Stärke in der Welt erlangt haben. Die französische Regierung erschien darin ungewöhnlich fest; sie meinte durch eine Krieg drohende Haltung die beiden deutschen Mächte von einer Verbindung mit England und mit Rußland, die jetzt wieder zusammenhielten, abzuhalten. Es war die erste große Angelegenheit, die König Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt wurde. Allein sein Sinn und seine Stimmung waren es nicht, vor den französischen Drohungen zurückzuweichen; er ergriff vielmehr die Gelegenheit mit Freuden, sich England wieder zu nähern, voll von dem Gedanken, dem christlichen Namen im Orient eine größere Geltung und den glaubensverwandten Bevölkerungen größere Sicherheit zu verschaffen. Er trat also den Erklärungen der drei anderen Mächte zu Gunsten des Sultans bei, und da zugleich der König Louis Philipp, unzufrieden mit dem ihm von seiner damaligen Regierung auferlegten Zwange, die Rechte der Monarchie wieder in Aufnahme und zur Geltung brachte, so verlor der Streit, der zu einem allgemeinen Kriege hätte führen können, seine Spitze; das System der vier Mächte bekam vollkommen die Oberhand.

Der rasch vorübergezogene Sturm und dieser Erfolg gab dem neuen König eine gewisse Zuversicht zu der äußeren Lage, in der er sich befand, die nun wieder den alten Vorgängen und Traditionen entsprach. Mr. Thiers, der eben aus dem französischen Ministerium hatte ausscheiden müssen und bald darauf nach Berlin kam, sagte dem Verfasser: „La coalition existe encore“. Wörtlich verstand er das nicht, aber unter gewissen Modifikationen hatte es seine Wahrheit. Mit den alten Alliirten verbündet, von Frankreich nicht bedroht, richtete der König seine Gedanken einzig auf die innere Entwicklung seines Staates, seiner inneren Eintracht und seiner Einheit nach außen.

In diesem Sinne waren die ersten Akte, mit denen er seinen Regierungsantritt bezeichnete; den wieder erwachten Streit der Confessionen meinte er dadurch zu beseitigen, daß er die Zwangsmaßregeln abstellte, welche in den letzten Jahren vorgekommen waren; denn dahin ging die ihm von Natur innewohnende und durch seine Studien genährte Meinung, daß den religiösen Ueberzeugungen ein möglichst freier Spielraum gelassen werden müsse. Der gefangen gehaltene Erzbischof von Köln wurde freigegeben, gegen die protestantischen Dissidenten die bisherige strenge Zurückweisung gemildert. Andere Gnadenerweisungen waren dazu bestimmt, die Nachwehen politischer Mißliebigkeiten zu heben. Vor allem sprach der neue König

diesen Sinn bei den Huldigungen aus, die er von den nicht zum deutschen Bunde gehörigen Landschaften in Königsberg, von den demselben angehörigen Provinzen in Berlin entgegennahm.

„Bei uns," sagt er in Königsberg, „ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, Einheit des Bestrebens aller Bekenntnisse und aller Volksklassen nach einem schönen Ziele, nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre." Er vergleicht seinen Staat mit dem edlen Erze, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edelstes ist, keinem anderen Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.

Es waren dort in den vorangegangenen Berathungen unerwartete Ansprüche hervorgetreten, deren wir noch gedenken wollen, aber auch dabei war doch von der Vereinigung der durch Raum, Sitte und Sprache getrennten Volksstämme zu einem Ganzen die Rede, und der König war weit entfernt, diese Aeußerung zu mißbilligen; er erklärte in derselben nichts wahrzunehmen, als den Ausdruck der angestammten Treue und reinsten Gesinnung. Der Akt der Huldigung wurde mit einer Wärme nnd Herzlichkeit vollzogen, bei der von der ceremoniellen Kälte ähnlicher Handlungen nichts zu spüren war. Und fast in noch höherem Maße war das in Berlin der Fall, wo die Deputirten der verschiedenen Provinzen sich zum erstenmal kennen lernten. Es war nicht ein willkürliches Gebot, sondern ein freiwilliger Entschluß, daß sich die bürgerlichen Deputationen aus der Ferne den Bürgern von Berlin anschlossen. Der König rief die Anwesenden nach den verschiedenen Standesclassen zu der Erklärung auf, ob sie „mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue des Deutschen, in der noch heiligeren Liebe der Christen" ihm beizustehen entschlossen seien, um Preußen zu erhalten und noch weiter zu entwickeln, damit es seine Stelle unter den großen Mächten der Welt würdig behaupte. Ein freudiges „Ja" rollte ihm entgegen; er faßte neuen Muth zu dem großen Unternehmen, mit dem er umging. Welches aber war dies? Es war die Absicht, das patriarchale Königthum, welches in einer bureaukratischen Verwaltung repräsentirt wurde, mit ständischen Institutionen zu umgeben, um dadurch die Einheit aller Landschaften, gleichviel ob sie zu Deutschland gehören mochten oder nicht, auf unerschütterlicher Grundlage zu befestigen. Es muß uns verstattet sein, hierauf näher einzugehen, da es die eigenste Handlung des Königs ist und einen entscheidenden Moment in der Geschichte des Staates bildet.

Bei dem Huldigungslandtag in Preußen hatten die Stände die

in den Edikten von 1810, 1815, 1820 enthaltenen und dann auch 1823 wiederholten Verheißungen einer Gesammtstaatsverfassung als integrirende Theile ihrer Provinzialverfassung, die auch unter dem altherkömmlichen Namen „Privilegien" mitbegriffen seien, in Anspruch genommen. Der König vermied dies ausdrücklich zu genehmigen, aber ebensowohl es ausdrücklich zurückzuweisen. Gegen den Oberpräsidenten Schön erklärte er sich auf eine Weise, daß dieser, der als der Führer der Liberalen galt, als er aus dem Cabinet heraustrat, in die Worte ausbrach: der König sei liberaler als er selber. In den Worten erkennt man die noch vorwaltende Verwechslung zwischen Liberalismus und ständischer Verfassung. Der König hatte doch eigentlich nur angedeutet, daß er eine Versammlung aller Provinzialstände zu veranstalten gedenke.

Es kann kein Zweifel sein, daß Friedrich Wilhelm IV. von Anfang an die Absicht hegte, eine ständische Verfassung, jedoch ohne Repräsentation nach der Volkszahl einzuführen. Wenn er dabei nur langsam und zögernd zu Werke ging, so lag das einmal in seiner Natur, welche von jeder durchgreifenden Initiative entfernt die Dinge kommen und reifen lassen wollte; es ward ihm aber auch von seiner Lage geboten. Alle Welt war mit dem großen Gegensatz der Monarchie und der constitutionellen Verfassung beschäftigt. In Frankreich nicht allein, sondern auch in England und zuletzt auch in Belgien, obwohl unter viel milderen Formen, hatte, wie erwähnt, das constitutionelle Princip obgesiegt. Die Idee desselben beherrschte die Presse, sowie die öffentliche Meinung in dem größten Theil von Europa. In Rußland und Oesterreich dagegen hatte die alte Monarchie bisher noch die Oberhand behauptet, die russische in Polen, die österreichische in Italien; die Gegensätze, die daraus entsprangen, wirkten dazu mit, die allgemeine Agitation zu steigern. Was sollte da ein König von Preußen thun, der in der Sympathie für die alten Bündnisse und dem Abscheu gegen alle Revolution aufgewachsen, doch nicht umhin konnte, der allgemeinen Forderung, schon in Folge seiner geographischen Stellung, noch mehr, weil sein Volk in der Gewährung derselben gleichsam eine Bedingung der höheren Civilisation des Jahrhunderts erblickte, Gehör zu schenken? Er hielt für möglich, eine Verfassung zu gründen, durch welche das gegebene Wort gelöst und doch die Gefahr eines Umsturzes vermieden werde. Noch unter dem Eindruck der bei der Huldigung hervorgetretenen Stimmung der allgemeinen Hingebung an die Idee des Staates und die Monarchie hat der König bereits

im Februar 1841 an die weitere Ausbildung der ständischen Institutionen Hand angelegt.

In dem Eröffnungsdekret sagt er: aus den Zurufen der Stände bei der Huldigung, ihm Helfer sein zu wollen auf seiner rauhen Bahn, schöpfe er die Kraft, „auch für die ständischen Verhältnisse eine lebendigere Zeit zu beginnen". Die Zugeständnisse, die er machte, waren dreierlei: die Landtage sollten, was bisher wenigstens sehr zweifelhaft geblieben war, alle zwei Jahre versammelt, ihre Protokolle sollten für die Mitglieder gedruckt, ihre Eingaben sammt den Antworten der Regierung zu allgemeiner Kunde gebracht werden. Der König ging also auf die beiden Hauptforderungen der Zeit, Periodicität und Oeffentlichkeit, wenngleich unter wesentlichen Beschränkungen, ein. Ueber den bisherigen Kreis der Befugnisse der Provinziallandtage aber griff es hinaus, wenn der König sie zur Bildung von Ausschüssen ermächtigte, um sich ihres Rathes und ihrer Mitwirkung besonders da zu bedienen, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte.

Wie unerwartet dies war und welchen Eindruck es machte, sieht man aus den Worten, mit denen Schön diese Decrete begrüßte: „Also," ruft er aus, „alles soll gedruckt werden, die Provinz soll Abgeordnete wählen, welche auch über die Angelegenheiten anderer Provinzen mitberathen sollen!" Er betont das Erstaunen und die Verstimmung der einen Partei, die Freude der anderen, die sich hierbei kundgaben, in den stärksten Ausdrücken. In der That war damit das Fundament zu dem weiteren Ausbau gelegt: denn wenn diese Ausschüsse, in den verschiedenen Provinzen gleichmäßig gewählt, in eine einzige Versammlung vereinigt wurden, lag darin nicht eine Repräsentation der Gesammtheit der Provinzialstände und des Landes selbst? Der Gedanke des Königs ist ohne Zweifel von Anfang an dahin gegangen. Es dauerte noch bis in den Juni 1842, daß die bezügliche Verordnung erschien. Am 18. October, dem Tage der größten Erinnerung für den preußischen Staat, wurde dann die Versammlung, die aus Abgeordneten aller Provinzen und der verschiedenen Stände, vom Fürsten bis zum Landmanne, zusammengesetzt war, von dem vor Kurzem als Minister eingetretenen Grafen Arnim-Boytzenburg eröffnet. Auch der Minister knüpfte an den Tag der Huldigung an: er behauptet, die Eintracht zwischen Fürst und Volk, die sich dabei kundgegeben, habe zur Erhaltung des allgemeinen Friedens kräftig mitgewirkt; diese Einheit sei auch das Element der gegenwärtigen Versammlung. Er bezeichnet es namentlich als ihren Beruf, überall

da einzutreten, wo die Regierung des Königs in wichtigen Verwaltungsfragen eines ständischen Beiraths bedürfe, wozu die mündliche Besprechung zwischen den Dienern des Königs und einem Organe der Stände erforderlich sei; der königliche Wille biete ihnen vom Throne herab eine Gabe des edelsten Vertrauens.

Friedrich Wilhelm IV. selbst sagte am Schlusse der Verhandlungen, mit denen er sehr zufrieden war, er habe den Ausschüssen bei ihrer Berufung sein Vertrauen nicht mit Worten bezeichnen wollen; die Sache selbst sei der beste Beweis dafür; seine Absicht sei dabei gewesen, einen Centralpunkt zu schaffen, der nach der bisherigen Verfassung nicht möglich war, und das Beste des Landes, dem Nationalcharakter entsprechend, geräuschlos und nachhaltig zu berathen und zu schaffen. Er sehe in den Ständen einmal die Vertreter wohlerworbener Rechte und der Rechte der Stände, die sie abgeordnet haben, und zweitens Rathgeber der Krone, von einer Unabhängigkeit, wie sie anders nicht gefunden werden könne, da zu der eigenen Unabhängigkeit noch das Mandat derer hinzutrete, von denen sie abgeordnet seien.

Daß nun aber damit weder den Wünschen des Landes, noch auch dem Bedürfniß der Regierung selbst vollständig entsprochen worden war, liegt am Tage. Unter anderem stellte sich heraus, daß der Ausbau der Eisenbahnen, welche die langhingestreckte Ausdehnung des preußischen Gebietes besonders nothwendig machte, nicht durch die Garantie des Staates, mit welcher die Ausschüsse sich einverstanden erklärten, gesichert werden konnte, sondern eine Anleihe nothwendig machte, zu deren Bewilligung sie nicht befugt waren. Unmöglich konnten sie an die Stelle der Reichsstände treten, deren Einwilligung in neu zu contrahirende Anleihen durch das Edikt von 1820 erheischt wurde. Die Erinnerung an diese Verheißung regte sich auf das Lebendigste. Im März 1843 wurden die Provinzialstände aufs neue eröffnet. Allein sie wollten sich in ihre bisherige Beschränkung nicht mehr bannen lassen. Allenthalben kamen Anträge zu Tage, die, über das Oertliche und Provinzielle hinausgreifend, die allgemeinen Angelegenheiten zu ihrem Gegenstand machten. Mit dem Willen des Königs im Anfang, später über seine Intentionen hinausgehend, war die Presse zu größerer Freiheit gelangt, und da die Verhandlungen der Provinzialstände nicht mehr in das alte Geheimniß zurückgedrängt waren, so bemächtigte sich ihrer die Bewegung der öffentlichen Meinung, und es mag nicht ohne Grund sein, was man wohl angenommen hat, daß dies auch auf den Ehrgeiz der Mitglieder derselben Einfluß übte; es erfolgte, daß die Regierung, in den Ständeversammlungen

nur schwach vertreten, jetzt überall einer Opposition begegnete, der sie nicht mehr gewachsen war. Die Beschwerden der Stände wurden unverweilt bekannt, die Antworten der Regierung zu spät, um den Eindruck, den jene gemacht hatten, zu verwischen. Hie und da hatte auch die kirchliche Bewegung eingewirkt, die in beiden Confessionen die Schranken durchbrach, welche der König ihr gesetzt zu haben meinte. Unter diesen Umständen nun beschloß der König seinen ursprünglichen Gedanken zu realisiren und eine ständische Centralversammlung zu schaffen, von der er erwartete, sie werde ihn der vorliegenden Schwierigkeiten überheben und dem allgemeinen Begehren, das an die früheren Edikte anknüpfte, genugthun. Es war ein Unternehmen, welches die ganze Zukunft des Staates umfaßte und es wohl verdient, in seinen Motiven näher erörtert zu werden.

Die Verbindlichkeit der im Edikt vom 17. Januar 1820 ausgesprochenen Verheißungen, in Bezug auf die Staatsschulden keinen Schritt ohne Einwilligung der Reichsstände zu thun, stellte Friedrich Wilhelm IV. keinen Augenblick in Abrede. Diese Ankündigung war die große Verlassenschaft Hardenbergs für die Gesammtheit des preußischen Staates; eben darauf basirten die immer dringenderen Aufforderungen, die man an den König richtete, zu einer Versammlung von Reichsständen zu schreiten. Dem König blieb nur die Alternative übrig, entweder diese Ankündigung zurückzunehmen, ebenso die den Landtagsverhandlungen gestattete größere Oeffentlichkeit, die aufgehobenen Beschränkungen der Presse wieder zu erneuern, oder auf dem eingeschlagenen Wege einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun. Durch das Erste würde er sich nicht allein in den schärfsten Gegensatz mit dem Geist der Zeit gesetzt haben; es war auch deshalb unthunlich, weil dadurch den Provinzen eine für das Ganze unzuträgliche Selbständigkeit zuerkannt worden wäre. Die Bureaukratie war ganz dagegen. Wie oft sprach man in deren Kreisen von den acht verschiedenen Königreichen, in die der Staat zerfallen würde, wenn kein ständisches Organ der Gesammtheit erschaffen werde. Alle Dinge auf Erden haben ihre Zeit; für das ausschließende bureaukratische Regiment war die Zeit vorüber. Man hat damals auch im Ministerium darüber zu klagen gehabt, daß der alte Gehorsam der untergeordneten Behörden verschwinde. Und da nun der König die Verheißung von 1820 nicht zurücknehmen wollte, so war die ganze Frage, in welcher Weise er sie zu erfüllen gedenke; wie er einmal sagt, mit heiterem Gottes- und Menschenvertrauen schritt er an das schwere Werk; er hielt für möglich, einen Weg einzuschlagen, bei welchem der Sache Genüge

geschehen, das Volk befriedigt und doch jede Besorgniß wegen des Ueberganges zu einem anderen System, die sich in den alten Bundesgenossen regen könne, vermieden würde.

In einem Schreiben an den Fürsten Metternich sprach er sich dahin aus, daß er keine moderne Constitution, keine Charte verleihen, keine periodischen Reichstage, keine Reichstagswahlen anordnen wolle. Alles dies waren Attributionen, in denen der Geist der Zeit das Wesen einer die Monarchie beschränkenden Verfassung erblickte; sie wurden hier von vornherein ausdrücklich ausgeschlossen; es war gleichsam ein dem österreichischen Staatskanzler, der in den constitutionellen Regungen ein der alten Allianz feindseliges Element sah, gegebenes Versprechen. Wenn nun der König, wie einer der vertrautesten Minister sich ausdrückt, sich in seinem Gewissen bewogen fühlte, die dem Volke feierlichst gegebene Zusage einer allgemeinen Landesvertretung in Erfüllung gehen zu lassen, so sollte das doch nur nach den in jenen Zusicherungen kundgegebenen Grundsätzen geschehen. Darüber wie es geschehen könne, hat sich der König zunächst mit dem Minister des Innern, Grafen Arnim-Boytzenburg, der mit der Verwaltung der ständischen Angelegenheiten noch besonders beauftragt war, ausgesprochen. Ein Entwurf liegt vor, den Arnim den Intentionen des Königs gemäß, allerdings nicht ohne die eine und die andere Abweichung, die er auch ausdrücklich bezeichnet, zu Stande brachte, so daß wir die ursprüngliche Absicht des Königs mit Sicherheit aus demselben abnehmen können. Von allen Paragraphen der vornehmste war gleich der erste, in welchem es heißt: „Es wird eine allgemeine Reichsversammlung gebildet, indem die acht jetzt für sich bestehenden Provinziallandtage zu einer einzigen Versammlung vereinigt werden.“

Vorlängst hatte der König den Gedanken gefaßt, und zwar zugleich in der Ueberzeugung, daß die Provinzialstände der acht Provinzen, in Eine Versammlung vereinigt, von Rechts wegen (de jure) die Reichsstände seien. Er meinte, eine Quotisirung derselben, d. h. doch ein Ausschuß in bestimmten Zahlen und Normen, enthalte eine Willkürlichkeit.

Das Königthum von Gottes Gnaden, d. h. die ihm durch Erbrecht zugefallenen Rechte der preußischen Krone wollte er dabei nicht aufgeben, aber er stellte demselben die den Ständen bereits gemachten Zugeständnisse gegenüber, über deren Ausführung er nun weitere Bestimmungen folgen ließ. Er machte keine Schwierigkeit, dieser Versammlung die schon im J. 1815 in Aussicht gestellte Befugniß der Steuerbewilligung und die im J. 1820 verheißene Consentirung bei neuen Staatsanleihen zuzugestehen. Gleich hierbei gerieth man jedoch

in Verlegenheit. Man faßte die Möglichkeit ins Auge, daß bei einem bevorstehenden Kriege eine Anleihe aufgenommen oder auch eine neue Auflage ausgeschrieben werden müsse. Für einen solchen Fall schien eine Zusammenberufung der gesammten Stände aus mannigfaltigen Gründen unthunlich. Der König hielt dafür, es werde genügen, eine von den Ständen autorisirte Deputation der Staatsschuldenverwaltung beizugesellen und, sobald die Umstände es gestatten würden, der Versammlung über die gemachte Anleihe oder erhobene Auflage Rechnung abzulegen. Bei jedem Zusammentreten der Reichsstände sollte ihnen eine Uebersicht des Staatshaushalts vorgelegt werden. Dieser mit so ansehnlichen Rechten ausgestatteten Versammlung eine in bestimmten Perioden wiederkehrende Einberufung zu versprechen, war doch der König nicht gemeint; er hätte gefürchtet, sich dadurch den constitutionellen Gewohnheiten allzusehr zu nähern. Indem er sich aber vorbehielt, die große ständische Versammlung nur nach seinem Ermessen wieder zu berufen, verhehlte er sich doch nicht, daß dadurch eine Lücke in den fortlaufenden Geschäften entstehen könne. Er dachte demnach in diesen Zwischenzeiten einen ständischen Ausschuß mit der Vertretung der allgemeinen Versammlung zu beauftragen, der dann wenigstens alle vier Jahre zusammenberufen werden sollte, so daß dadurch ein Mittelpunkt für die ständischen Institutionen gegeben und erhalten werde. Diese Auskunft war, soviel wir wissen, der eigenste Gedanke des Königs; er meinte damit dem Gesetz von 1820 und zugleich den Bedürfnissen der Staatsverwaltung gerecht zu werden. Auch in Bezug auf die Art und Weise der Beschlußfassung folgte er seinen eigenthümlichen Anschauungen. Sie sollte nicht ganz, wie bei den Provinzialständen durch gemeinschaftliche Abstimmung, sondern durch Abstimmung in jeder der drei Curien besonders geschehen; zwei Stände sollten immer die Mehrheit machen, der Beschluß aber doch erst durch besonderen Beitritt des Herrenstandes, der freilich bisher nur in drei Provinzen constituirt war, jetzt aber zu einer vierten Curie ausgebildet werden sollte, zum Reichstagsbeschluß erhoben werden. Auch die allgemeinen Landesgesetze sollen der Versammlung zu ihrem Beirath vorgelegt werden; das Recht der Petitionen und Beschwerden in allgemeinen Angelegenheiten soll derselben ausschließlich zustehen.

Dieser Entwurf ist insofern höchst merkwürdig, weil er die Gedanken des Königs selbst über die zukünftige Verfassung ausspricht, hie und da freilich noch mit einer gewissen Unklarheit, wie sie ersten Entwürfen eigen zu sein pflegt. Er meinte den Unzuständigkeiten, die sich bei der Provinzialverfassung herausstellten, zu entgehen und zugleich

den Gefahren vorzubeugen, die aus weiterer Annäherung an die constitutionelle Verfassung für die Monarchie zu erwarten sein würden. Aus diesem Grunde hatte er auch in Erinnerung an den Einfluß, welchen die Stadt Paris auf die französischen Kammern ausübte, den Gedanken, diese Versammlungen nicht nach der Hauptstadt, sondern etwa nach Brandenburg zu berufen und zugleich die neuen Einrichtungen in mehreren besonderen Gesetzen zu publiciren; denn eben die bei seinem Staatsgrundgesetz unvermeidliche Verschiedenheit der Auffassungen, die ja u. a. die Revolution von 1830 veranlaßt hatte, schien ihm eine große Gefahr einzuschließen. Der Plan des Königs zeugt von reiflicher Ueberlegung, er hat einen nicht zu verkennenden inneren Zusammenhang. Aber gleich bei seinem Minister stieß der König auf Widerspruch. Der Graf Arnim war namentlich gegen das System der vier Curien, wobei sich nur voraussehen lasse, daß Bürger und Bauern auf der einen, Herren und Ritter auf der anderen Seite stehen würden; dabei laufe man doch Gefahr, in ein Einkammersystem zu gerathen, welches noch mehr Unzuträglichkeiten in sich schließe, als das Zweikammersystem. Es ist sehr wahr, daß Graf Arnim einem Zweikammersystem den Vorzug gab, aber jede Annäherung an das constitutionelle Princip lehnte er auch hiebei ab; von Wahlen nach der Volkszahl wollte er nichts hören, überhaupt nicht von einer Abweichung von der in den Provinzialständen gegebenen Grundlage; er meinte nur, ein Herrenhaus, das nicht allein aus dem anerkannten Herrenstande, sondern auch aus Mitgliedern der Ritterschaft bestehen solle, werde dem System der Curien vorzuziehen sein. In seiner Erörterung spricht er von dem Gegensatz der erhaltenden und der bewegenden Kräfte, von welchem damals viel die Rede war; er meinte den ersten durch das Zweikammersystem die Oberhand zu verschaffen. Um allem eine größere Stabilität und Sicherheit zu geben, hielt er die Anordnung einer periodischen Einberufung nicht der Ausschüsse, wegen deren er mancherlei Bedenken hatte, sondern der reichsständischen Versammlung, und zwar auch alle 4 Jahre, für erforderlich. Aber mit seinen Einwendungen und Vorschlägen fand der Minister bei dem König, der einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, keinen Eingang. Bei einem Vortrag, der am 21. Mai 1845 stattfand, stellte sich die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Ideen heraus; Graf Arnim verließ bald darauf sein Ministerium, in welchem er Bodelschwingh zum Nachfolger hatte. Für die weiteren Berathungen des Verfassungsentwurfes wurde eine Commission ernannt, an der Graf Arnim nicht theilnahm. Sie bestand aus den Ministern Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz

und dem Hofmarschall Rochow; sie wurde ausdrücklich angewiesen, den vom Grafen Arnim ausgearbeiteten eigenen Entwurf bei Seite zu legen und ihre Berathungen nur auf den ersten zu beschränken, welcher die Ideen des Königs selbst enthielt, um denselben zu vervollständigen oder zu modificiren. Diese Commission hat nun in zwei verschiedenen Reihen von Sitzungen ihre Arbeit vollzogen. Die erste derselben reicht vom 11. Juli bis zum 21. Juli 1845; die zweite, an der auch der Fürst v. Solms-Lich, der Minister v. Thiele und für die Finanzangelegenheiten Minister Rother theilnahmen, fällt in die Zeit vom 24. September bis 6. October desselben Jahres.

Unter den Mitgliedern der Commission fehlte es nun nicht an Widerspruch gegen das ganze Vorhaben. Hofmarschall v. Rochow, der als Landtagsmarschall der brandenburgischen Provinzialstände Erfahrungen in ständischen Angelegenheiten besaß, erinnerte, man sei in Preußen in der Meinung aufgewachsen, daß die Weisheit des Königs immer das Beste wolle und daß sie die Mittel haben müsse, ihren Willen zur Ausführung zu bringen; diese Meinung sei durch die mannigfaltigen, in den Provinzialständen gegen die Regierung gerichteten Angriffe und die schwache Vertheidigung derselben erschüttert worden. Vergeblich erwarte man, daß sich das bessern werde, wenn die gesammten Stände in eine einzige Versammlung vereinigt würden; denn wenn man auch den Ministern des Königs den Zutritt zu einer solchen vorbehalte, so würden sie doch der nothwendig anwachsenden Opposition gegenüber nicht stark genug sein. Nach und nach werde die Souveränität des Königs von der ständischen Versammlung, welcher Art diese auch sei, absorbirt werden. Aber die übrigen Mitglieder der Commission blieben bei dem einmal ausgesprochenen Willen des Königs stehen, der die Grundlage des ihnen vorgelegten Entwurfes ausmachte; aber das leuchtete doch ein, daß die angeregten Bedenken, welche in den höchsten Kreisen Anklang fanden, ihre Aufmerksamkeit darauf hinlenken mußten, wie bei der eintretenden großen Veränderung die Souveränität des Königs und die Freiheit der Administration, die das bisherige Wesen des preußischen Staates charakterisirte, aufrecht erhalten werden könne. An sich hatte die Idee des Königs, die sämmtlichen Provinzialstände in eine einzige Versammlung zu vereinigen, die Beistimmung der Commission mit nichten. Sie wandte ein, daß eine so große Versammlung schwer zu behandeln und daß es rathsamer sein würde, die provinzialständischen Ausschüsse zu diesem Zwecke auszubilden, die sogar öfter als nur alle vier Jahre zu vereinigen sein dürften. Aber die Ansicht des Königs war zu tief gewurzelt und

schon zu mannigfaltig kundgegeben worden, als daß sie hätte zurückgenommen werden können. Und dürfen wir von vornherein ein Urtheil aussprechen, so war der Gedanke des Königs, wenn es nun einmal zu keinen volksthümlichen Wahlen kommen sollte, ohne Zweifel der richtige; denn daß die vereinigten Landstände als die verheißenen Reichsstände betrachtet werden würden, ließ sich mit Grund erwarten; erst darin lag eine wirkliche Erfüllung des gegebenen Wortes. Und obgleich es seine Bedenken hatte, eine so ansehnliche und in sich selbst mächtige Versammlung zu vereinigen, so schien doch in der Unbestimmtheit ihrer Wiedereinberufung ein Correctiv dagegen zu liegen; die wichtigsten der unmittelbar zur Beschlußnahme kommenden Angelegenheiten würden doch immer den Ausschüssen, denen eine so große Autorität nicht zukam, vorbehalten bleiben.

Wenn nun der Gedanke des Königs zur Ausführung kam, so war man auch darüber mit demselben einverstanden, daß den Ständen Attributionen von wirklicher und reeller Bedeutung beizulegen seien. Der Wortlaut des Gesetzes von 1820 war die vornehmste rechtliche Ursache der Einberufung selbst, aber man war der Meinung, daß man dabei nicht stehen bleiben dürfe, sondern daß man den Ständen berathende Stimme bei den künftig zu erlassenden allgemeinen Landesgesetzen und ein ausgedehntes Steuerbewilligungsrecht zuerkennen müsse. Dabei traten aber in der einen und in der anderen Beziehung nochmals jene Schwierigkeiten hervor, die schon von dem König erwogen, nunmehr noch ein Mal einer neuen Berathung unterworfen werden mußten. Sie lagen doch sehr in der Natur der Sache. Steuerbewilligung im Allgemeinen konnte unmöglich zugestanden werden, weil dadurch die mit den anderen deutschen Staaten getroffenen Vereinbarungen, auf welchen der Zollverein basirte, hätten alterirt werden können. Noch erheblicher waren die Einwendungen, die gegen die Einholung der Beistimmung zu einer Anleihe, namentlich im Fall eines Krieges, gemacht wurden: denn eine Anleihe könne nur unter Beobachtung des strengsten Geheimnisses und durch eine Art von Autonomie der höchsten Gewalt zu Stande gebracht werden; wie sei das aber möglich, wenn man vorher eine Ständeversammlung berufen müsse? Selbst eine ständische Deputation dazu herbeizuziehen, wie der König vorgeschlagen hatte, fand man unthunlich; sie würde das ganze Geschäft in Frage stellen. Man war sehr bereit, den Ständen nachträglich Rechnung abzulegen, aber dagegen ließ sich wieder erinnern, daß alsdann dem Gesetz von 1820 noch nicht Genüge geschehe. Wenn überhaupt im Werke war, den Zustand der Finanzen den versammelten Ständen klar zu legen, so glaubte

doch die Finanzverwaltung, denselben keine Controlle ihrer Operationen zugestehen zu dürfen. Auf die bereits bestehenden Auflagen und Steuern solle sich überhaupt ihre Mitwirkung nicht erstrecken; ihr ein decisives Votum einzuräumen, wurde für sehr bedenklich erachtet. Indem man die Autorität der Krone vollständig zu erhalten und doch auch die Stände mit gewissen Berechtigungen auszustatten gedachte, brachte der Versuch, die Ansprüche beider Theile zu vereinigen, große Verlegenheit hervor. Eine andere nicht minder schwierige und tiefgreifende Frage bildete die Art und Weise der Abstimmung. Sie lag in der oben angedeuteten Absicht des Königs, die mediatisirten Fürsten und die durch größeren Besitz hervorragenden Geschlechter, denen bisher nur auf einigen Landtagen eine besondere Stellung bewilligt worden war, in eine neue Curie auf dem Gesammtlandtage zu vereinigen und ihnen dadurch eine ihrem angeborenen Range entsprechende Bedeutung zu geben. Die absolute Mediatisirung hielt Friedrich Wilhelm für ein den alten Fürsten, den früheren Reichsständen, zugefügtes Unrecht, das er zwar nicht zurücknehmen dürfe, aber auf die eine oder die andere Weise auszugleichen versuchen müsse. Die Commission aber erhob dagegen den lebhaftesten Widerspruch; denn man weiche damit von den bisherigen, den Provinzialständen zu Grunde liegenden Einrichtungen ab; diese Neuerung könne auf andere, noch weiter gehende Bedenken führen; der vereinigte Landtag werde sich versucht fühlen, als Constituante aufzutreten; es sei wohl gar möglich, daß man die privilegirten Stände, wie einst in Frankreich, aus ähnlichen Gründen angreife und Alles in Verwirrung setze; auf jeden Fall würden zwei Stände und zwei Stände einander gegenübertreten; die Regierung würde die Minorität, die sie jetzt in den Städten und Landgemeinden habe, verlieren. Der Minister Canitz setzte sich dem Vorschlage des Königs in einem besonders motivirten ausführlichen Gutachten entgegen. Ueberhaupt muß man der Commission zugestehen, daß sie die Vorschläge des Königs auf das Sorgfältigste geprüft und alle die praktischen Unzuträglichkeiten hervorgehoben hat, zu denen dieselben führen konnten. Man findet ihre Erwägungen in dem Berichte, mit welchem sie den abgeänderten Entwurf und eine Abschrift der Protokolle dem König überreichte. Sie mahnte ihn darin nochmals von der Vereinigung der acht provinzialständischen Versammlungen zu einer einzigen ab: denn es sei vorauszusehen, daß dieselbe ein größeres Maß von Rechten, als ihr jetzt zugestanden werden könnte, zu erstreben suchen werde. Die Mitglieder der Commission hätten es mit Ausnahme einer einzigen Stimme vorgezogen, daß die Stände-

versammlung nur aus den vereinigten Ausschüssen unter Verstärkung der Zahl ihrer Mitglieder gebildet würde; diese Versammlung werde leichter zu leiten sein und die Verfassung an Einfachheit gewinnen.

Noch entschiedener erklärte sich die Commission gegen die beabsichtigte Creirung des Herrenstandes. Sie bittet den König, bei der bewährten Verfassung der Provinzialstände stehen zu bleiben. Sie trägt dann alle die Bedenken vor, die sich in Bezug auf das Bewilligungsrecht und bei Consentirung einer Anleihe herausgestellt haben. Die ständische Deputation ward von ihr verworfen. Die Commission blieb dabei, daß die Versammlung sowohl der Ausschüsse als des vereinigten Landtags nicht in Brandenburg, sondern in der Hauptstadt selbst stattfinden müsse, weil es die Verhältnisse so mit sich bringen und die Verlegung nach einem anderen Ort Furcht verrathen würde.

Die hierauf folgenden Diskussionen, die zu einer außerordentlichen Versammlung der Commission führten, betrafen hauptsächlich den Herrenstand, an welchem der König festhielt, so daß es nur noch darauf ankam, die Ungleichheiten zu beseitigen, welche dabei zwischen den nicht zum hohen Adel gehörigen Mitgliedern des Herrenstandes der westlichen Provinzen und den Inhabern der Collectivstimmen in den östlichen entstehen würden.

Der König hatte die Meinung zu erkennen gegeben, in den Herrenstand auch Deputirte der Landes-Universitäten und der großen Städte, namentlich der ehemaligen Reichsstädte aufzunehmen. Die Commission entgegnete, daß dies dem Geiste der neu zu erlassenden Gesetze widerstrebe.

Ueberhaupt war man noch keineswegs einverstanden, und was die Commission vorgeschlagen hatte, war doch sehr unverbindlicher Natur. Noch war selbst die Hauptfrage, ob überhaupt eine centralständische Verfassung eintreten solle, nicht entschieden; sie konnte es auch nicht sein, da nach der Verfassung des Landes ein förmlicher Beschluß des Staatsministeriums dazu gehörte, was damals besonders ins Gewicht fiel, da der Prinz von Preußen, nicht allein der erste Prinz von Geblüt, sondern der präsumtive Nachfolger an der Spitze des Ministeriums stand.

Eine hohe Wichtigkeit in der Geschichte des preußischen Staates hat nun die gemeinschaftliche Sitzung des Staatsministeriums und der Commission vom 11. März 1846, in welcher die große Angelegenheit entschieden werden sollte.

Der Prinz von Preußen zeigt sich bei der Eröffnung der Sitzung von der Bedeutung des Momentes durchdrungen; denn es handele

sich hier um die ganze Zukunft, ja um die Existenz des Thrones und des Vaterlandes. Er spricht als seinen Grundsatz aus, daß eine weise Regierung dann und wann Nachforschung halten müsse, ob die vorhandenen Institutionen noch mit der Fortentwicklung der Zeit im Einklang seien, ein Verfahren, bei welchem Preußen groß geworden sei. In diesem Sinne seien schon die Provinzialstände eingeführt worden, und vielleicht hätte man bei diesem provinzialständischen Institute stehen bleiben können, wenn nicht für die allgemeine Forderung der Unterthanen in gegenwärtiger Zeit, die sich auf zwei Dinge beziehen, Publicität und größere Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, einige weitreichende Zugeständnisse in Aussicht gestellt wären, namentlich die Bildung einer ständischen Centralversammlung. Er sei von der Nothwendigkeit einer solchen noch nicht überzeugt. Wolle man aber zu dieser Veränderung schreiten, so müsse man vor Allem darauf sehen, daß die Macht der Regierung nicht in die Hände der berathenden Versammlung übergehe. Die Macht der Krone dürfe nicht geschmälert und besonders die gesetzlich freie Bewegung der Regierung nicht gestört werden, wenn die Stellung Preußens nicht gefährdet werden solle. Bei allen seinen Bedenken brachte doch der Prinz, indem er dem Willen des Königs und der Meinung seiner Rathgeber Rechnung trug, die Frage zur Discussion, ob eine centralständische Versammlung ein Bedürfniß sei oder nicht. In dieser Frage liegt das Wesentliche der Verhandlungen. Die alte patriarchalische Staatsgewalt stellte selbst die Frage auf, ob sie neben sich eine ständische Versammlung, die, was man auch sagen mochte, eine Vertretung des Landes in ständischer Form bilden mußte, einrichten solle oder nicht.

Unter den Anwesenden befand sich auch der Staatsminister v. Rochow, der dann nochmals in aller Stärke aussprach, was er von jeher gegen eine centralständische Versammlung eingewendet hatte. „Allgemeine Reichsstände seien der Krone gegenüber eine Macht, welche, sie möge als bewilligende oder als blos berathende Körperschaft constituirt werden, die Regierung in ihrer freien Bewegung auf eine mit der politischen Stellung Preußens unverträgliche Weise hemmen würde.“ Er hob nochmals die Vorzüge einer provinzialständischen Verfassung hervor; die Verhandlung mit acht verschiedenen Versammlungen habe ihre Unbequemlichkeit, aber keine Gefahr. Ganz anders werde es, wenn die Regierung einer einzigen, großen und mächtigen Versammlung gegenüberstehe. Er erkennt an, daß die vorgeschlagene Organisation der ständischen Centralversammlung ganz auf dem gegebenen historischen Boden erfolgen solle, hierdurch würden aber die Bedenken

nicht gehoben; besonders sträubte er sich dagegen, daß man der Regierung das Besteuerungsrecht beschränke; denn darauf beruhe die Größe von Preußen; eine freie finanzielle Verwaltung setze die königliche Macht in den Stand, wohlthätig und kräftig zu wirken.

Diese und ähnliche Einwendungen waren schon in der Commission von dem Hofmarschall v. Rochow vorgetragen worden, der sie auch jetzt wiederholte; die Mitglieder der Commission hatten jedoch die entgegenstehenden Betrachtungen höher angeschlagen, und es mußte sich nun zeigen, ob die größere, bei weitem mehr autorisirte Versammlung des Staatsministeriums der Majorität der Commission beitreten werde oder nicht.

Der Erste, der sich äußerte, war General v. Boyen. Er hob hervor, daß die Monarchie noch viele heterogene Elemente in sich einschließe, welche einer innigeren Verschmelzung bedürfen; er bejahte die Bedürfnißfrage.

Der Justizminister Mühler erklärte die Einführung einer ständischen Centralversammlung für zeitgemäß, jedoch dürfe man ihr nur berathende Stimme zugestehen; er sah keine wesentliche Veränderung der Verfassung darin, wenn man nur eben die Versprechungen von 1815, 20 und 23 zur Ausführung bringe.

Dem schloß sich der Finanzminister Rother an mit der Bemerkung, er habe nur gegen das in dem Entwurf den Ständen beigelegte Bewilligungsrecht etwas zu erinnern.

General Müffling sprach sein Bedauern aus, daß sein Rath, allgemeine Landstände zu berufen, nicht schon früher befolgt worden sei; von der Nothwendigkeit einer solchen Versammlung sei er immer überzeugt gewesen und halte sie namentlich in einer Zeit für unbedenklich, wo man keine besonderen Anforderungen zu machen brauche; doch dürfe die Befugniß der Stände nur wesentlich in der Berathung bestehen.

Diese Vota waren erfolgt, ehe noch der Minister Rochow gesprochen hatte. Nach demselben kam die Reihe sich zu äußern an den Minister Eichhorn. Er sagte: die früheren königlichen Verheißungen könnten nicht länger ignorirt, noch weniger zurückgenommen werden; aus den Verhandlungen mit den Provinzialständen und aus deren Petitionen über allgemeine Gesetze sei das Bedürfniß einer ständischen Centralversammlung hervorgegangen. „Diese könnte bei einer richtigen Abmessung ihrer Attributionen der königlichen Macht niemals gefährlich werden." Das Steuerbewilligungsrecht findet er nicht bedenklich, da die Regierung ohnehin in keinem Falle gegen den Widerspruch der

Stände mit neuen Auflagen vorschreiten könne, wenigstens nicht in Friedenszeiten. Nur bei der Gesetzgebung würde die Regierung allzu sehr beschränkt werden, wenn den Ständen mehr als eine berathende Stimme eingeräumt würde.

Wie Eichhorn, so bejahte auch der Minister v. Thiele die Bedürfnißfrage; denn das Volk sei seit vielen Jahren von der Idee einer allgemeinen ständischen Verfassung durchdrungen, und diese Idee lasse sich durch menschliche Kraft nicht beseitigen; nur dürfe sich die Regierung nicht in ein eigentlich constitutionelles System drängen lassen, was bei dem vorliegenden Entwurf nicht zu befürchten sei.

So erklärte auch Savigny, auf dem Standpunkt von 1840 könne man nicht stehen bleiben; man müsse nothwendig von den Provinzialständen auf eine centralständische Basis übergehen.

Bodelschwingh hob, auf seine Erfahrung sich berufend, die mißliche Lage hervor, in welche die in den Provinzialständen gar nicht vertretene Regierung dem rücksichtslos und in großer Ausdehnung von acht verschiedenen Versammlungen ausgeübten Petitionsrechte gegenüber gerathen sei; der Staat gehe einer inneren Zerreißung durch die acht Landtage entgegen, und ein Vereinigungspunkt der Stände sei nothwendig, wenn die Monarchie stark bleiben solle; da das Gesetz von 1820 nicht zurückgenommen werden könne, so komme der Staat beim Ausbruch eines Krieges in die größte Verlegenheit; endlich wünsche der König selbst die Veränderung.

Der Staatsminister Graf zu Stolberg bemerkte, daß die Zeit eine Ausdehnung der ständischen Institutionen gebiete, und billigt den vorgelegten Entwurf, weil er sich auf der gegebenen Grundlage fortbewege.

Der Staatsminister Flottwell erhob gegen die vorgeschlagene Verfassung, namentlich wegen ihrer Complication, mancherlei Einwendungen; die Bedürfnißfrage aber bejahte er mit Nachdruck und erklärte selbst das Steuerbewilligungsrecht für unerläßlich; denn ohne dasselbe würde die ganze Maßregel durchaus unbefriedigend bleiben.

Gegen die Bewilligung dieses Rechtes machte Uhden nochmals einige Bedenken geltend, indem er sich übrigens der von Bodelschwingh geäußerten Ansicht anschloß.

Canitz betonte die Nothwendigkeit, den Ständen das Steuerbewilligungsrecht einzuräumen: denn das Volk begehre eigentlich nichts weiter als Sicherung eines geordneten finanziellen Zustandes; man gehe damit den Forderungen des constitutionellen Systems aus dem Wege; überdies sei die Einrichtung nothwendig, um das Verhältniß

der Regierung zu dem Volke günstiger zu stellen, als es jetzt stehe; man entspreche damit der wahren öffentlichen Meinung, d. h. der Meinung aller Gutgesinnten.

Der zu dieser Berathung herbeigezogene Geheime Oberjustizrath v. Voß, vortragender Rath bei dem König, bejahte ebenfalls die Bedürfnißfrage, und wenn, wie berührt, der Hofmarschall Rochow sie aufs neue verneinte, so waren doch dessen Anträge, die auf eine förmliche Zurücknahme der alten Verheißungen und der Preßfreiheit hinausliefen, nicht dazu angethan, um die allgemeine Ansicht, daß auf dem einmal eingeschlagenen Wege vorgeschritten werden müsse, zu schwächen. Die Anträge mußten vielmehr, da sie etwas Unmögliches enthielten, dieselbe verstärken.

Schließlich erklärte sich nun auch der Prinz von Preußen für die Bejahung der Bedürfnißfrage, wiewohl er im Uebrigen mit dem Inhalt des Gesetzentwurfs nicht einverstanden sei. Auf diese Weise wurde über die große Frage Beschluß gefaßt. Die Nothwendigkeit einer centralständischen Einrichtung wurde mit einer Majorität von 14 gegen 2 Stimmen bejaht. Das Resultat ist an und für sich ein entscheidendes. Es war weder eine äußere Gewalt, noch eine innere Faktion, welche dasselbe hervorrief, sondern die Erwägung des Vorangegangenen und der vorliegenden Umstände führte zu dieser Entschließung, die doch eine Abwandlung in der Regierung der Monarchie enthielt, wie sie noch niemals vorgekommen war, und in der That eine neue Aera anbahnte, deren Wechselfälle kein menschliches Auge voraussehen konnte. Niemand empfand das lebendiger als der Prinz von Preußen. Die größten Besorgnisse erweckte ihm besonders das Petitionsrecht, das von den Provinzialständen auf den vereinigten Landtag, für dessen Formen die früheren Entwürfe bestätigt wurden, übergehe, aber dann eine weit größere Wichtigkeit erhalte; da werde die ganze Militärverfassung gefährdet werden, ebenso wie das in den constitutionellen Staaten geschehe; man werde die Ausstattung des Militärs beschränken, die Presse, welche sich in den Angriffen gegen das Militär gefalle, werde Gehör finden; von welchen Gefühlen müsse dann der Offizier beschlichen werden, er könne weder Freudigkeit noch Muth zu einem Berufe haben, den man täglich an den Pranger stelle. Ferner aber, wenn dann das Recht der Petition sich auf die allgemeinen politischen Angelegenheiten erstrecke, so werde schon die Discussion, die darüber erfolge, auf die äußere Politik des Landes schädlich einwirken; in Deutschland werde das bisherige System, den conservativen Regierungen gegen das Andrängen des Liberalismus zur Stütze zu dienen,

nicht mehr behauptet, wahrscheinlich auch die Allianz mit den beiden großen Continentalmächten erschüttert und eine Hinneigung zu den constitutionellen Reichen des Westens hervorgerufen werden. Nicht mindere Bedenken erweckte ihm das Recht der Petition in Bezug auf das Verhältniß zwischen Regierung und Ständen; denn daraus könne nichts entstehen, als ein ungestümes Drängen nach Erweiterung der Rechte, welchem einer so großen Versammlung gegenüber die Regierung nicht lange Widerstand zu leisten vermögen werde.

Die Minister theilten die Befürchtungen des Prinzen nicht. Bodelschwingh erwiderte in Bezug auf den letzten Punkt, daß eine Veränderung der Verhältnisse auch eine Weiterbildung der Verfassung unabweislich machen würde. Ueberhaupt meinte die Commission, eine unwillkommene Ausübung des Petitionsrechtes finde in der abgesonderten Abstimmung des Herrenstandes ihr Correctiv. Der Prinz wurde dadurch nicht beruhigt, aber er faßte die zu erwartende Veränderung mit einer gewissen Entschlossenheit ins Auge. „Ein neues Preußen," sagt er, „wird sich bilden. Das alte geht mit Publicirung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist."

Die materiellen und formellen Discussionen über die neuen Gesetze beschäftigten noch eine Reihe von Sitzungen im Laufe des Jahres 1846. Das wichtigste Resultat derselben möchte die festere Bestimmung über die Bildung des Herrenstandes sein; namentlich daß derselbe in der Regel in abgesonderter Versammlung berathschlagen und abstimmen, mithin eine für sich bestehende Abtheilung des vereinigten Landtages bilden solle. Daraus folgte dann, daß die drei anderen Curien, ohne die vierte, aber zusammen zu berathen und Beschlüsse zu fassen hatten.

So kam es dahin, daß die große Veränderung der Verfassung am 3. Februar 1847 publicirt werden konnte. Das Patent des Königs, welches als ein Ausfluß seiner persönlichen Entschließung erschien, wurde von den Ministern nicht contrasignirt; wohl aber geschah dies in Bezug auf die drei demselben beigefügten Verordnungen über die Bildung des vereinigten Landtages, über die periodische Zusammenberufung des vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse und über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen. Der Gesichtspunkt war allezeit gewesen, dem vereinigten Landtag alle die Vorrechte zu sichern, welche seine Berufung rechtfertigen und ihm eine wahrhafte Bedeutung geben konnten, indem man aber zugleich die Autorität der Regierung aufrecht erhielt, Krone und Stände auf das engste zu vereinigen. Der 3. Februar war zur

Publication gewählt worden, weil an demselben Tage vor 34 Jahren (1813) der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. zu den Waffen erschienen war. Wie damals die vereinigte Kraft des mit seinem Könige innigst verbundenen Volkes den gemeinsamen Feind besiegte, so möge durch die neuen ständischen Gesetze der Anfangspunkt einer neuen glänzenden Epoche gebildet werden, in welcher das herzlichste Vertrauen zwischen König und Volk die geschäftigen Feinde besiege, welche sich zwischen den König und sein Volk einzudrängen suchen, um aus der Zwietracht die Schwäche, aus der Schwäche den Umsturz zu bereiten und ein Reich der Willkür, Gottlosigkeit und Unordnung aufzurichten.

So drückte sich die officielle Zeitung bei der Bekanntmachung der Edicte aus. Ob das nun aber der Gesinnung des Landes entsprach, ob das Land die Edicte in demselben Sinne aufnehmen würde, in dem sie gegeben waren, — es war vom ersten Augenblick an zweifelhaft.

Die Gesetze vom 3. Februar haben zwei verschiedene Bestandtheile. Der wesentliche Akt war die Einberufung einer allgemeinen Versammlung der Stände. Damit waren aber Verordnungen verknüpft, durch welche man den aus diesem Akt möglicher Weise für die königliche Autorität entspringenden Gefahren begegnen wollte. Der wohlzusammengesetzten Commission könnte man vielleicht zum Vorwurf machen, daß sie über die Bestimmungen, die sie traf, nicht auch die Landeseingesessenen gehört hat. Allein das würde ihre schwierige Arbeit nur noch schwieriger und beinahe unausführbar gemacht haben. Ihr lag Alles daran, daß der große Schritt gethan werden sollte. Der Anerkennung des ständischen Principes fügte sie eine Anzahl sorgfältig erwogener Bestimmungen hinzu, durch welche die königliche Autorität geschützt und behauptet werden sollte. Alles griff in einander ein, Eins war mit dem Anderen auf das engste verbunden; es bildete ein zusammenhängendes System.

Nachdem wir die Erörterungen in ihrem Verlauf und Inhalt begleitet, fällt unser Blick nothwendig auch auf die andere Seite; von denen, von welchen die Einberufung ausging, wendet er sich auf die, welche einberufen wurden. Da tritt uns nun aber sofort eine andere Welt von Gedanken entgegen. Die Gesetze fanden im Ganzen doch nur eine sehr kühle Aufnahme, in ihrem Inhalt und ihrer Fassung lag Vieles, was dem Geist der Zeit widersprach. Das verstand sich; Niemand konnte sich darüber täuschen. Aber man darf nicht sagen, daß das blos der Geist gewesen sei, der sich in Zeitungen und Flug-

schriften kundgab, es war ein den Dingen innewohnendes Princip, das sich nothwendig geltend machen mußte: denn dieser Staat war ja nicht mehr der alte, in welchem die patriarchale Monarchie in ihrer Verbindung mit der Religion eine unbedingte Verehrung genoß. Solche Stände waren es nicht, welche Friedrich Wilhelm IV. um sich versammelte. In ihrer damaligen Verfassung waltete schon die Gesetzgebung vor, welche im Widerspruch mit dem alten Herkommen seit 1808 eingeführt worden war. Die Zusammensetzung des Staates aus verschiedenartigen Landestheilen war ein Product der Weltereignisse der neueren Geschichte; nicht überall konnte die Hingebung an die Dynastie herrschen, welche bei den Verordnungen vorausgesetzt wurde. Von großer Bedeutung ist nun die Rückwirkung, welche dieselben in den Provinzen hervorriefen, deren Abgeordnete eben zu einer ständischen Central-Versammlung vereinigt werden sollten.

Wir lernen sie aus den Berichten der Oberpräsidenten, die ausdrücklich aufgefordert worden waren, Kunde darüber einzuziehen, und darüber Nachricht zu ertheilen, mit erwünschter Zuverlässigkeit kennen. Wir betrachten eine nach der anderen und beginnen mit der Provinz Preußen. In Elbing kam es zu enthusiastischen Freudenbezeigungen über die Verordnungen vom 3. Februar; man meinte, daß zur Vollendung derselben nichts weiter fehle als eine periodische Einberufung des vereinigten Landtages; auch von Thorn aus ward dem König für die Emanation der Verordnungen der Dank der Stände ausgesprochen. In Königsberg dagegen gaben alle die eine Enttäuschung kund, welche nach einer constitutionellen Fortbildung der preußischen Verfassung strebten. Eine sehr entschiedene Manifestation dieser Gesinnung fand auf dem Kreistage von Neidenburg am 20. März statt. Man ging dabei mit einer Adresse an die Landtagsabgeordneten um, nach welcher sie ersucht werden sollten, an keinen Verhandlungen theilzunehmen, bevor nicht das Gesetz vom 17. Januar 1820 in allen seinen Theilen ausgeführt sei, wozu jährliche Wiederkehr der Reichsstände, Genehmigung aller Staatsanleihen, mit Einschluß der im Kriege zu machenden, jährliche Vorlegung des Staatshaushaltes, Verwendung der Revenuen der Domänen und Forsten nicht anders als mit Genehmigung der Reichsstände gehöre.

Wie es die Zusage dieses Gesetzes überhaupt war, was die Einberufung des allgemeinen Landtages veranlaßt hatte, so erweckte die Art und Weise der Ausführung derselben, welche in den neuen Gesetzen angeordnet war, die vornehmste Opposition. Man empfand es, daß die Provinzialstände, welche bisher das Recht gehabt hatten, auch allge-

meine Fragen zu erwägen, nunmehr diese Attribution verloren. Man richtete sich besonders gegen die, das Petitionsrecht verkümmernde, dem Volksbewußtsein widerstrebende Spaltung der reichsständischen Versammlung in zwei Abtheilungen und Kreirung einer privilegirten Herrenbank. Diese erregte namentlich das Mißvergnügen der Ritterschaft. Selbst ein Wortführer aus einem der vornehmsten Geschlechter trat auf, der den Widerspruch betonte, in welchem die neuen Gesetze nicht allein mit den früheren Verheißungen, sondern auch mit der Assecurationsacte des Huldigungslandtages von 1840 ständen; er meinte, wenn der Landtag aufgefordert werde, seine Beistimmung zu einer Anleihe zu geben, so werde derselbe, statt beizustimmen, seine Incompetenz erklären müssen.

So vereinigten sich in Preußen die constitutionellen Bestrebungen der neuesten Zeit mit einer Erinnerung an die ständischen Vorrechte aus der Epoche der Hochmeister und älteren Herzoge zu einem sehr energischen Widerspruch gegen die neuen Gesetze.

In Schlesien war schon auf den Provinziallandtagen eine radicale Partei sehr stark hervorgetreten, die den Conservativen schwere Tage machte. Sie traf hier mit der Bewegung der Deutschkatholiken innerhalb der einen, der Lichtfreunde innerhalb der anderen Confession zusammen, doch hatte sie auch eine ausgesprochene politische Tendenz. Man kann die Schrift von H. Simon „Annehmen oder Ablehnen?", in der die bezüglichen Verheißungen als ein von dem Volke durch seine Adressen genehmigter Vertrag bezeichnet wurden, von dem die Regierung nicht einseitig hätte abgehen können, als den Ausdruck ihrer Gesinnung betrachten. Am 27. März war auf die Einladung der Breslauer Deputirten eine nicht geringe Zahl anderer in Breslau erschienen, deren Berathungen zwar geheim gehalten wurden, von denen man jedoch durch ein Mitglied, das an denselben theilgenommen hatte, so viel erfahren hat, daß der Beschluß dahin ging, die Gesetze vom 3. Februar dürften nicht als bereits giltig publicirte, sondern nur als Entwürfe, deren Bestimmungen erst noch der näheren Prüfung und Zustimmung der Landtage unterliegen müßten, angesehen und behandelt werden. Die allgemeine Gesinnung war das allerdings nicht; die Schrift von Simon fand vielmehr Widerspruch in den Zeitungen, und die Meinung brach sich Bahn, daß sie Rechtsverdrehungen enthalte. Aber gegen die Gesetze selbst wurden doch auch in Schlesien mancherlei Ausstellungen gemacht, namentlich gegen die Beschränkung des Petitionsrechtes und des passiven Wahlrechtes; doch schien es dem Provinzialgefühl zu schmeicheln, daß der schlesische Herrenstand so stark in der

Versammlung vertreten sein werde. In Oberschlesien behielt der alte Grundsatz: Ein Gott, Ein König, Ein Volk die Oberhand; man urtheilte, wenigstens versichert dies der Oberpräsident, die Stände seien schon bisher im Besitz hinreichender Rechte gewesen; infolge der neuen Verfassung möchten sie nach einer Mitregentschaft streben.

In Posen erkannten die Deutschen freudig an, daß das Sonderinteresse der Polen, die auf den Provinzialständen sehr stark vertreten waren, durch die Einrichtung eines allgemeinen Landtages einen großen Abbruch erleide. Doch waren auch die Polen nicht unzufrieden, besonders weil in den Verordnungen den Ständen ein Antheil an der Besteuerung zuerkannt sei. Man schreibt ihr ruhiges Verhalten dem Wunsche zu, daß sie sich die Gesinnungen des Königs für die seit den letzten Unruhen inhaftirten Landsleute geneigt erhalten wollten.

Diese Frage über die Beseitigung der Rechte der Provinzialstände durch die allgemeinen ward auch in Brandenburg mannigfaltig erwogen. In Frankfurt a/O. sprach man sich darüber beifällig aus. In Berlin dagegen ward das Zurücktreten der Provinzialstände als das Motiv bezeichnet, weshalb die Hauptstadt keine Freude über die Verordnungen kundgegeben habe; denn sie habe sich einmal daran gewöhnt, wiewohl man wußte, daß Berlin doch mit seiner Repräsentation in den Provinzialständen nicht zufrieden war. In anderen gesellschaftlichen Kreisen zeigte man nach der Versicherung des Oberpräsidenten besonders auch deshalb Genugthuung, weil die neuen Institutionen nicht so weit gegangen seien, um die Autorität des Königs, auf der zuletzt Alles beruhe, zu gefährden.

In Pommern fand die Behauptung, daß die Provinzialstände vorher hätten gefragt werden müssen, um die in dem neuen Gesetz bestimmte Beschränkung ihrer Befugnisse rechtsgiltig zu machen, Eingang. Man forderte auch hier periodische Einberufung des Landtags und erklärte sich gegen den Vorzug, der den vereinigten Ausschüssen zu Theil werde. Der höhere Bürgerstand wird im allgemeinen als anerkennend und dankbar geschildert. Der Eindruck, den die Schrift von Simon auch hier gemacht hatte, hielt doch nicht lange aus. Dagegen trat in dem Ritterstande eine unerwartete Opposition hervor. Hier sprach man sich hauptsächlich gegen die Bildung einer besonderen Kurie des Herrenstandes aus: denn dadurch werde den nur zu sehr kleinem Theile den alten Stammlanden des preußischen Vaterlandes angehörenden ehemaligen Reichsunmittelbaren und insbesondere denen von der katholischen Confession ein Uebergewicht eingeräumt. Loyale Mitglieder fürchteten die Verbindung der Ritterschaft mit den Remon=

strationen anderer Stände, wie man sich ausdrückte, der Contre-Opposition mit der Opposition.

Auch aus Magdeburg verlautete, daß die Ritterschaft durch die Bildung des Herrenstandes eine gewisse Verletzung erfahren zu haben glaube, da sie bei der bisherigen Legislatur gewohnt war, eine ganz andere Stellung einzunehmen, als ihr durch die Verordnungen vom 3. Februar angewiesen werde. Die Bevölkerung zeigte sich ziemlich theilnahmlos, da sie mit den kirchlichen Angelegenheiten sehr beschäftigt war, aber man wollte in dem Regierungsbezirk noch eine andere Partei wahrnehmen, welche schon in den Gesetzen selbst das Werk ihrer Bestrebungen sehe und die Erreichung ihres Zieles auf diesem Wege mit Zuversicht hoffe; man glaubte, sie werde dem König und seiner Regierung nur so lange ergeben sein, als deren Entgegenkommen dauere, was dann auf der anderen Seite deshalb Besorgniß erweckte, weil eine Veränderung der inneren Politik auch die äußere betreffen, namentlich das Verhältniß Preußens zu Rußland und Oesterreich in Frage stellen könne.

In Westfalen erhob man ebenfalls lebhafte Einwendungen gegen die Bevorzugung des Herrenstandes, durch welche eine unwillkommene Schranke zwischen den Abgeordneten des Landes und dem Throne gezogen werde; man meinte von demselben ein der Gesammtheit nachtheiliges Eingreifen, das nur den Interessen einiger Weniger entspreche, befürchten zu müssen.

So traten die Meinungen in den verschiedenen Provinzen auseinander. Ueberall vermißte man eine wirkliche und herzlich gemeinte Beistimmung zu den Gesetzen, überall machte sich die Forderung einer Erweiterung der dem vereinigten Landtag zugedachten Berechtigungen geltend. Aber es gab auch zwei prinzipielle Oppositionen: die eine, welche namentlich wegen vermeinter Verletzung der schon geschehenen Verheißungen auf eine Ablehnung des ganzen Entwurfes dringen wollte; die andere, die aus dem dem Herrenstande zuerkannten Vorrechte entsprang und der insofern eine gewisse historische Bedeutung zukam, als der Nerv der Regierung bisher in dem Ritterstande gelegen hatte und der Herrenstand als ein dem Kern des alten Staates fremdartiges Element betrachtet wurde. Von Ablehnung war hiebei nicht die Rede, aber wohl von Opposition. Kommen wir nun auf die Rheinlande, welche am meisten unter der Einwirkung der allgemeinen Bewegungen von Europa standen.

In Belgien hatten Liberalismus und Katholicismus einen Bund geschlossen, der auf die benachbarten Rheinlande nicht ohne Einfluß

bleiben konnte. An und für sich wurden die Verordnungen vom 3. Februar von der sogenannten ultramontanen Partei ungern gesehen; denn auf einem allgemeinen Landtag, welcher in den neuen Gesetzen angeordnet war, durfte sie nicht hoffen, durchzudringen. Der Katholicismus war eigentlich particularistisch. Ganz und gar hatte man allerdings nicht aufgegeben, auch die allgemeine Verfassung auf eine den katholischen Tendenzen entsprechende Weise auszubilden. Man faßte die Idee eines Oberhauses mit Erzbischöfen und Bischöfen; und es ließ sich wohl bemerken, daß der autonome rheinische Adel Fühlung mit dem Klerus hatte. Unter den Liberalen der Provinz gab es viele, welche den Theorien des Jahrhunderts gemäß eine constitutionelle Verfassung nach dem Muster der englischen, französischen, und belgischen mit einer Charte, Civilliste, Kammern wünschten, sie machten Ansprüche, die mit den Gesetzen vom 3. Februar schlechterdings unvereinbar waren. In diesen Kreisen war viel davon die Rede, die Edicte geradehin abzulehnen, in Verbindung mit den Schlesiern und Preußen, in wiefern da dieselbe Absicht Platz greifen würde. Das war jedoch nicht die Gesinnung der gemäßigten Liberalen. Sie fühlten ganz die hohe Bedeutung, die es überhaupt habe, daß der König eine allgemeine ständische Versammlung einrichte. Die Ablehnung würde keine andere Folge gehabt haben, als die Unmöglichkeit eines Zusammentretens der Stände überhaupt. Eine Versammlung rheinischer Abgeordneten, die am 14. März in Cöln stattfand, ist für die große Frage entscheidend geworden. Es waren 30 Abgeordnete beisammen, welche die Majorität der rheinischen Abgeordneten bildeten. Die der Regierung feindselige Stimmung fand in dieser Conferenz nur wenig Anklang. Incompetenz=Erklärung und eigentliche Protestation wurden verworfen. Dagegen brach sich der Gedanke Bahn, in einer Adresse die in den früheren Verordnungen ausgesprochenen Rechte, nicht ohne Beziehung auf das Besitzergreifungspatent, zu wahren, in einer ehrerbietigen Sprache, im voraus entschlossen, mit einer Antwort zufrieden zu sein, die nur nicht geradezu zurückweisend ausfalle.

Alles betrachtet, war es also nicht das katholisch=particulare Interesse, noch auch das allgemeine constitutionelle, was in dieser Conferenz und am Rheine überhaupt die Oberhand behielt. Weit entfernt mit dem Inhalt der Edikte zufrieden zu sein, war man doch davon durchdrungen, daß eine allgemeine ständische Versammlung höchst wünschenswürdig sei, wie das ja auch in den Verordnungen selbst das Wichtigste war. Die Idee des preußischen Staates, nur in einer ständisch modificirten Form, behielt also die Oberhand.

In diesem Sinne fielen auch die Berathungen einiger Stadträthe aus, die sich zwar beschieden, daß sie den Abgeordneten keine Instructionen zu geben hätten, aber doch Wünsche aussprechen dürften, die von diesen berücksichtigt werden würden. In Crefeld bezeichnete man als solche vor Allem Ausbildung der reichsständischen Institutionen, sowohl auf Grund der früher erlassenen Gesetze, als mit Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gegenwart. Man verlangte Oeffentlichkeit in den Gemeindeverhandlungen und in der Rechtspflege, gleiche Berechtigung aller Staatsbürger ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß und endlich eine nationale, den Interessen der Industrie entsprechende Handelspolitik.

Der Abgeordnete von Beckerath erklärte sich damit einverstanden und erkannte die moralische Verpflichtung der Abgeordneten gegen ihre Committenten an. Wie Beckerath in Crefeld, so wirkte Camphausen in Cöln.

In diesen Beschlüssen liegt vielleicht die bedeutendste Rückwirkung der Verbindung der Rheinlande mit der preußischen Krone. So einflußreich sich die Zustände von Belgien auch erwiesen, so fand in den Rheinlanden doch die enge Verbindung von Katholicismus und Constitution nicht statt, die dort obsiegte. Man trug dem Gesammtinteresse des preußischen Staates allezeit Rechnung, wiewohl mit bestimmten Vorbehalten.

In den ersten Tagen des April versammelten sich nun die Abgeordneten der acht Provinzen in Berlin. Der König eröffnete den vereinigten Landtag am 11. April mit einer seiner glänzendsten Reden. Ihr Werth liegt besonders darin, daß sie die Einheit des Gedankens darlegt, der die einander scheinbar widerstrebenden Directionen, die in den Edikten zu Tage kamen, mit einander verband und, wenigstens in seiner Auffassung, ausglich. Er sagte darin: getrosten Muthes und mit der ganzen Freiheit der königlichen Machtvollkommenheit sei er an die Vollendung der Gesetzgebung seines Vaters gegangen, die sich bisher heilsam erwiesen habe. Da nun das Gesetz vom 17. Januar 1820 den Ständen Rechte und Pflichten gebe, die weder von Provinzialversammlungen, noch von Ausschüssen geübt werden können, so sei er, ein Feind aller Willkür, dazu geschritten, die gesammten Provinzialstände in eine einzige Versammlung zu vereinigen, und lege derselben Rechte bei, die weit über alle Verheißungen des verstorbenen Königs hinausgehen, namentlich das der Steuerbewilligung. Er werde die Versammlung nicht allein in den schon in seinem Patent angegebenen Fällen, sondern so oft es ihm sonst nöthig scheine, zusammen=

berufen, zumal wenn die Erfahrung zeige, daß er das thun könne, ohne höhere Regentenpflichten zu verletzen. Schon bisher habe jeder Preuße gewußt, daß alle Gesetze, die seine Freiheit und sein Eigenthum betreffen, zuvor mit den Ständen berathen werden. Von nun an aber wisse Jedermann, daß der König mit alleiniger, nothwendig gebotener Ausnahme von Kriegsdrangsalen keine Staatsanleihe abschließen, keine Steuer erhöhen, keine neue Steuer auflegen werde, ohne die freie Zustimmung aller Stände. Auf das stärkste erklärt er sich gegen die Anforderung eines durch Urkunden verbrieften, constitutionellen Lebens. Für Preußen passe dies System nicht; es könne sich in seiner Stellung nur so lange behaupten, als die Geschäfte des Landes von Einem Willen geleitet werden. Er fordere nicht Knechtschaft, sondern nur, was einem freien Manne gezieme, Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen. „Ich strebe allein," so fährt er fort, „danach, meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu Theil werden." Er wisse, sein Volk sei noch das alte, christliche Volk, das biedere, treue, tapfere Volk, das die Schlachten seiner Väter geschlagen habe, und dessen ehrenhafte Eigenschaften mit der Größe und dem Ruhme des Vaterlandes nur gewachsen seien. Dies Volk wolle nicht das Mitregieren von Repräsentanten, das Brechen der Vollgewalt seiner Könige, die seine Freiheit und seinen Wohlstand begründet haben. Es gelte jetzt einen inneren Kampf gegen die bösen Gelüste der Zeit um dieselben hohen Güter, einen friedlichen zwar, aber seine Treffen seien nicht um eines Haares Breite unwichtiger, als es jene im Blachfelde waren.

Man muß diese Rede vollständig lesen; sie hat in ihrer Art etwas Erhabenes. Als Ausdruck der persönlichen Gesinnung ist sie hinreißend. Sie erinnert an die Psalmen des Königs David, welche Friedrich Wilhelm IV. zu lesen und zu studiren liebte. Sie ist noch einmal eine Manifestation des Königthums von Gottes Gnaden in seiner Verbindung mit der religiösen Idee, welche auf das stärkste mit den Worten der Bibel ausgesprochen wird, um so denkwürdiger, da sie in eine Epoche fällt, in der ganz andere Gefühle und Ueberzeugungen vorherrschten. Es war vollkommen der Ernst Friedrich Wilhelms IV., daß sich sein Volk, dem er die ständische Verfassung verleiht, um ihn schaaren soll, um der antireligiösen und subversiven Tendenz, welche von allen Seiten vordringe, zu widerstehen.

So inhaltschwer die Rede ist, so könnte man doch nicht sagen, daß sie großen Eindruck gemacht hätte. Man hat damals behauptet,

die Rede des Königs sei von einem Dritttheil der Anwesenden gar nicht verstanden worden, von einem Dritttheil halb, das letzte Dritttheil habe sie verstanden, aber nicht eben gebilligt. Für jenen Aufruf des Königs, daß man sich um ihn gegen die Feinde der inneren Ordnung vereinigen solle, hatte Niemand Sinn und unmittelbares Verständniß.

Man täuschte sich nicht darüber, daß die Stände auf Periodicität dringen und Vieles bestreiten würden, was in den Gesetzen als Norm ausgesprochen war. Für das Erste waren die Mitglieder des Herrenstandes nicht minder eifrig, als die Anderen; denn für sie hing davon die Aussicht ab, zur Würde der preußischen Pairschaft, d. h. zu einem hohen Range im Staate auf immer zu gelangen.

Männer von Geist haben ausgesprochen, die Sache werde keine Woche dauern; denn die Forderungen der Stände wolle und könne man vielleicht nicht befriedigen; man werde sie in acht Tagen auflösen müssen.

Aber treten wir nun an die Verhandlungen des Landtages heran. Es konnte die Frage sein, ob es sich zieme, der persönlichen Ansprache des Königs durch eine Adresse zu begegnen, wie das in constitutionellen Verfassungen bei den durch die Minister verfaßten Thronreden der Fall ist. Aber der König sagte nach einigen Bedenken, die Sache sei ihm gleichgiltig; er war überhaupt nicht dagegen, daß ihm die ständischen Forderungen vorgetragen würden; er ließ vernehmen, er werde Einiges bewilligen, Anderes nicht. Daß ihm die Forderungen der Stände als wohlbegründete Rechtsansprüche vorgetragen werden würden, scheint er nicht vorausgesetzt zu haben. Eben dies aber geschah. Gleich in der ersten Sitzung schlug Graf Schwerin eine Adresse vor, in welcher man dem König zwar für die aus seiner Machtvollkommenheit hervorgegangene Berufung des vereinigten Landtages Dank sagen, aber zugleich die Bedenken aussprechen solle, die aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der durch die frühere Gesetzgebung dem Volke und den Staatsgläubigern gegebenen Garantien sich aufdrängen müssen. Der Vorschlag wurde genehmigt und eine Commission zur Vorberathung der Adresse ernannt. Der hochconservative Landtagsmarschall traf Wahlen dafür, deren Mehrzahl liberale Namen darstellten. Zum Referenten der Commission wurde das Mitglied für Crefeld, Beckerath ernannt, der nun am 15. einen Adreß-Entwurf vortrug, welcher den oppositionellen Ideen entsprach, die sich allenthalben, namentlich in der Rheinprovinz, kundgegeben hatten. Er begründet sie auf das Wort des Königs, die Versprechungen seines Vaters zu erfüllen; „an denen

aber hänge das Volk als an dem wohlerworbenen Erbe seiner Kampfestreue.“ Indem er dann dem vereinigten Landtag alle die Rechte vindicirt, die früher den Reichsständen zugesprochen, legte er den größten Nachdruck auf die Verheißung im Gesetz vom 17. Januar 1820, daß denselben alljährlich von der Verwaltung der Staatsschulden Rechnung gelegt werden solle. Er knüpft daran die Forderung einer periodischen Wiederkehr des Landtages, wodurch ihm erst die Lebensbedingung einer gedeihlichen Wirksamkeit gewährt werde. In demselben Sinne geht er auch einige andere Gesetzbestimmungen durch und spricht aus, daß es eine Gewissenspflicht der Stände sei, diese Erklärung zur Wahrung der ständischen Rechte an den Füßen des Thrones niederzulegen. Der frühere Minister, Graf Arnim, brachte einen Gegenentwurf ein, in welchem ebenfalls davon die Rede ist, daß in den Edikten vom 3. Februar von Vielen die Uebereinstimmung mit den älteren Gesetzen vermißt werde; selbst der wohlerworbenen Rechte geschieht darin Erwähnung, nicht jedoch einer an den Füßen des Thrones niederzulegenden Wahrung derselben. Man hat damals angenommen, diese Form würde durchgegangen sein, wenn es darüber gleich in der ersten Sitzung zur Abstimmung gekommen wäre. Dies geschah aber nicht und in der nächsten Sitzung brachte dann Alfred von Auerswald ein Amendement des amendirten Entwurfes ein, in welchem wieder das Eine und das Andere aus dem ersten Entwurf aufgenommen war, nicht zwar die auf die Periodicität des Landtages bezügliche Stelle, wohl aber die, welche sich auf die Wahrung der Rechte bezog: denn, soviel man anderweit erfährt, war in der vorläufigen Vorbesprechung, eine Wahrung der Rechte einzulegen, verabredet worden. Aus der Arnimschen Adresse wurde der Satz beibehalten, daß den Ständen beides gleich theuer sei, die Ehre und Kraft der Krone und die von den Königen verliehenen ständischen Rechte. In dieser Form ist die Adresse durchgegangen. Sie hatte 484 Stimmen für sich, für die Arnimsche Fassung hatten sich nur 290 Stimmen erklärt.

Es gereichte damals zu allgemeiner Verwunderung, daß Niemand gegen die Adresse gesprochen hatte. Daß durch Widerrede aber viel geändert worden wäre, läßt sich doch nicht annehmen; die Combination der Beckerathschen und der Arnimschen Form, welche sich von Auerswald herschrieb, entsprach der vorwaltenden Ansicht und den allgemeinen Wünschen. Niemals ist eine Adresse von größerer Bedeutung gewesen; sie enthielt eigentlich eine Umwandlung des bisherigen Zustandes. Eine allgemeine ständische Versammlung trat dem Throne

zur Seite, die dann ihr Dasein durch sehr bestimmte, von den letzten Edikten unabhängige Forderungen manifestirte.

Ein großes Interesse hat, vom historischen Standpunkt aus betrachtet, dieser in der Geschichte der Monarchie neue Gegensatz. Der König hatte die Hoffnung gehegt, indem er den Ständen Rechte verlieh, die ihnen bisher noch nie in aller Form zugestanden gewesen, und zwar aus freiem Willen, die Entzweiung abzuschneiden, in welcher sonst Fürsten und Völker allenthalben begriffen waren, und ein Beispiel der Eintracht, welche Kraft giebt, aufzustellen, so daß die innere und äußere Macht des Staates verstärkt und nicht etwa geschmälert werden sollte. Die Adresse brachte ihm zu lebendigem Bewußtsein, daß auch auf der anderen Seite ein Anspruch vorhanden sei, den er bisher nicht ernstlich ins Auge gefaßt hatte: denn mehr mit der Abwehr vermeintlicher Gefahren war man in der Commission beschäftigt gewesen, als mit einer Erledigung der Schwierigkeiten, welche Allen genügt hätte. Noch hielt man für möglich, den Rechtsstreit zu vermeiden, wenn man die Forderung der Stände nicht geradehin zurückweise. Das war der Sinn der Antwort, die der König in einer Botschaft vom 22. April auf die Adresse gab. Er mißbilligt in derselben den Ausdruck „Wahrung", da ja ihm selbst die Wahrung aller Rechte obliege. In Bezug auf die Verheißungen seines Vaters versichert er, er habe, wo sie einer Auslegung bedurften, eine solche nach bestem Wissen und Gewissen gegeben; übrigens aber sei er über dieselben bei weitem hinausgegangen. Indem er ausspricht, daß er keine anderen Berechtigungen als die in dem Patent enthaltenen anerkenne, fügt er gleichwohl hinzu, daß er die Verfassung, die in ihren Grundlagen feststehe, übrigens doch als fortbildungsfähig betrachte. Die ihm auf verfassungsmäßigem Wege zugehenden Anträge werde er prüfen und in soweit gewähren, als es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone und der Wohlfahrt des Landes vereinbar sei. Und wie nun unter den Ansprüchen der Stände keiner stärker und allgemeiner war, als die periodische Wiederberufung des Landtages, so erklärte sich der König geneigt, die für die Ausschüsse in Aussicht gestellte Wiederberufung innerhalb vier Jahren das nächste Mal auch auf die allgemeine Versammlung auszudehnen und dieselbe alsdann vollzählig wieder um sich zu versammeln; — zwei Concessionen von größter Tragweite, in welchen der Weg betreten wurde, der auch schon in den Rheinlanden angedeutet war, durch Verhandlungen die obwaltenden Schwierigkeiten zu heben, ohne jedoch dem Charakter der angekündigten Verfassung Eintrag zu thun.

In den Verhandlungen, welche nunmehr folgten, zeigten sich zwei verschiedene Anschauungen von Staat und Welt. Die Gesetzgebung selbst und die Thronrede beruht auf dem Begriff der königlichen Machtvollkommenheit. Dieser wurde auch in der Botschaft festgehalten. Aber Wirkung auf die Stände brachte das nicht hervor. Die Erklärung einer großen Anzahl von Mitgliedern, 138 an Zahl, lief auf die entschiedenste Rechtsverwahrung, eigentlich eine Declaration der Rechte hinaus, und in den Berathungen der Stände wurden Anträge vorgelegt, welche auf dem Grunde der bestehenden Gesetze Rechtsansprüche auf die Abänderung der Verfassung enthielten. Man entwickelte aus denselben den Anspruch auf eine bestimmt festgesetzte Periodicität, auf die Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung und einen wirksamen Antheil an der Finanzverwaltung.

Charakteristisch sind die Vorgänge, welche in der Versammlung der drei Curien erfolgten, als die in den Abtheilungen vorberathenen Anträge im Plenum zur Discussion kamen.

Am 31. Mai trug Vincke auf eine Petition an den König an, daß er das bestehende Recht des vereinigten Landtages, auf Grund des Art. XIII des Gesetzes vom 17. Januar 1820, alljährlich behufs Abnahme der Rechnung der Hauptverwaltung der Staatsschulden einberufen zu werden, anerkennen, falls jedoch einer so häufigen Einberufung erhebliche Bedenken entgegenständen, dem vereinigten Landtage eine darauf bezügliche Proposition vorlegen lassen möge.

Dieser Antrag rief den lebhaften Widerspruch des Landtags-Commissarius, Minister Bodelschwingh, hervor; denn der Idee des Königs widersprach es, Rechte, die aus den früheren Gesetzen hergeleitet würden, anzuerkennen; er meinte, sie in seinem Patent vom 3. Februar hinreichend berücksichtigt zu haben. Bodelschwingh sprach aus, daß gegen einen Beschluß, der König möge die Rechte des Landtags anerkennen, nichts zu erinnern, daß jedoch ein Beschluß, der Landtag habe dies Recht, unzulässig sei. In dieser Differenz culminirt die damalige Frage. Der Landtags-Commissarius bestand auf dem ausschließenden legislativen Recht des Königs, dessen Gesetz die Grundlage aller bestehenden Rechte sei. Die Stände nahmen ein dieser Gesetzgebung lange vorausgegangenes, unbestreitbares Recht in Anspruch, unabhängig von den neuen Edikten. Ueber diesen fast ideologischen Streit es zu einem Bruch zwischen Regierung und Ständen kommen zu lassen, waren doch auch diese nicht gemeint. Die Wichtigkeit der Sache wird es rechtfertigen, wenn wir der ferneren Verhand-

lungen, wie sie in den Protokollen aufgezeichnet sind, noch mit einigen Worten gedenken.

Am 2. Juni brachte Graf Schwerin den Antrag in folgender Fassung ein: der König solle gebeten werden, in Anerkennung des in der früheren Gesetzgebung begründeten Rechtsanspruches, sowie aus Gründen der Nützlichkeit die regelmäßige jährliche Einberufung des vereinigten Landtags auszusprechen; in sofern aber die periodische Wiederkehr in so kurzen Fristen nicht angemessen gefunden werden sollte, vermittelst einer dem vereinigten Landtag vorzulegenden Proposition auf legislatorischem Wege einen entsprechenden Turnus festzustellen; in der That doch dasselbe, worauf Vincke angetragen hatte, nur ohne bestimmte Erwähnung des Gesetzes, auf welches sich der Antrag basirte, und in weniger schroffer Form.

Ueber den einen und den anderen Antrag ist nun in den drei Curien abgestimmt worden; für den ersten sprachen sich 260, für den zweiten 327 Stimmen aus. Keine von diesen beiden Abstimmungen erreichte jedoch die erforderlichen $^2/_3$ der Stimmenzahl.

In dieser Verlegenheit erneuerte Hansemann einen schon früher von Puttkammer gestellten Antrag, nach welchem der König gebeten werden sollte, mit Bezug auf die frühere Gesetzgebung und aus Nützlichkeits- und inneren Nothwendigkeitsgründen die Einberufung des vereinigten Landtages alle zwei Jahre auszusprechen.

Für diesen Antrag erklärte sich eine leicht zu erkennende Majorität von mehr als zwei Dritttheil. Er war in der Hauptsache präciser, in der Rechtsfrage nicht mehr anstößig; aber daß bei dem minder schroffen Ausdruck das Recht der Stände vorbehalten war, läßt sich nicht bezweifeln.

Bei der zunächst folgenden Debatte über den Beirath der Stände bei allen zu erlassenden allgemeinen Gesetzen wiederholte Vincke seine Bezugnahme auf das bestehende Recht der Stände, mit Erwähnung der Paragraphen der Gesetze von 1815 und 1823 und zog den Schluß daraus, daß dann auch der Wegfall der in dem Edikt vom 3. Februar angeordneten Ausschüsse nothwendig sein würde.

Wie bei der ersten Frage Graf Schwerin, so formulirte v. d. Heydt die zweite präciser und weniger anstößig dahin, ob man, gestützt auf den aus der früheren Gesetzgebung hervorgehenden Rechtsanspruch und aus Gründen der Nützlichkeit und inneren Nothwendigkeit, den König bitten solle, den Wegfall der Ausschüsse in der ihnen durch die Verordnung vom 3. Februar gegebenen Einrichtung auszusprechen.

Es war immer bezweifelt worden, ob der Landtags-Commissarius

ein Recht habe, in die Debatten einzugreifen. Auch mag es demselben hinreichend erschienen sein, seinen Widerspruch einmal geltend gemacht zu haben. Diesmal erscheint nur der Landtags-Marschall, der zuerst den Antrag Vincke zur Abstimmung brachte, welcher zwar die Majorität, aber lange noch nicht die erforderlichen $^2/_3$ der Stimmen erhielt, so daß diese auf das schon durch die früheren Gesetze bestehende Recht gegründete Fassung auch diesmal abgelehnt wurde. Dagegen wurde die einfache Frage, ob der König um den Wegfall der Ausschüsse zu bitten sei, mit der erforderlichen Stimmenanzahl bejaht. Eine Frage war noch, ob die Begründung auf die frühere Gesetzgebung in die Bitte selbst oder nur zu deren Motivirung aufzunehmen sei. Der Beschluß der überwiegenden Majorität war ungefähr dem obenerwähnten Puttkammer-Hansemannschen Antrag analog, daß der König mit Bezugnahme auf die frühere Gesetzgebung und aus Gründen der Nützlichkeit und inneren Nothwendigkeit gebeten werden solle, den Wegfall der Ausschüsse anzuordnen.

In gleicher Art wurde der hiemit zusammenhängende Antrag auf eine Erklärung des Königs, daß mit Bezug auf die frühere Gesetzgebung und aus Gründen der Nützlichkeit und inneren Nothwendigkeit der Beirath des vereinigten Landtags nicht durch die Verhandlungen mit den einzelnen Provinziallandtagen ausgeschlossen werden dürfe, angenommen.

Dasselbe Verhältniß wiederholte sich ungefähr bei dem Artikel über die ständische Deputation für das Staatsschuldenwesen. Eine ausdrückliche Bezugnahme auf das Gesetz von 1820 wurde vermieden, hauptsächlich in Folge einer Erklärung des Landtags-Marschalls, daß die Absicht des Königs dahin gehe, noch in der gegenwärtigen Diät eine Declaration seiner Verordnung zu erlassen. Diesmal war es Vincke, der den Antrag so formulirte, daß er angenommen werden konnte, nämlich den König zu bitten, anerkennen zu wollen, daß nur mit Zustimmung des vereinigten Landtages Landesschulden rechtsgiltig contrahirt werden könnten. In der folgenden Sitzung wurde dann auf den Antrag Auerswald die Zusage des Commissarius mit großer Stimmenmehrheit als den Wünschen des Landtages entsprechend bezeichnet.

In diesen wichtigen und entscheidenden Artikeln liefen dergestalt die beiden Auffassungen einander nach ihrer ursprünglichen Intention entgegen. In einer Eingabe der drei Curien wurden sie nun nach Maßgabe der ergangenen Abstimmungen zusammengefaßt. Die Hauptsache bleibt immer der Antrag auf die Periodicität, welche dazu ge-

höre, um die ständische Verfassung zu einer wahrhaften und stetigen Wirksamkeit gelangen zu lassen. Man betont, daß die Schaffung von drei Gewalten, Generalversammlung, Ausschüsse und Provinzialversammlungen, nicht im Geiste der früheren Gesetzgebung sei; die Ersetzung des vereinigten Landtages durch die Ausschüsse und die Staatsschuldendeputation sei nicht gesetzlich; die früheren Gesetze kennen nur Eine centralständische Versammlung, der die bestimmten Funktionen des Beiraths über die allgemeinen Gesetze und Steuern, das Petitionsrecht und die Controlle der Staatsschulden beigelegt werden. Ein wichtiger Theil dieser Functionen sei nun auf die Ausschüsse übertragen worden; sie seien nicht mehr erforderlich, wenn die Periodicität dem Landtag zugestanden würde.

Indem die drei Curien den König bitten, die Einberufung des Landtages alle zwei Jahre eintreten zu lassen, ersuchen sie ihn zugleich, von der bereits angeordneten Wahl der Ausschüsse abzusehen.

Diese Anträge bedurften nun noch, um als allgemeine Beschlüsse zu gelten, der Beistimmung der Herrencurie; und, was man vielleicht von Anfang an nicht erwartet hatte, in der Hauptsache stimmte diese bei. Sie urtheilte zwar, daß der Antrag auf eine zweijährige Periode der Einberufung der Stände keine rechte Begründung habe, aber sie drückte doch den dringenden Wunsch aus, daß der König eine bestimmte Frist für diese Wiedereinberufung festsetzen möge. Die Ausschüsse wollten die Herren nicht geradezu aufheben, aber doch auf die denselben schon im Jahre 1842 ertheilten Rechte beschränken.

In Bezug auf die Anleihen geht die Herrencurie auf die Verlegenheiten, in welche die Regierung bei zu erwartenden Kriegsfällen gerathen könnte, näher ein; sie würde dafür stimmen, daß der König ermächtigt würde, in solchen Fällen Anleihen ohne vorherige Genehmigung der Stände rechtsgiltig zu contrahiren. Sie bittet ebenfalls um Aussetzung der Wahlen zu den Ausschüssen.

Wie in diesen, so schließt sich die Herrencurie auch in den meisten anderen Punkten den Beschlüssen der drei Stände an, und diese treten dann wieder den beiden Hauptanträgen der Herrencurie, daß nämlich die Festsetzung der Periode der Wiedereinberufung der Weisheit des Königs überlassen bleiben und die Ausschüsse auf ihre frühere Wirksamkeit beschränkt werden möchten, ihrerseits bei.

Sollte nun der König die so einmüthig vorgetragenen Wünsche der Stände genehmigen, oder aber, weil sie seiner Auffassung widersprachen, geradehin zurückweisen? Weder das Eine, noch das Andere lag in seinem Sinne; indem er Einiges nachgab, behauptete er doch

seine Position. Er antwortete, wie er Alles von der Erfahrung abhängig gemacht habe, so werde er auch die ihm vorgetragenen Wünsche in Bezug auf Periodicität und auf die Ausschüsse in Erwägung ziehen. Ueber einige in Bezug auf das Steuerwesen erhobene Zweifel gab er vollkommen genügenden Bescheid und ertheilte die Versicherung, daß die Deputation für das Staatsschuldenwesen nicht dazu da sei, die Consentirung des Landtages zu ersetzen. Aber er war weit entfernt, in die Aussetzung der Wahlen zu den Ausschüssen und der Deputation, die man befürwortet hatte, einzuwilligen; vielmehr ordnete er sie in diesem Augenblicke an. Sein Grundsatz war, daß die Verfassung erst vollständig zur Durchführung gekommen sein müsse, ehe an eine endgiltige Veränderung derselben gedacht werden dürfe.

Da nun aber der Widerspruch der Stände sich vor Allem gegen die Ausschüsse und gegen die Deputationen gerichtet hatte, so entstand doch die Frage, ob die Versammlung jetzt dennoch zur Wahl derselben schreiten werde. Eine Weigerung konnte verhängnißvoll werden; denn unter den Ministern selbst herrschte die Ansicht, daß der König in einem solchen Falle die Versammlung entlassen müsse, was einer Wiederaufhebung des gesammten Instituts, welches sich gleich bei dem ersten Schritte unausführbar erwiesen hätte, gleichgekommen wäre. Man hat vermuthet, die Tendenz der äußersten Opposition sei es eben, den König dahin zu treiben. Wie es sich auch hiemit verhalten möge, die Meinung der Versammlung konnte nicht dahin gehen. Denn in den Ständen wurde in Betracht gezogen, daß man von den Gesetzen vom 3. Februar doch nicht das Eine annehmen und das Andere von vornherein ablehnen könne. Der Gedanke brach sich Bahn, daß dies der Größe und Macht des Staates, den Alle aufrecht zu erhalten entschlossen seien, großen Eintrag thun und der hierzu schon in der Adresse feierlich übernommenen Verpflichtung entgegenlaufen würde. Es war aber nicht die Sache des vereinigten Landtages, selbst darüber zu entscheiden, sondern Alles kam nochmals auf die Provinzialstände an, aus denen er sich zusammensetzte und von denen die Wahl vollzogen werden mußte.

Wir werden nun wieder in den Kreis der provinzialständischen Berathungen geführt.

Unter den preußischen Ständen schloß sich die große Mehrzahl einer Erklärung von Auerswald an, die Botschaft des Königs sei dahin zu verstehen, daß die Ausschüsse nur zur Berathung solcher Gegenstände dienen sollten, welche dadurch nicht dem in den früheren Gesetzen begründeten Beirath des vereinigten Landtages entzogen werden.

Unter den brandenburgischen Ständen, die sich noch einmal in ihrem Ständehause versammelten, erklärte die größere Anzahl, „daß durch die frühere Gesetzgebung vom 17. Januar 1820 und 5. Juni 1823 die vollständige Begründung der Wahlberechtigung zweifelhaft werde, daß sie sich aber für die Vornahme der Wahl entschließen zu müssen glaube, — nicht aus eigener Ueberzeugung und in voller Uebereinstimmung mit ihrem Gewissen, sondern lediglich aus Gehorsam gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs und im vollsten Vertrauen auf die ertheilte Zusicherung der Fortbildung der ständischen Verfassung." Dem trat die ganze Versammlung bei.

So erklären auch die Mitglieder des Posener Landtages, „daß die Stände, um der Erwartung Sr. Majestät des Königs zu entsprechen, bereit seien, die Wahlen vorzunehmen; daß sie dies aber in der vertrauensvollen Voraussetzung thun, Se. Majestät werde dem vereinigten Ausschusse und der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen keine Wirksamkeit zuweisen, durch welche der vereinigte Landtag in seiner Eigenschaft als reichsständisches Organ beeinträchtigt werden könnte."

In den Ständen von Pommern und Rügen verweigerte der Marschall irgend einen Vorbehalt anzunehmen, doch sah sich dadurch nur ein einziges Mitglied veranlaßt, seiner Theilnahme an der Wahl zu entsagen.

Bei weitem stärker aber war der Widerspruch in den schlesischen Ständen. Der Abgeordnete von Breslau, Milde, bezeichnete es von vornherein als einen Grund der Ablehnung, daß durch Vornahme der Wahlen die Grundverfassung, das Gesetz von 1820, vollkommen aufgehoben werde. Ihm schloß sich eine Anzahl gleichgesinnter Abgeordneter an. Andere waren mit dem Vorbehalt zufrieden, „daß durch die vorzunehmenden Wahlen den Rechten des vereinigten Landtages kein Eintrag geschehe."

In der Versammlung der sächsischen Stände hatte der Landtags-Marschall die Vorsicht, in seiner Eingangsrede all die Schwierigkeiten selbst zu erwähnen, die man sonst in einem Vorbehalt zusammenfaßte, so daß bei der Wahl nur ein sehr partieller Einspruch erfolgte.

Unter den westfälischen Ständen erhob Vincke, Mitglied für die Ritterschaft der Grafschaft Mark, materielle, sowie formelle Bedenken gegen die Zulässigkeit der Wahlen überhaupt, an denen er mit einigen Andern theilzunehmen verweigerte. Der Marschall setzte die Unerheblichkeit der formellen Schwierigkeiten auseinander, auf die materiellen einzugehen, lehnte er ab; er stellte die Wahlen als eine Pflicht des

Gehorsams gegen den König dar. Eine Anzahl von Abgeordneten erklärte sich bereit, die Wahl vorzunehmen, „in der festen Hoffnung und dem Vertrauen, daß Se. Majestät die vom Landtage eingereichten Petitionen in Betreff der Ausschüsse und der Deputation für das Staatsschuldenwesen berücksichtigen werde". Der Landtags-Marschall ließ sich dies nur in soweit gefallen, als es nicht als Bedingung ausgesprochen werde, sondern als Wunsch.

Unter den Abgeordneten der Rheinprovinz gelangte die Idee, von der der König ausging, daß nämlich die Annahme seiner Gesetze, auf deren Grund die Versammlung berufen worden war, nicht einseitig erfolgt sein könne, sondern einen Versuch der Ausführung der ganzen Institution bedinge, zu energischem Ausdruck. Doch war das keineswegs die allgemeine Ansicht; eine ganz entgegengesetzte vertrat Hansemann, der eine von 28 Mitgliedern des Landtages unterschriebene Erklärung zu Protokoll gab, in welcher diese die Theilnahme an den Wahlen verweigerten, weil die den vereinigten Ausschüssen durch die Verordnungen vom 3. Februar beigelegte Befugniß in Widerspruch mit mehreren Bestimmungen der nicht verfassungsmäßig aufgehobenen Gesetze vom 22. Mai 1815, 5. Juni 1823 und 17. Januar 1820 stehe.

Soweit aber wollten sich die übrigen, eigentlich liberalen rheinischen Deputirten nicht fortreißen lassen; sie wollten keinen Akt des Ungehorsams begehen, der von dem Wege der Reform, auf dem man begriffen sei, zur Revolution führen würde, sie wollten mit der Krone nicht brechen. Camphausen und Beckerath mit neunzehn anderen Deputirten gaben eine Erklärung ein, in welcher sie zwar Verwahrung einlegten, daß allgemeine, das Personen- und Eigenthumsrecht und die Steuern betreffende Gesetze ohne die Begutachtung des vereinigten Landtages nicht erlassen und Staatsanleihen ohne Einwilligung des vereinigten Landtages nicht abgeschlossen werden könnten, aber die Theilnahme an den Wahlen nicht ablehnten.

Es hätte noch immer zweifelhaft sein können, ob eine Wahl unter diesem Vorbehalt zuzulassen sei. Wenigstens war der Vorgang in anderen Versammlungen dagegen, und die Frage ist auch hier erhoben worden, aber der Landtags-Marschall ging darauf nicht ein; er erklärte die Discussion für geschlossen und ließ die Wahlen vornehmen.

Von den beiden ersten Ständen, Herren und Rittern, wurden sie ohne Anstand vollzogen, im Stande der Städte lehnten zwei von den Gewählten ab, jedoch wurden diese leicht durch andere ersetzt. Da-

gegen waren die Landgemeinden nur sehr unvollständig zu der Wahl erschienen. Diese wurde dennoch vollzogen, allein die vier Gewählten lehnten sämmtlich ab; sie gehörten zu denen, welche den Hansemannschen Protest unterzeichnet hatten, und waren durch keine Stellvertreter zu ersetzen.

Wir erwähnen diese einzelnen Vorgänge auch deshalb, weil sie Anlaß zu einer allgemeinen Betrachtung geben.

Wenn in den Verhandlungen der Gegensatz zwischen königlicher Machtvollkommenheit und den gewährleisteten Rechten zu Tage kam, so war derselbe gleichwohl kein absoluter. Denn, was eigentlich das Wichtigste war, die Vereinigung der Provinzialstände in eine einzige Versammlung, das wurde von den Ständen mit großem Beifall angenommen; geschehen aber war es nur durch königliche Machtvollkommenheit. In sofern hat die Verweigerung der Wahlen zu den Ausschüssen eine Tragweite, die noch über diese Bestimmung hinausgeht; denn dadurch wurde dem Akt der königlichen Machtvollkommenheit, den man übrigens angenommen, in einem der wichtigsten Punkte die ständische Anerkennung versagt. Man erkannte ihn also nicht für vollgiltig an. Der rheinländische Ritterschaftsabgeordnete, Gudinau, hatte wohl Recht, wenn er sagt, er würde die Wahl zu dem Ausschuß, wenn sie ihn träfe, annehmen, aber dann selbst darauf dringen, daß von demselben nichts vorgenommen werde, was den Rechten des Landtages entgegenlaufe. In sofern entsprach die Voraussetzung, mochte sie nun als Bedingung oder als Vorbehalt oder nur als Wunsch ausgesprochen werden, daß die Ausschüsse innerhalb der vom Landtag angestrebten Grenzen bleiben würden, der Natur der Dinge. Der Machtvollkommenheit des Königs war dadurch eine Schranke gezogen, welche aber nach den letzten Botschaften in dessen eigener Intention zu liegen schien. Ein principieller und unausgleichbarer Widerspruch wurde dabei vermieden. Und der Macht und Größe des Staates Eintrag thun zu wollen, lag jenseit aller Intentionen. Auseinander zu fallen, nachdem das Verfassungswerk unternommen war, wäre noch viel weniger möglich gewesen als jemals. Mit Recht betont Canitz in einem diplomatischen Rundschreiben, daß das Bewußtsein kräftiger Einheit in den verschiedenen Landestheilen gestärkt worden sei. Die Idee des Königs, inmitten der europäischen Gegensätze gleichsam eine Burg alter gegenseitiger Treue und alten Glaubens aufzurichten, war nicht durchgeführt worden, aber die Macht des Landes durch die Vereinigung von Fürst und Volk fremden Feindseligkeiten gegenüber zu stärken, dahin ging die allgemeine Gesinnung.

Das große Resultat für alle Zeiten lag darin, daß dem patriar-

chalen System eine auf gegenseitigem Rechtsverhältniß beruhende Verfassung nachfolgen mußte. Das erste war nicht mehr haltbar, seitdem in allen Nationen des Continents und in der eigenen so ganz abweichende Ueberzeugungen und Tendenzen zur Herrschaft gekommen waren. Es wird immer als ein unsterbliches Verdienst Friedrich Wilhelms IV. angesehen werden, daß er die Veränderung angebahnt hat. Nur eine große, lebensvolle Seele war dazu fähig. Aber gestehen wir es ein: auf diesem Wege der Autorität allein war das Ziel nicht zu erreichen. Eine auf eigenen Füßen stehende Opposition gehörte gleichsam dazu, um die Verfassung in Wahrheit zu realisiren.

Man versteht es, wenn bei dem Erwachen dieses principiellen Gegensatzes die auf materielle Verbesserungen in dem Zustande des Landes gerichteten Vorlagen der Regierung nicht durchdringen konnten. Besonderes Aufsehen machte es, daß eine Anleihe, die zur Ausführung der Ostbahn von der Regierung proponirt worden war, von den Ständen abgelehnt wurde. Sie war nicht allein für die Verbindung der Provinz Preußen mit den anderen Theilen der Monarchie sehr wesentlich, sondern sie würde derselben auch durch die Verwendung großer Capitalien zu Statten gekommen sein. Aber in dem Landtag waltete die Ueberzeugung vor, daß man vor allen Dingen die angeregten Fragen über die finanzielle Berechtigung der Stände zur Entscheidung bringen müsse. Auch andere, von der Regierung in populärem Sinne gemachte Vorschläge, Abschaffung der Mahl- und Schlachtsteuer, Einführung einer Einkommensteuer, Gründung von Landrentenbanken unter Garantie der Regierung, fanden nicht den Beifall, auf den sie sonst hätten rechnen können. Allein durch die Wahl der Ausschüsse und der Deputation für die Staatsschulden war doch der Bruch vermieden worden. Man konnte, nachdem der Landtag geschlossen war, zu einem regelmäßigen Landtagsabschied schreiten. Er bezog sich auf die bereits angeregten Artikel; die Hauptsache möchte sein, daß den ständischen Anträgen auf Oeffentlichkeit der Sitzungen der Stadtverordneten, auf beschleunigte Ausdehnung des öffentlichen und mündlichen Criminalverfahrens auf alle Theile der Monarchie, in welchen die Criminalordnung galt, und auf Beseitigung der demselben etwa entgegenstehenden Hindernisse, Gehör gegeben und Erfüllung versprochen wurde. So hatte der Geist der Zeit durch die Regierung selbst und durch die Stände in Widerstreit und Zusammenwirken mannigfaltigen Eingang in den preußischen Staat erlangt, doch konnte man wohl sagen, daß die oberste Autorität des Königs als ungebrochen betrachtet werden durfte. Die Vereinigung der Provinzialstände zum vereinigten Land-

tage ließ sich als die Grundlage jeder weiteren Entwicklung betrachten, die man dann keinen Augenblick aus den Augen verlor.

Um die Verfassung vom 3. Februar zu vollenden, war nun vor Allem die Einberufung der Ausschüsse erforderlich. Im November 1847 wurde dazu zunächst durch Berufung einer vorbereitenden Versammlung geschritten. Wie es die schon in der letzten Botschaft angekündigte Absicht gewesen war, diese Ausschüsse zur Berathung des bereits weitgediehenen Strafgesetzbuches zu verwenden, so wurde die vorbereitende Versammlung eben aus solchen Mitgliedern zusammengesetzt, welche durch ihre Bildung und Lage am meisten befähigt schienen, dazu beizutragen. Man zog zu diesem Zwecke die Rathschläge der Oberpräsidenten und der verschiedenen Provinziallandtagsmarschälle ein, Fürst von Hohensolms-Lich wurde zum Marschall der vereinigten Ausschüsse, sowie der vorbereitenden Versammlung ernannt.

Dabei stieß man jedoch auf eine principielle Schwierigkeit. In dem Landtagsabschied hatte der König ausgesprochen, daß den Ausschüssen auch fortan die durch die Verordnung vom 3. Februar bewilligten Rechte zustehen müßten, da sie noch nicht zurückgenommen seien. Bei den rheinischen Deputirten, die unter Vorbehalt gewählt hatten, regte sich nun ein Bedenken dagegen, an den Arbeiten der Ausschüsse Theil zu nehmen, ehe der König den in denselben ausgesprochenen Bedingungen gerecht geworden wäre. Aus diesem Grunde lehnte v. Beckerath ab, die Berufung zur vorbereitenden Versammlung anzunehmen, und auch Andere, die diesen Vorbehalt unterschrieben hatten, schlossen sich ihm an, nicht jedoch Camphausen, dessen Idee immer auf eine Ausgleichung der ständischen Rechte mit der Autorität des Königs gegangen war. Und augenscheinlich war es ohnehin, daß der König über die juridische Vorlage nicht hinausgehen würde; auch bei Zusammensetzung der vorbereitenden Versammlung war darauf Rücksicht genommen, daß nicht allein die verschiedenen Stände in den Provinzen, sondern auch die verschiedenen Farben der politischen Meinung derselben repräsentirt waren. So trat zuerst die vorbereitende Versammlung, alsdann am 17. Januar 1848 auch die Versammlung der vereinigten Ausschüsse wirklich ins Leben. Die Gesetzentwürfe waren schon sorgfältig vorbereitet, so daß es nur auf Beantwortung einer Anzahl von Fragen ankam, welche dann von der Regierung vorgelegt wurden. In diesen Verhandlungen von materiellem Interesse ging dann Alles nach Wunsch. Die Sitzungen fanden in dem geräumigen Saal, der für den Staatsrath bestimmt war, statt; hier erschien der König am 7. März, um sie zu schließen. Er sprach vor Allem seine Genug-

thuung darüber aus, daß durch die Arbeiten der Ausschüsse und die Einführung der ständischen Deputationen für das Staatsschuldenwesen seine Gesetzgebung vom 3. Februar zur vollen Ausführung gebracht sei. Die königliche Machtvollkommenheit, von der dieselbe ausgegangen, erschien ihm hiedurch hinreichend gewahrt. Der Augenblick war für ihn gekommen, in welchen nun den Petitionen des Landtages zur Abänderung derselben Gehör gegeben werden könne. Diese waren hauptsächlich auf zwei Punkte gegangen: eine feste Bestimmung über die Periodicität des Landtages, und die damit zusammenhängende Beschränkung der den Ausschüssen gegebenen Attributionen. Der König entschloß sich jetzt, das Eine und das Andere zu bewilligen. Er kündigte es der Versammlung mündlich an und sprach alsdann in einer besonderen Botschaft aus, daß er 1) die durch das Patent vom 3. Febr. dem vereinigten ständischen Ausschusse verliehene Periodicität auf den vereinigten Landtag übertragen, und 2) die Wirksamkeit des vereinigten ständischen Ausschusses in der von den Curien des ersten vereinigten Landtags übereinstimmend beantragten Weise beschränken werde, — Zugeständnisse fürwahr von größter Bedeutung. Der König hatte die Initiative zu einer ständischen Versammlung ergriffen und ihre Befugnisse, gemäß den Interessen der Krone, die er beschützen müsse, festgestellt. Seinem Rufe war entsprochen, die centralständische Verfassung, die er schuf, angenommen worden; allein gegen die Bestimmungen derselben hatten sich mannigfaltige Bedenken geregt, die doch, wo sie hervortraten, auch nur auf dem Grunde der preußischen Gesetzgebung beruhten. Die beiderseitigen Ansprüche waren hart zusammengestoßen, allein weder auf der einen, noch auf der anderen Seite hatte man doch daraus einen principiellen Streit machen wollen; die Stände hielten ihre Centralisation ebenso hoch, als der König selbst. Indem nun der König den Einwendungen der Stände Gehör gab und in den beiden wichtigsten Punkten ihre Anforderungen genehmigte, so wurde der Boden gleichsam ausgeglichen und die Basis fixirt, von welcher Friedrich Wilhelm IV. so oft gesprochen hatte. Ob nun auf der so gewonnenen Grundlage jener Bau, durch welchen nach dem Sinn des Königs die monarchische Verfassung aufrecht erhalten und dem Volke die Freiheit, deren es wirklich bedurfte, gewährt werden sollte, ausgeführt werden könnte und würde, wer will es sagen? Eine ruhige Fortentwicklung der allgemeinen Angelegenheiten vorausgesetzt, wäre es wohl nicht schlechthin in Abrede zu stellen.

Indem aber brach ein Sturm los, der Alles in Frage stellte und Allem eine andere Gestalt gab.

Die Revolution von 1848 betrachte ich nicht als ein preußisches Ereigniß, sondern als ein allgemeines, in dessen Strömungen Preußen fortgerissen wurde.

Von allen Mitlebenden hat vielleicht Keiner die Gefahren, in welche Europa durch das Emporkommen der demokratisch-socialistischen Doktrinen und ihrer Folgen verwickelt wurde, deutlicher erkannt, als Friedrich Wilhelm IV. Er betrachtete die radikale Sekte als eine solche, die, von Haupt bis Fuß gewappnet, auf einmal zum Vorschein gekommen, die Welt mit Verderben bedrohe. Er selbst erfuhr ihre beginnende Wirksamkeit in der Neuenburger Verwicklung, bei welcher er erleben mußte, daß England auf die Seite seiner Gegner trat und die Ansprüche der aus den schweizerischen Revolutionen hervorgegangenen Centralgewalt seinem Erbrecht gegenüber in Schutz nahm. Der Monarch des Julikönigthums, Louis Philipp, wäre in dieser Frage mehr auf Seite von Preußen gewesen, aber die ganze Institution einer aus einer revolutionären Bewegung hervorgegangenen monarchischen Gewalt, welche jene nothwendig wieder im Zaume halten mußte, erlag eben in diesem Augenblick der Unmöglichkeit, die beiden Elemente rationell zu vereinigen. In der Mitte der Parteien, welche um ihre Berechtigung stritten, erhob sich, aus den inneren Antrieben der revolutionären Vergangenheit hervorbrechend, eine dritte Partei, welche die Oberhand davontrug und der nicht legitimen Monarchie ebenso gut ein Ende machte, wie einst der legitimen. Die französische Nation wurde von dem Gedanken der revolutionären Republik ergriffen; in dieser Richtung bewegte sich jetzt ihr Gemeingefühl. Nothwendig mußte Das allenthalben in Europa durchgreifende Folgen haben, vornehmlich in Deutschland, wo man den inneren Kampf der Parteien in Frankreich gleichsam mitdurchlebt hatte, und verwandte Elemente in stetem Widerstreit gegen einander begriffen waren. Das constitutionelle und politische Gebäude, welches das continentale Europa umfassen sollte, brach, ehe es noch vollendet war, in sich selbst zusammen, was dann auf Deutschland eine doppelte Wirkung ausübte. Man glaubte aus der Erhebung der allezeit schlagfertigen französischen Nation eine Gefahr für Deutschland entstehen zu sehen, dieser aber nur dadurch begegnen zu können, daß sich die deutsche Nationalität ebenmäßig entwickele. Die viel bestrittene Verfassung des Bundes schien dazu ungenügend, man wollte sie durch populäre Institutionen verstärken; dazu aber war eine weitere Ausbildung der liberalen Elemente erforderlich. Da nun aber offenbar nichts zu Stande gebracht werden konnte, ohne daß Preußen vorangegangen wäre, so wurde das

Gesuch an den König gerichtet, auf dem Wege der Entwicklung der soeben gegebenen Verfassung noch weiter vorzugehen.

Man verwarf den vereinigten Landtag nicht: denn er war eben das vornehmste Institut, welches den gesammten Staat zusammenhielt, aber man verlangte ein verändertes Wahlsystem zur Vertretung der verschiedenen Volksclassen in einem richtigen Verhältniß, zeitgemäße Umgestaltung des Herrenstandes und beschließende Mitwirkung des Landtages in der Gesetzgebung und im Staatshaushalt mit einfacher Majorität. Dem vereinigten Landtag selbst sollten die Gesetzentwürfe dieses Inhalts vorgelegt werden.

So lautete die Adresse einer großen Anzahl rheinländischer Abgeordneter (11. März), und es würde nun die Aufgabe gewesen sein, die Verfassung in diesem Sinne weiter auszubilden. Allein die von Frankreich ausgegangene Bewegung hatte noch eine bei weitem größere Tragweite. Jene Elemente, die der König fürchtete, und die dort zur größten Wirksamkeit gelangt waren, erhoben sich allenthalben. Der revolutionäre Impuls, gleichsam in höherer Potenz angeschlagen, ergriff ganz Europa; nirgends fand derselbe Widerstand; er überfluthete Italien, Oesterreich, die deutschen Bundesstaaten und gleich darauf auch Preußen selbst. Man wird mir zu Gute halten, wenn ich diese und die folgenden Ereignisse nur summarisch erwähne. Es war mir unmöglich, über dieselben zu einer Information zu gelangen, durch welche die historische Wißbegier einigermaßen befriedigt worden wäre. Ich kann nur die Ansicht vorlegen, die mir durch den Gang der Begebenheiten und das weitere Verhalten Friedrich Wilhelms IV. erwachsen ist. Es bleibe dahingestellt, ob König Friedrich Wilhelm dem Sturm des 18. März nicht besser hätte widerstehen sollen. Er hat dem Verfasser dieser Zeilen später oft gesagt: „Damals lagen wir Alle auf dem Bauche." Jener Moment trat ein, in welchem er, auf den Balkon des Schlosses tretend, die Volksbewegung gleichsam anerkannte. Für ihn war es zugleich verführerisch und verwirrend, daß sich die deutsche Frage, die er immer im Herzen getragen, plötzlich dringender als jemals erhob, und eine Entscheidung derselben von seiner Seite möglich schien. Der König hat einen Augenblick geglaubt, durch eine Wiederberufung des vereinigten Landtages der preußischen sowohl wie der deutschen Bewegung gerecht werden zu können; allein wie ganz vergeblich war dies Bemühen!

Die Verfassung, welche Friedrich Wilhelm IV. gegeben hatte, konnte hauptsächlich deswegen nicht festgehalten werden, weil auch die handarbeitenden Classen, welche allenthalben in Europa zum Bewußtsein

einer faktischen Macht gekommen waren, auf einen Antheil an der Volksvertretung Anspruch machten, der ihnen nicht mehr versagt werden konnte. Ein anderer Moment lag darin, daß allenthalben in den tumultuarischen Bewegungen, um denselben Einhalt zu thun, Bürgerwehren gebildet worden waren, denen man gegenüber dem Soldatenstand Berechtigungen einräumte, welche ihnen eine gewisse Unabhängigkeit verliehen. Und überdies, die vorgeschrittene revolutionäre Tendenz verwarf die Berathungen mit dem Landtag; sie meinte in demselben niemals zu der vollen Anerkennung zu gelangen, die sie forderte. Eine neue Verfassung unter der Theilnahme desselben zu Stande kommen zu lassen, widerstrebte ihr. Der Landtag wurde zwar berufen, aber nur, um einer constituirenden Versammlung Raum zu machen. Ein neugebildetes Ministerium brachte für eine solche ein Wahlgesetz in Vorschlag, welches den demokratischen Tendenzen entsprach und in der That durchging. Die Versammlung beschränkte ihre Wirksamkeit darauf, daß sie das Ministerium, das aus gemäßigten Liberalen bestand, durch ihr Vertrauensvotum unterstützte. Damit aber löste sie sich auf, und den populären Bewegungen wurde in allen Provinzen freier Raum gelassen.

Das hatte um so mehr zu sagen, als sich indessen ein deutsches Nationalparlament in Frankfurt versammelte, welches dazu berufen schien, Deutschland auf neuer Grundlage zu constituiren. In Frankfurt hatte die liberale, in Berlin die radikale Faktion die Oberhand. Indessen faßten doch die beiden Versammlungen Beschlüsse, welche in der Sache nahe zusammentrafen. In Frankfurt wurde die Unterordnung der preußischen Armee unter einen Reichsverweser, den man an die Spitze des deutschen Reiches gestellt hatte, beschlossen; in Berlin forderte man Bestimmungen über das Militär, durch welche der Beitritt zu den radikalen Meinungen der Versammlung den Officieren nicht allein anempfohlen, sondern zur Bedingung ihres Verbleibens im Dienste gemacht werden sollte. Eben diese Versuche aber haben, wenn wir nicht irren, den Ausschlag in der ganzen großen Angelegenheit gegeben. Im Jahre 1789 kam der französischen Revolution nichts so sehr zu statten, als daß ein Theil der Armee sich zu den revolutionären Grundsätzen bekannte und die Sache des Königs verließ. In Preußen war das nicht der Fall. Gerade die unverbrüchliche Treue der Armee hat den König mit verdoppelter Anerkennung ihrer Tüchtigkeit erfüllt; er wäre nimmermehr dahin zu bringen gewesen, etwa seine Officiere auf den politischen Meinungswechsel anzuweisen, welchen die Nationalversammlung zunächst vor Allem begehrte, und in der Nation erschien es wie ein Hohn, daß die Armee, auf der ihre Größe beruhte, einem Reichsverweser, der zugleich ein Erzherzog war, huldigen sollte.

Noch manche andere Beschlüsse faßte die Nationalversammlung, welche eine allgemeine Umkehr der gesellschaftlichen Zustände nach dem Vorbild der französischen Revolution in Aussicht stellten. Aber am wenigsten ließ es sich doch ertragen, daß das militärische Institut, auf welchem das preußische Nationalgefühl beruhte, angetastet wurde. An diesem Felsen, der das alte historische Dasein des Staates in sich schloß, brachen sich die Wogen der Revolution. Der König faßte wieder Muth zu seiner Sache; er berief ein Ministerium seiner Wahl, dessen Handlungen durch die falsche Haltung der Nationalversammlung, die bereits ebenso Meister zu sein meinte, wie die constituirende Versammlung in Paris zu ihrer Zeit, unterstützt wurden; aber es gehörte doch dazu, daß die bewaffnete Macht die öffentliche Ordnung in Berlin wiederherstellte und die Hauptstadt der Strenge des Belagerungszustandes unterwarf. Darin möchte der größte Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland liegen, daß dort die Nationalgarde die Oberhand behielt, in Deutschland aber sich unfähig zeigte, die öffentliche Ordnung zu erhalten und vor dem Berufssoldaten wieder zurücktrat. Dort behauptete sich der dritte Stand in dem Ansehen, das ihm die Theilnahme an dem öffentlichen Dienste verlieh; er war der Träger des Constitutionalismus; hier kam die tief herabgewürdigte königliche Gewalt wieder zu Ansehen. Die Nationalversammlung konnte aufgelöst und eine neue Verfassung octroyirt werden, in welcher nicht wenige Festsetzungen, welche diese Versammlung gemacht hatte, beibehalten, aber zugleich für die Wiederherstellung der höchsten königlichen Autorität Raum gemacht wurde.

Indessen hatten in Frankfurt die Versuche der radikalen Partei, die alleinige Herrschaft in dem Parlament an sich zu bringen, zu gräßlichen Ereignissen geführt; auch diesem Beginnen machten preußische Truppen, die von Mainz her berufen wurden, ein Ende, so daß die Liberalen aufs neue ihr altes Uebergewicht behaupten konnten. Zwischen Berlin und Frankfurt trat dann sogar eine Verständigung ein; die octroyirte Verfassung fand Beifall in Frankfurt; denn zunächst war sie doch auch aus einer Repression des Radikalismus hervorgegangen.

Und da nun Oesterreich, ebenfalls militärisch wieder gekräftigt, sich damit beschäftigte, seinen inneren Ausbau zu vollenden, dies aber in einer Weise that, die für den Einfluß des Frankfurter Parlaments keinen Platz übrig ließ, so folgte, daß dieses um so mehr an Preußen hielt.

Nach mancherlei Erwägungen gelangte es zu dem Beschluß, den König von Preußen zum deutschen Kaiser zu proclamiren. Für Friedrich

Wilhelm IV. lag darin an sich eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Dem widerstrebte aber die lebendige Erinnerung an die Formen des alten Kaiserthums und die Betrachtung, daß die Versammlung das Recht, den Kaiser zu wählen, usurpire. Durch die Annahme der für das Reich entworfenen Verfassung, die man ihm zugleich anmuthete, fürchtete er, in die Bahnen der Revolution unwiderstehlich fortgerissen zu werden. Aus diesen beiden Gründen lehnte er die ihm angetragene Krone, nicht wie man gesagt hat, häsitirend, sondern mit festem, freiem Entschluß ab.

Aber dabei hielt er doch für die Pflicht seiner Stellung, gleichsam das Amt des erledigten Kaiserthums zu verwalten. Wie die Empörung, die sich im Innern des Staates selbst an manchen Orten regte, durch die bewaffnete Macht niedergeschlagen wurde, so leistete die preußische Armee den bedrohten benachbarten Regierungen eine willkommene und selbst unentbehrliche Hilfe. Ein paar preußische Bataillone brachten die gesetzmäßige Ordnung der Dinge in Dresden zu Wege. Dann rückte eine kleine Armee ins Feld, um die Pfalz für Baiern zu retten und den Großherzog von Baden, der zur Flucht genöthigt war, wieder herzustellen. Der König hat mir damals gesagt: „Sie sehen, ich habe Lust zu raufen.“ Er zeigte sich wieder muthig und entschlossen. Wenn es mir erlaubt ist, noch etwas aus meiner Erinnerung hinzuzufügen, so wäre es Folgendes. Als ich den König im Sommer des Jahres 1848 zum ersten Mal wiedersah, so machte er mir den Eindruck eines jungen Mannes, voll von Geist und Kenntnissen, der aber in dem Examen, man erlaube dieses Wort dem Professor, durch irgend eine Zufälligkeit durchgefallen ist. Das Selbstvertrauen, das früher aus ihm redete, war verschwunden. Jetzt aber war er wieder der Alte geworden. Aus seinen Privatbriefen ergiebt sich, daß er nur im Vertrauen zu Gott und zu der guten Sache der gesetzlichen Ordnung handelte. Den offenen Kampf, zu dem es damals kam, hielt man fast für schwerer, als er war. Das Erscheinen der preußischen Truppen unter der vorsichtigen und wohlerwogenen Führung des Prinzen von Preußen reichte hin, die Bewegung der Empörer, zu der sich alle revolutionären Elemente von Europa vereinigt hatten, zu verwirren und zu vernichten.

Welche Gestalt aber sollten nun die deutschen Dinge annehmen? Wie sollte Ersatz der loyalen Gewalt geschaffen werden?

Man ergriff den Gedanken, einen engeren Bund zu schließen, auf welchen zunächst Sachsen und Hannover eingingen; allein von Anfang

an nur mit dem größten Widerstreben; noch an dem Abend des Abschlusses habe ich einige der Herren gesehen; sie verhehlten nicht, daß sie das, was sie gethan hatten, in ihrem Herzen verwarfen. Und wenn dann nach einiger Zeit der Versuch gemacht wurde, auf dem Grund dieser Verfassung eine Union zu schließen, bei welcher das Uebergewicht an Preußen gekommen sein würde, so war indessen auch Oesterreich wieder so weit erstarkt, daß es sich seine alten Prärogative in Deutschland nicht entreißen lassen wollte; es hatte dabei die angesehensten deutschen Fürsten auf seiner Seite. Der Union, welche nicht zusammenhielt, setzte sich die Idee entgegen, das alte Gleichgewicht unter den deutschen Staaten wiederherzustellen, eine Idee, der die mächtigsten Mittelstaaten beistimmten.

Sollte nun König Friedrich Wilhelm IV. die Waffen für die Union ergreifen? Nicht allein die deutschen Angelegenheiten, sondern die allgemeinen kommen dabei in Betracht. Eigentlich war es doch die Hülfe des Kaisers von Rußland, der sich als geborener Gegner aller Revolution betrachtete, durch welche infolge der Niederwerfung von Ungarn Oesterreich wieder festen Grund und Boden gewann. Aus den Aufzeichnungen des Feldmarschalls von Dohna hat man erfahren, daß Kaiser Nicolaus auch dem König von Preußen gegen seine inneren Feinde eine ähnliche Hülfe zu leisten gesonnen war. Um nicht eigenmächtig vorzuschreiten, wünschte er im Einverständniß mit den preußischen Royalisten und besonders einem preußischen Truppenkörper zu handeln; er hat dem commandirenden General von Ostpreußen, Grafen von Dohna, eine Eröffnung darüber gemacht. Der aber, obwohl alle Zeit russenfreundlich, ein Conservativer von reinstem Wasser, und voll von Mitgefühl für die bedrängte Lage des Königs, lehnte doch Alles ab: denn jeder durch fremde Truppen herbeigeführte Umschlag würde das Königthum in Preußen zu Grunde richten; besser, man habe Geduld mit der Revolution, wenn es denn auch werden möchte, wie es in England sei.

Soweit also waren die inneren Gegensätze in dem preußischen Staate nicht gediehen, um eine äußere Hülfe herbeizurufen. Eine Einmischung war aber unfehlbar zu erwarten, wenn in deutschen Angelegenheiten ein offener Kampf zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochen wäre. Kaiser Nicolaus sagte unverhohlen, daß er alsdann auf Seiten von Oesterreich stehen würde; denn dahin führte der Gang seiner Politik. Unmöglich aber konnte Friedrich Wilhelm IV. um einer politischen Form willen, die er ergriffen hatte, ohne sie gerade zu lieben, die alte Allianz der drei Continentalmächte sprengen lassen

wollen. Auch auf England, welches damals die Dänen in Holstein unterstützte, durfte er nicht zählen. Und überdies, bei der Mobilmachung der Armee hatten sich große Mängel herausgestellt, wie denn vor Allem die Landwehr so vernachlässigt geblieben war, daß sie nicht für fähig gehalten wurde, den großen Kampf unter ungünstigen Verhältnissen zu bestehen. So kam es zu jener Vereinbarung von Olmütz, die immer als eine Niederlage erschienen ist und eine solche war, insofern als man sich genöthigt sah, die seit zwei Jahren eingehaltene Politik fallen zu lassen. Das Selbstgefühl der Nation fühlte sich tief verletzt. Aber der König gab der Verflechtung der allgemeinen Verhältnisse nach, die er nicht ändern zu können meinte: eine Unterwerfung unter Oesterreich lag doch nicht darin, mit dem man vielmehr sofort wieder in Gegensatz trat. Denn wenn Oesterreich die für Deutschland beabsichtigte Executive so zusammensetzen wollte, daß das Uebergewicht dabei ihm und seinen unmittelbaren Verbündeten zugefallen wäre, so war man in Preußen nicht geneigt, darauf einzugehen. Man wäre dadurch auch deshalb in die schwierigste Lage gerathen, weil Oesterreich mit seiner ganzen Macht in den Bund einzutreten beabsichtigte. Diesem doppelten Uebergewicht hätte Preußen mit der Zeit erliegen müssen. So geschah es, daß man es vorzog, den deutschen Bund einfach wiederherzustellen. Und daß man in einem Augenblick der Krisis sich doch nicht stark genug gefühlt hatte, um es auf einen offenen Kampf ankommen zu lassen, wurde das Motiv, der Armee wieder die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, deren sie bedurfte. Die Reorganisation der Armee wurde unternommen und mit Anspannung aller materiellen Kräfte auf eine Weise vollzogen, daß dadurch die späteren Siege möglich geworden sind.

Auch im Inneren gelangte man zu einer gewissen Consolidation. Die Kammern, die in Folge der octroyirten Verfassung berufen wurden, waren aufgelöst worden, weil sie die in Frankfurt zu Stande gekommene Verfassung, der der König zu accediren ablehnte, für rechtsgiltig und verbindlich erachteten. Auf den Grund eines abgeänderten Wahlgesetzes waren dann Neuwahlen erfolgt und die Kammern einberufen worden, die eine Verfassung zu Stande brachten, mit welcher der König regieren zu können glaubte, ohne seinen ursprünglichen Grundsätzen untreu zu werden. In der Rede, die er dabei hielt, kommen dieselben Ideen zum Ausdruck, die er bei der Huldigung und bei der Eröffnung des vereinigten Landtages ausgesprochen hatte. In den Kammern stellte sich ein conservatives Element heraus, welches auch wieder die königliche Autorität verstärkte. Auch auf diesem Boden

wurde es dem König möglich, einen seiner ältesten Gedanken, die Bildung eines Herrenhauses, zur Ausführung zu bringen. Was dies zu bedeuten hatte für die äußere Bewegung des Staates, haben die folgenden Zeiten gelehrt, in welchen sich die Regierung bei einem großen Vorhaben, das aus der Verwicklung der europäischen Angelegenheiten entsprang, nur eben auf das Herrenhaus lehnen konnte.

Darin lag das eigenthümliche Geschick Friedrich Wilhelms IV., daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne ihm selbst Genugthuung zu verschaffen. Es war in ihm eine umfassende Voraussicht, die vielseitigste Wahrnehmung aller der einander in der Welt bekämpfenden Elemente, nicht ohne Sympathie nach verschiedenen Seiten hin, aber zugleich eine gewissenhafte Wahrung seines Standpunktes. Er verband eine auffallende Flexibilität im Einzelnen mit unbeirrtem Festhalten in der Hauptsache. Diese Eigenschaften gehörten vielleicht dazu, um die revolutionären Stürme seiner Zeit zu bestehen, ohne die Monarchie aufzugeben. Für die Folgezeit ist das fast noch bedeutender geworden, als für die damalige.

Eine neue Phase der europäischen Angelegenheiten trat dadurch ein, daß die Wiedererhebung der revolutionären Tendenzen in Frankreich zu einer Erneuerung der kaiserlichen Gewalt führte, durch welche die großen Resultate der Jahre 1813, 14, 15 wieder in Frage gestellt wurden.

Ursprünglich war der König von Preußen gegen die Anerkennung Louis Napoleons, die ja den Verträgen von 1814 und 15 noch bei weitem mehr entgegenlief, als das Königthum der Julirevolution, da darin die Napoleoniden vom französischen Thron ausdrücklich ausgeschlossen waren. Friedrich Wilhelm IV. glaubte vorauszusehen, daß es zu einer Wiederaufnahme der alten Feindseligkeiten des französischen empire gegen die Unabhängigkeit der continentalen Mächte kommen müsse. Das übrige Europa war nun nicht dieser Meinung. Aber bald gab das orientalische Zerwürfniß dem neuen Kaiser Gelegenheit, den Kreis zu durchbrechen, den einst das coalisirte Europa um Frankreich gezogen hatte.

Gegen das Vordringen der Russen in der Türkei vereinigte sich England mit Frankreich; Napoleon III. hatte die Genugthuung, in einem großen europäischen Bunde den Kampf gegen Rußland wieder aufzunehmen, in welchem sein Oheim und eigentlicher Vorfahr erlegen war. Selbst Oesterreich gewann er für sich. Für den König war es eine der folgenreichsten Erwägungen in seinem Leben, ob er sich in diesem Kampfe neutral halten solle oder nicht. Er mochte Rußland

nicht unterstützen, weil es bei seinem Angriff Unrecht gehabt habe, noch weniger aber war er geneigt, den Gegnern beizutreten, weil er ihren Bruch mit Rußland für unberechtigt hielt in dem Augenblicke, da er geschah. Weit entfernt davon, eine Unterwerfung des türkischen Reiches unter die Russen zu wünschen, eine Absicht, die er dem Kaiser Nicolaus gar nicht einmal zutraute, stand er doch in sofern auf dessen Seite, als derselbe die Sache der christlichen Unterthanen der Türkei verfocht, deren Befreiung von dem über ihnen lastenden Drucke auch der König für unbedingt nothwendig hielt. Seine Meinung war, daß die Rechte der Christen unter die Garantie des gesammten Europa gestellt werden sollten. Wie viel Differenzen in der späteren Zeit wären vermieden geblieben, wenn er mit diesem Gedanken durchgedrungen wäre! Er begnügte sich also mit der Neutralität, die ihm von den Zeitgenossen fast zum Verbrechen gemacht wurde. Durch die überwiegende Macht von Europa wurde Rußland zu Zugeständnissen genöthigt, in deren Folge der Friede wieder hergestellt worden ist. Wie ganz anders aber würden die Bedingungen gelautet haben, die man Rußland auferlegte, wenn sich auch Preußen zu seinen Feinden gesellt hätte! Die Politik des Königs entsprang aus keinerlei Art von Berechnung; sie wurde ihm nur von dem Gedanken eingegeben, das Rechte zu thun nach seinem besten Wissen, sowohl in Bezug auf die europäischen Mächte, als in Bezug auf die christlichen Glaubensgenossen in der Türkei. Es ist selten vorgekommen, daß ein so reines, gewissenhaftes Verfahren doch nach der Hand die größten politischen Vortheile herbeigeführt hat. Daß Preußen in der alten Bundesgenossenschaft verharrte und zugleich an der allgemeinen Richtung der Politik zu Gunsten der christlichen Bevölkerung Antheil nahm, hat bewirkt, daß Rußland in den späteren allgemeinen Zerwürfnissen den kriegerischen Unternehmungen Preußens, als sich solche unvermeidlich erwiesen, keinen Widerstand entgegensetzte, weder gegen Oesterreich, welches seine Abweichungen von dem alten System theuer büßen mußte, noch auch gegen Frankreich.

Jedermann ist heute einverstanden, daß die Neutralitätspolitik Friedrich Wilhelms IV. die Bedingung der großen Erfolge war, die später errungen worden sind.

Auch der geistvollste Mensch von dem weitesten Gesichtskreis kann doch die Folgen seiner Thätigkeit niemals ermessen. Friedrich Wilhelm IV. hat nicht daran gedacht, durch seine Neutralität die spätere Entwicklung der preußischen Macht auf eine solche Weise, wie sie geschehen ist, vorzubereiten. Hat er nicht aber auch das deutsche Kaiser-

thum vorbereitet? Indem er die Krone zurückwies, weil sie ihm nicht von denen, die dazu berechtigt seien, übertragen werde, hat er veranlaßt, daß man dieselbe seinem Nachfolger, nachdem Oesterreich besiegt und die Napoleoniden in Frankreich über den Haufen geworfen waren, wirklich zuerkannte.

Von dem Gange der politischen Angelegenheiten fortgezogen, habe ich hier auf die kirchlichen Bestrebungen Friedrich Wilhelms IV. nicht eingehen können. Die Grundlage derselben war der positive Protestantismus, den er in sich selbst durch synodale Institutionen zu consolidiren gedachte, aber mit Toleranz gegen alle anderen christlichen Bekenntnisse verband. Er lebte in der Gesammtanschauung der Christenheit, ihren inneren Differenzen, die er jedoch in seinem Glauben nicht oben an stellte, und ihrem Gegensatz gegen die übrige Welt. Er hielt an der Hoffnung fest, daß das Christenthum in stetiger Fortentwicklung der vorhandenen Bildungen noch einmal dereinst die Religion des Menschengeschlechts werden würde. Besonders schlug in ihm jene Ader des christlichen Lebens, welche die Leidenden und Bedürftigen umfaßt; mit seiner gleichgesinnten Gemahlin in Verbindung schuf er großartige Institute der Wohlthätigkeit und Krankenpflege — Alles das aber auf seine Weise, die nicht immer den allgemeinen Beifall hatte.

Und wiewohl ungern habe ich auch darauf Verzicht leisten müssen, die Pflege der Kunst und der Wissenschaft, an der er sich durch seine confessionellen Ueberzeugungen nicht hindern ließ und für die er recht eigentlich geschaffen war, näher zu erörtern. Seine Wißbegier umfaßte das entfernteste Alterthum, dessen Kunde ihm die glücklichste und erfolgreichste Förderung verdankt. Zugleich hatte er das feinste Gefühl für die litterarische Production überhaupt. Er hat für das höchste Verdienst in Kunst und Wissenschaft ein eigenes Organ gegründet, welches noch heute den Wetteifer der Meister erweckt. Ihm selbst wohnte ein angeborenes Talent für die bildende Kunst bei, er konnte als einer der ersten Kenner gelten. Er zeichnete vortrefflich; er war ein geborener Baumeister. Die Anordnungen, die er in seinen Gärten traf, waren ein Abdruck seiner von Naturgefühl durchdrungenen Seelenstimmung und seiner Phantasie. Bei allen auf das Behagen des täglichen Lebens und die Künste des Friedens gerichteten Bestrebungen versäumte Friedrich Wilhelm IV. doch auch die Ausbildung des Militärwesens nicht. Von ihm schreibt sich die neue Uniformirung her, welche bequem (er schaffte die breiten Riemen, welche die Brust einschnürten, ab) und geschmackvoll allenthalben Beifall und Nachahmung gefunden hat. Aber er führte auch die Zündnadel ein; seine Instruktionen über

Exerciren und Manoeuvriren haben zur weiteren Ausbildung der Armee wesentlich beigetragen. Den militärischen Uebungen widmete er allezeit große Aufmerksamkeit, obgleich man bemerken wollte, daß es ihm kein wahres Vergnügen mache, und von alten Officieren hört man, daß er doch nicht recht verstanden habe, mit ihnen umzugehen.

Wie allen seinen Vorgängern ist auch ihm eine Erweiterung des Gebietes gelungen. So wenig die Erwerbung der hohenzollerschen Fürstenthümer für den Umfang des preußischen Staates bedeutete, so wurde doch dadurch eine unmittelbare Beziehung zu dem oberen Deutschland eröffnet, die seit 1806 unterbrochen war.

Dagegen widerfuhr dem König im Jahre 1857 ein schweres Herzeleid, als ihm die Nothwendigkeit auferlegt wurde, auf Neuenburg, an dessen Besitz sein Herz hing, definitiv Verzicht zu leisten. Von den entgegengesetzten Bewegungen der Zeit wurde Friedrich Wilhelm IV. immer in seiner Seele betroffen. Er hatte vielleicht mehr Gemüth, als der Staat ertragen kann. Seine ideale Anschauung stieß mit den Realitäten der Dinge vielfältig zusammen. Und in seiner persönlichen Eigenart lag Etwas, das die Opposition erweckte. Er war entfernt davon, sich glücklich zu fühlen; seine meisten Allocutionen der späteren Zeit haben einen schmerzlichen Zug an sich.

Im Sommer des Jahres 1857 nahm man Vorboten krankhafter Zustände wahr, welche gefährlich werden zu wollen schienen. Er wurde auf das Ernstlichste davor gewarnt, den Herbstübungen der Truppen beizuwohnen, aus denen er leicht als körperlicher oder auch als geistiger Krüppel zurückkommen würde; aber er sagte, er werde seine Pflicht thun, die Folgen müsse er Gott anheimstellen. Noch bei den Uebungen kam seine Krankheit zur Erscheinung; nach kurzer Zeit, 8. October, traf ihn ein Schlaganfall, der seiner Regententhätigkeit ein Ende machte. In den ersten Monaten seiner Krankheit habe ich ihn noch einmal gesehen; er machte auf mich den Eindruck eines verfallenen Bergwerkes, aus dessen Tiefe Silberadern hervorblitzen. Noch einige Lebensjahre waren ihm beschieden, in denen ihm selbst die Genugthuung zu Theil wurde, Italien und Rom nochmals zu sehen, aber niemals wurde er wieder ein gesunder Mann. Am 2. Januar 1861, 40 Minuten nach Mitternacht, ist er in Sanssouci verschieden.

XI.

Vorrede zu den Jahrbüchern des Deutschen Reichs

unter dem sächsischen Hause.

(Zuerst gedruckt 1837 vor dem I. Band der Jahrbücher.)

Eine jede Schrift, nicht allein ihr Werth und ihre Bedeutung, sondern in gewissem Sinne ihr Dasein selbst beruht auf dem Verhältniß zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem Verfasser und seinem Gegenstand. Wie alle Kritik zuletzt die Aufgabe haben wird, dies Verhältniß zur Anschauung zu bringen, so sind in der Regel schon die Vorreden bestimmt, es anzudeuten, direkt oder indirekt auszusprechen.

Indem ich eine Arbeit in dem Publikum einführe, die von mehreren jungen Männern hauptsächlich auf meine Veranlassung unternommen worden ist, habe ich wohl die Verpflichtung, sowohl von dem einen als von dem andern, sowohl von dem Gegenstand als von den Verfassern ein Wort vorauszuschicken.

Jedermann weiß, wäre es auch nur durch den Meßkatalog, wie viel in unserer deutschen Geschichte gearbeitet wird. Alle Bibliotheken und Archive werden durchsucht, nicht allein neue Urkunden in großer Zahl, sondern auch dann und wann neue Quellenschriften zu Tage gefördert: eine allgemeine kritische Sammlung der Denkmale unserer Geschichte ist in Gedeihen und Fortschreiten: eine Menge einzelner Untersuchungen über mehr oder minder wichtige Fragen sind in Gang gebracht; vornehmlich hat diese Thätigkeit, wiewohl zunächst durch die allgemein vaterländischen Tendenzen der Freiheitskriege angeregt, doch vermöge einer besonderen Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens eine Richtung auf das Lokale und Provinzielle genommen: allenthalben haben sich Vereine für die Erforschung der Geschichte und der Alterthümer einzelner Landschaften gebildet, wo sie über ungemeine Kräfte gebieten; das Studium der deutschen Sprache und Literatur, das erst seit Kurzem eine wissenschaftliche Grundlage empfangen, bildet ein belebendes und in allen Richtungen förderndes Element; so geschieht es, daß der durch die Bemühungen früherer Epochen zusammengebrachte Stoff sich täglich vermehrt.

Da ist es nun, wie man mir gern zugeben wird, nothwendig, von Zeit zu Zeit stille zu stehen und, wenn nicht das Ganze — was eine beinahe übermenschliche Ausdauer und Anstrengung erfordern würde — doch eine oder die andere Periode mit frischem Eifer zu revidiren, ihre Geschichte in jedem ihrer Momente nach den neu aufgefundenen Ergebnissen oder nach dem Standpunkte, auf den uns die heutige Forschung stellt, umzuarbeiten.

Vor allem Andern ist aber ohne Zweifel der Zeitraum unserer alten Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause einer solchen Durcharbeitung bedürftig. Eine Epoche, welche für die Bildung und Weltstellung des Deutschen Reiches eine unermeßliche Bedeutung hat. Wer kann in Norddeutschland wohnen, wer kann nur den Harz bereisen, ohne bei jedem Schritte an dies mächtige Geschlecht erinnert zu werden? Aber großentheils ist demselben auch die Vereinigung aller deutschen Stämme zu Einem Reiche und dessen Verbindung mit Italien zuzuschreiben. Für uns Norddeutsche fällt an dieser Stelle das lokale einheimische Interesse mit einem allgemein deutschen, ja welthistorischen unmittelbar zusammen. Dennoch ist diese Epoche weder früher von den Reichshistorikern, noch auch in neuerer Zeit einer abgesonderten, sie zusammenfassenden Bearbeitung gewürdigt worden.

Sowie man aber an ein solches Werk geht, so zeigt sich auch, wie schwer es ist. Von den allgemeinen Gesichtspunkten und Ideen, die dem Fleiße seinen inneren Antrieb geben, wird man sehr bald auf die speciellsten, gerade heraus zu sagen, trockensten Untersuchungen verwiesen. Ueber Otto den Großen sind wir wohl von aufmerksamen und fähigen Zeitgenossen mit einiger Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit unterrichtet, obgleich auch da noch unendlich viel zu untersuchen bleibt; aber nicht allein über den Vater, sondern auch über den Sohn und den Enkel dieses Kaisers und ihre Zeit finden wir trotz so viel emsiger Nachforschungen nur fragmentarische Nachrichten, an sich selbst dürftig und von zweifelhaftem Werth, überdies lückenhaft, abgerissen und unter einander in Widerspruch. Es wäre unzulässig und unfruchtbar, Nachrichten dieser Art ohne Weiteres zu allgemeinen Combinationen zu benutzen. Fürs Erste ist unstreitig eine kritisch haltbare Zusammenstellung derselben, eine fortlaufende Sichtung des Ueberlieferten zu unternehmen. Führt eine solche auch nicht überall, ja vielleicht seltener, als man glauben sollte, zu unbezweifelten Ergebnissen, so ist es doch schon ein Gewinn, dies zu erfahren, zu sehen, wie weit unsere Kenntniß reicht und wie viel uns doch eigentlich unbekannt ist. Vielleicht wird uns eine glückliche Entdeckung einmal unerwartet weiter

bringen. Auf jeden Fall kann eine allgemeine Ansicht über die Wirksamkeit dieser Fürsten nur auf einer genauen Ergründung der einzelnen Momente beruhen.

Eben diese Ergründung und Durchforschung ist es nun, was wir hier beabsichtigen. Persönlich gefaßt und subjektiv hat dies Unternehmen folgenden Ursprung.

Ein Universitätslehrer wird sehr bald gewahr, daß er zwei verschiedene Classen von Zuhörern vor sich hat: Solche, die sich zu ihrer Bildung oder um ihrer künftigen Laufbahn willen die Wissenschaft im Allgemeinen anzueignen, sich darin zu befestigen suchen, und Andere, welche Neigung haben und Beruf in sich fühlen, an der Fortbildung der Wissenschaft einmal selber thätigen Antheil zu nehmen. Die Vorlesungen nun können, dünkt mich, sehr wohl für Beide zugleich eingerichtet sein. Auch den Ersten ist es nützlich, von dem Apparat der Gelehrsamkeit, der erforschenden Thätigkeit einen Begriff zu bekommen; für die Zweiten ist es nothwendig, die Totalität ihrer Disciplin einmal zu überschauen, um sich nicht von vorn herein in dem Detail einzelner Untersuchungen zu verlieren: Beiden kann es nicht anders als förderlich werden, sei es die folgerichtige Entwicklung des Gedankens oder die innerlich zusammenhängende Darstellung der Thatsachen, die sich vor ihren Augen vollziehen soll, aufmerksam zu begleiten. Jedoch reichen die Vorlesungen nicht vollkommen aus. Namentlich für die zweite, so viel minder zahlreiche Classe ist noch eine nähere Einführung in die eigentlich gelehrte Seite, Anleitung zu eigener Thätigkeit wünschenswürdig, wie man denn auch seit geraumer Zeit bald in den Seminarien unter öffentlicher Autorität, bald aus persönlichem Antrieb in freien Uebungen hierauf Bedacht genommen hat.

Auch mir hat es seit dem Beginn meiner Universitätswirksamkeit Vergnügen gemacht, historische Uebungen anzustellen. Mehr als einmal hatte ich das Glück, junge Männer von Talent und Eifer daran Antheil nehmen zu sehen. Allmählich gingen Arbeiten ein, welche selbst nicht ohne eine gewisse Bedeutung für die Gelehrsamkeit waren, schwierige Punkte auf eine neue Weise beleuchteten, und indem sie die bisherige Kenntniß erweiterten, wohl nicht unwürdig gewesen wären, dem gelehrten Publikum vorgelegt zu werden. Jedoch konnte ich mich nicht entschließen, zur Herausgabe zerstreuter Aufsätze mitzuwirken. Der Ehrgeiz, der sich mit einer ersten Schrift, mit dem Eintritt in die literarische Welt verbindet, muß auf einen würdigen und bedeutenden Gegenstand gerichtet werden. Auch schien es mir rathsamer, die gemeinschaftliche Bearbeitung eines größeren Werkes, wodurch zugleich

etwas Wesentliches geleistet, wie wir Deutsche uns ausdrücken, vielleicht eine Lücke ausgefüllt würde, zu veranlassen, als nur etwa eine Probe unserer Thätigkeit zu geben, woran der Welt wenig liegen konnte. Es kam nur darauf an, einen geeigneten Stoff zu finden, an welchem sich zugleich Mehrere in freier Verbindung versuchen könnten. Auch ein solcher bot sich uns gleichsam von selbst dar.

Die philosophische Fakultät der Universität Berlin stellte im Jahre 1834 auf meine Veranlassung eine historische Preisfrage über das Leben und die Thaten König Heinrichs I. Mehrere Mitglieder unserer Gesellschaft bewarben sich darum. Einem von ihnen ward der Preis zu Theil, doch auch unter den übrigen Arbeiten gab es sehr anerkennenswerthe: eine andere erhielt das Accessit. Im Ganzen fielen diese Versuche über Erwarten gut aus.

Hierauf machte ich nun den vorgerückteren Mitgliedern der Gesellschaft, die schon nahe daran waren, die Universität zu verlassen, und dies seitdem beinahe sämmtlich gethan haben, die sich auch bereits entweder an der Preisfrage selbst oder doch an verwandten Stoffen versucht hatten, den Vorschlag, ihren Fleiß nicht länger zu zerstreuen, sondern eine gemeinschaftliche Bearbeitung des sächsischen Zeitraums zu unternehmen. Herr Waitz, dem der Preis zuerkannt worden, wollte seine Schrift über Heinrich I. zu dem Ende deutsch umarbeiten; von den Uebrigen übernahm ein Jeder die Bearbeitung Einer Regierung. Nur die Geschichte Otto's des Großen fanden wir zu umfassend, als daß sie Einem allein hätte anvertraut werden können; sie ward nach den zwei Perioden, in die sie zerfällt, vor und nach dem ersten italienischen Zuge, zwei Bearbeitern aufgetragen. Einige Unfälle und Widerwärtigkeiten gab es auch hier, doch kamen wir darüber hinweg. Dann ward muthig an das Werk gegangen; alle Arbeiten wurden wechselseitiger Durchsicht und Beurtheilung unterworfen; wenigstens so viel darf ich versichern, daß es an Eifer und Fleiß nicht gefehlt hat.

Unsere Absicht konnte nun aber nicht sein, eine eigentliche Geschichte dieses Zeitraums zu Stande zu bringen. Die Beschaffenheit der Quellen macht dies, wie gesagt, an und für sich außerordentlich schwierig, unmöglich aber wäre es für sechs junge Männer, zwar von gleichem Bestreben, aber doch von verschiedenartigem Geist. Wir haben daher diesen Anspruch auch gleich auf dem Titel vermieden. Unsere Absicht geht lediglich auf jene kritische Durcharbeitung und Sichtung der vorhandenen Nachrichten, die, wie berührt, hier ohnehin das zunächst Nothwendige ist, auf die Feststellung der Thatsachen nach ihrer

chronologischen Folge. Eine solche ließ sich auch durch Verschiedene erreichen.

Und so treten wir denn mit der ersten Abtheilung, mit jener von der philosophischen Fakultät gekrönten Arbeit von G. Waitz über die Regierung Heinrichs I. hervor. Wir hatten die Absicht, ihr eine Abhandlung über die früheren Besitzthümer und das territoriale Emporkommen des Ludolfinischen Geschlechtes voranzuschicken; aber das Hauptwerk, auf welches eine Erörterung dieser Entwicklung zu gründen wäre, Falke's Codex traditionum Corbejensium, hat sich so unzuverlässig erwiesen, daß wir, ehe wir der Sache noch anders beigekommen sind, nicht mehr darauf zu bauen wagen. Ueberhaupt haben alle diese Corveischen Schriften unsere Aufmerksamkeit viel beschäftigt. Eine ausführliche Kritik derselben, namentlich des Chronicon Corbejense, wird in den Beilagen erscheinen. Dann werden die Kenner beurtheilen, ob wir mit Recht oder mit Unrecht uns enthalten haben, es zu benutzen.

In dem ersten Bande wird noch die Geschichte Otto's I., in dem zweiten die Geschichte der drei übrigen sächsischen Kaiser abgehandelt werden: die berührte Beilage wird eine Kritik sämmtlicher Quellen enthalten.

Ich brauche kaum ausdrücklich zu versichern, da es die Arbeiten selbst zeigen werden, daß sie mit vollkommener Selbständigkeit verfaßt sind. Ich bin nicht gesonnen, alle Behauptungen oder gar alle Urtheile, die darin vorkommen, zu unterschreiben: aber eben so entfernt bin ich auch, mir das Lob anzumaßen, das die Verfasser verdienen möchten. Jeder Lehrer weiß, daß das Beste, was er leistet, doch nur in einem indirekten Einflusse besteht, bei dem ein glückliches Naturell und eine eigenthümliche wissenschaftliche Richtung den freiesten Spielraum behalten.

Uebrigens ist die Arbeit in jedem Theile im besten Zuge. Möge uns zur Vollendung derselben die Gunst des Publikums nicht fehlen.

30. Nov. 1836.

XII.

Von der historischen Commission

bei der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München.

(Zum Theil bisher ungedruckt.)

I.

Denkschrift, vorgetragen in der vorberathenden Versammlung am 30. September 1858.

(Zuerst gedruckt in der Historischen Zeitschrift, hrsg. von Heinrich von Sybel, Bd. I S. 28—35.)

Akademische Vereine sind bisher immer lokale Verbindungen zur Pflege der allgemeinen Wissenschaften gewesen. Denn wenn die Akademien neben den ordentlichen und einheimischen auch auswärtige Mitglieder zu ernennen gewohnt sind, so wird das doch mehr als eine Sache der Ehre betrachtet, als daß es zu wirklicher Gemeinschaft der Arbeit führte. Und dies mag für Nationen genügen, in denen eine große Hauptstadt ohnehin den Mittelpunkt des geistigen Lebens bildet; wie man das französische Institut ohne Zweifel als den Ausdruck des national-französischen wissenschaftlichen Lebens ansehen darf. Anders in Deutschland, wo die Akademien meist mit den vornehmsten Landes-Universitäten verknüpft, bei allem universalen Bestreben und ursprünglich mannigfaltiger Zusammensetzung, doch nothwendig mehr oder minder einen provinzialen Charakter annehmen.

Schon lange ist es bei uns empfunden worden, daß auch eine nationale Verbindung und Genossenschaft wissenschaftlicher Männer nützlich und erwünscht sein würde. Darin liegt der Ursprung der freien Zusammenkünfte von Gelehrten eines oder des anderen Faches, die in den letzten Jahrzehnten das wissenschaftliche Gemeinleben der Nation angeregt und gefördert haben. Dann und wann hat man wohl von einer allgemeinen deutschen Akademie geredet; aber bei unseren Zuständen wäre der bleibende Aufenthalt namhafter und wirksamer Gelehrten an Einer Stelle nimmermehr zu erreichen, und vielleicht wäre er nicht einmal wünschenswerth, denn auf der Ausbreitung der Bildung und Gelehrsamkeit über alle Landschaften und auf mehr-

fachen Concentrationen der Culturbestrebungen beruht nun einmal das deutsche Wesen.

Dagegen ließe sich wohl eine Annäherung an eine allgemeine Verbindung für das eine oder das andere Fach durchführen, ich meine eine zeitweilige, aber regelmäßige, eine lokal fixirte, aber doch dem ganzen deutschen Namen angehörige Genossenschaft, in welcher es weniger auf geselligen Austausch der Ansichten, als auf wirkliche gemeinschaftliche Arbeit ankäme. Eine solche Vereinigung nun scheint mir die zu sein, zu deren Begründung wir unter dem Schutze eines hochherzigen Fürsten beisammen sind: mit einem festen Mittelpunkte, aber doch Gelehrte aus verschiedenen Landschaften umfassend; einem sicheren Fond; für einen bestimmten Zweck. Welcher aber könnte der Natur einer solchen Verbindung besser entsprechen, als der der Förderung der allgemeinen deutschen Geschichte? Die Absicht und Form der Gesellschaft stimmen da ganz eigen zusammen.

Verstatten Sie mir, daß ich von dem Zwecke, wie er mir vorschwebt, einen Umriß entwerfe.

Es giebt in Deutschland zahlreiche historisch-antiquarische Gesellschaften, welche ein lebhaftes Interesse für Merkwürdigkeiten der provinziellen Geschichte beweisen und erhalten. — Man könnte meinen, daß ein akademischer Verein für allgemeine deutsche Geschichte an die Spitze dieser Gesellschaften treten, ihre Bestrebungen zu vereinigen suchen sollte. Allein das ist weder nöthig, noch würde es auch nützlich sein: das Eine nicht, da sich ohnehin Ausschüsse der Gesellschaften gebildet haben, welche in jährlich wiederkehrenden Zusammenkünften Mittheilungen austauschen; aber auch das Andere nicht; es würde der Natur dieser Gesellschaften entgegenlaufen, welche auf persönlicher Betheiligung einer größeren Anzahl von Mitgliedern an Forschungen heimathlicher Alterthümer und Geschichte beruhen. Unser Zweck ist ein von dem ihrigen wesentlich abweichender, nicht auf die einzelnen Landschaften, sondern auf die allgemeine Geschichte des gesammten Vaterlandes ist er gerichtet.

Niemand von uns wird einwenden, daß das Ganze doch nur in der Vereinigung der Theile liege; geographisch ist dies sehr wahr, aber nicht historisch; man dürfte auch in dieser Beziehung das Wort des Philosophen wiederholen, daß das Ganze eher da sei als die Theile. Wie es ja z. B. in der Geschichte des deutschen Ostens am Tage liegt. Oder wie ließe sich die Entstehung des alten Ordenslandes ohne die Idee der deutschen Gesammtheit, die es recht mit Bewußtsein zu ihrer Pflanzung gemacht hat, auch nur denken?

Bei uns ist es nicht wie in Italien: wo der Begriff der Einheit ein geographisch-nationaler, diese selbst etwas niemals, weder in alten noch in neueren Zeiten zur Erscheinung Gekommenes ist. Unsere Geschichte beruht vielmehr auf der Idee der Gesammtheit. In Italien könnte schon eine Zusammenstellung der Provinzialgeschichten ein annäherndes Bild der Gesammtgeschichte geben; diese als ein Ganzes zusammenzufassen, ist, sobald man dem Stoffe gerecht werden will, bei der ursprünglichen und niemals überwundenen Geschiedenheit der Glieder fast unmöglich. Aber bei uns war fortwährend eine Repräsentation der Einheit vorhanden; das Auseinanderstreben der verschiedenen, auch der mächtigsten Glieder konnte nie zur Trennung werden. Das Leben der Nation beruht auf unaufhörlicher Gegenwirkung des Besonderen und des Allgemeinen; das Letztere aber ist immer das stärkere Element gewesen. Wollte man eine deutsche Gesammtgeschichte aus den Provinzialgeschichten zusammensetzen, welch eine Masse unverständlicher Notizen würde da herauskommen! Erst von der allgemeinen Geschichte empfängt die Geschichte der besonderen Landschaften Licht und Leben. Selbst wenn der Anstoß von dem Besonderen ausgeht, das sich im Conflikt mit einem unzureichend constituirten Allgemeinen befindet, walten doch die Interessen der Gesammtheit vor. — Der Erforschung der großen, Alle angehenden, Alle verbindenden, das Leben der Nation beherrschenden Ereignisse soll unsere akademische Verbindung ihren Fleiß widmen.

Es liegt am Tage, daß wir uns nicht zum Ziele setzen könnten, ein die Nationalgeschichte umfassendes Geschichtswerk in großem Stile hervorzubringen; ein solches könnte nur die Arbeit Eines Geistes sein.

Aber ohne Bezug selbst darauf, ob eine des Namens würdige allgemeine deutsche Geschichte jemals zu Stande kommen wird, hat die gesicherte Zusammenstellung des historischen Stoffes einen objektiven und nicht zu ermessenden Werth. Auf diese hauptsächlich würden wir angewiesen sein, und es wird den vornehmsten Gegenstand unserer Berathung ausmachen, was dafür zu thun ist.

Das allgemeinste Objekt, das anerkannteste einer gemeinschaftlichen Thätigkeit wird die Publikation unbekannter oder in besseren Texten mitzutheilender Quellenschriften und Urkunden bilden. Schon längst ist aber das bewundernswürdige Werk der Monumenta historica Germaniae im Gang, und bereits mit anhaltendem Fleiße eine Reihe von Jahrhunderten herabgeführt; es läßt noch eine reiche Ernte kritisch-gesichteter Mittheilungen erwarten. Eine andere Reihe von Publikationen hat die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien unter-

nommen; von hohem Werthe ist darunter die für Geschichte der Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts angefangene Sammlung. Es leuchtet ein und ist schon bestimmt, daß wir weder mit der einen noch mit der anderen dieser Unternehmungen concurriren dürfen. Unserer Gesellschaft wird dagegen die Sammlung der Reichstagsakten angehören, ebenfalls ein Unternehmen von größter Dimension, von dem man sich schon in seinen ersten Anfängen reiche Belehrung versprechen darf. Dann fällt ihr die Beendigung der von einer anderen Commission begonnenen Bekanntmachungen zu; bei weiterer Auswahl des aus den bayerischen Archiven Mitzutheilenden würde vornehmlich auf solche Aufzeichnungen Rücksicht zu nehmen sein, welche zugleich ein über das lokale Interesse hinausgehendes Interesse für die allgemeine deutsche Geschichte darbieten. An gar manches Andere ließe sich denken, namentlich an eine Zusammenstellung des authentischen auf die allgemeine Geschichte der Nation und ihrer vornehmsten Institute bezüglichen Stoffes aus den Chroniken des späteren Mittelalters. Präcise Vorschläge in dieser Beziehung würden jedoch besser von anderen der verehrten Anwesenden ausgehen; ich will hauptsächlich noch eine andere Seite unserer Thätigkeit zur Sprache bringen.

Neben der Publikation alter Quellenschriften und Urkunden möchte ich empfehlen, daß wir auch neue, in diesem Gebiete wünschenswerthe, in bestimmter Idee combinirte Arbeiten hervorzurufen suchen.

Wer hätte nicht erfahren, daß Arbeiten, die vorzugsweise in das Gebiet der Kritik und Forschung schlagen, hauptsächlich durch den Zustand des Buchhandels gehindert werden, der auf eine ausgebreitete Theilnahme des Publikums angewiesen ist? Der deutsche Buchhandel leistet hierin mehr als der französische oder der englische, aber doch nicht genug. Die Abfassung umfassender gelehrter Werke unterbleibt zuweilen eben deshalb, weil keine Bekanntmachung derselben zu hoffen wäre. Eben da aber tritt die königliche Munificenz auf das Erwünschteste ein, wo materielle Hindernisse zu heben sind.

Ich denke vor Allem an ein Werk deutscher Annalen, welches unsere Geschichte in kritischer Bearbeitung von ihren ersten Anfängen bis auf die neue Zeit herabführte; eine Arbeit nicht zur Lektüre für das große Publikum, sondern zur Orientirung und zum Unterrichte für die, welche sich mit der Geschichte eingehend beschäftigen.

Die Erfahrung zeigt, daß jüngere Gelehrte, welche in Besitz einer richtigen Methode gelangt sind, sich sehr wohl dazu eignen, die Hauptarbeit bei einem solchen Unternehmen zu vollziehen. Sie würden zugleich Gelegenheit finden, sich an einem würdigen Stoffe zu betheiligen

und ihr Talent zu entwickeln. Aeltere, die eben Muße haben, würden dabei mit noch größerem Nutzen arbeiten, vorausgesetzt, daß ihnen die Vergütung sichergestellt würde, deren sie bei den deutschen Verhältnissen nicht wohl entbehren können. Man müßte, scheint mir ferner, Abtheilungen festsetzen, die an Epochen oder Jahrhunderte geknüpft, einen besonderen Charakter haben; — nicht als ob man an alle auf einmal Hand anlegen könnte, aber die Thätigkeit könnte zugleich an verschiedenen Stellen beginnen.

Zwei Abwege wären dabei zu vermeiden. Die Arbeit dürfte nichts Gebotenes, gleichsam Fabrikartiges haben: sie muß immer eine Produktion des mit der Sache vollkommen beschäftigten, wissenschaftlich angeregten Geistes sein, und dabei darf doch die Auffassung sich nicht in absonderliche Anschauungsweisen oder politisch-kirchliche Tendenzen einlassen, die Bearbeiter müssen nur den objektiven Inhalt durch eifrige Forschung zu Tage zu fördern suchen.

Ich meine, daß eine zusammenhängende annalistische Behandlung von dem Ursprunge des fränkischen Reiches bis auf den Untergang der Hohenstaufen in nicht allzu ferner Zeit zu erreichen stünde.

Leicht würde das vierzehnte Jahrhundert, in welchem die bayerische und allgemeine deutsche Geschichte am meisten zusammentreffen, angeschlossen werden, und könnte man nicht einzelne Arbeiten auch vorläufig zur Publikation bringen, mit dem Vorbehalt, daß sie Theile des großen Ganzen bilden?

Ich höre die Einwendung, daß die Publikation der Quellenschriften noch nicht in dem Maße vorgeschritten sei, um überall eine feste Grundlage darzubieten; indeß in großem Umfange ist dies doch der Fall; anderswo werden sich die Arbeiten gegenseitig ergänzen, und nicht ein abgeschlossenes definitives Werk, das es überhaupt in der Natur der Dinge nicht giebt, sondern nur Grundlagen weiterer Studien wünschen wir zu provociren. Eine herrliche Sache wäre es doch, wenn man kritisch gesichtete Annalen der deutschen Geschichte in einem umfassenden Werke vor sich hätte, um sich darin Raths zu erholen.

Eine andere Arbeit, die schon im Gange ist und mit dem Zweck der akademischen Commission ganz übereinstimmt, betrifft die deutsche Historiographie des Mittelalters.

Was ich von den historischen Vereinen ablehnte, dürfte die akademische Commission für die eigentlich gelehrte Bearbeitung der deutschen Geschichte zu ihrem Geschäfte machen: ohne der Spontaneität der Einzelnen Eintrag zu thun, sie zu einem Ganzen zu vereinigen und eine auf das Allgemeine gerichtete Thätigkeit zu fördern.

An die Geschichte der Historiographie knüpfe ich aber noch einen anderen Gedanken, den ich den geehrten Herren besonders an das Herz legen möchte.

Was man heut zu Tage deutsche National-Literatur zu nennen pflegt, begreift nur die poetischen und einige damit zunächst verwandte Hervorbringungen, während doch die literarische Thätigkeit der deutschen Nation ein viel weiteres Feld bearbeitet: erst in der Umfassung aller Zweige erscheint das gesammte geistige Leben der Nation. Für die Geschichte der Poesie ist viel geschehen und sie bedarf unserer Beihülfe nicht, für die Geschichte der wissenschaftlichen Studien und ihrer Resultate aber fehlt es an aller zusammenhängenden Belehrung. Fürwahr, ein wahres Nationalwerk würde es sein, wenn man eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland zu Stande bringen könnte. Eine ähnliche Arbeit liegt für Frankreich vor und wird langsamen Schrittes gefördert, doch ist es nicht diese, die ich zum Muster empfehlen möchte. Wenn in der politischen Geschichte zunächst die ältere, so würde ich rathen, in der literarischen und wissenschaftlichen die neuere Zeit zuerst zu bearbeiten. Ohne Zweifel müßte man mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts beginnen; in dem sechzehnten und siebzehnten käme es darauf an, die theologischen Streitigkeiten möglichst zur Seite zu lassen und nur die auf die allgemeinen Wissenschaften gerichteten Thätigkeiten hervorzuheben. Der vornehmste Nachdruck würde jedoch auf die Geschichte der Wissenschaften in dem achtzehnten und dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts fallen, die Zeiten, in denen der deutsche wissenschaftliche Geist zu seiner vollen Entwicklung gelangt ist.

Dabei tritt die Schwierigkeit ein, daß die exakten Wissenschaften einem anderen Kreise der Studien angehören, als den wir von unserer Stellung aus beherrschen können. Ohne Zweifel gehört ein Naturforscher von Fach dazu, um die Fortschritte der Geologie, ein gelehrter Mediciner, um die Entwicklung der Arzneikunde darzulegen; ich denke aber in den Akademien, an die sich unser Verein anschließt, würden wir sachkundige und einverstandene Mitarbeiter finden.

Allerdings haben die Wissenschaften keine nationale Grenze; man muß in steter Vergegenwärtigung dessen bleiben, was die allgemeine wissenschaftliche Thätigkeit der Welt hervorbringt, aber eine große Bedeutung kommt doch der nationalen Theilnahme daran zu; die Gegenseitigkeit der Einwirkung zeitgenössischer Studien wird ein ganz neues Bild in dem inneren Leben der Nation aufrollen.

Noch einen anderen Gedanken sei mir gestattet zu erwähnen. Die

beiden vorgeschlagenen Arbeiten umfassen den Staat und die Wissenschaften; wäre aber nicht auch für die Persönlichkeiten, die in denselben wirksam gewesen sind, eine besondere Berücksichtigung nützlich oder nothwendig? Ich schlage jedoch erst an dritter Stelle eine allgemeine Lebensbeschreibung der namhaften Deutschen vor, ein Werk, vielleicht in lexikalischer Form, welches in einer beschränkten Anzahl von Bänden sichere und parteilose Auskunft über alle der Erwähnung würdige Namen darböte.

Noch manches Andere ließe sich anregen, z. B. ein Handbuch germanischer Alterthums-Wissenschaft, welches Sprache, Recht, Sitte, Alterthümer aller germanischen Stämme und Völker umfassen müßte, ein Gebiet, in welchem auf das Trefflichste im Einzelnen gearbeitet wird, in welchem man aber eine wissenschaftliche Zusammenstellung des Allgemeinen vermißt. Ich wäre nicht dagegen, wenn für ein solches Werk ein ansehnlicher Preis ausgeschrieben würde.

Doch ich halte inne. Hauptsächlich für die beiden ersten Vorschläge: allgemeine Jahrbücher deutscher Geschichte und die Geschichte der Wissenschaften wünschte ich die Theilnahme der Versammlung zu gewinnen.

Ich glaube davon, von dem Zwecke müssen wir ausgehen und dann erst daran denken, die Gesellschaft zu constituiren. Denn wir sind hier eine begutachtende Versammlung, welche nach bestem Wissen ihre Meinung zu äußern hat. Grundsatz würde es nach meinem Dafürhalten sein müssen, einen definitiven Verein so zusammenzusetzen, daß er eben der gefaßten Absicht entspricht: Niemand aufzunehmen, der nicht mitarbeitet oder doch einen bestimmten Antheil an der Leitung einer durch vereinte Kraft zu lösenden Aufgabe übernehmen will: bei den Vorzuschlagenden vielleicht erst anzufragen, in wiefern ihnen ein solches Verhältniß angenehm ist und sie darauf einzugehen Neigung haben.

Ich mißkenne den Werth gegenseitiger Anerkennung in gelehrten Gesellschaften nicht, dafür giebt es aber mannigfaltige Gelegenheit: die unsere würde dazu nicht bestimmt sein, sondern nur zur Förderung einer großen Arbeit. Sie würde Solche aus allen Gauen des Vaterlandes vereinigen, die dabei mitwirken wollen.

2.

Rede zur Eröffnung der I. Plenarversammlung am 29. September 1859.

(Zuerst gedruckt in den Nachrichten von der Historischen Commission, Beilage zur Historischen Zeitschrift Bd. II S. 17—21.)

Hochverehrte Herren!

Unsere vorjährige Versammlung war eine vorläufige; die historische Commission bei der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, über welche wir damals Berathung pflogen, ist seitdem von Sr. Majestät dem König von Bayern definitiv gebildet worden, die diesjährige Versammlung ist die Commission. Und wie es nun der Gebrauch der Münchener Akademie so mit sich bringt und unser Statut ausdrücklich vorschreibt, daß dem Sekretariate ein besonderes, mit demselben enge verbundenes, aber doch von ihm getrenntes Präsidium zur Seite stehe, so hat Se. Majestät mich mit dem Vorsitze der Commission zu beehren geruht. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß dies lediglich eine Sache der Form ist und das Princip der vollen Gleichheit unter den Mitgliedern so wenig durch das Präsidium wie durch das Sekretariat im mindesten beeinträchtigt wird. Wie könnte ich auch sonst wagen, den Stuhl einzunehmen, den wir im vorigen Jahre unbesetzt ließen?

Vor mir sehe ich Männer, die sich um die deutsche Geschichte die größten Verdienste erworben haben, Männer ersten Ranges; vor Allen den Schöpfer der Wissenschaft der deutschen Sprache, der mehr als ein anderer Autor irgend einer Zeit tiefe und umfassende Gelehrsamkeit mit sinnvoller, selbst poetischer Durchdringung jeden Stoffes, ja jedes einzelnen Wortes verbindet, der in vorgerückten Jahren mit der Anstrengung eines jungen Mannes, der sich erst einen Namen erwerben

will, Tag für Tag an dem großen Werke seines Lebens arbeitet. Ich sehe ferner den Gründer des nationalen Werkes einer kritischen Sammlung der Quellenschriften unserer Geschichte, die mit gelehrter Umsicht angelegt, mit ausharrender Energie schon eine weite Strecke fortgeführt worden ist; ich darf wohl in Gegenwart dieser Männer aussprechen, daß keine Nation heut zu Tage ihres Gleichen besitzt. Andere sind hier, welche, indem sie die Geschichte ihrer besonderen Heimath, der norddeutschen, städtischen oder der süddeutschen, landschaftlichen zu ihrer Aufgabe machten, diese im Geist einer allgemeinen Auffassung der Nationalgeschichte bearbeitet haben. Der Eine von ihnen hat die Anschauungen der germanischen Wissenschaft in der älteren Geschichte einer nahe verwandten Nation zur Geltung gebracht. Diesen schließen sich Solche an, die von dem Studium der italienischen Geschichte oder des classischen Alterthums ausgegangen, mit Geist und Gelehrsamkeit an die Bearbeitung der vaterländischen Historie in einem oder dem anderen ihrer Zweige Hand anlegen. Ich sehe eine Anzahl jüngerer Männer, bei deren Anblick mir mein Herz schlägt, denn sie saßen einst in dem Auditorium zu meinen Füßen oder sammelten sich um meinen Arbeitstisch, haben aber seitdem Werke hohen Werthes zu Stande gebracht. Der Eine hat sich mehr der Erforschung der staatbildenden Ideen, wie sie unter den Germanen erscheinen, mit gründlichster Kunde der Ueberreste aus unserem höheren Alterthum gewidmet; der Andere der zusammenfassenden Darstellung einer ruhmvollen, lebendig begriffenen Epoche unserer Vorzeit; der Dritte glänzt durch geistvolle Vergegenwärtigung einzelner historischer Momente aus früheren Jahrhunderten oder auch der letzten Vergangenheit. Neben ihnen sitzen Solche, welche einer anderen historischen Schule angehörend durch eine seltene Gabe für das Katheder und populär gelehrte Darstellung die allgemeine Aufmerksamkeit wenigstens in nicht minderem Grade verdient und gewonnen haben. Dann sind die alten unter den Einheimischen herkömmlichen Studien durch Männer archivalischer Erfahrung, bibliothekarischer Gelehrsamkeit oder geographisch-historischer Wissenschaft, die sie sich, das Schwert an der Seite, verschafft oder, indem sie die Welt weit durchzogen und den Spuren des deutschen Namens jenseits des Oceans nachgingen, erworben haben, repräsentirt. Ich kann ohne falsche Bescheidenheit sagen, daß ich mehreren von Ihnen mich an Verdienst bei weitem nicht gleichstehend fühle und gewiß über keinen von Allen stelle, auch nicht über die, welche die Anleitung zu ihren Studien bei mir empfingen. Darf ich ein Wort von dem Verhältniß eines Lehrers zu seinen Schülern sagen, so ist es nicht ein solches,

in welchem der Eine nur gäbe, der Andere nur empfinge. Der Lehrer, welcher eigenthümlich geartete Talente um sich her vereinigt, wird durch deren bloße Erscheinung und ersten Versuche auf die natürliche Mannigfaltigkeit des persönlichen Verhältnisses zu den Studien aufmerksam gemacht und, um anderer Vortheile zu geschweigen, mehr als es sonst geschehen würde, vor Einseitigkeiten bewahrt.

Sei es mir erlaubt, hier des erlauchten Fürsten zu erwähnen, der uns in seine Hauptstadt berufen hat. Es ist beinahe schon ein Menschenalter her, daß er mir die Ehre erwies, meinen historischen Vorträgen zu folgen. Nie habe ich bei einem meiner Zuhörer mehr Aufmerksamkeit oder eine bessere, vollere Aufnahme dessen, was ich sagen konnte, gefunden; bei keinem aber eine gleiche Applikation des historisch Gewonnenen auf die allgemeinen Anschauungen, die durch philosophische Vorbildung bereits begründet waren, und auf die Beschäftigung mit der Literatur überhaupt. Se. Majestät der König von Bayern hat seitdem den historischen Studien eine immer wachsende Theilnahme gewidmet. Er hat mir wohl einmal selbst gesagt, wenn ihm nicht der höchste Beruf durch die Geburt zugefallen wäre, so würde ihn seine besondere Neigung bewogen haben, vorzugsweise sich mit historischen Arbeiten zu beschäftigen. Wie Jedermann weiß, verbindet König Maximilian II. mit der gewissenhaften Ausübung seiner Regentenpflichten einen ganz ungemeinen Eifer für die Förderung der Wissenschaft, der schon mannigfaltig Frucht getragen hat. Er läßt sich angelegen sein, in seinem großen und schönen Königreiche, an Umfang und Wichtigkeit dem dritten unter den deutschen Staaten, den wissenschaftlichen Geist, der Deutschland überhaupt belebt, zu heben und zu pflegen. Er erkennt darin einen Theil seines Regentenberufes. Indem er nun den Ausbau der Geschichte von Bayern auf der Grundlage gediegener Forschung zu fördern strebt, entgeht ihm doch nicht, daß die Besonderheit deutscher Territorien ihren Charakter erst durch ihre Beziehung zur allgemeinen Entwicklung des Vaterlandes empfängt. Aus diesem Grunde und aus ursprünglicher Hinneigung hat er die Pflege der allgemeinen deutschen Geschichte zum Gegenstande seiner Fürsorge gemacht. König Maximilian hat keine Leidenschaften, er hat nur Hinneigungen zum Guten und Edlen, eine derselben ist die Vorliebe für Wissenschaften und Künste, vornehmlich für unsere Studien.

In der Verwirrung der Stimmungen, welche der unerwartete Ausbruch des Krieges in Italien im vergangenen Sommer hervorrief, eines Krieges, der die weitesten Dimensionen hätte annehmen

können, war es einen Augenblick zweifelhaft, ob unsere Zusammenkunft stattfinden würde. Mehrere ähnliche von verwandtem Zwecke sind deshalb abgesagt worden, und in der That die ruhigen Arbeiten der Gelehrsamkeit würden keinen Raum gefunden haben inmitten einer welthistorischen Krisis, wie sie eine Zeit lang drohte; doch ist es nicht zu einer solchen gekommen. König Maximilian ist auch durch die divergirenden Tendenzen der Meinungen nicht abgehalten worden, unsere Zusammenkunft aufs neue zu veranlassen, zumal da dieselbe ihrer Natur nach mit momentanen Irrungen dieser Art nichts zu schaffen hat. Aus persönlicher Kunde kann ich nicht allein versichern, daß Seine Majestät für unsere Gesellschaft und ihre Zwecke die nämliche Theilnahme empfindet wie früher, sondern ich bin überdies zu einer Eröffnung ermächtigt, welche dieselbe in das hellste Licht stellt.

Von den aus Seiner Majestät persönlichen Ersparnissen herrührenden und zur Förderung der Wissenschaft bestimmten Geldmitteln (denn die Staatskasse wird dabei bekanntlich nicht in Anspruch genommen) ist noch eine namhafte Summe zur Verwendung für das nächste Jahr übrig; sie wird sich auf 25,000 fl. belaufen. Seine Majestät haben nun ohne Anregung von irgend einer Seite her aus eigenster Bewegung beschlossen, diese ganze Summe der Commission für deutsche Geschichte zur Verfügung zu stellen, wobei die früher zugesicherte Summe von jährlich 15,000 fl. ungeschmälert bleibt. Wir haben die Aufgabe, Seiner Majestät Vorschläge zur Verwendung der laufenden sowohl wie der außerordentlichen Bewilligung zu machen, wie sie seinen auf die Förderung der deutschen Geschichte gerichteten Absichten entspricht. Es würde Seine Majestät freuen, wenn hiebei auch etwas für die besondere Geschichte von Bayern Förderliches und Durchgreifendes unternommen werden und zur Ausführung gelangen könnte, wie dies ja von Anfang an der Sinn unserer Commission gewesen ist.

Mir gereicht es zu unaussprechlichem Vergnügen, daß ich meinen Vorsitz mit dieser Mittheilung eröffnen kann; bei der Führung desselben bitte ich um die Nachsicht der Versammlung. Die nähere Einleitung der einzelnen Geschäfte wird in den Händen des kundigen Herrn Sekretärs bleiben, der statutenmäßig den Vorstand unterstützt und selbst vertritt.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß wir zuerst von den Unternehmungen reden, die bereits begonnen und kraft der früheren Beschlüsse vorbereitet oder in Gang gesetzt worden sind. Dann werden wir zu den Vorschlägen kommen, deren Ausführung für die umfassenden Zwecke unserer Gesellschaft weiter wünschenswürdig erscheinen wird.

3.

Rede zur Eröffnung der IV. Plenarversammlung am 4. October 1862.

Ich begrüße die würdige Versammlung mit der Freude, die das Wiedersehen von Freunden und Gönnern allezeit gewährt, und mit der Ehrerbietung, die ihren alten, durch neue Werke erhöhten Verdiensten gebührt. Namentlich spreche ich meinen Dank unserem verehrten Senior[1]) aus, der nach zweimaliger Abwesenheit, die durch Krankheit veranlaßt war, sich wieder bei uns hat einfinden wollen. Ich weiß, daß ich im Namen aller rede; doch habe ich für das, was ich sagen will, noch einen besonderen Grund, mich seiner Anwesenheit zu freuen: er war einer der ältesten Freunde des Mannes, zu dessen Andenken ich einige Worte sagen will.

Wenn ich bei der Eröffnung der letzten Versammlung zweier berühmter Historiker von Fach zu gedenken hatte, die dem Kreise der Mitforschenden entrissen worden[2]), so sind wir in diesem Jahre glücklich genug, keinen gleichen Verlust beklagen zu müssen: aber in Carl Friedrich von Savigny, einem Rechtsgelehrten von Fach, haben die allgemeinen historischen Studien in ihrem Zusammenhange mit den Fachwissenschaften — und welche andere stände ihnen näher als die Rechtswissenschaft — einen ihrer größten Repräsentanten verloren, den sie auf deutschem Boden jemals besessen haben. Denn wer hätte nicht aus den beiden ersten Bänden seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter Belehrung und Anregung empfangen? Sie haben zur lebendigsten

---

1) Jacob Grimm.

2) Dahlmann und Schlosser. — Von der Eröffnungsrede von 1861 ist, wie von der von 1860, leider keine Aufzeichnung vorhanden.

Anregung für die Studien des germanischen Rechts gedient, auf dessen Vermischung mit römischer Art und Gesittung die neuen Staaten und der Fortgang der Weltgeschichte beruht. Bei Arbeiten dieser Art kommt es nicht darauf an, daß jeder Satz, den man aufstellt, von den Nachfolgern für richtig erklärt wird; ich will mit Niemand rechten, der über Niebuhrs Römische Geschichte noch hinausgeht, oder gegen die Resultate Savigny's im Einzelnen Einspruch erhebt; aber darauf kommt es bei der Forschung im allgemeinen nicht an. Denn nicht dazu sind uns große Lehrer gegeben, um an ihren Worten festzuhalten, und sie zu wiederholen: der Geist allein ist es auch in der Wissenschaft, welcher lebendig macht. Das Verdienst großer Werke beruht darauf, daß sie auf neue Bahnen weisen, und sie selbständig und mit Erfolg einschlagen. Sie beruhen auf dem Besitz der erworbenen Gelehrsamkeit, aber indem sie die Grundlagen untersuchen und früher vergessene Momente zur Anschauung bringen, geben sie dem untersuchenden Geist eine Richtung auf umfassendere Wahrheit und tiefere Erkenntniß des Gegenstandes. Es ist das Zusammentreffen der allgemeinen Studien und des persönlichen, einzelnen Genius, das sich in denselben darstellt. Mit einer vermeintlichen Intuition wäre nichts gethan, wenn nicht der Genius in wahrheitsuchender Beschäftigung mit dem Gegenstand erstarkt und desselben Meister geworden ist. Dann verdient auch das Rücksicht, was als Ueberzeugung ausgesprochen wird, wenn es auch nicht vollkommen bewiesen wäre. Durch den Antrieb, den es den Studien der Mitforschenden giebt, übt es einen ins Unermeßliche wirkenden Einfluß aus; denn eine Ader der Wahrheit, wenn auch nicht eine vollkommene, wird es immer anschlagen. Wer hätte nicht, um auf jene Arbeiten Savigny's zurückzukommen, das Vergnügen empfunden, das darin liegt, einen gebildeten Geist auf seinen Studien zu begleiten und den Weg, der ihn zu seinen Resultaten führt, mit ihm zu machen?

Savigny war von ursprünglich französischer Herkunft; aber seine Altvordern haben sich schon in den Jahren der Reunionen den Uebergriffen der französischen Eigenmacht entgegengesetzt und später an der Verwaltung der Reichsangelegenheiten in Wetzlar und Frankfurt Theil genommen. Carl Friedrich von Savigny gehörte selbst der deutschen Bildung an, wie sie am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach allen Richtungen neue Bahnen einschlug, und namentlich in der Form das Unübertreffliche hervorbrachte.

Savigny hatte vor allen Dingen Sinn für die reine modern-classische Form, wie alle seine Schriften beweisen. Er gehört in dieser Hinsicht noch dem achtzehnten Jahrhundert an; allein auch von dem

Aufschwung der romantischen Literatur, die am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts begann, war er lebhaft berührt.

Ueberaus lebendig war seine Theilnahme für das germanisch-christliche Alterthum, von welchem der Geist des achtzehnten Jahrhunderts an und für sich entfernt war. Die Wiederbelebung der Kunst und der Poesie, die von dieser Idee ausging, die Vertiefung der Studien in die entfernten Regionen, das Wiederanschlagen an die Lebensquellen, die in der Geschichte des Mittelalters strömen, fand in ihm warme Bewunderung. Er hat dafür auch in dem Fortgang seiner Geschichte manches Bedeutende geleistet, z. B. in seiner Ausführung über den Ursprung der Universitäten. Sein Geist war ruhig und tief; von dem Standpunkt der lateinischen Literatur aus, und der damit zusammenhängenden romanischen, die er in großem Umfang besaß, nahm er die Produktionen auf beiden Gebieten in sich auf und machte sie sich zu eigen.

Ich bin nie sein Schüler gewesen, aber ich habe seine Schriften in früher Zeit studiert und habe ihn dreißig Jahre hindurch zuweilen täglich, in der Regel alle Wochen einmal, gesehen: er duldete mich gern, auch wo ich nicht mit ihm übereinstimmte. Was ich in diesem fortgesetzten Gespräch, das ein Menschenalter gedauert hat, und alles was vorfiel umfaßte, am meisten an ihm bewundert habe, das war sein Gefühl für das Schöne und Geziemende.

Er war selber von einer würdigen, schönen Persönlichkeit. Man hat ihn für stolz gehalten, und es ist wahr, daß er das ihm Widerstrebende von sich abhielt; er mag darin vielleicht zu weit gegangen sein; im vertrauten Umgang aber konnte Niemand herzlicher, natürlich theilnehmender, und nach einiger Zurückhaltung hingebender sein als Savigny.

Wenn in irgend Jemand, den ich gekannt habe — andere hatten andere Eigenschaften, die Savigny mangelten: aber in ihm war der Begriff des *καλὸν κἀγαϑὸν* wie durch Natur eingepflanzt und stellte sich in seiner Person dar.

Denn mit dem Gefühl für das Geziemende ist der Sinn für das Recht tief verbunden. Was in jedem Fall das moralisch rechte sei, dafür habe ich unter allen Bekannten niemals einen so treffenden, immer gegenwärtigen, nie getrübten Sinn gefunden.

Wie sehr irrte man, wenn man ihn in früheren Jahren der liberalen und in späteren Zeiten der reaktionären Partei zuzählte! Es war ihm nur um das rechte Maß zu thun. Er konnte, um ein paar bezeichnende Namen zu erwähnen, weder mit Kamptz noch mit Jahn gehen.

Für die mancherlei Uebelstände, die mit dem absoluten Regiment und den Einwirkungen untergeordneter oder eigensüchtiger Persönlichkeiten zusammenhingen, und alle die Widersprüche, die dabei hervortraten, hatte er einen sehr empfindlichen Widerwillen: den man erfuhr, wenn man über seine eigenen Erlebnisse mit ihm redete. Aber noch bei weitem mehr haßte er den Umsturz: denn er liebte die gebildete Welt, und er hielt dafür, daß sie, wie sie ist, das Element der Reform und Fortbildung in sich trage. Gemeines haßte er von Natur: nichts war ihm gräßlicher als die Aussicht auf chaotische Zustände oder die Herrschaft des Rohen und Gemeinen, das er von Natur haßte. Unter Friedrich Wilhelm IV., der in dieser Beziehung seine Ueberzeugung theilte, obgleich ein Mann wieder von ganz anderer Art und Weise, hat er selbst an der Staatsverwaltung Theil genommen, in der Absicht, der Reform der Gesetzgebung eine des Königs Sinn, den wir als liberal-conservativ bezeichnen können, entsprechende Durchführung zu geben. Doch war er nicht der Mann, um unserer Zeit, die sich in raschen großen Erschütterungen bewegt, zu genügen; er war ihr zu methodisch, langsam, nachgiebig. Das Jahr 1848 brach seinen Muth. Denn das destruktive Element, das er immer gefürchtet und bekämpft hatte, sah er dadurch zur Herrschaft gelangen.

Er hat darauf keine öffentliche Thätigkeit wieder ausgeübt. Noch einmal nahm er seine gelehrten Beschäftigungen auf; er führte das große Werk weiter, das er als Professor unternommen, und war durch den Beifall gestärkt, den er bei den Zeitgenossen fand. So sammelte er kleinere Schriften, unter denen eine und die andere ist, ich erinnere nur an die Recension über Gönner, die seinen historisch-juridischen Sinn vollkommen ausspricht. Dann aber traten Schwachheiten des Alters ein; er fürchtete, daß seines Bleibens diesseit nicht mehr lange sein werde. Er hörte nun auf zu arbeiten oder schwere Schriften zu lesen; er lebte sich ganz in religiöse Gedanken ein. Durch und durch ein gläubiger Protestant, aber überaus tolerant gegen den Katholicismus, in dem er das gemeinschaftliche christliche Element anerkannte, dem religiösen Geheimniß ohne Schwärmerei zugewandt, immer mehr von der Welt zurückgezogen, doch nicht ihr abgewandt — wie er denn gegen das Ende seines Lebens durch eine ihm übertragene Ehrenstelle noch einmal in direkte Beziehung mit aller Wissenschaft und Kunst trat — erwartete er seinen Heimgang. Noch vierundzwanzig Stunden vor seinem Tode hat er sich mit abnehmender körperlicher Kraft, aber mit gleich regem Geist wie ehedem, mit der Ausfüllung der in dem Orden pour le

mérite entstandenen Lücken beschäftigt, während durch ihn selbst Tags darauf der unersetzlichste Verlust für denselben wurde.

Für unsere Commission hat Savigny alle die letzten Jahre seines Lebens die lebhafteste Theilnahme gezeigt. Er las unsere Programme und Denkschriften: er sah darin eine wichtige Bereicherung des deutschen Geistes, die ihm wohlthat.

Gehen wir nun zu unseren eigenen Geschäften über.

4.

Rede zur Eröffnung der V. Plenarversammlung am 3. October 1863.

Aus dem Kreise unserer gemeinschaftlichen Studien hat das verflossene Jahr einige der wackersten Mitarbeiter abberufen.

In Bonn starb J. W. Loebell, dessen Buch über Gregor von Tours für die ältere germanisch-romanische Geschichte unleugbar Bedeutung hat. Die Einwürfe, die er gegen die vorwaltenden Ansichten über die germanischen Ansiedelungen auf römischem Gebiet, namentlich die Ständeverhältnisse in dem neu gebildeten fränkischen Reich erhob, sind nicht ohne Wirkung geblieben. Und an sich hatte der Versuch, die Ideen und Anschauungen des 6. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zu den Thatsachen aus dem vornehmsten Historiker desselben zu erkennen, der hier mit Zurückhaltung und Einsicht vollzogen wurde, vielen Werth. Loebell hatte seinen Standpunkt auf den Confinien der allgemeinen Literatur und der historischen Wissenschaft genommen. Seine letzten Arbeiten waren mehr literar-historischer Natur, wie die Schrift über Wieland, die eine Kenntniß der Literatur im weitesten Umfang beweist. In den eigenen Arbeiten strebte er nach dem Verdienst angemessenen Ausdruckes und wußte es in fremden zu schätzen. Ich habe Niemand gekannt, der über die historischen Leistungen der Mitlebenden besser unterrichtet gewesen wäre, als ihn.

Ganz vor kurzem ist einer der ältesten lebenden Historiker, Joh. Voigt in Königsberg, von uns geschieden. Wohl der Bedeutendste von denen, die einst in der Blüthezeit Ludens, der damals noch sehr anregend wirkte, ihre Studien begonnen haben. Voigt war der erste, der, weit entfernt von kirchlicher Hinneigung, doch einer so großartigen Erscheinung wie Papst Gregor VII. Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Dann hat er seine Studien vornehmlich der Geschichte des deutschen Ordens in Preußen gewidmet: das Verdienst dieses Werkes liegt in der fleißigen und durchgreifenden Bearbeitung eines überaus reichen archivalischen Stoffes für die deutsche Landesgeschichte. Besonderes Mitgefühl hatte Voigt für die Epoche des Ueberganges aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Fürsten, Städte, Gelehrte hat er in ausführlichen Werken und kleineren Aufsätzen, und zwar immer mit genauer Kunde, häufig aus neuen Quellen geschildert. In seinem Alter gereichte ihm nichts zu so großer Befriedigung, wie der glückliche Fortschritt seines Sohnes auf der Bahn, auf die er ihn geführt hatte; das letzte Buch des älteren Voigt ist dem jüngeren gewidmet. Man kann nichts Liebenswürdigeres lesen, als diese Dedikation. —

So hoch ich aber die Leistungen dieser beiden Gönner und Freunde auch stelle, so lassen sie sich doch mit den Verdiensten nicht vergleichen, welche der Mann in schneeweißem Haar mit dem an Dante erinnernden Antlitz, den wir noch vor einem Jahr unter uns sahen, sich erworben hat. Auch ihn hat das Geschick der Sterblichen vor noch nicht vierzehn Tagen der Welt und uns entrissen.

Jacob Grimm gehört dem Hessenlande an, wo er sich auch immer am wohlsten gefühlt und nach welchem er stets Sehnsucht im Herzen getragen hat. Er war in einem Amthaus, wo sich die Kinzig bachähnlich durch Wiesen windet, zu Steinau an der Straße geboren. Noch vor kurzem äußerte er die Absicht, wenn die Eisenbahn, die dahin führen soll, eröffnet werde, es sogleich zu besuchen. Sein Vater war ein angesehener Richter im Lande, er starb früh ohne Vermögen. Die zahlreiche Familie, die er hinterließ, fünf Söhne und eine Tochter, unter denen Jacob der älteste war, wurden von einer wackeren Mutter aufgezogen. Man hat oft erfahren, daß auf Familien dieser Art ein besonderer Segen ruht. Die Mittel fanden sich doch, die älteren beiden Brüder auf die in Deutschland herkömmliche Weise auf Schulen und Universitäten erziehen zu lassen.

Das größte Glück, welches Jacob in seiner Jugend erlebte, war seine Bekanntschaft mit Savigny, der damals wenige Jahre älter in Marburg lehrte. Jacob Grimm hat einmal geschildert, wie er von den Vorlesungen Savigny's, ohne es recht zu wissen, und seiner Persönlichkeit, wie sie damals war, angezogen wurde. Wie er durch das Lob, das Savigny einer seiner Arbeiten spendete, gleichsam aus seinen Schranken gehoben, über Stock und Stein springend nach Hause ging in sein kleines Stübchen. Er schloß sich dem jugendlichen Meister mit voller Hingebung an. Einst in dem wohlgeordneten, sonnenerhellten

Bücherzimmer Savigny's, der ersten größeren Sammlung, die er zu Gesichte bekam und in der er sich umsehen durfte, zog er Bodmers „Minnesinger“ aus dem Fach, das erste altdeutsche Buch, das er gesehen hat. Er hat später die Stelle, die er zufällig aufschlug, die er verstand und doch nicht recht verstand, auf das genaueste bezeichnet. Fürs erste blieb er den juridischen Studien, die er ergriffen hatte, treu. Er war mit Savigny in Paris, wo er an den Arbeiten des Freundes und Lehrers Theil nahm. Er hat immer gerühmt, daß er bei Savigny gelernt habe, was die wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes überhaupt sei; doch war es nicht die Rechtswissenschaft, am wenigsten die römische, in der er seinen Lebensberuf finden sollte. Damals in dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts nahmen die Geister eine neue Richtung, welche sich in der Tiefe von dem abwandte, was bisher als das allgemein Gültige betrachtet wurde, aber durch die eingetretene Verflachung, die nur in dem Gefühl des Momentes lebte, tieferen Geistern nicht mehr genügte. Wenn die romantische Schule, welche emporkam, auch sonst kein Verdienst hätte, so war es doch unschätzbar, daß sie die Gefühle für lebendig empfundene Religion, für Kunst und Poesie des germanisch-romanischen Alterthums wieder belebte. Auch Jacob Grimm nahm seine Richtung dahin. Er hat mir selbst erzählt, daß eine glücklich geworfene Stelle von Ludwig Tieck ihn in seiner Seele traf und ihn darin bestärkte, und „was sollte mir“ — so schreibt er einmal — „die Jurisprudenz in einer Zeit, wo alles römische und deutsche Recht aufgehoben und der Code Napoleon eingeführt wurde?“ Die Zeiten waren gekommen, wo das Fremde als Unterdrückung erschien und die Wendung zu dem Nationalen und Eigenen einen der wichtigsten Momente des inneren Widerstrebens gegen die allwaltende Weltmacht bildete. „Ich tröstete und labte mich immer stärker am Alterthum, unserer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welcher Seitenpfade in das einheimische Recht einschlugen.“

Ich berühre nicht die äußeren Schicksale Jacob Grimms: ich gedenke nur der Thätigkeit, die er von einem gewonnenen Standpunkt aus genommen hat, ohne jedoch in das Einzelne seiner mannigfaltigen Werke einzugehen. Ich hebe nur die charakteristische Eigenthümlichkeit hervor, die sie mir im Ganzen zu haben scheinen, ohne einer anderen Auffassung damit vorzugreifen. —

Als das Bezeichnendste in den Arbeiten Jacob Grimms kann es gelten, daß er immer zugleich die geschriebenen Dokumente und die fortlaufende Ueberlieferung im Auge behielt. Er stellte die alte historische Sage aus damals vergessenen, weit von einander entlegenen schriftlichen

Denkmalen zusammen, und entnahm zugleich dem Munde des Volks das sinnvolle Märchen. Er suchte die Spuren der altdeutschen Götterlehre in den Eigennamen der Völker, Oerter, Menschen, wie sie das Alterthum überliefert; in den fragmentarischen Ueberresten des Heidenthums, die bei seiner Ueberwältigung durch die christliche Idee zur Aufzeichnung gekommen; zugleich aber auch in der lebendigen Sage und Sitte, wie sie sich vom Vater auf den Sohn aus unvordenklichen Zeiten fortgepflanzt haben. So sucht er das deutsche Recht aus den Aufzeichnungen des Alterthums und den späteren Gebräuchen in Eins zu fassen; er scherzt einmal darüber, daß er in einem Athem aus Tacitus und einem vielleicht nur vor einem Jahrhundert geschriebenen Weisthume seinen Beweis führe. Auf diese in den verschiedenen Jahrhunderten in dem Kreise der eigentlich deutschen Länder aufgezeichneten Bauernsprachen, Marktverordnungen, Weisthümer legt er schon in den Rechtsalterthümern großen Werth. Wir erinnern uns, wie er noch vor dem Jahr über ihre Bedeutung mit Wärme und Tiefsinn redete. Er meinte in ihnen Analogien, Nachklänge, selbst Ueberlieferungen aus den frühesten Epochen des Lebens der Nation zu finden. Seine letzte größere Publikation ist der vierte Theil der Weisthümer, für den er die Theilnahme unserer Gesellschaft in Anspruch nahm. Sie entspricht recht eigen seiner Auffassung des Zusammenhanges der Jahrhunderte: ihm waren die Alterthümer nichts Abgestorbenes. Er sah in ihnen eine alle Zeiten verbindende, wenigstens zum Theil fortlebende Ueberlieferung. So erschienen ihm die Werke der Poesie als die Hervorbringung des in der Tiefe fortwallenden, von Zeit zu Zeit zur Erscheinung kommenden geistigen Lebens der Nation. Niemand war empfänglicher für die sinnreiche Fülle ihres Inhaltes und für ihre anmuthende Form; aber er war einer der ersten, der zugleich eine streng wissenschaftliche Behandlung derselben forderte. Worin aber könnte sich der Sinn und die eingeborene Denkweise eines großen Volkes umfassender und vollständiger ausgeprägt haben, als in seiner Sprache? Auch seinerseits angezogen von der vergleichenden Sprachkunde und dem Zusammenhang der Völker und Sprachen, welchen sie erschließt, suchte Jacob Grimm doch hauptsächlich darin das Wesen der deutschen Sprache in sich selbst unvermischt zu ergründen und im Sinne der klassischen Philologie zu bestimmen. Er suchte sie grammatisch und lexikalisch zu umfassen. Nur betrachtet er die Sprachen aller germanischen Stämme und ihre Mundarten als zusammengehörig, wie sie es denn sind, und verknüpfte auch das Entlegene und Untergegangene, oder das Getrennte mit dem Einheimischen. Was ger=

manisch ist und heißen darf, haben wir durch ihn gelernt. Jedermann weiß, wie für er die Grammatik aller Mundarten der verschiedenen Stämme zuerst die Bahn eröffnet hat. Sein Wörterbuch hat einen entschiedener historischen Charakter als alle anderen. Er erforscht den Sinn der Wurzel und begleitet dann den Gebrauch des Wortes, wie es einst war, alsdann vielleicht zum Theil abstarb, sich im Wesentlichen aber doch behauptete. Er analysirt das Wort, wie der Botaniker den Bau und das Wachsthum der Pflanze.

Grimm hat sich auch mit mancher anderen Sprache beschäftigt, dem Serbischen und Gaelischen: er wollte noch über Ossian schreiben, den er nicht so ganz verwarf, wie es heutzutage zu geschehen pflegt. Alles Volksthümliche zog ihn an, aber das Gebiet des Germanischen ist doch so unendlich umfassend, daß seine wesentliche Thätigkeit in demselben beschlossen blieb.

Obgleich nicht in dem gewöhnlichen Sinne, können doch seine Arbeiten als durch und durch historisch betrachtet werden. Er erforschte zugleich die Geschichte der Sprache, ihre Regeln und Abwandlungen. Seine Studien haben überhaupt das innere Leben der deutschen Nation zum Gegenstand, inwiefern es in Gebräuchen und Sitten, Sagen und Dichten, den Abwandlungen der Sprache, der Fortpflanzung der ursprünglichen Ideen, den Denkmalen der Poesie und Literatur die langen Jahrhunderte hindurch zur Erscheinung gekommen ist. Es ist das geheimnißvolle und unbewußte Dasein, auf dessen Grunde die historischen Erscheinungen beruhen.

Er entfernte sich zuletzt weit von Savigny; von dessen Ruhe, Ueberlegtheit und reiner Form ist wenig in ihm. Hie und da sagt er selbst zu viel und scheint sich da zu widersprechen: man muß diese Stellen combiniren, um seinen Sinn zu fassen und ihn nicht zu mißdeuten.

Jacob Grimm war kindlich-sinnig liebenswürdig, aber auch sehr entschieden verwerfend, zurückweisend, selbst mit Heftigkeit; immer von angeborener Genialität; durch und durch wahr, von reiner Seele. Er hatte eine Arbeitsamkeit ohne Gleichen, die er alle Tage seines Lebens von früh bis Abend mit jugendfrischem Muthe fortsetzte. Er war ein von der Natur recht eigentlich zu den Studien, die er trieb, vorgebildeter Genius.

Er hatte das Glück, in der innigsten Verbindung mit einem ähnlich begabten und gleichgesinnten Bruder sein Leben und seine Studien zu theilen. Er hatte selbst keine Familie, doch hat er immer

in einer Familie gelebt, die ihm die nächste war, ihn wie einen Vater verehrte und jeden seiner Wünsche zu erfüllen suchte.

Seit einigen Jahren erschien er allerdings hinfälliger geworden, doch war weder in seinen geistigen Qualitäten die mindeste Abnahme zu bemerken, noch an seiner immer jugendfrischen Arbeitsamkeit. Auch von dem Leberleiden, das ihn zuletzt ergriffen hatte, meinte er bald wieder zu genesen und wieder zur gewohnten Arbeit zurückzukehren. Schon erlaubte ihm der Arzt das Bett zu verlassen; er that es mit einiger Hülfe und setzte sich auf einen Stuhl nieder — da hat ihn der Tod gleichsam mit der Hand berührt. Er antwortete plötzlich auf keine Frage mehr. Er hat kein Wort mehr geredet. Nach nicht viel mehr als 24 Stunden ist er in der Betäubung, die dem Tode vorauszugehen pflegt, ohne Schmerz gestorben. Das letzte Wort des Wörterbuchs, welches er bearbeitete, ist das Wort „Frucht" gewesen. Möge es vorbedeutend sein für die befruchtende Wirksamkeit seiner Werke und des Geistes, der in ihnen lebt, in allen künftigen Zeiten!

Ohne ihn schreiten wir nun zu den Arbeiten fort, die wir mit ihm unternommen haben.

5.

Rede zur Eröffnung der VI. Plenarversammlung am 28. September 1864.

(Zuerst gedruckt in der Allgemeinen Zeitung 1864 Nr. 277 und 278.)

Ich habe die Ehre und die Freude, die auf Grund der geschehenen Wahl neu ernannten Mitglieder der historischen Commission in unserer Versammlung willkommen zu heißen. Vor allen den Veteran der germanischen Studien auf dem Gebiete des Rechts[1]; neben ihm den Vertreter der historischen Forschung innerhalb der katholischen Kirche, dem wir schon im voraus durch die öffentlich ausgesprochene Würdigung unserer Arbeiten zu Dank verpflichtet sind[2]. Zum erstenmal sehen wir Wien und die dort eifrig begonnene Bearbeitung der historischen Schätze durch ein bewährtes Mitglied der dortigen Archiv-Direktion vertreten[3]. Es war schon früher beabsichtigt, jetzt ist es geschehen. Leider vernehmen wir soeben, daß der Kenner altdeutscher Literatur, der uns den schwersten Verlust, den wir bisher erlitten haben, ersetzen sollte, nicht unter uns sein wird; er ist durch Krankheit zurückgehalten[4]. In ihm würden wir die Gemeinschaft der schweizerischen Universitäten mit den deutschen begrüßen.

Denn dahin ging von Anfang an die Absicht: die verschiedenen Landesarten deutscher Nationalität in dieser zur Förderung allgemeiner deutscher Geschichtskunde gegründeten Gesellschaft zu vereinigen. So

---

1) Staatsrath v. Maurer.

2) Stiftspropst v. Döllinger.

3) Ritter v. Arneth, Vicedirektor des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs.

4) Prof. Wackernagel in Basel, der im vorigen Jahr an Jacob Grimms Stelle gewählt wurde.

gehören auch wir anderen älteren Mitglieder verschiedenen Stämmen und Staaten des deutschen Vaterlands an. Nicht allein München und Berlin, sondern auch auf der einen Seite Erlangen und Würzburg, auf der anderen Heidelberg und Stuttgart, Göttingen und Hamburg sind unter uns repräsentirt. Zufällige Umstände verhindern, daß wir nicht auch Bonn, Halle, Rostock unter uns sehen. Wir sind glücklich, in diesem Jahr keines unserer Mitglieder verloren zu haben.

Keineswegs etwa hat bei der Zusammensetzung der Gedanke an die Vertretung der deutschen Landschaften oder der Universitäten vorgewaltet. Er ist nur wenig erwähnt worden. Die Sache hat sich von selbst so gestaltet. Denn es liegt in der Natur der über den ganzen Boden von Deutschland hin betriebenen gelehrten historischen Studien, daß man da, wo man die Männer sucht, auch die verschiedenen Landesarten findet; in den Gelehrten berühren und ergänzen sich Herkunft und Lebensstellung wieder auf mannigfaltige Weise. Nur der Gedanke war maßgebend, jede außerhalb der Sache liegende Rücksicht zu vermeiden. Nur auf das ernstlich gemeinte wissenschaftliche Bestreben sollte es ankommen, und nicht sowohl unsere Differenzen sollten den Gegenstand unserer Forschungen bilden, als vielmehr das Gemeinschaftliche, das sich ihnen zum Trotz und selbst in ihnen behauptet hat.

Heute ist die Commission vollständiger und der Idee entsprechender beisammen, als jemals früher. Sie ist gerüstet, ihre Arbeiten, die schon im vollen Zug sind, neu aufzunehmen und fortzuführen, vielleicht auch neue Unternehmungen an die früheren zu knüpfen.

Da ist ihr aber das größte Unglück widerfahren, das sie betreffen konnte. Ihr Stifter und Protektor, König Maximilian II., ist ihr durch plötzlichen Tod entrissen worden. Wir können nicht beisammen sein, ohne seiner mit Verehrung und herzlicher Wehmuth zu gedenken.

Im Augenblick des Todes war König Maximilian der Zweite von Bayern wohl der populärste deutsche Fürst. Nicht als ob seine Natur so geartet gewesen wäre, daß er darnach getrachtet oder die Menschen durch einen unbewußten Zug von Enthusiasmus mit sich fortgerissen hätte. Erst nach und nach, in Folge seiner Haltung ist ihm Popularität zu Theil geworden; innerhalb seines Landes durch das allseitige Wohlwollen das er bewies, sein unbescholtenes durch eine glückliche Ehe befestigtes Privatleben, seine Persönlichkeit überhaupt, die ohne Prätention war, und den der Förderung der Sache entsprechenden ruhigen Ernst seines Wesens; in Deutschland überhaupt durch seine den allgemeinen Interessen zugewandte Richtung und die Vorliebe, die er den Wissenschaften widmete. Jedermann wußte, daß

die Unterstützung, die er ihnen zu Theil werden ließ, nicht aus den Mitteln des Landes, sondern aus seinen persönlichen Ersparnissen gewährt wurde. Die Verwendung derselben zu einem allgemeinen Zweck gewann ihm die Gemüther.

Ein deutscher Fürst hat nicht die einfache Stellung anderer Monarchen. Denn allerdings gehört er seinem Land an, aber, da dieses einen Theil eines großen Ganzen bildet, auch dem gesammten Vaterland. Ich will die Schwierigkeiten nicht erörtern, die aus dieser Doppelstellung entspringen. Augenscheinlich liegt eines der wesentlichsten Momente der Vermittlung in der Förderung der Kultur, welche beinahe der beste Besitz der gesammten Nation ist. Darauf beruht der Vortheil, den das Fürstenthum der Nation verschaffen kann und verschafft, daß es besondere Mittelpunkte der Kultur, namentlich in Bezug auf künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit, hervorruft, inwiefern es die größeren Kräfte, die ihm zu Gebot stehen, und über die es frei verfügen kann, für diese großen Interessen verwendet. Es tritt dadurch zugleich in einen universalen Zusammenhang mit dem Fortschritt der Civilisation überhaupt. Die Nationen nehmen ihren Rang ein in der Weltgeschichte nach dem Grad, in welchem sie das Gemeingut der gebildeten Menschheit sich aneignen und vermehren. Durch ihre besondere geistige Beschaffenheit hat die deutsche Nation von jeher in diese Bestrebungen mächtig eingegriffen. Sie hat den Ruhm, an jeder Stelle über den ganzen Boden hin eine lebendige Theilnahme an denselben bis in die niederen Kreise zu bewähren. Hier treffen die Momente des allgemein Menschlichen, des Nationalen und des Landschaftlichen zusammen. Jedermann weiß, daß mit der Kultur auch die Macht verbunden ist.

Wenn nun Ehrgeiz und Wetteifer irgendwie gerechtfertigt sind, so ist es auf diesem Gebiet der Fall. Der hochselige König besaß diesen Ehrgeiz in hohem Grad. Seine Bayern nicht zurückbleiben zu lassen hinter den anderen Deutschen, ihr geistiges Leben anzuregen, auszubilden, die literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Produktionen in Deutschland an seinem Theil zu fördern, eben dadurch aber zur allgemeinen Entwicklung der Welt mitzuwirken, etwas dafür zu thun, daß die Ideale der Menschheit erreicht werden: das war der Kern seines Ehrgeizes und seiner Bestrebungen.

Und da hat er nun besonders den historischen Studien seine Theilnahme zugewandt.

In seinen Jünglingsjahren, wo ich das Glück hatte ihm zu begegnen, machte ihm nichts größeres Vergnügen, als wenn er an der

Hand eines Führers die Länder und Städte der alten Welt gleichsam durchwandern konnte. Er suchte nicht allein in den vornehmsten Sitzen des geistigen und politischen Lebens der alten Welt, Athen und Rom, einheimisch zu werden; er liebte es, sich auch andere, wie Alexandria, Antiochia, das alte Konstantinopolis, zu vergegenwärtigen. Die Umbildung des Orients durch die Griechen war die Weltbegebenheit, die er besonders kennen zu lernen und zu verstehen trachtete.

Bald darauf war es ihm vergönnt, die Regionen, in denen sich die Blüthe der alten Welt entfaltet hat, in denen die übrig gebliebenen Monumente ein unmittelbares Mitgefühl für die fernen Jahrhunderte erwecken, zu durchreisen, hie und da auch einen längeren Aufenthalt nehmen zu können. Die Verbindung seines Hauses mit Griechenland, welche gebrochen zu sehen der herbste Schmerz seiner späteren Jahre werden sollte, war ihm auch aus diesem Grund unschätzbar.

Aber den Occidentalen fesselte doch noch mehr der Aufenthalt in Rom, und zwar nicht allein wegen der künstlerischen Bedeutung seiner Denkmale, sondern auch wegen der allgemeinen Beziehungen derselben zur neueren Geschichte überhaupt. Er nahm aus ihnen Tendenzen der Nacheiferung in künstlerischer Beziehung in sich auf. Doch war das Interesse, das sie ihm einflößten, vielleicht noch mehr historischer Natur. Von da aus erweiterte sich sein geistiger Gesichtskreis über das gesammte Abendland. Er besuchte auch Frankreich und England, ohne sich jedoch daselbst gerade zu fixiren. Hauptsächlich beschäftigte ihn Italien und Deutschland.

König Max hatte eine naive vielseitige Wißbegier, die sich in früheren Jahren auf das mannigfaltigste nach den verschiedensten Richtungen hin kund gab, in reiferen aber mit sicher gewordenem Gefühl das Bedeutende und Würdige ergriff. Er pflegte nicht viel noch vielerlei zu lesen. Was er las, studierte er gleichsam und suchte es sich anzueignen. Wenn ihm etwas besonders wichtig wurde so versäumte er nicht, es sich zu bemerken, vielleicht aufschreiben zu lassen. Er verzeichnete sich die Fragen, die ihm übrig blieben, und suchte sich weitere Belehrung zu verschaffen.

Er besaß zwei Eigenschaften, die sich sonst selten vereinigen: ein lebendiges Gefühl für Form und Ausdruck — wie denn auch manche poetische Versuche von ihm übrig sind — und einen seltenen Scharfsinn. Mit bemerkenswerther Feinheit wußte er die Begriffe zu fassen und zu sondern. In der Discussion brachte er immer neue Schwierigkeiten zum Vorschein und ruhte nicht, bis sie beseitigt waren. Doch beschränkten Spitzfindigkeiten nicht etwa seine allgemeine Anschauung.

Er behielt immer die großen Probleme im Auge und selbst im Gedächtniß. Schelling, der mit seinen Folgerungen zuweilen zurückhielt und nicht gleich das letzte Wort aussprach, erstaunte, wenn ihm beim Weiterschreiten selbst nach langem Intervall bemerkt wurde: er habe das vorher noch nicht gesagt. König Maximilian, damals noch Prinz, hatte das Problem in sich getragen, und fühlte geistige Genugthuung, daß es gelöst wurde.

An den historischen Wissenschaften nun zog König Max am meisten der dem philosophischen analoge Moment an: die Entwicklung des geistigen Lebens und seiner Produktionen in alter und neuer Zeit; wie die Begebenheiten und die Entwicklung der Ideen im Laufe der Weltgeschichte zusammengegriffen, namentlich in den Jahrhunderten des Mittelalters und der neueren Zeit, der große Gang und Zug der Begebenheiten, wohlverstanden auf dem sicheren Boden der historischen Forschung; die Anschauung des Allgemeinen überhaupt. Er verfolgte diesen Gegenstand mit gespannter und unermüdlicher Aufmerksamkeit. Es ist vorgekommen, daß ein Vortrag, der am Morgen nicht vollendet werden konnte, weil irgend ein hoher Besuch ihn unterbrach, am Abend wieder aufgenomen wurde. Er hatte einen Tag vier Stunden gedauert.

Niemand konnte mehr Empfänglichkeit für einfachen Naturgenuß haben. Mehr als einen wohlgelegenen Ort in dem bayerischen Hochland hat er sich zu wechselndem Landaufenthalt ohne Prunk eingerichtet. Er empfand den Genuß der frischen Morgenstunde, wenn ihn sein Weg etwa zur Jagd in Berg und Wald führte. Wie war ihm so wohl in der lautlosen Stille des Mittags, unter dem unbewölkten Himmel im hohen Gebirge, ehe der Lärm der Jagd sich ihm in seinem Standort näherte! Er widmete diesem Vergnügen, das zugleich zur Oekonomie des Landes gehört, sehr lebendige Theilnahme. Er begrüßte jeden guten Schuß, der dem Anderen gelungen war, und schmückte sich selbst mit Genugthuung mit dem Abzeichen des Jägers. Wenn aber dann die Pferde bestiegen wurden auf den Pfaden, die er dazu hatte herrichten lassen, so liebte er es, wenn Jemand neben ihm ritt, mit dem er irgend eine Frage höheren Inhalts besprechen konnte. Dann stellte sich wohl beim Sonnenuntergang das Alpenglühen dar, das er mit immer gleichem Entzücken begrüßte. Am späteren Abend wurde dann bei frugalem Mahl im traulichen Kreis etwas von dem Neuesten gelesen, das der Tag brachte, oder auch von dem Alten, das ihm zufällig unbekannt geblieben war (wie etwa einmal Schillers Fragment Demetrius) und mit Bewunderung aufgenommen. Oder man wanderte,

den Wagen verlassend, die langen Abende an den dahinbrausenden Bergströmen entlang. Er liebte auch dann Jemand bei sich zu haben, mit dem er die Fragen besprechen konnte, die ihn beschäftigten. Man konnte ihm das Beste sagen, was man überhaupt dachte und wußte; es fand bei ihm allzeit gute Aufnahme, Verständniß, eingehende Antwort. Bei aller idealen Beweglichkeit war seine Seele ruhig und still, er hatte ein innerliches Mitgefühl für die Geheimnisse des Lebens, der moralischen Weltordnung, für die Tiefen der Religion.

Die Ereignisse des Tags wurden von ihm nicht mit dem ausschließenden Interesse begleitet, welches man denselben gewöhnlich widmet. Er sah nicht das Schicksal der Welt in jedem vorübergehenden Augenblick. Aber unablässig beschäftigten ihn doch die großen Gegensätze der Meinungen, welche die Menschen bewegen. Der Streit der Religionen unter einander, der Religion überhaupt und des Unglaubens, der conservativen und liberalen Principien, des Rechts und der Politik, und — in unmittelbarer Berührung mit seiner eigenen Stellung — der Widerstreit zwischen den Landesselbständigkeiten und dem Trachten nach Einheit in dem gemeinsamen Vaterland, die Vermittlung beider, die Aussöhnung zwischen Monarchie und Constitution. Es ist hier nicht der Ort, die Regierungsmaximen, die er sich bildete, näher zu erörtern; sein Sinn war immer, die rechtmäßige Autorität mit der Anerkennung der ihr gegenüberstehenden Berechtigungen auszugleichen. Das will das Wort sagen, das ihn in seinem Königreich vornehmlich beliebt gemacht hat: „Ich will Frieden haben mit meinem Volk."

Einen besseren Bayer gab es in Bayern wohl nicht, als der König es war. Er bezog das meiste, was er trieb und lernte, auf seinen Beruf als König und auf sein Land. Da widmete er den Fortschritten des Militärwesens in Praxis und Wissenschaft, wie er sie in Berlin wahrnahm, eine sehr eifrige Theilnahme, um für die bayerische Armee Verbesserungen daraus zu entnehmen. Auch darum förderte er die Naturwissenschaften, um sie zur Verbesserung des Landbaues und der Gewerbe zu benützen. Er suchte die verschiedenen Bekenntnisse zu verstehen, um ihnen als König gerecht zu werden und ihr Gleichgewicht zu erhalten. Er gab eine besondere Befriedigung kund, wenn er annehmen durfte, daß ihm das gelungen sei. Die bildende Kunst zu vernachlässigen, hätte er für ein Versäumniß seiner Regentenpflicht gehalten, namentlich nachdem sie in seiner Hauptstadt zu so großer Blüthe und Bedeutung gelangt war. Besonders beschäftigte ihn die Baukunst und deren neueste Hervorbringungen. Auch auf dem Lande war er mit Rissen zu neuen Bauwerken umgeben, und liebte, sie

zu zeigen; er meinte fast, auch darin etwas Neues aufstellen zu können. Von diesem Standpunkt aus betrachtet er auch das Theater, dem er gern eine volksthümlichere Gestaltung gegeben hätte. Und dieser königliche Standpunkt war es denn auch, der ihn zur Förderung der historischen Studien besonders antrieb.

Die Zusammensetzung des Landes aus verschiedenen Stämmen und territorialen Bestandtheilen machte es für ihn an sich unmöglich, sich als bloßen Stammesfürsten zu denken, bei den alten Begriffen des bayerischen Herzogthums überhaupt stehen zu bleiben. Namentlich auch in der Vergangenheit seines Hauses, das er in seinen beiden Zweigen mit gleicher Aufmerksamkeit beachtete, fand er überall diese allgemeinen Beziehungen, welche die deutsche Geschichte beherrschen, und suchte sie zu verstehen. Und obwohl er von Natur für das Fremde, namentlich Italien, empfänglich war, so fühlte er sich doch noch mehr von dem Einheimischen und Nationalen ergriffen, persönlich durchdrungen. Auf diesem Punkt war es, wo er unseren Arbeiten am nächsten trat.

Darf ich noch ein Wort von der Auffassung der Nationalität hinzufügen, von der ich glaube, daß er sie im allgemeinen annahm und hegte?

Eine schwerere Probe hat keine andere Nationalität bestanden als die deutsche; denn eine einigermaßen geschlossene Einheit ist selbst in den Zeiten des mächtigen Kaiserthums nicht zu Stande gekommen, zu dessen Wesen es vielmehr gehörte, die romanischen Elemente so weit als möglich unter sich zu begreifen — diese bekamen dann in den folgenden Epochen durch die steigende Macht des römischen Stuhls einen überwiegenden Einfluß: zuweilen haben Cardinäle der römischen Kirche deutsche Reichstage eröffnet. Hierauf ist die große Spaltung der Religion eingetreten. Welcher Unterschied ist doch zwischen den verschiedenen Ländern und Reichen auch in dieser Beziehung! In Italien und Spanien wurde die katholische Einheit nur wenig gestört, niemals nachhaltig unterbrochen. In Frankreich, sowie in Polen behauptete der Katholicismus den entschiedenen Sieg, er wurde ein Moment der nationalen Einheit in Frankreich. In England und den skandinavischen Reichen, wo das Gegentheil geschah, erkämpfte sich dann eine protestantische Confession und Kirchenverfassung eine beinahe exclusive Geltung. So behauptete sich in Rußland das Uebergewicht der griechischen Kirche. Was giebt es aber, was die Gemüther mehr verknüpft, als die Einheit, was sie gewaltsamer stört, als die Verschiedenheit der Religion? In Deutschland aber gewann eben

diese Spaltung die Oberhand. Sie drang in die Zusammensetzung der höchsten Reichsgewalt, den Rath der Kurfürsten, ein; sie warf die Nation in entgegengesetzten, nach der Fremde hin gravitirenden Sympathien auseinander. Wir haben uns in blutigen Religionskriegen zerfleischt. Selbst die späteren Kriege politischen Ursprungs sind doch auch großentheils aus diesem Grund hervorgegangen. Dennoch hat sich, selbst unter diesen Differenzen, die Nationalität in ihrer Tiefe ungebrochen behauptet. Man legt mit Recht in dieser Beziehung den größten Werth auf die Kriege, die vor fünfzig Jahren die nationale Freiheit aus der schwersten Bedrängniß, in die sie jemals gerathen war, erretteten. In diesen ist die Nation ihrer erst wieder recht bewußt geworden. Hiedurch am meisten sind die religiösen Differenzen zurückgetreten, und zwar nicht allein in der Gesammtheit, sondern auch in den einzelnen Ländern. Allenthalben sind die beiden Religionen, sowie die Landesarten, die sich sonst, in Verbindung damit, von einander sonderten, gemischt und verbunden. Dadurch hat sich die Idee der Nationalität, die über beiden steht, mächtig erhoben. Sie beruht nicht auf einer vagen Einbildung, nach der sie sich erst in der Zukunft realisiren müßte. In bestimmten Formen ist sie aus unseren alten Kämpfen naturgemäß wieder hervorgewachsen. Das Reich war niemals vollkommen gefallen, es beherrscht noch immer die Gemüther, in denen das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit nun erst recht stark geworden ist. Auf diesem Boden bewegt sich der heutige deutsche Staat, das deutsche Fürstenthum, und so denn auch, den Ereignissen folgend, unsere historische Wissenschaft. Man könnte nicht mehr, wie vordem, Reichsgeschichte und Landesgeschichte sondern. Landesgeschichte ohne Reichsgeschichte wäre ein Unding. Andererseits muß die Geschichte der Nation die Geschichte der Landschaften in sich fassen, die deutsche Geschichte ist ein so mächtiges vielverzweigtes Naturgewächs, wie die Nation selbst.

In diesem Sinn ist die historische Commission von König Max gedacht und gestiftet worden. Es war der Moment, wo der Begriff des Fürstenthums, wie er ihn faßte, sich mit den Aufgaben berührte, die sich die Wissenschaft der deutschen Geschichte heutzutage gestellt hat.

Nichts wäre dem Fürsten lieber gewesen, als eine allgemeine, ausführliche und wohlgeschriebene deutsche Geschichte hervorrufen zu können. Ich weiß nicht, welchen Preis er dafür gegeben hätte. Da aber zur Zeit keine Wahrscheinlichkeit einer seiner Idee entsprechenden Lösung einer solchen Aufgabe vorhanden war, so richtete sich sein Eifer auf beschränktere, aber doch ebenfalls für das Allgemeine bedeutende und

unentbehrliche Unternehmungen: eine vollständige Sammlung der Reichstagsakten, in denen sich die nationalen Bestrebungen früherer Jahrhunderte mit den partikularen Tendenzen aller Stämme und aller Stände berühren und durchdringen; ferner eine kritische Bearbeitung der alten städtischen Chroniken in dem oberen und dem niederen Deutschland; damit im Zusammenhang eine für die allgemeinen Studien sowie das nationale Leben überaus wichtige Unternehmung, die Herausgabe der hansischen Recesse; der Landesgeschichte näherliegend eine Sammlung der Wittelsbachischen Correspondenzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die durch den Gegensatz der beiden Linien dieses Hauses zugleich die allgemeine deutsche Geschichte beinahe umfaßt. Die Ausführung der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, ein Entwurf, für den der König ganz besonders eingenommen war, wird auf das geistige Leben der Nation in dem letzten Jahrhundert ein neues Licht werfen. Um für die den Städtebündnissen und Reichstagsakten vorangehenden Epochen eine feste Grundlage für immer zu schaffen, wurde eine kritisch gesichtete Zusammenstellung der aus den früheren Zeiten überlieferten Nachrichten, wo das deutsche Kaiserthum den beherrschenden Mittelpunkt bildet, unternommen und eine Strecke weiter geführt. Ich schweige von den minder umfassenden, aber ebenfalls mit dem Ganzen zusammengreifenden und zusammengedachten Arbeiten, denen er seine Unterstützung mit Freuden widmete. Ihm war wohl in dem Gefühl, daß er etwas Würdiges hervorrief. So viel man urtheilen konnte, behagte es ihm in der Gesellschaft von Gelehrten, Denkern und Dichtern. Auch unserer Gesellschaft widmete er eine lebendige persönliche Theilnahme. Wir erinnern uns alle seiner erhebenden und anregenden Gegenwart unter uns. Denn was wir thaten und wollten, berührte die Gedanken, in denen seine Seele lebte.

Jetzt ist er uns entrissen, der theure Fürst. Wir wußten, sein Land und seine Hauptstadt wußten es, daß seine Gesundheit gebrechlich war. Aber er lebte und war in voller Thätigkeit in seinem eigenthümlichen Beruf. Die Augen Unzähliger waren, mit Vertrauen auf seine Einsicht und sein Wohlwollen, nach ihm gerichtet. Da berührte ihn die Hand des Schicksals. Wer könnte den Schrecken schildern, der seine Hauptstadt ergriff, als die große Glocke der Frauenkirche zum ersten Mal erscholl, um die über dem Lande schwebende Gefahr anzukündigen und zum Gebet für ihn aufzufordern, und als sie nach einer kurzen Reihe von Stunden zum zweiten Mal gehört wurde, um anzukündigen, daß Alles vollendet und vorüber sei? Einen Tag hatte man ihn noch lebendig beschäftigt gesehen, den anderen

Tag war er nicht mehr. Der bittere Schmerz setzt sich fort in dem Lande, das ihn als seinen Vater verehrte, und ergriff auch uns, nah oder fern, die wir in ihm unseren Beschützer, den Protektor der historischen Studien, plötzlich verloren. Wir sind noch alle davon durchdrungen.

Aber die von ihm begonnenen Unternehmungen, die noch einen ganz anderen Grund hatten als einen persönlichen, können in der Continuität des deutschen Lebens nicht fehlen. Sein Geist wird an der höchsten Stelle in diesem Land fortwirken. Unter den Auspicien des Sohnes, den Gott segnen wolle, gehen wir an die Fortsetzung der Arbeiten, die wir unter dem Vater begonnen haben.

6.

Rede zur Eröffnung der VII. Plenarversammlung am 27. September 1865.

Meine geehrten Herren!

Als wir das letzte Mal zusammentraten, waren all unsere Gedanken von dem großen Verlust hingenommen, den wir im Lauf des Jahres erlitten hatten; eines anderen als des Fürsten, dem wir unsere Stiftung verdanken, zu gedenken, wäre kaum geziemend gewesen, und würde gewiß wenig Theilnahme erweckt haben.

Bei unserer diesjährigen Zusammenkunft aber erweitert sich unser Gesichtskreis wieder, und in gewohnter Weise mögen wir wohl der Mitstrebenden gedenken, die unseren Studien am nächsten standen und ihnen entrückt worden sind. Unter den Mitlebenden, so viel deren sind, die ein besonderes wissenschaftliches Selbst repräsentiren, waltet immer gegenseitige Einwirkung ob: man wetteifert, man bestreitet sich, Einer wird durch den Anderen angeregt. Diese Einwirkung wird auch durch den Tod nicht aufgehoben, aber sie wird nun ganz anders, sie wird ruhiger und streift das Zufällige von sich ab; ein abgeschlossenes Dasein liegt vor uns, das als solches eine historische Aufmerksamkeit für sich selbst in Anspruch nimmt.

Da haben wir nun in den beiden verflossenen Jahren neben manchen anderen ehrenwerthen Zeitgenossen einen Mann verloren, der in die Studien deutscher Geschichte, denen sich unsere Gesellschaft widmet, auf das lebendigste und wirksamste eingegriffen hat.

Ich meine Johann Friedrich Böhmer.

Den nächsten Antrieb dazu gab der persönliche Einfluß des Freiherrn vom Stein, der sich, wie um die Wiederherstellung der deutschen Unabhängigkeit, so um die Geschichte des Vaterlandes in den früheren

Jahrhunderten ein unsterbliches Verdienst erworben hat, das aus ein und derselben Wurzel stammt, nämlich dem Selbstbewußtsein der Gesammtheit, wie es sich in Einer Brust und großen Seele concentrirt. Unter dessen Einwirkung ist es gewesen, daß J. F. Böhmer, der damals mehr mit Architektur und ihrer Geschichte beschäftigt war, für die Arbeit und Studien der allgemeinen deutschen Geschichte gewonnen wurde.

Eine nicht geringe Anregung und Förderung empfing Böhmer von den gelehrten und geistvollen Historikern, die damals in seiner Vaterstadt Frankfurt beisammen waren, unter denen ich nur Nicolas Vogt und den Bürgermeister Thomas nennen will, Männer, mit denen er in enger Verbindung stand. In die Zeit von Böhmers Jugend fällt die Publikation von Vogts Rheinischen Geschichten und Sagen, welche die Herrlichkeit des alten Reiches dem Gefühle näher brachten, als seit langer Zeit ein ähnliches Werk. Thomas muß man gekannt haben, um die Rückwirkung zu würdigen, welche die Rheinbundszeit und eine Regierung wie die fürstprimatische in Männern von tiefer Ueberzeugung hervorzubringen vermochte. Eben im Gegensatz dazu wandten sich denkende Männer an die Ueberlieferungen aus der deutschen Vorzeit, welche die vorherrschende Meinung mißachtete und zerstörte. Männer wie Thomas suchten sie zugleich theoretisch zu beleben und praktisch zu erneuern. Ueberhaupt wäre es nicht auszusprechen, welchen Impuls die Studien der vaterländischen Geschichte aus jener Epoche empfingen, in der sich die Nation endlich einmal wieder als ein Ganzes fühlte und in einem großen und glücklichen Ereigniß ihrer Macht und Größe inne wurde.

Böhmer selbst war ein geborener Frankfurter, ein Reichsstädter von altem Sinn; durch die Beziehungen der Krönungsstadt zu dem Kaiserthum ward er auf dessen Geschichte besonders hingewiesen.

Bei dem großen vaterländischen Werk, das Stein einleitete, trat Böhmer dem verehrten Mann, den wir unter uns zu sehen wieder das Glück haben, stets mit Eifer zur Seite; er übernahm die Sammlung der Urkunden.

Bis zur Herausgabe derselben ist er nicht gekommen; aber er bemächtigte sich des ganzen Schatzes der von unseren alten Kaisern ausgestellten Urkunden. Diese Dokumente geben den Studien des Mittelalters eine über die Ueberlieferung hinausreichende Grundlage, durch welche sie sich von den Studien des Alterthums unterscheiden, wo man sie sehr vermißt. Die von den Kaisern ausgestellten Pergamente sind über den ganzen Umkreis des alten Reiches verbreitet; man begegnet

ihnen überall mit Verehrung; sie geben gleichsam den förmlichen Eindruck von der Macht und Größe des alten Reiches; Böhmer schloß zuerst ihren großen Umfang auf und stellte ihren Inhalt über mehrere Jahrhunderte zu chronologischer Folge zusammen.

Einen sehr eingehenden Fleiß widmete er den gleichzeitigen Historikern, wovon er ein schönes Denkmal in seinen Fontes hinterlassen hat. In der Erneuerung und Fortsetzung seiner Sammlung verknüpft er den Inhalt der urkundlichen Quellen mit den Urkunden. Damit ist es noch nicht zu eigentlicher Geschichte gekommen, aber es ist eine vortreffliche Grundlage für eine solche gegeben; die Bemerkungen Böhmers sind mehr sporadischer Natur, wie sie der Eindruck hervorruft, aber immer voll Geist. Er umfaßt auf diese Weise Jahr für Jahr durchforschend das dreizehnte und einen Theil des vierzehnten Jahrhunderts; die Regesten Karls IV. sind, soviel ich weiß, schon ausgearbeitet; man kann ihrer Bekanntmachung entgegen sehen. Gerade diese Epoche sagte dem Geiste Böhmers besonders zu. Er war nicht für die Hohenstaufen; in den Luxenburgern sah er schon eine Auflösung der großen Gesammtheit. Seine Bewunderung haftete an dem Jahrhundert, in welchem die Einheit des Reichs mit der Europa beherrschenden Hierarchie Hand in Hand ging; wo das corporative Leben, das sich erst gestaltete, der Nation eine eigenthümliche Gestaltung verlieh, wo die landschaftlichen Centren sich bildeten, aber noch in keinerlei Unabhängigkeit von der höchsten Gewalt, und diese, nachdem sie zerstört worden war, sich demgemäß wiederherstellte. Zugleich war Gewerbe und Kunst in eigenthümlichem Aufschwung begriffen. Die Einheit der abendländischen Christenheit spiegelte sich in dem Reich.

Diesen Zeiten galten die Sympathien Böhmers sowie seine Studien. Denn es geht unter uns nun einmal beides zusammen. Es ist zuweilen, als gebe es Naturen, die zu der Arbeit, die sie unternehmen, so recht eigens geschaffen und vorbereitet sind. Ich will darauf nicht weiter eingehen, noch erörtern, was es heißt, zu einer Sache geboren sein; aber das ist klar: Studien und Neigung müssen zusammengehen, wenn etwas Bedeutendes erschaffen werden soll. Es ist kein Wunder, wenn sich eine ausschließende Vorliebe für die Zeiten und Epochen bildet, denen man seine Kräfte widmet; aber würde das sein, wenn sich nicht die eigene Natur davon befriedigt fühlte?

Böhmer war eine originelle Natur von Grund aus. Ein begüterter Mann, der aber die geringsten Dienste selbst zu vollziehen nicht den geringsten Anstand nahm — er hat sich die Stiefel selbst geputzt, sein eigen Bett gemacht —; ein Reichsstädter, aber nicht ein-

verstanden mit dem, was er um sich her geschehen sah. Einer der großen Verehrer der Einheit des Reichs, aber Denen, die dieselbe in unseren Tagen zu erneuern den Gedanken hatten, in tiefster Seele abgeneigt; Lutheraner von Bekenntniß, aber doch von der Größe und Bedeutung der alten Hierarchie in einem Grade durchdrungen, der selbst über die historische Anerkennung hinausging. Ein Romantiker poetischen Anfluges, aber ein sichtender und kritischer Bearbeiter der alten Texte. Vielleicht seine intimsten Freunde sind Clemens Brentano und unser Pertz gewesen.

In diesen Tendenzen strömte, namentlich in seiner Jugend, der deutsche Geist; man dachte sie wohl zu vereinigen, aber später sind sie auf das schärfste auseinander gegangen.

Die historischen Studien hängen fast mehr als alles Andere, das nicht an und für sich auf die Gegenwart gerichtet ist, mit den großen, in unserer Zeit einander bekämpfenden Bestrebungen zusammen. Alles was uns beschäftigt, bedrängt und belebt, sucht seinen Ausdruck in der Historie; denn die Vergangenheit hat das alles im Keime ebenfalls schon in sich. Bei der historischen Arbeit kommt nun alles darauf an, was bei dem Autor überwiegt: ob die politische und religiöse Tendenz ihm höher steht als die objektive historische Wahrheit, oder ob diese vor allem seinen Geist beschäftigt und ihre Erforschung bei der Arbeit selbst obenan steht. Von Böhmer können wir das Letztere behaupten. Man kann über die Bemerkungen, die häufig von der Antipathie des Tages eingegeben wurden, leicht hinweggehen. Die Arbeit selbst, der innere Bestand derselben, ist davon unabhängig. Er lebte vor allen Dingen der historischen Wahrheit.

Böhmer widmete sich ihr mit dem größten Fleiße und vollster Uneigennützigkeit. Seine Bücher sind alle auf seine Kosten hergestellt. Er schaffte selbst das Papier an, wählte die Typen und ordnete die Aeußerlichkeit des Druckes; dieser wurde wenigstens bei weitem zum größten Theil auf seine Kosten besorgt. Das einzige Honorar, das er je bezogen, hat in ein paar Thalern für einen Aufsatz in einer Zeitschrift bestanden. Diese Unabhängigkeit gehört zu seiner Art, die in jeder Beziehung etwas Hagestolzartiges, Einseitiges, Abgeschlossenes hatte. Was ihm nicht recht war, warf er ohne viel Scrupel bei Seite; doch hatte er für wahres Verdienst, auch wenn es auf einer anderen Seite lag als der er angehörte, Verständniß. Ich besinne mich, daß er die erste historische Versammlung in Frankfurt eigentlich nicht billigte, aber ich hörte ihn sagen: wo die Besten vorangehen, muß man folgen! Es kostete ihm Ueberwindung, seinen Namen mit

Anderen, die er eben für die Besten hielt, einzuzeichnen, aber er that es. Unserer Gesellschaft hat er nicht angehört, aber in dem Kreise unserer Arbeiten hat er sich sein Leben lang mit Eifer und Erfolg bewegt. Er hat auch für die städtische und die territoriale Geschichte durch andere Arbeiten etwas Bedeutendes geleistet. Insofern ist seine Wirksamkeit für uns unersetzbar.

Er hatte nicht alle seine Arbeiten vollendet — wem wäre das jemals vergönnt gewesen? Aber er hatte seinem Genius und seinem Trieb vollkommenen Ausdruck gegeben. Er war ein alter Mann, als er starb.

Aber wie es dort bei dem Meister im Liede heißt: wir tragen die Alten, wir tragen die Jungen! Noch einen anderen Verlust haben wir zu beklagen, der uns selbst auf das allernächste berührt. Zwar nicht unmittelbar aus unserem Kreise, aber doch aus dem Kreise unserer Mitarbeiter, und einen der thätigsten unter ihnen haben wir verloren. Professor Junghans in Kiel ist in sehr frühen Jahren abberufen worden. Er hatte sich unter der Leitung Lappenbergs der Sammlung und Zusammenstellung der hanseatischen Recesse mit einem unermüdlichen Eifer zugewandt und sich in den Besitz aller der Kenntnisse gesetzt, die dazu gehören, um den Herausgebern zur Seite zu stehen. Ein unglückliches Geschick, nach gemachten Vorbereitungen, indem man Hand an ein großes Werk legen will, dem Schicksal der Sterblichen zu verfallen: für die Sache selbst und für uns ein um so empfindlicherer Verlust, da auch der Herausgeber, Dr. Lappenberg, durch Krankheit heimgesucht ist, die ihn abgehalten, unserer Sitzung beizuwohnen.

Dagegen sind wir glücklich, Herrn Professor Wackernagel unter uns zum ersten Mal zu begrüßen — überzeugt, daß er unserer Arbeit ebenso lebendige Theilnahme schenken wird, wie sein Vorgänger in unserem Kreise, Jacob Grimm.

Unsere Arbeiten haben noch in Folge des Ablebens des Fürsten, der unsere Gesellschaft stiftete und erhielt, nicht so rasch fortschreiten können, als es sonst zu erwarten gewesen. Auch andere zufällige Umstände sind hindernd entgegengetreten; doch sind die Arbeiten keineswegs unterbrochen worden: und sie werden, wie ich denke, in den besten Zug kommen, nachdem durch den Entschluß Seiner Majestät des gegenwärtig regierenden Königs die Kosten zur Ausführung des Unternommenen gesichert sind.

Die Lage dieser Angelegenheit wird der Herr Sekretär, der daran durch seinen Eifer für dieselbe selbst großen Antheil hat, näher darlegen.

7.

Rede zur Eröffnung der VIII. Plenarversammlung am 2. October 1867.

Im vorigen Jahre ist unsere Zusammenkunft durch ein Ereigniß verhindert worden, welches zu den bedeutungsvollsten und inhaltschwersten gehört, die in der deutschen Nation vorgekommen sind. Der Bund, der sie seit fünfzig Jahren umfaßte, ist zertrümmert. Bei allen Mängeln hat der Bund — wenn ich überhaupt über diese Dinge ein Wort zu sagen wagen darf — also trotz seiner zu Tage liegenden Mängel hat der Bund doch auch für Deutschland unendlich vortheilhaft gewirkt. Er hat uns eine Friedensperiode verschafft, welche für die innere Entwicklung der materiellen und der geistigen Interessen, der Industrie, des Commerses, des städtischen Lebens und der Agricultur, vor allem der Wissenschaft und der Künste, unschätzbar gewesen ist. Da hat sich die Gemeinschaftlichkeit des deutschen Lebens intensiver und umfassender entwickelt. Alles, was wir heut zu Tage vor uns sehen, ist dadurch emporgekommen. Zugleich hat er uns gewöhnt, unsere Angelegenheiten für uns selbst zu betreiben. Die Versuche fremder Einmischung, an welchen es nicht fehlte, sind in drohenden Momenten immer zurückgewiesen worden. Aber der Bund, was Niemand, der die Geschichte kannte, bezweifelte, beruhte auf dem Einverständniß der beiden Hauptmächte, durch welches der Krieg gegen die französische Gewaltherrschaft und ihre Vernichtung überhaupt möglich geworden war; die übrigen deutschen Staaten hatten dann mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht, er war dann in einem dringenden Moment geschlossen worden, durch ein Compromiß zwischen den entgegengesetzten Interessen, so gut wie es eben getroffen werden konnte. Im Laufe der Zeit stellten sich mancherlei Gegensätze und Zerwürfnisse heraus: in der Nation, den

einzelnen Staaten, den großen Mächten selbst; den mannigfaltigsten Tendenzen in den einzelnen Staaten war Raum gegeben. Wir erlebten sogar eine Epoche der Umwälzung, welche die großen und die kleinen Staaten und dann auch das allgemeine Verhältniß in verwandtem Sinne umzugestalten trachtete. In dem ersten Impuls selbst nahmen diese Bestrebungen großartige Dimensionen an und führten zu den umfassendsten Entwürfen. Ich will nicht erörtern, wodurch sie unausführbar wurden, nur soviel will ich sagen, daß sie allenthalben mit dem besonderen Selbst der verschiedenen Staatenbildungen, welche aber die Summe der Macht in ihrer Hand behalten hatten, in Conflikt geriethen. Der Bund gelangte ebenso, wie er früher gewesen war, wieder zu anerkanntem Bestand, aber innerlich war doch alles aus den Fugen und aus alter Gewohnheit gekommen. Zwischen den beiden Hauptmächten brach das heftigste Zerwürfniß aus; sie waren einmal nahe daran, die Entscheidung der Waffen herauszufordern, was nur durch die Nachgiebigkeit des einen der beiden Fürsten vermieden wurde, eine Nachgiebigkeit, die der größte Theil seines Staates nicht billigte. Aber man kam auch darüber hinweg; erfreulich war dieser Zustand nun allerdings nicht, da er mit unaufhörlicher Agitation und allgemeinem Mißbehagen verbunden war. Da haben sich denn endlich Fragen erhoben, über welche kein Verständniß mehr zu erzielen war. Ich bin entfernt, darüber hier ein definitives Urtheil aussprechen zu wollen; ich will nur meine individuelle Meinung äußern: sie betrifft nur eben die Grundverschiedenheit der Ansicht. Auf der einen Seite schrieb man dem Bunde Befugnisse zu, welche an die Gerechtsame des Reiches erinnerten. Auf diese stützte sich die eine der beiden Mächte. Aber die andere war weit entfernt, sie anzuerkennen, über Fragen, die ihre eigenste Machtstellung betrafen, einer am Bunde zu erzielenden Mehrheit die Entscheidung anzuvertrauen. Darüber ist es in einer Bundessitzung selbst zum Bruch gekommen, welche zu dem inneren Kriege führte, der im vorigen Jahre die bisherige Friedensepoche durch große und entscheidende Schläge unterbrach. Das Gute dabei war, daß sich keine fremden Mächte in unseren Streit gemischt haben. Erinnern wir uns des dreißigjährigen und selbst des siebenjährigen Krieges, in dem, durch unsere Entzweiung herbeigerufen, die europäischen Mächte ihren Hader auf deutschem Boden ausfochten, um den Unterschied zu ermessen! Und wenn man hätte fürchten dürfen, daß der Ausschlag der Ereignisse, welcher so viele auf das härteste betroffen hat, die alten inneren Gegensätze in demselben Grade zum Ausbruch bringen würde, so ist das glücklicherweise nicht geschehen. Die große commercielle

Verbindung, welche das südliche und nördliche deutsche Gebiet zu beiderseitigem Vortheil in den engsten inneren Verkehr gesetzt hat, ist erneuert, für die gemeinschaftliche Vertheidigung im Nothfalle Sorge getragen worden. Mannigfache Kundgebungen beweisen, daß das gemeindeutsche und nationale Bewußtsein, welches durch die zunächst vorangegangenen Epochen begründet und befestigt worden, auch durch die neuesten Ereignisse keine Beeinträchtigung erfahren hat.

Ich bitte die hochgeehrte Versammlung noch einmal wegen dieser Erörterung um Nachsicht; sie scheint mir hier an ihrer Stelle, in wiefern dieser von der Form der Verfassung nicht gebundene deutsche Geist es ist, in dem die historische Commission begründet wurde und bisher bestanden hat. Haben wir doch bei dem Vorschlag zur Wahl neuer Mitglieder nicht darauf Rücksicht genommen, ob sie dem Bunde angehörten oder nicht, und Seine Majestät der hochselige König Maximilian, unser Begründer, ebenso wenig bei ihrer Bestätigung. Unser Bestreben ist auf die historische Wissenschaft in allgemein nationalem Sinne, ohne Beschränkung auf besondere Landschaften oder die Zustände der Verfassung, wie sie eben bestand, gerichtet.

Es sei mir erlaubt, hier auch in dieser Beziehung eine allgemeine Ansicht auszusprechen.

Es gibt einen nationalen Geist, der sich in dem bewußten Ausschließen des Fremden als solchen und dem Mißkennen seines Werthes bewegt. Ein solcher ist dem deutschen Wesen fremd und würde es sogar verfälschen.

Gleich bei der Ankündigung des großen Unternehmens, dem der verewigte König Max seine besondere Unterstützung gewährte, der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, hat sich die Besorgniß geregt, als ob es dabei auf eine Verherrlichung der deutschen wissenschaftlichen Thätigkeit im Gegensatz gegen die Leistungen der übrigen Nationen abgesehen sei. Das würde aber ein ganz unhistorisches Beginnen sein. Denn die Wissenschaften sind der gemeinschaftliche Besitz der abendländischen Culturvölker; aus ihrem Zusammenwirken, wie der Genius es hervorbrachte, sind sie hervorgegangen. Was man aber bei den allgemeinen Zusammenstellungen häufig übersah und wovon der mit dem Fach nicht ausschließlich Beschäftigte sich kaum eine Kenntniß verschaffen konnte, das war der Antheil der Deutschen an diesen Fortschritten. Diesen hervorzuheben ohne Beeinträchtigung der mitstrebenden großen Nationen, das war dann die Aufgabe. Darauf allein ließ sich dann die Hoffnung gründen, zu einer Geschichte des geistigen Lebens in der Nation überhaupt zu gelangen. Wenn man die

großen Namen in der Geschichte der Literatur betrachtet, so dürfte keiner sein, der ohne Opposition gegen die gleichzeitigen Berühmtheiten in den anderen Nationen erworben worden wäre. Wir waren mit dem, was sie hervorbrachten, nicht zufrieden; wir schlossen uns in der Darstellung lieber den Mustern des Alterthums unabhängig an, wir hatten das Bedürfniß nach größerer Tiefe. Aber niemals wäre irgend ein Autor unter uns zur Geltung gekommen, hätte er nicht das absolut Bessere geleistet, wie man, ohne Widerspruch zu fürchten, von Goethe behaupten darf; oder die ureigene deutsche Gesinnung auf eigenthümliche Weise und zugleich ein großartiges, auf das Ideale gerichtetes Bestreben zur Anschauung gebracht, was sich von Schiller sagen läßt. Es war nicht etwas besonders Nationales an und für sich, was wir suchten, sondern das Ideale, Allgemeingültige, für welches uns das von anderen Nationen Erreichte nicht mehr genügte. Mit dem Mittelmäßigen, weil es deutsch war, uns begnügend hätten wir den Bildungsgrad, den wir erreicht haben, nothwendig von uns gewiesen. Ich möchte selbst behaupten, das Französische würde die akademische Sprache geblieben sein, wie es das lange Zeit hindurch war, hätte nicht die deutsche Sprache indessen einen wissenschaftlichen Charakter gewonnen, durch welchen sie den anderen überlegen wurde. Betrachten wir die Bestrebungen des ausgehenden achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts nicht allein von dem Standpunkt der individuellen Leistung, so vollberechtigt derselbe auch ist, sondern als die Epoche des Eintritts der deutschen Nation in die volle wissenschaftliche und künstlerische Ebenbürtigkeit mit den vorgerückten und früher entwickelten Nationalitäten; in die Theilnahme an der Weiterentwicklung der Welt, an der Erfüllung der welthistorischen Aufgaben!

Aus diesem idealen Streben und seinen Hervorbringungen entwickelt sich erst das nationale Bewußtsein auf der Höhe der geistigen Bestrebungen. Das Ideal zu erreichen ist für uns die große nationale Aufgabe; fremde Einflüsse von uns abzuwehren, ist erst ein secundäres, aus derselben entspringendes, doch berechtigtes Verlangen. Das Erste, wonach wir trachten, ist die volle Selbständigkeit auf dem Gebiete der Politik, des Krieges, der Industrie, der Kunst und der Wissenschaft. Wie in den übrigen Wissenschaften, so auch in der Historie.

Ich denke, was wir und zwar nicht erst seit gestern durch gemeinschaftliche Anstrengung leisten, kann sich mit dem messen, was das Ausland hervorbringt oder hervorgebracht hat. Das allgemeine Urtheil scheint sich dahin zu einigen, daß die Leistungen unserer Gesellschaft

Jahr für Jahr weiterschreitend diesem Bestreben entsprechen und die Begünstigung rechtfertigen werden, die uns dabei zu Theil geworden ist.

Hier tritt das ideale oder vielmehr ernstlich wissenschaftliche Bestreben, denn sie sind beide eins, noch in besonderem Sinne als nationales auf, da es die Geschichte der Nation zu seinem Gegenstande hat.

Indem wir uns hiebei auf das System des Unterrichts in Deutschland gründen, welches dem Alterthum in einem Umfang, wie in keiner anderen Nation zugewandt ist, und seiner Natur nach ein allgemeines Interesse pflegt, werden wir zugleich fähig und sind vielleicht berufen, auch für die universale Geschichte das Allgemeingültige zu leisten.

Wir sind weit entfernt, die Verdienste anderer Nationen auf diesem Gebiet zu unterschätzen; viel weniger ist von der historiographischen Hervorbringung durch geniale Begabung die Rede, die in jeder Nation das Außerordentliche unerwartet leistet, sondern von Methode und Studium.

Ohne Ueberhebung, nach dem Urtheil, das ich unzählige Mal in den benachbarten Nationen vernommen, glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß wir in dieser Beziehung ihnen nicht allein ebenbürtig, sondern überlegen sind, und frei von einengender Rücksichtnahme und conventioneller Ausdrucksweise auch in der allgemeinen Geschichte, welche alles umfaßt, das Beste zu leisten im Stande sind.

Unsere Gesellschaft beschränkt sich auf die Erforschung der deutschen Geschichte und zwar in möglichst allgemeiner Umfassung.

In unserem Deutschland giebt es ein unendlich reiches und mannigfaltiges landschaftliches und locales Interesse für die historischen Studien; unsere Gesellschaft sollte sich dadurch unterscheiden, daß sie sich dem gesammten Vaterlande in allen seinen Gauen widmete: in diesem Sinne wurde sie ursprünglich zusammengesetzt.

Leider sind wir wieder in dem Fall, große empfindliche Verluste in unserem Kreise selbst beklagen zu müssen. Zwei Mitglieder, deren Gegenwart und Theilnahme uns unentbehrlich schien, vermissen wir heute. Der eine ein Niederdeutscher, der andere ein Oberdeutscher von echtem Schrot und Korn.

Gestatten Sie mir, daß ich ihnen ein paar Worte des Andenkens widme, besonders dem Ersten, den man bisher wenig kannte.

Der Niederdeutsche ist Johann Martin Lappenberg. Seine Voreltern finden wir in Bremen und Verden. Sein Vater war Arzt in Hamburg; dort war er am 30. Juli 1794 geboren. Seine Jugend

fällt in die Epoche, in der die europäischen Geschicke zwischen der europäischen Herrschaft Napoleons und der alten Unabhängigkeit der deutschen Staaten schwankten, welche auch die republikanische Handelsstadt in sich begriffen. Hamburg wurde dadurch ganz besonders betroffen. Eine Zeit lang, in welcher die bewaffnete Neutralität Preußens und die englische Seeherrschaft zusammenwirkten, blühte es mehr als je und ersetzte dem Continent gewissermaßen Amsterdam, das unter französische Herrschaft gefallen war; bis die fortschreitende Weltmacht Schritt für Schritt weiter greifend 1810 Hamburg selbst erreichte. Aus Besorgniß, den Franzosen persönlich dienstbar zu werden, flüchteten viele junge Männer nach England; commerciell gebildete und unternehmende Leute, die dort bedeutende Handelshäuser gegründet und dem überseeischen deutschen Handel eine neue Grundlage gegeben haben. Der junge Lappenberg gehörte nicht zu ihnen. In seiner Familie waren literarische Bestrebungen erblich; der Vater und Großvater haben sich Lavaters gegen die Verunglimpfungen, die er erfahren, angenommen: selbst durch und durch nüchterne und praktische Männer, gestanden sie doch dem, was andere Schwärmerei nannten, eine Art von Recht zu. Dabei waren aber auch Männer wie Büsch, der die Handelswissenschaft zuerst methodisch cultivirte, Heeren, der ihr einen Platz in der Geschichte der alten und der neuen Welt vindicirte und der Verwandter des Hauses war, ihre Freunde. Eine local befestigte Erinnerung an Lessing und der Glanz, den der gefeierte Name Klopstocks eben auf Hamburg warf, wo er seiner Zeit einheimisch geworden, waren von unmittelbarer Einwirkung. Flüchtlinge, die sich dahin oder auch nach Eutin zurückgezogen hatten, wie Friedrich Heinrich Jacobi, die beiden Stollbergs, hielten eine lebendige Theilnahme an der deutschen Literatur, deren Produktionskraft im vollsten Triebe stand, aufrecht: sie war ganz dazu angethan, um einen begabten, von Natur strebsamen jungen Mann mit einem lebendigen Nationalgefühl zu durchdringen. Lappenberg erlebte noch in Hamburg den Anfang des Umschlages des Geschicks, der in dem letzten Monat des Jahres 1812 und dem ersten des Jahres 1813 eintrat. Als Tettenborn im März 1813 in Hamburg erschien, saß er zu Pferd und stellte sich dem Oberst als freiwilliger Jäger vor. Aber den Eltern erschien er zu jung und zu schwach — er war noch nicht 19 Jahre alt — für den Kriegsdienst. Auch scheint es doch nicht der rechte Ernst gewesen zu sein. Noch in demselben Monat sehen wir ihn nach England schiffen, von wo er sich nach Edinburg begab, welches damals einen Mittelpunkt der allgemeinen Studien bildete, wo er sich den Naturwissenschaften und der Medicin widmen sollte.

Die Zeit der Freiheitskriege von 1813—15 verlebte er dort in Albion; zuweilen angewiesen, für sich selbst namentlich durch Unterricht zu sorgen: wo er nicht versäumte, die Vorzüge der deutschen Literatur zur Geltung zu bringen; aber zugleich jugendlich empfänglich für das Culturelement, das ihm dort entgegentrat. Nach den ihm vorgeschriebenen Studien fühlte er keinen besonderen Zug. Er studirte Milton und besonders Wordsworth, einen Poeten, der in Deutschland niemals so recht zur Geltung gekommen ist, weil er kaum übersetzbar ist: so durch und durch englisch sind seine Schilderungen, Anschauungen, man möchte sagen, Ideen; aber um so nationaler ist er in Britannien: er gilt in den drei Reichen als einer der größten Poeten, der je gelebt habe; eine große Zahl von Verehrern gruppirt sich um ihn, zu denen auch Lappenberg sich gesellte. Auch wies ihn der Ort, wo Adam Smith gewirkt hatte, auf nationalökonomische Studien. Er lebte am meisten in den allgemeinen Wissenschaften, die mit der Politik auf der einen, mit der Poesie auf der anderen Seite zusammenhängen. Er bewegte sich jetzt mehr in den allgemeinen Studien. Als nun vollends die Erwiderung einer Neigung, die er faßte, an die Bedingung geknüpft wurde, daß er ein öffentliches Amt bekleiden müsse, gab er sein Fach vollständig auf und eilte nach Deutschland, um sich auf der Universität durch ferneres Studium der Geschichte, Politik und des Rechts zu einem politischen Amt vorzubereiten. Er ging nach Berlin und Göttingen, wo er die Rechte studirte, ohne doch eigentlich Student zu sein. Die Wünsche seiner Jugend erreichte er nicht. Aber im Dienste seiner Vaterstadt erlangte er nach einigen Jahren ein Amt, für das seine letzte Beschäftigung als Vorbereitung gelten konnte. Er wurde zum ersten Ministerresidenten seiner Vaterstadt am Hofe zu Berlin ernannt. Hier fing er an, noch eingehender als bisher sich mit Geschichte zu beschäftigen. Aus seinem internationalen Verkehr entsprang ihm eine neue Ansicht über den Ursprung der deutschen Hansa, die er jetzt durch gelehrte Studien weiter zu verfolgen anfing. Doch war er noch entfernt davon, sie zu seinem eigentlichen Fach zu machen. Höchst bildend war für ihn sein zweiter Aufenthalt in Berlin. Es war die Epoche, in welcher die Ideen der Restauration noch in voller Kraft bestanden und ihnen gegenüber das unterdrückte Element der Revolution wiedererwachte und auch Deutschland die erste Constitution empfing. Savigny, der großen persönlichen Einfluß auf Lappenberg ausgeübt, schwankte eine Zeit lang zwischen beiden Tendenzen; so auch Lappenberg, jedoch hatte er, wie aus seinen zuletzt bekannt gewordenen Aufzeichnungen hervorgeht, in den Jahren 1820/21

eine stärkere Neigung zu der positiven Seite, als man sonst vermuthete. Das verband sich in ihm mit einer theosophischen Richtung, der er Raum gab. Er verwarf in den stärksten Ausdrücken alles, worin er eine exclusive Verehrung der Vernunft zu entdecken glaubte: in den Männern des Verstandes sah er die selbstmörderische Brut des Cadmus. Er verehrte die heilige Allianz, weil sie dahin ziele, das Reich Gottes auf Erden herzustellen. Wie wenig habe Englands constitutionelle Monarchie gewirkt; wie viel große Ideen dagegen der Selbstherrscher aller Reußen! Im Ganzen meinte er wohl: Amerika müsse in Oesterreich tolerirt werden; aber auch Oesterreich in Amerika!

Von diesem Standpunkt aus gelangte er nun, doch auch jetzt nur allmählich, zur Geschichte. Ihn regten zugleich die welthistorischen, wie die lokalen Elemente an. Die gesellschaftlichen Vergnügungen, zu denen seine Stellung eines jungen Diplomaten Anlaß gab, unterbrach er mit abstrusen Studien, Hebräisch und Sanskrit. Noch erfüllte ihn mannigfache Wißbegierde, nach mancherlei Seiten gerichtet, wie sie einem bestimmten Studium vorauszugehen pflegt. Nicht ohne Anregung von den Arbeiten Jacob Grimms zu erfahren, trug er sich mit dem Gedanken, den Zusammenhang der Völker mit Hülfe der Sprachuntersuchung zu erforschen.

In diesem Hin- und Herfluthen geistiger Tendenzen und sprachlicher Studien traf ihn ein Ruf an das Archiv von Hamburg im Jahre 1823; nicht ganz recht war es ihm, denselben anzunehmen. Er sieht das Geschäft, die bekritzelten alten Papiere zu durchforschen, mit einer gewissen Ironie an. Aber auf der anderen Seite hatte er einen politischen Zug nach den Archiven, gegenüber dem revolutionären Sturm, der die Welt umzukehren gedacht hatte. Wie sich das alles in ihm verknüpfte, zeigt sein Ausruf: Gottlob, die Bourbons der hansischen Freiheit in den Archiven erscheinen wieder! Ueberdies aber, das Leben in dem gesellschaftlichen Strudel, ohne eine den Geist befriedigende Beschäftigung, widerte ihn an. Günstig war, daß er zu einer Stellung gekommen, in der er zu anhaltender Arbeit in einem bestimmten Kreise genöthigt war.

Lappenberg legte sofort Hand an eine gründliche Ordnung des Archivs. Durch wichtige, von ihm neu gefundene hansische Urkunden konnte er schon 1824 Sartorius unterstützen. Er entdeckte das erzbischöflich Hamburg-Bremische Archiv. Er sammelte die hamburgischen Münzen und widmete sich mit allem Eifer der Geschichte seiner Vaterstadt, an die ihn jetzt und in der Folge eine glückliche Verheirathung mit

neuen Banden auf immer fesselte. Die erste Frucht dieser Arbeiten ist eine Schrift, welche 1828 das dreihundertjährige Bestehen der hamburgischen Verfassung feierte. Sehr eingehend stellte Lappenberg darin die allmähliche Bildung der Stadtverfassung, namentlich die Vereinigung der verschiedenen Kirchspielvorstände zu beständiger Vertretung der angesessenen Bürgerschaft im Jahre 1528 vor. Dann ward ihm durch den Tod von Sartorius die Aufgabe zu Theil, die hansischen Urkunden selbst herauszugeben, was im Jahre 1830 geschah. Sein Werk entwickelte die Idee, von der jener ursprünglich ausgegangen war, und gab ihr Körper. Allgemeinen Eindruck machte die Erweiterung der von Sartorius aufgestellten Behauptung, welche dieses Werk brachte. Man sah nun erst den Ursprung des Bundes in der kaufmännischen Genossenschaft, die sich in der Fremde bildete, in den Faktoreien, aus ihrem Bedürfnisse gemeinschaftlicher Rechtspflege. Lappenberg hatte sich nun einen eigenen Platz in der historischen Literatur verschafft. Sein Blick erweiterte sich nach der einen Seite durch Theilnahme an den Monumenta Germaniae über das urkundliche Gebiet der Geschichtswissenschaft, besonders inwiefern es Niederdeutschland betraf; auf der anderen durch eine Reise in Skandinavien und durch die Erweiterung historischer Studien in Bezug auf Sprache und Recht. Da wurde ihm, was selten vorkommt, eine buchhändlerische Aufforderung zum Anlaß, ein Werk zu entwerfen, das recht eigen zur Entwicklung seines Geistes dienen sollte. Er unternahm eine Geschichte von England.

Den ersten Band der Geschichte von England halte ich für das beste Werk Lappenbergs. Seine Anschauungen und Lebensbeziehungen, sein Sinn für Historie, Sprache und Rechtsgeschichte, seine nordgermanische Bildung überhaupt, seine poetischen und landschaftlichen Hinneigungen machten ihn ganz besonders fähig, die Ansiedlung germanischer Stämme in England zu schildern. Es ist ein Gebiet, wo Sage und Geschichte ineinander fallen und doch auseinander genommen werden müssen; wo Kritik und poetischer Sinn zusammen arbeiten konnten. Die Darstellung Lappenbergs ist nach meinem Urtheil noch etwas zu blumenreich; aber die Studien sind ernst und tief, wovon gleich die Einleitung Zeugniß ablegt. Die Arbeit zählt zu den namhaftesten Hervorbringungen deutscher Historiographie. Für die Geschichte der Heptarchie ist darin das Beste geleistet, was überhaupt existirt.

Minder gelungen ist der zweite Band, in welchem das französisch-normannische Element die größte Rolle spielt. Doch ist da für fernere Forschung eine treffliche Grundlage gegeben. Neben anderen Motiven war es vornehmlich ein wachsendes Augenleiden, das ihn be-

stimmte, die Fortsetzung der Geschichte anderen, ebenfalls geeigneten Händen zu übergeben.

Ihn selbst beschäftigten demselben zum Trotz kleinere Arbeiten über norddeutsche Geschichtschreiber, wie Thietmar und Adam; die Theilnahme an dem geschichtlichen Verein der Stadt Hamburg, der ihm nicht die erste Gründung, aber sein wissenschaftliches Leben verdankt; die Sammlung hamburgischer Urkunden, deren Exemplar mit einem Theile der Stadt selbst in dem großen Brande nahezu, glücklicher Weise nicht ganz vollständig unterging; hauptsächlich aber auch literarische Arbeiten über Flemming und Klopstock. Erst nach seinem Tode ist die Sammlung Klopstockscher Briefe erschienen, die erst durch genealogische Forschungen über die Angehörigen — denn in diesen kleinen Untersuchungen gefiel er sich — einen Werth erhalten. Mit Vergnügen liest man, was er über die nahen Verwandten Klopstocks und seine ersten enthusiastischen Oden und die spätere stattliche Lebenserscheinung beibringt.

Mit lebendiger Theilnahme abwartend, mit Aufmerksamkeit folgte er den weiteren Strömungen der Zeit, die seine früheren Ueberzeugungen nicht verwischten, jedoch modificirten. Was ihn aber am meisten beschäftigte und in seinen späteren Jahren das eigentliche Lebenselement bildete, das war seine Betheiligung an unserer historischen Commission. Die Municificenz, der wir uns erfreuen, gewährte ihm die Mittel, eine Sammlung der hansischen Recesse vorzubereiten, welche, norddeutsches und niederländisches Gebiet überhaupt umfassend, ein sehr bedeutendes Denkmal deutscher Gesammtgeschichte zu werden verspricht. Oft hat er uns von seinen Vorarbeiten Kunde gegeben, die eben so weit gediehen waren, daß an die Publikation Hand gelegt werden konnte. Wie glücklich würde sie ihn gemacht haben! Sie würde gleichsam einen Abschluß seiner Studien gebildet, zum Bau hansischer Geschichte, den er gegründet, die Quadern geliefert haben. Da wurde er von der Krankheit heimgesucht, welche ihn lange verfolgt hatte, jetzt aber einen drohenden Charakter annahm. Schon in unserer letzten Versammlung konnte er nicht erscheinen; aber er besuchte mich noch nach meiner Rückkehr von derselben in Berlin und versprach mir, in der nächsten Sitzung gewiß zu erscheinen, selbst ohne persönlichen Zweifel, daß das möglich sein werde. Aber schon waren seine Tage gezählt; nach Hamburg zurückgekommen, hat er sein Zimmer nicht mehr verlassen.

Er war eine sinnvolle, aufmerksame, liebenswürdige Natur, den echten Studien mit Eifer zugewandt; er hatte eine innere Energie, die

ihn bis zuletzt nicht verließ. Das Werk seines Lebens hat er nicht vollendet, aber wie Wenigen ist das beschieden! Die Publikation hansischer Recesse ist durch seinen Tod nur verzögert. Unsere Commission wird sie auch ohne ihn bewirken und dadurch vornehmlich beitragen, sein Andenken in der Gesammtgeschichte der Nation lebendig zu erhalten.

Eine ganz andere Natur war der zweite unserer Mitarbeiter, den wir heute in unserem Kreise vermissen, Ludwig Häusser. Sein Lebensgang ist sehr einfach und durch eingehende Zeitungsartikel allzubekannt, als daß ich bei demselben länger verweilen sollte.

Wollte man ihn mit Lappenberg vergleichen, so waren sie ganz verschieden. Lappenberg, wie berichtet, nicht einmal deutscher Student und durch seine Art und Weise keineswegs zur Professur geeignet; Häusser war recht eigentlich Student von Heidelberg und Jena und späterhin durch und durch Professor. Sein Auditorium war einige Jahre hindurch das zahlreichste, das ein deutscher Professor regelmäßig um sich vereinigte. Lappenberg neigte sich der romantischen Poesie zu, Häusser schrieb in den politischen Zeitungen Artikel, die der Stimmung der Zeit entsprachen und allgemein gelesen wurden.

Wenn ich sie beide im allgemeinen betrachte, so möchte ich in ihrer Verschiedenheit auch den Unterschied der Zeiten wahrnehmen. Lappenberg gehört der Epoche der Restauration an und acceptirte, wiewohl mit Mäßigung, die Ideen derselben in ihrem Gegensatz mit denen der revolutionären Epoche, die in dem französischen Kaiserthum, dessen vollen Druck seine Vaterstadt und er selbst empfunden hatten, culminirten. Häusser vertrat eine ganz andere Epoche, die nämlich auf der Revolution des Jahres 1830 beruhte. Bei einem kurzen Aufenthalt, den er 1840 in Paris machte, imponirte ihm die Wirksamkeit der liberalen Presse, welche auch in Deutschland, mit tausend Hindernissen kämpfend, bereits Eingang und einen großen Schauplatz gewonnen hatte; aber französisch gesinnt wurde Häusser darum doch nicht.

Es war eben die Epoche, in welcher dortige Kundgebungen, mit denen es freilich nicht so ernst gemeint war, wie es aussah, Europa, zunächst Deutschland, mit Krieg bedrohten. Aber in Deutschland waren die nationalen Gefühle aufs kräftigste erwacht und erfüllten alle Gemüther, es lebte und pulsirte in allen Parteien. Darin begegnete sich Friedrich Wilhelm IV. mit dem deutschen Liberalismus. Unser Häusser lebte nun voll in dieser nationalen Direktion der liberalen Presse. An seiner Stelle, geborener Pfälzer aus dem Zweibrückischen Kleeburg, von Pfarrern reformirten Bekenntnisses her-

stammend, hatte er noch einen besonderen Grund, die französische Herrschaft zu verabscheuen. Man empfand da noch die Wirkungen, die an die Reunionen Ludwigs XIV. und die Folgen der Ryswyker Klausel anknüpften. Soviel ich von ihm verstanden habe, war seine religiöse, positiven kirchlichen Einrichtungen entgegengesetzte Richtung aus diesem Motiv herzuleiten. Sie vertrug sich sehr gut mit seinem politischen Liberalismus und identificirte sich mit demselben.

Ludwig Häusser hatte viel Sympathien mit dem pfälzischen Haus, namentlich der Linie von Zweibrücken, die einst als Herren von Kleeburg Könige von Schweden geworden waren, dann auf die europäischen Geschicke und den Widerstand gegen Ludwig XIV. in jenen Zeiten Einfluß ausgeübt hatten. Diesem Hause ist sein erstes bedeutendes Werk, die pfälzische Geschichte gewidmet, die nicht eine Landesgeschichte im Sinne von Wenck oder von Möser, aber eine sehr gute und anziehende Zusammenstellung alles dessen ist, was Land und Dynastie allgemein merkwürdig machten.

Aber bei weitem wichtiger und zwar in demselben Maße, in welchem der Stoff größer und umfassender ist, wurde sein zweites Werk, die deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs II. an; denn bei der religiösen und antifranzösischen Richtung, welche Häusser verfolgte, richtete sich sein Blick nothwendig nach Berlin. Die große Gestalt König Friedrichs imponirte ihm und zog ihn an. Er hat seiner Regierung Studien gewidmet, die, soviel ich weiß, noch nicht vollständig verwerthet worden sind.

In seiner Geschichte erwarb er sich nun das Verdienst, den preußischen Antheil an der Entwicklung der neueren Geschichte gerechter zu beurtheilen, als seine Vorgänger. Nicht als ob er alles gebilligt hätte, was von Berlin ausgegangen war, er war weit davon entfernt; aber er zeigte mehr Sinn und Anerkennung des preußischen Standpunktes, als man sonst fand. Die Archive wurden ihm geöffnet, und die Kunde, die er daraus schöpfte, verlieh seinem Werke, namentlich in den späteren Ausgaben, einen von politischen Meinungen unabhängigen Werth auf immer. Das Buch ist dadurch eins der wichtigsten geworden, welche die neueste Epoche der deutschen Historiographie hervorgerufen hat, um so mehr, da es zugleich eine große Epoche vollständig umfaßt. Der historische Preis ist dieser zweiten Ausgabe, wie mir scheint, mit Recht verliehen worden.

In diesem Sinne eingehender und gründlicher Forschung hat nun Häusser auch an unserer Commission Theil genommen.

Eine eigene Arbeit hat er in unserem Kreise nicht ausgeführt,

aber er hatte die Leitung der für die Zweibrückische Geschichte auf den besonderen Wunsch des hochseligen Königs unternommenen Publikationen, und unschätzbar war er in unseren Sitzungen durch den lebendigen Antheil, den er auch dem, was ihm ferner lag, widmete, und sein gesundes Urtheil. Er war ein Mann von der größten natürlichen Begabung für die Darstellung. Unter seinen Händen gewann Alles auf das Leichteste eine dem Inhalt entsprechende Form.

Ein Autor und Professor von ausgebreitetster Wirksamkeit; in der Blüthe der Jahre wurde er von einer Krankheit überfallen, der er widerstand, mit der er kämpfte. Plötzlich aber raffte sie ihn hin.

Wir beginnen unsere Sitzung mit dem dankbaren Andenken an die beiden hingeschiedenen Männer: von der verschiedensten Lebensstellung und Anlage, aber beide rein und würdig; sie repräsentiren gleichsam in ihrer Persönlichkeit zwei verschiedene Direktionen des deutschen Lebens, die, miteinander ringend, doch ein zusammengehöriges Ganze bilden.

8.

Rede zur Eröffnung der IX. Plenarversammlung am 30. September 1868.

(Zuerst gedruckt in der Historischen Zeitschrift Bd. XX, S. 393—404.)

Glücklicher Weise haben wir in diesem Jahre keinen Verlust zu beklagen; aus der Reihe deutscher Historiker ist keiner abgeschieden, dessen wir nach unserer Gewohnheit beim Anfange unserer Versammlung zu gedenken hätten. Dagegen ist über einen der unlängst Verstorbenen ein Buch erschienen: Lebensgeschichte und Briefe von Johann Friedrich Böhmer, durch das wir ihn erst kennen lernen, und welches zugleich auf unsere Studien und, was damit verwandt ist, mannigfaltiges Licht wirft und zu Betrachtungen anregt.

Die hochverehrte Versammlung hat es immer genehmigt, wenn ich zu Anfang unserer Sitzungen etwas auf das Ganze Bezügliche vortrug: sei es mir erlaubt, einige Bemerkungen mitzutheilen, die mir bei der Lektüre dieses Buches entsprungen sind. Es enthält gar viel Unbedeutendes, Urtheile, die auf flüchtigem Eindruck, zufälliger Sympathie oder Antipathie beruhen, entstanden aus den literarischen und politischen Parteiungen der Epoche, in der wir leben, und der eigenthümlichen Stellung Böhmers zu denselben; es sind Briefe für die Freunde geschrieben, die ihn kannten, nicht für das Publikum: es kann mir nicht beikommen, darauf einzugehen.

Von wirklicher innerer Bedeutung dagegen ist das, was wir über die Jugend Böhmers erfahren. Mit dem Leben ist es einmal nicht anders: das Interesse concentrirt sich meistens im Werden und nimmt ab, sowie das Leben so zu sagen zum Geschäft wird. Für mich, der ich mit Böhmer in demselben Jahre geboren bin, nur einige Monate später, hatten die Briefe aus seiner Jugendzeit gleichsam einen persönlichen Reiz; die Eindrücke, unter denen er sich entwickelte, theilten

wir mehr oder minder Alle, manche seiner Tendenzen waren der ganzen strebenden Jugend gemein; für ihn selbst ist es höchst merkwürdig, wie sich in ihren mannigfaltigen Strebungen nach verschiedenen Seiten hin zuletzt eine constante und fruchtbringende Richtung auf die historischen Studien herausbildete. Es ist ein Stück Geschichte der deutschen Studien, das wir dabei überblicken.

Zuerst tritt uns eine altväterische Familie entgegen, wie sie jene Zeit noch hervorbrachte, die aber ganz besonders geartet war. Der Vater, der aus Zweibrücken stammte, rheingräflicher Hofrath, durch die Revolution vom linken Rheinufer auf das rechte getrieben, verheirathete sich in zweiter, etwas später Ehe mit der Tochter eines Kammergerichts-Procurators in Wetzlar, dessen Vorfahren schon in den Zeiten der Reunionen Ludwigs XIV. von dem linken Rheinufer auf das rechte übergesiedelt waren. Der Vater streng lutherisch, die Mutter und deren Vater streng reformirt; doch erwuchs ihnen daraus keine Differenz. Das Gemeingefühl der Familie begründete sich auf die von den Franzosen gegen das deutsche Reich verübte Gewalt, die sie Jeder an seinem Theil erfahren hatten. Der Vater, der nun erst nach Frankfurt am Main zog, wo er das einträgliche Amt eines Kanzleidirektors erhielt, war von dem Grundsatz durchdrungen, daß angestrengter Arbeit Alles möglich sei; der mütterliche Großvater führte ein Protokollbuch, worin er verzeichnete, was er an jedem Tage und in jeder Stunde vornahm: Beides ehrenfeste, wie man sieht, höchst arbeitsame, den alten Zuständen des Reichs gleichsam durch ihre persönliche Geschichte ergebene Männer. Der Großvater rühmte wohl, daß sich unter seinen Vorfahren niemals eine niedrige Seele gefunden habe. Der Haushalt, den die Mutter führte, war streng geordnet, genügsam und sparsam, selbst mit Rücksicht auf die auszuübende Wohlthätigkeit, die nur dann Genugthuung gewähre, wenn man das an sich selbst Gesparte den Armen mittheile. Die Erziehung war auf eine doch auch für jene Zeit sehr außerordentliche Weise abgeschlossen. Johann Friedrich Böhmer war elf Jahr alt, als er den Fluß seiner Vaterstadt zum ersten Male sah, und es dauerte fast noch ein Jahr, ehe er zum Thor derselben hinausging; er hat es verzeichnet, es war am 13. Februar 1807, eines Freitags. Der Vater kaufte einen Garten an der Pfingstweide, wohin man dann Sonntags einen Spaziergang unternahm. Der Vater in altväterischer Tracht, mit wohlgepflegtem Zopf, seine Frau am Arme, hinter ihnen die beiden Söhne, der ältere, Johann Friedrich, kerzengerade mit kurzem Schritt; allein auszugehen war den Kindern nicht erlaubt.

Damals war nun schon die große Wendung des Geschickes eingetreten, welche Deutschland umgestaltete. Der deutsche Kaiser hatte seine Abdankung ausgesprochen; vier Tage darauf abdicirte der reichsstädtische Rath von Frankfurt durch eine Proklamation, in der er die Bürgerschaft lobte, daß sie bisher wie den Schrecken des Kriegs so dem Reiz der Verführung Widerstand geleistet habe. Der alte Kanzleirath hatte an der Formulirung, desselben alten reichsstädtischen Sinnes, den der französische Kaiser für wahrhaft republikanisch erklärte, Theil genommen.

Wir lebten auch in dem Norden mehr oder minder in dem Gefühl, dem großen Reich anzuhören. Ich besinne mich, wie mich das Wort „Kaiserliche Majestät", als ich es zuerst mit einigem Verständniß vernahm, durchzuckte. Wir empfanden es auch an unserer Stelle, daß der deutsche Kaiser abdicirte: wie viel mehr mußten die davon durchdrungen sein, die mit ihrer persönlichen Existenz an das Bestehen von Kaiser und Reich gebunden waren!

Dort folgten nun die Zeiten des Fürsten Primas, dem der für das Fortkommen seiner Kinder höchlich besorgte Vater als Präfekturrath diente, jedoch nicht ohne Widerstreben. Die liberalen Ideen, denen die Administration huldigte, erschienen ihm vor allem als Hülfsmittel der auswärtigen Gewalt. Die Einziehung katholischer Stiftungen erweckte jetzt die Sympathie conservativer Protestanten für die alte Kirche. Wir erlebten etwas Aehnliches in Norddeutschland. Ich sehe noch vor mir die halb französischen, halb deutschen Erlasse des Königs von Westfalen und höre den Rektor von Pforta den Erlaß vorlesen, durch welchen die Einziehung protestantischer Stifter zu Gunsten der Schulen verfügt wurde. Auch hier gab es eine Verbindung der fremden Gewalt mit den liberalen Einrichtungen, die uns in vielem Bezug kränkte.

Mit unendlichem Jubel wurde nun allenthalben die Schlacht bei Leipzig begrüßt. Dort im Böhmerschen Hause sah man den ernsten Vater freudestrahlend, wie er nie erschienen war, seiner Familie die Nachricht ankündigen. Merkwürdig, wie sich bei ihm die Idee der Wiederherstellung des Reiches gestaltete. Er widerrieth seinem Sohne, als Freiwilliger einzutreten, weil man ja doch nur Soldaten einzelner Stände sähe, Bayern, Würtemberger, Nassauer, es hätte wenig gefehlt Isenburger, keine Deutschen. Er wollte nur von dem einigen Deutschland hören unter dem „geliebten Kaiser" und zwar einem solchen, unter dem die Fürsten das Recht der Waffen und der Bündnisse, das ihnen seit dem westfälischen Frieden zustehe, nicht mehr besitzen sollten. So

weit nun ging in den norddeutschen Territorialstaaten wohl Niemand. Aber es war ein fast allgemeiner Wunsch, daß die alte Grenze des Reichs wiederhergestellt und das Kaiserthum als Organ der Einheit in bestimmten Formen renovirt werden möge. Daß dann ein bloßer Bund zu Stande kam, in welchem die besonderen Souveränetäten gewahrt wurden und die Einheit nur schwach repräsentirt war, konnte Niemand befriedigen.

Der Gegensatz der beiden Ideen begann zunächst auf den Universitäten als Streit der Burschenschaft und der Landsmannschaften; Böhmer, der 17½ Jahr alt die Universität Heidelberg bezog, wurde von demselben lebhaft ergriffen. Er urtheilt, durch die Landsmannschaften werde eine Art von Kakistokratie gegründet, die zu moralischem Verderben und Roheit führe. Er schreibt sich einigen Antheil an der Gründung der Burschenschaft zu, deren Idee zwar gleichzeitig mit Anderen, aber doch selbständig in ihm entstanden war. Eine eingreifende Stelle hat er bei der Gesellschaft wohl nie gespielt. Aber er drückt den Gedanken, der zu Grunde lag, bündig aus. Durch ihre Einheit sollte die Burschenschaft das Vaterland im Allgemeinen repräsentiren, durch die Gleichheit der Mitglieder die politische Freiheit. Das Streben war zugleich auf fleißige Studien und Ausbildung des Charakters gerichtet. In den Briefen aus dieser Zeit, die mir die liebsten in der Sammlung sind, zeigt Böhmer eine für seine Jahre außerordentliche Besonnenheit und Zurückhaltung. Er fürchtet, daß sich die Burschenschaft in schwärmerische Ideale verlieren oder wohl gar von Faktionen mißbraucht werden könne. So war er, als er nach Göttingen gegangen, sehr dafür, das Jubiläum der Reformation auf der Wartburg zu feiern. An dem wirklichen Wartburgfest hat er aber keinen Antheil genommen.

Er war damals damit beschäftigt, zum Dr. juris zu promoviren, was er auch ohne Mühe erreichte. Doch hatte er sich auf beiden Universitäten noch mehr mit allgemeinen als bloß mit juridischen Studien beschäftigt. Sprachwissenschaft, Geschichte der Kunst, selbst Chemie zogen ihn mehr an, als das heutige Recht. Eher meint er Talent für die politischen Wissenschaften zu besitzen. Was Goethe damals der Jugend überhaupt nahe legte, die Idee einer allseitigen Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten, schien auch Böhmers Ideal zu sein, um so mehr, da er nach keinem Amt zu trachten brauchte, sondern die Mittel zu einem unabhängigen Leben besaß.

Nun war aber dies überhaupt die Epoche, in der man alle Zweige der Wissenschaft und der Literatur umbilden zu können, in

allen neue Bahnen einschlagen zu müssen meinte. Böhmer, der nicht so gläubig war, wie wir Anderen in der Heimat des Protestantismus, wurde von der Auffassung des Erlösers, wie sie aus den theologischen Schulen ihm entgegentrat, eher zurückgestoßen. Mit Naivetät bekennt er, ein einziges altdeutsches Bild gebe ihm einen besseren Begriff von der Größe des Heilands. In den Institutionen Justinians erblickt er eine verworrene Compilation, die zur Abstumpfung des Geistes führe. Savigny hat er nicht gehört. Er trug sich damit, daß die Politik umgestaltet werde, zunächst durch die schon ausgesprochenen Ideen hauptsächlich nationalökonomischer Art. In der Ethik sei es, so spricht er sich einmal aus, mit den bisherigen Principien vorüber; man müsse vorwärts schreiten. Die erste Menschenpflicht sei die That; Jedermann sei verpflichtet, die Ideen der neuen Zeit in sich zur Klarheit zu bringen.

Wie sehr alle Begriffe erschüttert waren, zeigte nicht allein Sand und seine That, sondern auch die Theilnahme, welche diese fand. Böhmer bewunderte sie im Grunde der Seele. Er macht sich ein Geschäft daraus, die Briefe, die einen guten Eindruck hierfür machen konnten, Denen vorzulesen, auf deren Urtheil er Werth legte.

Böhmer war damals in Italien. Ebenda nahm er eine entschieden deutsche Richtung, was bei ihm damals zunächst mit der Kunst zusammenhing. Vor einem Bilde der Boisseréeschen Sammlung hat er noch in Deutschland seine ersten Inspirationen empfangen; dann ging er nach Rom, wo er ausschließlich mit der Schule deutscher Künstler lebte, die unter dem Einfluß des ersten Imperialismus, d. h. im Gegensatze zu demselben, in der Würdigung der alten christlichen Kunst des Mittelalters eine neue geistige Heimat gefunden hatten und damals bereits so weit gekommen waren, eine Ausstellung von Werken im neuen Sinne im Palast Caffarelli zu veranstalten. Die Fülle der Kraft und die Tiefe der Auffassung in den alten Bildern erweckte nicht allein Bewunderung, sondern lebendige Nacheiferung. Indem man nach einem anderen Geiste des menschlichen Wesens suchte, fand man ihn hauptsächlich in jenen Hervorbringungen der alten Malerei, Bildnerei und besonders der Baukunst.

Dahin war nun die Aufmerksamkeit der ganzen deutschen Jugend gerichtet. Wir wanderten zu Fuß nach Speier und Oppenheim, nach dem noch halb in Trümmern liegenden Dom zu Köln. Wir versäumten freilich auch nicht, die durch Luther berühmt gewordenen Stätten z. B. in Worms zu betrachten. In Böhmer überwog das andere Element. Aus seinen Briefen sieht man, wie so ganz er sich

den Ideen der früheren Zeit hingab. Die hohen Gestalten an dem Maximilianeischen Denkmal in Innsbruck erschienen ihm als das letzte Denkmal einer besseren Zeit.

Die ersten historischen Arbeiten Böhmers galten der Geschichte der deutschen Baukunst. Ueber den Ursprung und die Ausbildung derselben suchte er sichere Notizen zusammenzustellen, die zu einem Wegweiser durch die deutsche Kunstwelt, zu einer Art von deutschem Pausanias, von dem damals überhaupt viel die Rede war, dienen sollten, schon eine Art von Regesten. Manche Zusammenkunft fand zwischen den Einverstandenen statt; wie jene war, von der Platen rühmt, daß ihm Nürnberg mit seinen Kunstschätzen, Brücken, Brunnen dabei erst lebendig geworden sei. Böhmer aus Frankfurt wird von ihm als großer Kunstkenner bezeichnet. Wenn nun aber hier der Geist des Mittelalters auf die strebende Jugend eine mächtig anziehende Kraft ausübte, so mußten auch die Studien der Literatur dieser großen Epoche, die schon früher ernstlich begonnen waren, in diesen Kreis gezogen werden. Wenn wir Anderen uns begnügten, von der Ilias auf die Nibelungen überzugehen, so machten auf Böhmer auch Gottfried von Straßburg und Hartmanns Armer Heinrich einen großen Eindruck. Er erstaunte über die Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Anschauungen, die in den Minnesängern hervortritt; er begeisterte sich für die Zeiten, in denen es nur Einen Kaiser und Einen Glauben gegeben, und nahm dann keinen Anstand, das dreizehnte Jahrhundert, wo der Kölner Dom gebaut, die Nibelungen gedichtet, die Minnelieder gesungen worden seien, für das größte aller Jahrhunderte zu erklären. Was die Mitwelt bisher bewundert hatte, kam ihm nur armselig vor. Die einst bei Fiorillo nachgeschriebenen Hefte warf er von sich als unnütz für die Kenntniß der Kunst. Goethe betrachtete er fast nur als Nachahmer wirklich guter Dichter früherer Zeit und stritt darüber mit seinen Freundinnen. Die deutsche Philosophie seit Kant erschien ihm als Anmaßung der scholastischen Philosophie gegenüber. Das Schöne um des Schönen willen, Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst willen pflegen, hielt er für verkehrt. Das Schöne muß das Heilige bedeuten, Maler sind Apostel. Unter den Neueren schätzt er nur noch die, welche sich diesem Sinne annäherten. Mit unglaublicher Mühseligkeit schrieb er einmal die Romanzen vom Rosenkranz von Brentano aus dem unleserlichen Manuskript ab; sie waren ihm „den Winter hindurch Blüthe und Duft". Er schickte die saubere Handschrift in stattlichem Band an den Autor, der aber bereits auf seinem Wege viel weiter vorgeschritten war. Er wollte sie nicht mehr

sehen, dies Potpourri aller seiner Zustände; nicht dieser Findlingspoesie, sondern dem Katechismus möge Böhmer seine Zeit zuwenden. Böhmers Sinn war das nicht. Er begnügte sich mit der Bewunderung des Glaubenslebens der Vorfahren, wo der geistliche Trost Alle beseligt habe. Ob er diesen selbst gesucht hat? Zunächst hat er nur eine Leidenschaft für die Hervorbringungen jener Epoche. Er wollte carmina Latina rhythmica aus derselben, in denen er einen großen Schatz von Poesie zu finden meinte, herausgeben, die Heiligenlegenden sammeln für die, welche an die Heiligen glauben, zunächst zum Verständniß der Kunst. Wie hätte er nicht bei jedem Schritte inne werden sollen, daß das historische Leben der Epoche überhaupt denselben Geist athmet! Nicht mit Unrecht fand er die Behandlung der Geschichte, wie sie noch vorwaltete, mangelhaft. Er meinte, sie müsse das Gesammtleben der Nation, die literarischen und künstlerischen Bestrebungen überhaupt umfassen. Schon legte man an die Uebersetzung alter deutscher Historiker in diesem Sinne Hand an. Aber noch war Alles schwankend und unfertig, als der Gedanke zur Herausgabe der Monumenta Germaniae historica von den größten deutschen Männern, die je gelebt haben, gefaßt wurde. Es war ein entscheidender Tag für Böhmer, als ihn Fichard bei Stein einführte, worauf er sich der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die sich eben bildete, anschloß und ihr die eifrigste Theilnahme widmete.

Der Gedanke Steins hat noch andere Wurzeln. Böhmer trat, durchdrungen von den Anschauungen, die sich allmählich in ihm gebildet hatten, zur Mitarbeit heran. Diese haben ihn immer begleitet; er hat ihnen in seinem Leben und in seinen Briefen Ausdruck gegeben. Nicht wenige Freunde haben sich ihm in demselben Sinne angeschlossen. Indem wir dies Bestreben in aller seiner Bedeutung schätzen, muß es uns doch erlaubt sein, auch die Seite desselben hervorzuheben, die es Anderen unmöglich macht, sich ihm in gleichem Sinne anzuschließen. Bei aller ihrer Tiefe haben diese Anschauungen doch zugleich etwas Beschränktes und Beschränkendes. Für historische Forschung und Kunst können sie unmöglich als allgemeingültig betrachtet werden.

Denn wenn das Schöne nur der Heiligung dient, so ist das Wahre nur das dogmatisch Festgestellte, das Gute selbst nur das, was der Kirche dient. Wir fallen in den alten Staat zurück, der die Reformation veranlaßte. Die menschliche Gesellschaft würde keinen anderen Zweck haben, als die kirchliche Idee zu verwirklichen, die weltliche Gewalt ihre höchste autonome Bestimmung verlieren, sowie die dem menschlichen Geiste eingepflanzte Idee von dem höchsten Gute ihren

unbedingten Werth an sich einbüßen. Wenn dem so wäre, so würde die Geschichte des Menschengeschlechts auf einen sehr engen Horizont gebannt sein; sie würde nur einen Aufbau bis zur Blüthe des Mittelalters und dann einen Rückgang von demselben enthalten. Alles Frühere würde als unvollkommene Vorbereitung, alles Spätere als Abfall erscheinen. Innocenz III., der Repräsentant der Kirche und ihrer überwiegenden Autorität, würde als der größte Mann der Weltgeschichte betrachtet werden.

Und dabei ist es eine Täuschung, so viel von deutscher Nationalität in diesem Verhältniß zu reden.

Es ist wahr, wir besaßen das Kaiserthum und damit den ersten Rang unter den Mächten. In jener Epoche aber war es schon nicht mehr das Reich in vollem Aufstreben der vereinigten geistlichen und weltlichen Tendenzen, wie es in der Epoche der sächsischen und salischen Kaiser, selbst unter den ersten Staufern hervortrat, sondern das Kaiserthum war bereits von der geistlichen Macht in die zweite Rolle herabgedrängt worden. Seit dem Tode Heinrichs VI. gab es kein unabhängiges Kaiserthum mehr; der sicilische Staufer selbst wurde durch Unterwerfung unter die Kirche und Widerstreit mit ihr in eine Stellung gedrängt, die sich nicht behaupten ließ, eine Rolle, die ihm zum Verderben gereichte. Zwiespältige Wahlen wurden fast nothwendig; ein wirklich mächtiges Kaiserthum hat sich kaum jemals durchzuarbeiten vermocht.

Sollte ein Zustand dieser Art unser Ziel sein? Ich bin entfernt davon, die Jahrhunderte der vorwaltenden Hierarchie zu unterschätzen. Was ist da Alles in Kirche und Staat, in Städten und Territorien gefördert worden und zum Leben gediehen! Aber der beste Prüfstein ist die Zeit. Man darf auch den späteren Jahrhunderten nicht einreden, die sich von der Gesinnung jener hierarchischen Periode abwendeten. Die Historie trachtet sie vielmehr alle in ihrer Verschiedenheit und also jedes in seinem besonderen Wesen zu erkennen und zu würdigen. Welcher Irrthum, eines von allen gleichsam als bevorzugte Zeit Gottes zu betrachten! Und wie berührt: zur Anschauung der deutschen Geschichte würden wir damit nicht gelangen. Denn das lebendige Moment jener Zeiten war die Ausbildung der abendländischen Christenheit überhaupt, jener großen Völkergenossenschaft, auf welcher die spätere Geschichte beruht, damals unter dem Uebergewicht der geistlichen Macht, welche Alles beherrschte. Die Kunst ist das gemeinschaftliche Eigenthum aller unserer Nationen. Wer wollte behaupten, daß unsere hohen Dome den französischen, selbst den eng-

lischen und italienischen unbedingt vorzuziehen seien? Bildnerei und Kunst beruhen auf gemeinschaftlichen Impulsen; in der Literatur ist in Stoff und Manier Vieles aus der Fremde uns zugekommen. In dem allgemeinen Wettstreit der Nationen haben die Deutschen insofern vielleicht das Beste geleistet, als ihre Poesie an die älteste, aus unvordenklicher Vorzeit überkommene Sage, wie bei den Nibelungen, anknüpfte; aber in den in dieser Epoche vorwaltenden Ueberlieferungen herrschte doch die allen abendländischen Nationen gemeinschaftliche Kultur, in welcher die romanische Welt der germanischen ohne Zweifel voranging. Die großen Sitze der Gelehrsamkeit waren Paris und Bologna, von denen wir unsere Universitäten als Nachbildungen empfingen. Aber in dem von da überkommenen Einfluß lag auch der Grund, daß, als die Zeit gekommen war, wir uns von ihr abwenden mußten. Niemand kann leugnen, daß die Reformation eine historische Nothwendigkeit war. Die deutsche Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer tiefen und umfassenden Bewegung ist ein echteres Produkt des deutschen Geistes, als das System irgend eines deutschen Scholastikers. So die Studien des Alterthums, Poesie, Historie. Man kann die Rückkehr zur Würdigung der alten Kunst selbst von dem nationalen Antagonismus gegen das aus den romanischen Nationen auf uns übergegangene akademische Thun und Treiben der Künstler herleiten.

Aber Böhmer hatte nun einmal für die hierarchische Epoche Partei genommen. Seine Theilnahme an der erwähnten literarischen Arbeit beruhte auf dieser Vorliebe, und seinem Wesen entsprach es, wenn er sich hierbei den Urkunden zuwandte. In den Historikern des Mittelalters fand er zuviel äußere Geschichte, während doch das innere Leben in der Kunst und in der Verfassung erscheine. Er äußert den Gedanken, daß sich das alte Recht der taciteischen Zeiten in den Rechtszustand der späteren umgebildet habe. Insofern gewannen die Urkunden, in denen sich das öffentliche und das Privatrecht darstellt, für ihn die größte Wichtigkeit. Bei der fortgehenden Sammlung stellte sich das Bedürfniß der Regesten heraus; Böhmer erklärt selbst den 22. Februar 1829, an welchem Tage er Hand an diese Arbeit legte, für den zweiten großen Tag in seinem Leben. Es ward ihm wohl dabei, daß er in der zunehmenden Bewegung der Zeit eine würdige Lebensbestimmung gefunden hatte, seine ganze Seele war dabei. In jüngeren Jahren hatte er wohl zu etwas Anderem Lust gehabt, als in den verwelkten Blättern der Vorzeit zu leben. Aber so seien auch die frommen Benediktiner bei ihren Quellensammlungen gesinnt gewesen;

sie erkannten den Geist Gottes, der durch die Geschichte weht; er gehe jetzt eine gerade feste Straße durch die Jahrhunderte und genieße jetzt eine Aussicht nach rechts und nach links.

Es ist nun nicht meine Absicht, ihm auf diesem Wege weiter zu folgen. Er hat doch auch später die Historiker in seinen Kreis gezogen, und nicht Alle billigen die Verbindung von urkundlicher und historischer Ueberlieferung, die er dabei versucht. Von seiner ersten Richtung auf den Verfassungsinhalt tritt er später mehr zurück.

Seine Briefe sind Denksteine seiner Studien; man sieht den Gang, den sie im Einzelnen nahmen. Ueberall aber begegnen wir jenen Anschauungen, die wir bezeichnet haben, und von denen bei ihm Alles ausgeht. Die Briefe sprechen hier und da ein lebendiges Gefühl für Natur und Alterthum aus; man stößt selbst auf manches unbefangene Urtheil über heutige Zustände; aber zugleich zeigen sie viel Mißbehagen an Bestrebungen nicht allein Solcher, die ihm von Grund aus zuwider, sondern auch Solcher, die ihm eben nur nicht vollkommen homogen waren. Ich sehe darin, wie erwähnt, mehr Anwandlungen als gereifte, für das Publikum bestimmte Urtheile. Böhmer hat es mir, wie er einmal sagt, nicht übel genommen, wenn ich seine Grillen und seine Leistungen unterschied.

Wenn man Böhmers Briefe mit den Briefen von Johannes Müller, den Böhmer selbst bewunderte, vergleicht, so ist der Unterschied, daß sich bei Müller eine unbedingte Hingebung an die Studien der allgemeinen Geschichte offenbart, bei Böhmer dagegen eine exclusive Werthschätzung der Studien über eine bestimmte Epoche in einem bestimmten Sinn. Ohne Zweifel gehörte für ihn die einmal ergriffene Richtung, die sein inneres Leben ausmachte, dazu, um sich von dilettantischen Bestrebungen, die den Tag beherrschen, hinwegzuwenden, in die Schachte der Archive hinabzusteigen und ein volles Leben der Erforschung der alten Urkunden zu widmen. Auch die Gelehrsamkeit nimmt in den Epochen großer Regenerationen ihre Impulse aus der allgemeinen Bewegung der Welt. Einmal begründet aber und in das Leben gerufen, setzt sich die Gelehrsamkeit durch ihre eigene Kraft selbständig fort.

9.

Rede zur Eröffnung der X. Plenarversammlung am 29. September 1869.

(Zuerst gedruckt in den Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. X, S. 201—207.)

Meine hochverehrten Herren! Am heutigen Tage vollendete sich das erste Decennium des Bestehens der historischen Commission.

Eine vorbereitende Versammlung hatte bereits im Jahre 1858 stattgefunden, von welchem Jahre auch die Stiftungsurkunde datirt. Eine Verständigung über die vorzunehmenden Arbeiten war erfolgt, und ein Plan für deren Ausführung gemacht. Doch bekam Alles erst eine feste Gestalt, als die Commission definitiv gebildet am 29. September 1859 zusammentrat.

Wie viel hat sich seitdem um uns her und unter uns verändert! Ich will dabei nicht verweilen. Aber bei dem Schlusse eines für die Gesellschaft als solche bedeutenden Zeitraums, der die ganze Hälfte des ihr zugemessenen Daseins umfassen dürfte, ist es wohl erlaubt und selbst geziemend, einen Blick auf unsere Arbeiten und ihren bisherigen Fortgang, nicht wie dies in jedem einzelnen Jahre in Bezug auf das eben Vorgekommene zu geschehen pflegt, sondern im Ganzen und Allgemeinen, zu werfen.

Der Gedanke des hochherzigen Stifters war auf die Förderung der deutschen Geschichte in ihrem gesammten Umfange gerichtet.

Nicht auf eine zusammenfassende Bearbeitung derselben in einem großen national-historischen Werke war es dabei abgesehen, noch auch auf eine bloße Publikation von historischen Dokumenten und Denkmalen aus den verflossenen Jahrhunderten; denn das eine, an sich höchst erwünscht, wäre doch nicht durch eine Gesellschaft auszuführen,

und für das andere war in der Hauptsache bereits anderwärts gesorgt: sondern die Absicht ging auf Durchforschung der einzelnen Gebiete des nationalen Lebens in der Vergangenheit und auf Zusammenstellung des dafür vorhandenen, aber noch nicht an das Licht gezogenen oder hinreichend bekannt gewordenen urkundlichen Stoffs nach den Erfordernissen der heutigen historischen Wissenschaft: das allgemein Deutsche sollte den vornehmsten Gesichtspunkt bilden, aber das Besondere, in dem dies größtentheils erst zur Erscheinung kommt, ebenfalls seine Stelle finden.

Dem verewigten König Maximilian II. schwebte die Idee einer auf immer zu begründenden Akademie für deutsche Geschichte vor. Denn unübersehbar ist der Stoff, und wächst noch immer an. Der König hoffte durch Preisaufgaben Bearbeitungen bedeutender Ereignisse und Erscheinungen, namentlich auch Biographien ausgezeichneter Persönlichkeiten, hervorzurufen. Besonders war es sein rühmlicher Ehrgeiz, für die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland etwas Durchgreifendes zu veranlassen. Nichts von Allem, was im Laufe der Zeit, gleichviel in welcher Landschaft und in welcher Richtung, von wahrer Wirksamkeit gewesen war, sollte ausgeschlossen bleiben. Ihm würde eine Geschichte der deutschen Colonien im Osten und Norden so willkommen gewesen sein, wie eine Erörterung der Beziehungen zu Italien und dem westlichen Europa. Noch mehr eine Schilderung der alten Stämme der Nation, eine Darstellung der Gaue des Vaterlandes in der Epoche der großen Kaiser, oder auch der Territorien der späteren Zeit: die Geschichte des deutschen Fürstenthums, des Adels und der Städte, des Bauernstandes, der Kirche und ihrer mannigfaltigen Institutionen, immer auf neu durchgearbeiteter urkundlicher Grundlage, aber unterrichtend für Alle, welche sich unterrichten wollen.

Entwürfe von so überaus großem Umfang, die mehr als Wünsche persönlicher Wißbegier erscheinen, scheitern leicht an ihrer in ein Unendliches und Unausführbares ausgreifenden weiten Tendenz. Und verbergen können wir nicht, daß nicht alles Unternommene zum Ziele geführt hat. Die Preise, welche die k. Munificenz für Arbeiten in einem oder dem anderen Fach aussetzte, haben nur in wenigen Fällen die erwünschten Ergebnisse hervorgerufen. Der Genius der Zeit scheint dieser Form literarischer Produktion nicht mehr günstig zu sein, namentlich ist sie in dem historischen Gebiete, wo lange allgemeine Vorbereitung und angestrengte Arbeit für den besonderen Zweig erforderlich sind, nicht mehr recht anwendbar. Man kann nur etwa prüfen, wer in einer abgegrenzten Periode das Beste geleistet hat, und

auch das schon hat seine Schwierigkeit; überdies geschieht es bereits an anderen Stellen.

Auf einer anderen Seite liegt die Gefahr nahe, durch Anhäufung von weitschichtigem Material, das nur für die Einzelforschung zu verwerthen wäre, das Allgemeine aus den Augen zu verlieren, sich in das Landschaftliche und Partikulare zu vertiefen, der einen oder der anderen Epoche den Fleiß ausschließend zuzuwenden. Der vorwaltende Gesichtspunkt mußte bleiben, wie er es von Anfang an war: das historische Leben der Nation in ihren Mittelpunkten und in ihren Gliedern als eines eng verbundenen, untrennbaren und immer zusammenwirkenden Ganzen im Auge zu behalten.

Dem entsprachen nun die Aufgaben, denen wir uns mit Genehmigung des verewigten Königs seit der Stiftung der historischen Commission gewidmet haben.

Am weitesten unter unseren Arbeiten greifen die Jahrbücher der deutschen Geschichte in die Vergangenheit zurück. Auch von nationalem Standpunkte war es, denke ich, gerechtfertigt, daß wir von der Epoche der Völkerwanderung, d. h. von der Eroberung des römischen Reichs durch die deutschen Volksstämme, absahen — es würde uns in allzu entlegene Regionen geführt haben — und unseren Ausgangspunkt da nahmen, wo in einem derselben eine höchste Gewalt erwuchs, die durch die Unterwerfung der Nachbarstämme in dem Innern Deutschlands die Grundlage zu der späteren Reichsvereinigung bildete. Wir haben mit dem Ursprung des karolingischen Hauses begonnen, — eines Hauses, das im achten und neunten Jahrhundert dieses Werk vollbrachte, und zugleich zu einer Macht aufstieg, welche das westliche Europa umfaßte, und eine Erneuerung des abendländischen Imperiums nach den veränderten Umständen nicht allein beabsichtigte, sondern wirklich vollzog. Die Darstellung des größten aller germanischen Imperatoren liegt uns bereits zum Theil vor. Schon sind die inneren Kämpfe, die dann aus dem Gegensatz der privatrechtlichen Gewohnheiten des Hauses und den lokalen der Landschaften mit den universalen Machtbestrebungen entsprangen und zu den Theilungen des Weltreichs führten, geschildert worden: in einem Werke, welches allgemein als eine der gelungensten Arbeiten im Bereich der deutschen Geschichte betrachtet wird. Wie nun von anderen Anfängen aus eine zusammenhaltende Macht in Deutschland sich bildete, die doch zugleich die Idee des Weltreichs fest hielt, das stellt die Geschichte der sächsischen Kaiser dar, von der eine neue Bearbeitung der Regierung des wieder ausschließend deutschen Königs dem gegenwärtigen Stande der

Wissenschaft gemäß von Meisterhand und eine erste sehr ausführliche, die Geschichte des zweiten Heinrich, wenigstens großentheils vollendet, vorliegt.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß mir, wie früher in England und in Belgien, so noch soeben erst in Holland, eine freudige und dankbare Anerkennung dieser Arbeiten begegnet ist. Das Allgemeine war in dieser Zeit das Ueberwiegende. Die Geschichte der einzelnen Landschaften beruht auf demselben und bekommt ihr Licht davon.

Dem raschen Fortgang der Publikation setzen sich mancherlei unvermeidliche Schwierigkeiten entgegen. Die Aufgabe, eine kritische Feststellung dessen, was man über jeden einzelnen Moment weiß und in wie weit diese Kunde sicher ist, erfordert historische Vorbildung und eine vollkommene Vertiefung in den Stoff, dessen Durchdringung bis zu innerem Verständniß angestrebt wird. Nicht viele sind dazu berufen. Auch die aber, welche in diesem Fall wären, haben doch nur selten Muße genug, um sich der Aufgabe ganz zu widmen, oder eine Stellung, um sich in den Besitz des gesammten erforderlichen Materials zu setzen. Doch ist die Arbeit über die ganze Epoche hin in gutem Zuge. Ueber eine der späteren, die Regierung Heinrichs VI., liegt ein Werk vor, das den früher genannten nahe kommt und den Gegenstand trefflich erläutert. Die Regierung ist eine für die Idee des Imperiums entscheidende: 'Illo valente imperatore', wie die Italiener Heinrich VI. begrüßten, beherrschte Unteritalien und das Patrimonium Petri; er war mit den aufkommenden Seestädten Pisa und Venedig verbündet; er konnte nach der einen Seite hin seine Hand nach Aragon, und auf der anderen nach Konstantinopel ausstrecken. Denn die Gegenwirkung, die von dorther namentlich auf Unteritalien ausgeübt wurde, rief den Gedanken eines Orient und Occident umfassenden Reichs hervor: ein mit der Idee der Kreuzzüge zusammenhangender Gedanke, dadurch gefördert, aber auch gehindert. Hätte Friedrich I. gewollt, so hätte er Konstantinopel einnehmen können. Heinrich VI. dachte nun zugleich den König von England, der eine Zeit lang sein Gefangener war, in Abhängigkeit zu halten und mit dessen Hülfe den König von Frankreich zur Leistung des Huldigungseides zu nöthigen. Fast zu weit ausgreifend erscheint der Versuch, mit dem er umging, diese Würde zugleich erblich zu machen. Ein solches Vorhaben brauchte nur in den Gesichtskreis zu treten, um alle noch unabhängigen Fürsten, die es in Europa gab, besonders aber die mächtigen deutschen Dynasten, denen auf das Kaiserthum selbst und dessen Besitz ein Anrecht zustand, gegen sich aufzureizen.

Jedermann weiß es im allgemeinen, doch werden es die Jahrbücher im Einzelnen noch besonders darthun, wie dieser Rückschlag erfolgte, wie an der Stelle des Kaiserthums das Papstthum zu jener Herrschaft gelangte, die es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert besaß, so daß vornehmlich Deutschland in Gefahr gerieth, seinen nationalen Zusammenhang zu verlieren.

An diesem Punkt setzen die Verhandlungen der deutschen Reichstage an. Von unschätzbarem Werth verspricht unsere Sammlung der Reichstagsakten zu werden. In den früheren Jahresberichten hat man gelesen, mit welchem Eifer und welcher Mühewaltung Hand daran gelegt worden ist, den zerstreuten und in den Archiven zum Theil begrabenen Stoff zusammenzubringen. Der erste Band, der die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts betrifft, ist erschienen und hat die beste Aufnahme gefunden. Sei es mir erlaubt, eines einzelnen Momentes zu gedenken, der dabei hervortritt, und der bezeichnend ist für den Fortgang der Geschichte sowie für die Gesichtspunkte Kaiser Karls IV. Denn wenn es darauf ankam, dem Uebergewicht der römischen Curie, welche seit anderthalb Jahrhunderten bestimmend in die Königswahlen und alle deutschen Angelegenheiten eingriff, und von welchem seine eigene Thronbesteigung Zeugniß ablegte, doch auch Widerstand entgegenzusetzen, wie es bereits der Sinn der goldenen Bulle war, so trifft es sehr zum Ziele, wenn wir nunmehr erfahren, daß der Kaiser im Jahre 1376 die Wahl seines Sohnes durchsetzte, ohne die Genehmigung des Papstes erhalten, vielleicht selbst ohne sie gesucht zu haben. In Rom hielt man noch immer an dem Begriffe fest, daß die Beistimmung der apostolischen Autorität zu einer Wahlhandlung im deutschen Reich erforderlich sei. 'Licentia et assensus' des römischen Stuhles sollten dabei nicht entbehrt werden können. Karl IV. war nicht geneigt, das anzunehmen; selbst das Wort 'beneplacitum', auf dem man in Rom bestand, mißfiel ihm. Er suchte das Wort 'benevolentia' zur Geltung zu bringen — ein geringer, aber nicht unwesentlicher Streit wegen ein paar nahe verwandter Worte, der damals für beneplacitum, d. h. zu Gunsten des Papstthums, entschieden ward. Denn noch ungebrochen war die Autorität des römischen Stuhles in den Gemüthern wie sein Einfluß; man erlebte es bald darauf nach dem Ausbruch des Schisma. Die Landfriedensschlüsse und ihre Bestimmungen hängen von der Stellung ab, welche Kaiser, Fürsten und Städte zu dem einen der Prätendenten der apostolischen Autorität annahmen. Diese Verhältnisse, auf denen fortan das deutsche Reich beruhte, der kaiserlichen und der päpstlichen Autorität, der Fürsten und

der Stände in besonderen oder allgemeinen Versammlungen, treten gleich in dem ersten Band auf das Anschaulichste hervor. Man hat nichts mehr als den Fortgang dieser so glücklich angefangenen Sammlung zu wünschen. Die deutsche Geschichte kann auch in den späteren Jahrhunderten ohne die Kunde und Erforschung der Verhandlungen an den Reichstagen nicht begriffen werden. Selbst der immerwährende Reichstag ist einer durchgreifenden Behandlung von Grund aus würdig. Die Masse des Stoffes ist geeignet, Jeden abzuschrecken, der Hand daran legen will. Aber geschehen muß es doch. Nicht als ob die Geschichte der Nation darin aufginge; sie hat noch ganz andere, partikulare Wurzeln, aber von dem Verhältniß zu der Repräsentation der Einheit nahm zuletzt auch jeder einzelne Stand seine Stellung her.

Bleiben wir aber bei den Zeiten stehen, wo die Reichstagsakten beginnen, so werden diese nach anderen Seiten hin durch die Arbeiten der Commission mannigfaltig gefördert. Besonders ist das bei den Städtechroniken der Fall, die schon eine stattliche Reihe von Bänden bilden, die sich nunmehr sowohl über die nieder- als über die oberdeutschen Gebiete erstrecken. Die vornehmste der fränkischen Städte, Nürnberg, die vornehmste der schwäbischen, Augsburg, und unter den niederdeutschen zwei der einflußreichsten, Braunschweig und Magdeburg, haben bereits eingehende und umsichtige Bearbeitung gefunden. Mit besonderem Interesse bemerkt man die Anfänge. Sie fallen in die Zeiten Karls IV. Die Magdeburger Schöppenchronik beginnt mit dem großen Sterben im Jahre 1350. Die ersten Aufzeichnungen, welche den späteren Nürnbergischen Chroniken zu Grunde liegen, stammen von einem Altbürger her, der in den städtischen und allgemeinen Angelegenheiten dieser Epoche eine Rolle spielte; die Sage, die ihm eine Sendung an Kaiser Karl IV. zuschreibt, ist zwar, wie wir jetzt lernen, unhaltbar, insoweit sie sich auf ihn selbst bezieht; aber ohne Grund ist sie nicht; einer seiner nahen Verwandten vollzog diese Mission. Vielleicht die bedeutendste von allen ist die jetzt zwar nicht zum ersten Mal, aber doch urkundlich und vollständiger als bisher veröffentlichte Chronik von Augsburg, die sich mit den Unruhen des Jahres 1368, die der Gründung der Zünfte vorangingen, beschäftigt, die Notizen darüber bereits in Zusammenhang bringt, und Urtheile selbst über den Kaiser einflicht.

Besonders ist es auch das dreizehnte Jahrhundert, in welchem sich, nach Ausschluß des höfischen Gesanges und der auf Politik bezüglichen Gedichte der Minnesängerzeit, das historische Volkslied in

seinem eigenthümlichen Charakter über alle Kreise hin entwickelt. In der partikular wie allgemein vielleicht lebensvollsten Epoche erscheinen Chronisten und historische Gesänge in voller Blüthe. Unsere Kunde des vierzehnten und anfangenden fünfzehnten Jahrhunderts wird dadurch trefflich erweitert.

Eine andere Seite des Lebens dieser Zeit, die commercielle und handelspolitische, werden die Recesse der Hansetage enthüllen, deren Herausgabe durch den Tod Lappenbergs verzögert worden ist, aber demnächst bevorsteht; sie wird ein reiches und zum großen Theil unbekanntes Material zu allgemeiner Kenntniß bringen.

In die zweite Hälfte des sechzehnten und die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts führen uns die Wittelsbachischen Correspondenzen ein. Das dynastische Interesse, das dabei hervortritt, ist nicht das größte, das sie darbieten. Die beiden Zweige, in die das Haus zerfiel, repräsentiren die beiden in stetem Antagonismus stehenden Parteien, von denen Deutschland und die Welt erfüllt war. Der Briefwechsel, von dem der erste Theil erschienen ist, deckt diese Beziehungen auf. Wir werden den folgenden Bänden, deren Druck begonnen hat, noch mannigfaltige Aufklärungen verdanken.

Wenn diese Arbeiten der Commission sich alle auf frühere Jahrhunderte beziehen, so verbreiten dagegen die Forschungen der deutschen Geschichte, welche in regelmäßiger Folge erscheinen, sich über alle Theile der deutschen Vergangenheit; in ihnen vereinigen sich die Mitglieder der Commission mit anderen, namentlich auch jüngeren Forschern zu gemeinsamer Arbeit; sie bilden für diese eine Art von Palästra, in der sie ihre Kräfte mit einander messen.

Für die letzten Jahrhunderte tritt nun aber besonders die Geschichte der Wissenschaften ein, welche das geistige Leben der Nation in großem Umfang zu ihrem Gegenstand hat. Selbst der Antagonismus der beiden religiösen Parteien erscheint da wieder in einer anderen Form. Von vielem Werth sind die beiden Werke über die Geschichte der protestantischen und katholischen Theologie, die bereits erschienen sind. Man sieht die theologische Entwicklung der Zeiten: die protestantische in einer unermeßlichen Beweglichkeit; die katholische, auf ihrem eigenen Standpunkt sehr strebsam; beide im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung. Nach anderen Seiten des gemeinschaftlichen Lebens hin führen uns die anderen Publikationen. Die Absicht war nicht und konnte es auch nicht sein, die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen gesondert von denen anderer Nationen zu behandeln. Nur eben ihr Antheil an der Entwicklung der Wissen-

schaften sollte dargelegt werden. Von großem Werth ist: in welchem Verhältniß wir uns während des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zu den politischen Ideen der Zeit, andererseits zu den großen Aufgaben der Kunst und Poesie verhielten, welche Theorien darüber in Deutschland emporkamen, welchen Antheil wir in unserer binnenländischen Position doch an der Entwicklung der geographischen Wissenschaft, der Kunde des Erdglobus nahmen; ferner auch, wie die Landwirthschaft durch Wissenschaft und Applikation fortgeschritten ist. Ich berühre hier nur, was an das unmittelbar Historische angrenzt; für das Gebiet des rein Wissenschaftlichen, das einen so großen Theil des deutschen Lebens ausmacht, haben wir Vieles schon empfangen und Wichtiges erwarten wir noch: für die Geschichte der Naturwissenschaft, der Sprachwissenschaft, der Historie selbst und der Philosophie, das Ideale sowohl wie das Reale.

Nur einen gleich im Anfang ergriffenen Entwurf haben wir bisher zurückgelegt. Indem wir die großen Institute des öffentlichen Lebens ins Auge fassen, dürfen wir nicht der Persönlichkeiten vergessen. Der Gedanke einer Biographie aller namhaften Deutschen in lexikalischer Form ist in unserer letzten Sitzung wieder aufgenommen worden. In allgemeinen biographischen Handbüchern, die anderswo verfaßt, sind die Deutschen nicht etwa mit Ungunst behandelt und geradezu vernachlässigt: allein über viele der wirksamsten und für die Geschichte der Nation bedeutendsten Männer findet man vielleicht gar keine oder nur unzureichende Notizen bei den Ausländern. Etwas Anderes ist das welthistorisch Wichtige, etwas Anderes das Nationale, der Erinnerung Würdige. Es ist unsere eigene Sache, unserer großen Männer zu gedenken, und nicht allein dieser, sondern auch derer, die sich überhaupt ein wesentliches Verdienst in Staat und Kirche, Literatur und Kunst, selbst im industriellen und merkantilen Leben erworben haben. Eine ungeheure Aufgabe, den Lebensumständen so vieler gründlich nachzuforschen und ihr Gedächtniß zu erneuern oder festzuhalten. Es ist schwer, die Grenzen zu ziehen, die Auswahl zu treffen, die Notizen zu sammeln, das Bedeutende genugsam hervorzuheben, und doch auch dem Geringeren gerecht zu werden. Man erschrickt, wenn man sich den Umfang vorstellt und die Schwierigkeiten erwägt. In Dingen dieser Art aber muß man sich nur vornehmen, die Sache so gut wie möglich zu machen. Denn das Leben wird immer von dem Leben beherrscht; nur unter den bestimmten Umständen, mit beschränkten Kräften kann man arbeiten.

Nun denn, ein Theil unseres Weges ist zurückgelegt; ein anderer, vielleicht der größere, liegt vor uns. Auch nach dem Absterben unseres hochgesinnten Stifters ist uns der Schutz und die Unterstützung seines hohen Nachfolgers sicher. Statt der Männer großen Namens, die uns entrissen worden, sind andere Kräfte von großem Verdienst und hoher Energie uns zur Seite getreten.

Was wir leisten, ist freilich immer nur ein Theil von dem, was zu leisten wäre. Den Nachkommen wird unendlich viel zu thun übrig bleiben. Füllen wir nach bestem Vermögen unsere Stelle aus!

10.

Rede zur Eröffnung der XI. Plenarversammlung am 1. October 1870.

Indem wir bei einander niedersitzen, bemerken wir eine Lücke. In unserer Mitte vermissen wir den trefflichen Mann, der die Wissenschaft der deutschen Sprache und zugleich ein dem deutschen Gemeinwesen zwar nicht mehr politisch, aber kulturhistorisch angehöriges Gebiet, das schweizerische, vertrat: Wilhelm Wackernagel, aus Berlin gebürtig, wo er ein Schüler Hagen's war, der eben in Zeiten emporkam, als die halb dilettantische Liebhaberei an den Studien des deutschen Alterthums, die an die Unterdrückung durch die Franzosen und die Freiheitskriege anknüpfte, sich mit ernster Forschung und wissenschaftlicher Haltung durchdrang. Wackernagel, seit 1833 in Basel heimisch, hat viel dazu beigetragen, den Sinn für die altdeutsche Literatur zu wecken; ihm war neben der scharfen Forschung ein gediegenes Streben, in das Ganze zu wirken, eigen, welches besonders sein Lesebuch hervorrief, das sich von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten erstreckt und sich eine allgemeine Theilnahme verschaffte.

Unter uns ersetzte er würdig den großen Meister Jacob Grimm. Nur wenige Jahre hat er uns angehört, aber sich in dieser Zeit durch umsichtige Besonnenheit und den Eifer, mit dem er sich an unseren Arbeiten betheiligte, ein unvergängliches Andenken gestiftet. Er stand noch in kräftigen Mannesjahren: Niemand hätte, als wir von einander schieden, ahnen können, daß er es sei, der uns heute fehlen würde.

Noch einen anderen Gelehrten, der zwar nicht zu dem engsten Kreise gehörte, aber doch zu uns in nahen Beziehungen stand, Rudolf Köpke, hat das letzte Jahr abberufen. Ein Mann von so viel Eifer und Befähigung wie für die allgemeine Literatur, so auch für die historische Gelehrsamkeit. Wir hatten ihn ausersehen, die Geschichte

der deutschen Historiographie für unsere Sammlung zu verfassen, eine Arbeit, bei der sein doppelseitiges Talent sich in vollem Glanz hätte bewähren können; allein in mancherlei anderen Arbeiten begriffen, entschloß er sich nach einigen Jahren, den Auftrag zurückzugeben. So ging es ihm überhaupt. Er war zu gewissenhaft und mißtrauisch in sich selbst, um etwas Großes zu unternehmen; als er wieder an die Bearbeitung der Geschichte Ottos des Großen ging, die er vor vielen Jahren zum Theil bearbeitet hatte, wunderte er sich, daß er in seiner Jugend den Muth gehabt hatte, die erste Bearbeitung zu übernehmen; und deshalb bewog ihn seine angeborene Gründlichkeit, daß er sich mehr, wie er sich ausdrückte, auf ottonische Studien warf: Untersuchung und Würdigung der geschichtlichen und literarischen Werke der Zeit, des Widukind und der Roswitha, die ihn dann zu der Hauptarbeit nicht kommen ließen. Indessen, ist er auch über diese Vorarbeiten gar nicht einmal hinausgegangen, so hat er sich doch durch das, was er anderweit, unter anderem auch durch Theilnahme an den Monumenten geleistet, was er besonders für die Geschichte des neunten und zehnten Jahrhunderts hinterlassen hat, entschiedenes Verdienst erworben. Er war voll von allgemeinen Kenntnissen, ein guter Lehrer, ein zuverlässiger Freund, ein feuriger Patriot ohne Falsch und Selbstsucht, ich möchte fast sagen: ein Mann ohne Tadel. Mir ist in dem langen und niemals unterbrochenen Umgang nichts bekannt geworden, was einen Schatten auf seinen Charakter geworfen hätte.

Für uns ist sein Verlust sehr empfindlich; er wäre so recht fähig gewesen, die Geschichte der großen Regierung, die er übernommen hatte, von der die Geschichte des deutschen Kaiserthums ausgeht, nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft bis ins Kleinste durchzuarbeiten.

Köpke sank zwar früh ins Grab, aber doch nicht unerwartet, denn fast immer war er von Krankheit heimgesucht. Ein anderer unserer Studiengenossen ist einem dunklen Geschick verfallen. Jaffé war ein Virtuose in der Behandlung der lateinischen Texte des Mittelalters; er besaß die umfassendste Gelehrsamkeit in der kirchlichen Literatur des Abendlandes; auch durch die Regesten der Päpste hat er für die Gesammtgeschichte derselben eine erste Grundlage für weitere Studien gelegt. Er lebte und webte nur in diesen Studien. Anfangs unter den härtesten Entbehrungen; doch hat er einen lukrativen Erwerbszweig, zu dem er sich auf den Wunsch seiner Angehörigen befähigt hatte, später wieder gegen die einmal ergriffenen Studien vertauscht, und da ist es ihm denn auch gut gegangen. Er hatte ein allgemeines Ansehen erworben, in Italien und Frankreich nicht minder

als in Deutschland, er hatte nach Verhältniß ein gutes Einkommen, und an der Universität eine Schule, die sich mit Eifer an ihn hielt; — da hat er sich in dem Anfall eines Irrsinns, der doch nicht ohne Vorbereitung war, das Leben genommen. Indem ihn die Welt anerkannte, hielt er sich für verfolgt; selbst das bestgemeinte Wort konnte ihn mit Verdacht erfüllen. Aber überdies sah man ihn von einem Extrem zum anderen übergehen; während er früher Denjenigen, welcher das Judenthum, dem er angehörte, verlassen, bis in den Abgrund verdammt hatte, entschloß er sich selbst zu diesem Schritt; sie saßen und beweinten ihn, wie einen Verstorbenen; er aber glaubte, sie würden es ihm nie vergeben. Von einem anderen Tadel, der sich bei der Untersuchung nichtig erwies, glaubte er sich niemals vollkommen in den Augen der Menschen gereinigt. Es erregte um so mehr das allgemeine Erstaunen, daß dieser Mann, der ein großes Lebenswerk vor sich hatte, das er auch hätte durchführen können, es aus freien Stücken aufgab.

Er war ein preußischer und deutscher Patriot: wie würden ihn die Ereignisse des Sommers, bei dessen Beginn er sich das Leben nahm, so glücklich gemacht haben!

Der Krieg hat unseren Studien noch manche jugendliche Kraft geraubt, welche Bedeutendes hoffen ließ; wir theilen das aber mit allen anderen Zweigen. Denn es gehört nun einmal zu dem Wesen des deutschen Heeres, daß es Vornehme und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte, Männer ernster Studien und der Feldarbeiten zu einem großen Ganzen vereinigt und in den Kampf mit den Waffen führt.

Ich darf wohl einen Moment bei dem Ereigniß des letzten Jahres verweilen, das uns ganz besonders berührt, da die Idee des deutschen Gemeinsinns es ist, aus der unsere Gesellschaft entsprungen ist. Etwas in das Leben zu rufen, was über die partiellen Bestrebungen hinaus der Gesammtheit der Nation angehöre, war die Grundidee des verewigten Stifters unserer Gesellschaft. Mit Freuden würde er den vorliegenden Band der deutschen Hanserecesse begrüßt haben, so fern sie seinem Bayern auch lagen, für das er vor allen Dingen zu sorgen gedachte; denn nur in dem Zusammenhang mit der Gesammtheit erkannte er die Stellung seiner eigenen Landschaft. Eben die Idee des echten deutschen Fürstenthums, welche nichts für fremd achtet, was sich groß und bedeutend in der Nation hervorthut, schlug mit lebendigen Pulsen in ihm. Was man aber lange Zeit literarisch anstrebte, hat sich in unseren Tagen über alles Erwarten hinaus realisirt, es ist zu einem großen Weltereigniß geworden.

Sie haben mir schon einmal erlaubt, nach dem Jahre des inneren Krieges die öffentlichen Zustände zu erwähnen: was in einer zweifelhaften Lage gestattet werden konnte, ist heute, wie es mir scheint, nachdem die großen Bedenken gehoben sind und aller Partikularismus hinter dem Gemeingefühl verschwindet, doppelt an seinem Platze. Doch will ich nicht als Historiker zu Geschichtsforschern reden — denn dazu sind die Dinge zu neu und die vorliegenden Notizen zu wenig gesichtet — sondern nur als einer von den Millionen, die an den Ereignissen Antheil genommen haben, des Eindrucks gedenken, den sie schrittweise in ihrer Entwicklung hervorbrachten.

Wir fürchteten alle den Krieg, aber wir besorgten ihn nicht.

Das Furchtbare daran war der Kampf zwischen den beiden militärisch und vielleicht auch intellektuell am meisten entwickelten Nationen; dem östlichen und westlichen Reiche, die einst aus dem karolingischen hervorgegangen, nahe zusammenhängend, jedoch in verschiedenen Richtungen entwickelt, hauptsächlich als die Träger der occidentalischen Kultur auf dem Continent erschienen. Wer von uns allen ist ohne Einfluß des französischen Geistes geblieben? Der Formen ihrer Literatur, ihrer politischen Theorien und Tendenzen, ihrer gesellschaftlichen Ausbildung? Wie viele von uns haben sich der Gastfreiheit zu rühmen gehabt, mit der sie von den französischen Gelehrten aufgenommen und zur Benutzung der wissenschaftlichen Schätze zugelassen worden sind! Nicht in exklusiver Abschließung bestand das Wesen der französischen Hauptstadt, sondern darin, daß sie vermöge ihrer centralen Lage den Mittelpunkt für Italien, Spanien, England und Deutschland bildete, dem sich auch die osteuropäischen Nationen und die Amerikaner anschlossen. Keine Nation ist für sich allein. Es giebt ein Gemeinsames, das sie unter einander verbindet, welches doch wieder einer jeden angehört. Aber mit der Wiederherstellung des Kaiserthums kam auch ein anderer Geist, der auf die Wiederherstellung des allgemeinen Uebergewichts, wenn nicht der Herrschaft, welche Frankreich unter dem ersten besessen hatte, hinzielte; es ließ sich ein unerfreulicher Geist bemerken, der, wie er auch die innere Kultur weniger pflegte, so durch den falschen Begriff Glorie zu Feindseligkeiten nach allen Seiten geneigt wurde. Nachdem von den alten continentalen Gegnern die beiden von alters her wichtigsten, zwar nicht niedergeworfen, aber doch besiegt worden waren, ließ sich bemerken, daß auch der dritte, Preußen, in dem Maße, als es in Deutschland mächtiger wurde, Eifersucht erregte. Aber wir besorgten doch keine Explosion. Denn die französische Regierung konnte unmöglich ein Interesse dabei haben, einen Kampf hervorzurufen, der, wenn er

nicht nach Wunsch ging, sie selber zuerst mit Vernichtung bedrohte. Wir Deutsche waren ganz vor kurzem in einer Streitsache, in der wir doch wohl ein gutes Recht hatten, einen Schritt zurückgetreten, um dem Gegner, dem wir sehr gewachsen, vielleicht in dem damaligen Zustand der Bewaffnung selbst überlegen waren, nicht zu jenem furchtbaren Kampfe Anlaß zu geben.

Da erscholl unerwartet, unmotivirt die Kunde von einer Herausforderung, die so gut wie eine Kriegserklärung war. Unleugbar ist, daß sie für Preußen und Deutschland mancherlei Gefahren in sich schloß. Alle Unzuständigkeiten, auf die man jenseits rechnete, traten auch diesseits ins Bewußtsein.

Die vornehmste war der nach den letzten Erschütterungen noch nicht wieder befestigte Zustand des deutschen Vaterlandes. Denn noch waren die zu einem größeren Ganzen geschlagenen Provinzen voll particularer Gährungen. Der Norddeutsche Bund hatte erst seine Probe zu bestehen. Die Mainlinie schien die süddeutschen Mittelstaaten auf immer von demselben zu sondern, eine Annäherung an denselben sogar das eigene Selbst zu gefährden. Von Oesterreich setzte man voraus, daß es die Gelegenheit ergreifen werde, die zuletzt erlittenen Niederlagen durch offene Feindseligkeit zu vergelten. Der Feind rechnete darauf, durch eine Bedrohung der Seeküste unsere Streitkräfte zu theilen, und in unserem Reiche die Erhebung besiegter oder beleidigter Nationalität zu entzünden. Von Verbündeten, die unsere Sache zu der ihren gemacht hätten, war nicht die Rede. Eben die schienen sich gegen uns zu erheben, um die wir uns das meiste Verdienst erworben hatten.

Wie gesagt, darauf rechnete der Feind. Er meinte wohl nicht, noch einmal das Deutschland vor sich zu haben, wie es zu den Zeiten Ludwigs XIV., der Revolution und der Weltherrschaft Napoleons bestand, oder vielmehr wie es der französische Historiker jener Epoche schildert, aber doch eine Analogie desselben, und war entschlossen, sie aufrecht zu erhalten. Bei allen Vorzügen der französischen Eigenart kann man sie doch von einer Selbstüberschätzung nicht frei sprechen, die von der Literatur, auch der historischen gepflegt wird und das Gefühl einer großen Nationalität mit unwahrer Uebertreibung versetzt. Sie kann kein Wort des Tadels ertragen und setzt eine Ueberlegenheit voraus, die in der That nicht stattfindet; denn dem, was anderwärts geschieht, hat man nur insofern Aufmerksamkeit gewidmet, als es den eigenen Gesichtspunkten entspricht. Was bei uns in Deutschland durch das Anwachsen des nationalen Gefühles, das sich mit Nothwendigkeit aus ihren Angriffen und Gewaltsamkeiten entwickelt hatte, geschaffen wurde,

wußten die Franzosen doch nicht zu würdigen. Sie hörten nur den Mißton des Widerstrebens und der Parteiung; der partikularistischen oder communistischen, oder ultramontanen; deren kleine Erfolge erschienen ihnen als die in Deutschland vorwaltenden Stimmungen. Trunken von dem Gefühl ihrer eigenen Nationalität, hatten sie keine Vorstellung davon, wie tief und umfassend die deutsche sich rege.

Das Erste, was wir nun erlebten, war die einmüthige Beistimmung, welche die Zurückweisung der französischen Anmaßungen in dem ganzen Umfang des preußischen Staates fand. In Ortschaften, wo sich bei der letzten Anwesenheit des Königs keine Stimme für ihn geregt hatte, wurde er jetzt mit begeistertem Zuruf empfangen. Man war gleichsam glücklich, daß man durch eine große Angelegenheit in das Gemeingefühl des umgebildeten Staates gezogen wurde. Der deutsche Geist erstickte den antipreußischen. Die Hauptstadt empfing ihren zur Kriegsvorbereitung heimkehrenden Fürsten mit einer unbedingt würdigen und von aller Servilität freien Hingebung, welche in dem Monarchen den geheiligten Repräsentanten der Staatsgenossenschaft verehrt, und ihm ihre Dienste anbietet. Alle Parteien schwiegen, gleich als hätten sie sich das Wort dazu gegeben. Es war nur Ein Gefühl, daß man sich mit äußerster Anstrengung zum Kriege rüsten und den Ausgang Gott befehlen müsse. Niemals waren die Kirchen so voll gewesen, wie an dem Tage, welche diese Sache dem göttlichen Schutze befahl; die dem Staat durch den Norddeutschen Bund vereinigten Landschaften theilten diese Stimmung.

Nur eine Besorgniß konnte man hegen, daß die südlichen Mittelstaaten, die nicht zu demselben gehörten, der scheinbaren Unabhängigkeit eingedenk, die sie dem früheren Imperator verdankten, nach derselben zurückgreifen und sich dem neuen beigesellen, oder doch wenigstens eine neutrale Haltung einnehmen würden. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, inwieweit die feindlichen Pläne darauf berechnet waren. Daß man aber keinen Zweifel hegte, man würde einen großen Feldzug in Deutschland zu führen haben, nimmt man aus der Vorsorge ab, mit welcher sich die Offiziere mit Landkarten des vermeintlichen Kriegstheaters, des deutschen Landes überhaupt versahen. Die französische Phantasie ist noch von den Feldzügen des ersten Napoleon erfüllt infolge der Darstellungen durch Poesie, bildende Kunst und selbst einseitige Historie, der die französische Armee als unüberwindlich in sich selbst erscheint, und welche die Niederlagen nur immer von zufälligen Umständen herleitete und auf die Bedingungen der Siege keine Rücksicht nahm.

Man glaubte, noch immer Deutschland vor sich zu haben, wie es die revolutionären Heere und der erste Kaiser vor sich hatten.

Da war es nun ein entscheidendes Ereigniß, daß der junge König, unter dessen Auspicien wir uns hier versammeln, ohne zu zögern, den Moment für gekommen erklärte, für welchen sein Bund mit Preußen geschlossen sei.

In Norddeutschland war man auf dem Lande bei aller Hingebung doch nicht ohne Sorge, als der Krieg erklärt wurde; alle Besorgniß schwand, als man vernahm, daß König Ludwig von Bayern den Casus foederis anerkannt habe.

Ich will nicht sagen, daß der Krieg nicht hätte geführt werden können, wenn Süddeutschland neutral geblieben wäre; aber er hätte niemals jenen national-deutschen Charakter angenommen und unendlich größere Schwierigkeiten dargeboten. Erst als die süddeutschen Waffen sich den preußischen zugesellten, wurde die deutsche Idee realisirt.

Der Feldzugsplan der Franzosen wurde auf eine für sie unerwartete Weise durchkreuzt; sie mußten erleben, daß Deutschland ohne die Hülfe anderer europäischer Mächte, ja selbst ohne Theilnahme von Oesterreich — das gewiß nicht wegen der Gesinnung der Bevölkerung, die für uns vielmehr nur die lebendigste Sympathie verrieth, aber durch seine anderweite politische Beziehung veranlaßt, eine neutrale Stellung annahm, — ihnen vollkommen gewachsen war.

Die stärkere Vermehrung der germanischen Race gegenüber der romanischen, hatte die früheren Differenzen ausgeglichen. Alles aber bekam nun Leben durch die militärische Organisation, an welcher der preußische Staat fast in Voraussicht eines ähnlichen Falles in den letzten fünfzig Jahren fortwährend gearbeitet hatte, und der sich das übrige Deutschland anschloß.

Wo Waffen und Idee einen Bund schließen, sind sie immer unwiderstehlich gewesen; hier waren es die preußisch-deutschen Waffen und die deutsche Idee. Die Gleichartigen bildeten nun aber eine Waffengenossenschaft, die sich von vornherein, so wie sie mit dem Feinde zusammenstieß, der gegenüberstehenden ebenbürtig erschien, und sich ihr im Lauf des Kampfes überlegen erwiesen hat.

An allen großen Schlachttagen haben preußische, norddeutsche, süddeutsche Truppen zusammengewirkt.

Bei Weißenburg die Schlesier, die Posener, Thüringer, Franken, Pfälzer; bei Wörth traten Württemberger und Badenser hinzu.

Bei Saarbrücken-Forbach: Westfalen, Hannoveraner, brandenburgische und niederrheinische Regimenter.

Bei Metz am 14. August: Ostpreußen, Westpreußen und Westfalen.

Am 16. August: Brandenburger, Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Schleswig-Holsteiner, Hessen-Darmstädter. Am 18. August außer diesen Sachsen, Pommern, das Gardecorps. Am 31. August: Ostpreußen und Mecklenburger, Hanseaten.

Vor Sedan: Sachsen aus dem Königreich und aus der Provinz Sachsen, das IV., das Gardecorps und XII. Armeecorps: Altbayern, die großen Eifer bewiesen.

Wir sind alle erstaunt über die glänzende Siegeslaufbahn, welche im Lauf eines Monats durchmessen worden ist, voll Bewunderung über das Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte nach einem vorausgefaßten und doch jeden Wechsel der Verhältnisse berücksichtigenden Plan; die Umsicht im Großen, die unvergleichliche Tapferkeit im Einzelnen. Ich will kein Wort weiter darüber sagen; der allgemeine Eindruck ist, daß damit zugleich einer der Wendepunkte der Weltentwicklung und politischen Gestaltung eingetreten ist, welche die Epochen scheiden. Wir sehen der neuen mit Freuden und Hoffnung entgegen, obgleich alte Männer, wie mehrere von uns, sie nicht erleben werden; doch ist es nicht unseres Amtes, in die Zukunft zu blicken oder Rathschläge für die Gegenwart zu geben, selbst nicht Ansprüche zu formuliren.

Wir bemerken nur, daß, indem sich eine neue Zukunft zu eröffnen scheint, unsere Vergangenheit Licht und neue Momente für ihre Würdigung empfängt.

Die Ereignisse, die unter der Rückwirkung des deutsch-französischen Krieges in Italien eingetreten sind und eintreten, kann man nicht ansehen, ohne des Zusammenhanges unseres alten Reichs mit dem Papstthum zu gedenken. Wir sahen einen Pontifex, der ohne alle Rücksicht auf die den Staaten innewohnenden Bedürfnisse und gerechten Ansprüche eine Prärogative formulirte, die in den früheren Jahrhunderten zwar erhoben, aber niemals durchgeführt worden war. In einer großen Versammlung kirchlicher Würdenträger aus aller Welt, aber im Widerspruch mit der Mehrzahl der westlichen, namentlich der deutschen Bischöfe, brachte er sie zur Anerkennung. So lange die deutschen Kaiser ihre Autorität aufrecht erhielten, waren Dinge dieser Art nie gelungen; denn das deutsche Bisthum stand dem Kaiser immer mit seiner geistlichen Befugniß zur Seite. Gleich darauf wird die weltliche Macht des Papstthums im offenen Kampf überwältigt, infolge der italienischen Idee, welche einst dem Papst selbst zu ergreifen nicht gelungen war. Alle die Ereignisse, welche die Jahrhunderte erfüllen, erhalten

eine unmittelbare Bedeutung durch die Dinge, die vor unseren Augen vorgehen. Man sah, was ein Kaiserthum werth war, welches, wenn auch im steten Kampfe, die höchste Gewalt in der Kirche mäßigte, aber ihre Autonomie erhielt.

Eine andere Erinnerung, noch stärker durch die Tendenz eines nationalen Moments, bilden die Verhältnisse des westlichen und östlichen Reiches. Die Theilungen des Karolingischen Reiches, aus dem das Ostfränkische, nachmals Deutsche und das Westfränkische, nachmals Französische hervorgegangen, bekommen eine über die bloße territoriale Auseinandersetzung und die fürstlichen Erbansprüche hinausreichende Beziehung.

Etwa vor tausend Jahren, im Sommer 870, fand die Zusammenkunft an dem Vorsprung der Maas zu Mersen zwischen dem ostfränkischen König, Ludwig dem Deutschen, und dem westfränkischen, Karl dem Kahlen, statt, in welcher über ihre Begrenzung ein Entschluß gefaßt wurde, der an die soeben vorliegende Frage unmittelbar anknüpfte. Der Moselgau an beiden Ufern dieses Flusses, welcher Metz und Diedenhofen begriff, wurde zu dem östlichen Reiche geschlagen und Straßburg mit seiner kirchlichen Metropole Mainz wieder vereinigt.

Ich ziehe keine Folgerungen daraus, ich knüpfe keine Ansprüche daran; ich bezeichne nur die Thatsache, welch eine auf den heutigen Tag fortwirkende lebendige Beziehung in der Verabredung liegt, die vor tausend Jahren gepflogen wurde.

Das alte Reich war zur Behauptung seiner Sicherheit vortrefflich angelegt.

Mir liegt es fern, die Entwicklung des westlichen Reichs als in stetem Uebergriff in die Rechte seiner Nachbarn, namentlich der Deutschen, zu betrachten.

Es war ihm gegeben, in einem Kampf, der doch etwas Unvermeidliches hatte, inwiefern er zugleich gegen das überwältigende Umsichgreifen des Plantagenetischen Vasallenverhältnisses gerichtet war, eine centrale Macht von größerer Stärke zu entfalten, von der wir doch auch mannigfaltigen Vortheil empfangen haben, für Cultur und Gelehrsamkeit, sowie für den Staat.

Auch will ich nicht unbedingt auf unsere Entzweiung schelten, dir zu jenen Uebergriffen Anlaß gaben.

Metz, Toul und Verdun wurden infolge der Streitigkeit Frankreichs mit dem Hause Oesterreich-Burgund, welches die reichsoberhauptliche Gewalt ausübte, und zugleich durch innere religiöse Kämpfe, welche eine Wendung gegen dieses Haus nahmen, dem Reiche entfremdet. Um nicht dem in Aussicht stehenden Kaiserthum Philipps II. zu ver-

fallen und die Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums annehmen zu müssen, haben die Protestanten unter Führung des geistvollen Kurfürsten Moritz von Sachsen es zugegeben, daß der König von Frankreich das Reichsvikariat in dieser Region in Besitz nahm.

Es war ein Preis seiner Unterstützung, gelang aber durch eine eifrig katholische Partei in der Stadt. Karl V. erschien mit all seiner Macht zur Belagerung von Metz. Aber allzu ungünstige Jahreszeit, und ein trefflicher Kriegsmann, der Herzog von Guise, der es vertheidigte, gegenüber von Krankheit und Regenwetter nöthigten ihn, im Jahre 1553 die Belagerung aufzuheben.

Denn jedes Jahrhundert hat nun einmal seine eignen Aufgaben und Machtbedingungen.

Aber man muß dessen gedenken, was im Laufe der Zeiten aus jenen Anfängen entsprungen ist.

Unsere Entzweiung überstieg alles Maß. Als den Moment der tiefsten Erniedrigung des Deutschen Reiches als eines Ganzen kann man die Ueberwältigung Straßburgs durch Ludwig XIV. betrachten; als eine der wichtigsten Reichsstädte, gegen den übermächtigen Nachbar allein gelassen, durch einen von demselben gewonnenen Magistrat im Gegensatz mit einer Bürgerschaft, die sich dennoch zu vertheidigen wünschte, in die französische Hand gerieth. Es ist ein großer historischer Augenblick, daß sie nach 189 Jahren ihrer Entfremdung fast an dem Jahrestage der ersten Eroberung Ludwigs XIV. wiedergewonnen ist.

Und daß nun aus unserer Entzweiung, welche in den erwähnten Zeiten so stark war, daß sie uns das Bewußtsein unserer Nationalität kostete, dieses wieder erwacht und zu einer großartigen Erscheinung gebracht ist, das ist eben das welthistorische Ereigniß, welches eine neue Aera verkündigt.

Wir nehmen nichts voraus; aber der Augenschein zeigt, daß das welthistorische Verhältniß, welches die letzten beiden Jahrhunderte beherrscht hat, sich umgestaltet und das Uebergewicht sich auf die Seite des östlichen Reiches neigt, dem es jedoch nicht beikommt, die Freiheit des westlichen zu beschränken und zu beherrschen.

Es kann nicht darauf ankommen, Andere zu erdrücken, sondern nur uns selber zu behaupten, die errungenen Siege dahin zu entwickeln, daß wir uns vor Niemand zu fürchten haben und die Einheit der Nation wiedergewinnen, die uns mangelt, ohne die Besonderheiten, die auch ihre historische Berechtigung haben, zu vernichten.

Diesen Eindruck macht auch das Zusammenwirken aller deutschen

Stämme und Staaten an diesem großen Kampfe. Die gemeinschaftlich bestandene Gefahr und die gemeinschaftlich errungenen Erfolge müssen allem menschlichen Ansehen nach alle wieder aufs engste zusammenknüpfen. Das, was geschehen, ist aber schon ein historischer Moment, der es vielleicht verdient, auch hier zur Sprache gebracht zu werden; denn der Vergangenheit sind unsere Studien gewidmet, der Gegenwart unsere Sympathie, der Zukunft unsere durch beide berechtigten Hoffnungen und Wünsche.

11.

Entwurf zu einem Anschreiben der historischen Commission an König Ludwig II. Anfang October 1870.

Euer Königliche Majestät haben allergnädigst geruht, das Zusammentreten der historischen Commission bei der Königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften auch für dieses Jahr, in welchem ein großer nationaler Krieg die allgemeine Thätigkeit in Anspruch nimmt, zu genehmigen. Die historische Commission bringt Euer Majestät den ehrfurchtvollsten Dank dafür dar; zumal die Studien, zu deren Förderung die Commission berufen ist, durch die allgemeine Bewegung nicht allein keinen Stillstand erfahren, sondern neuen Antrieb aus demselben empfangen.

Wie sehr den verewigten Stifter derselben der Gedanke der allgemeinen vaterländischen Beziehungen dabei belebte, beweist unter anderem der Band der Arbeiten der Commission, der eben jetzt die Presse verläßt; er umfaßt die Sammlung der Hanserecesse, für welche der hochselige König seine Unterstützung mit Freuden bewilligte, obgleich der Gegenstand dem Kreise seines besonderen Interesses ferner lag.

Euer Majestät haben dieselbe Theilnahme an den allgemeinen deutschen Angelegenheiten durch die Unterstützung, die sie der Fortsetzung dieser Arbeiten angedeihen lassen, von Anfang Ihrer Regierung an bethätigt. Kaum aber wagen wir das noch zu erwähnen im Angesicht der großen Handlung, durch welche Euer Königliche Majestät Ihrer tiefen und umfassenden deutschen Gesinnung vor wenigen Monaten eine hohe politische Bedeutung gegeben haben.

Als die französische Kriegserklärung gegen Preußen einen neuen nationalen Kampf mit Frankreich hervorrief, haben Euer Majestät durch Ihren

persönlichen Entschluß für die öffentliche Stimmung im Süden Deutschlands den Ausschlag gegeben, die Gemüther befestigt, den Feind in Erstaunen und Verwirrung gebracht und, da damit zugleich ein bedeutendes Heer in das Feld gerufen wurde, die großen Erfolge befördert, welche für Deutschland eine neue Aera hervorrufen werden. Es war ein hochherziger Entschluß, der dem deutschen Fürstenthum zur Ehre gereicht. Die historische Commission erfüllt nur eine Pflicht der Dankbarkeit, die dieses Mal nicht ihre eigenen, sondern die allgemeinen Angelegenheiten betrifft, wenn sie diese Gefühle Euer Majestät in Ehrfurcht und warmer Huldigung ausspricht ꝛc. ꝛc.

12.

Rede zur Eröffnung der XII. Plenarversammlung am 27. September 1871.

(Zuerst gedruckt in der historischen Zeitschrift, Bd. XXVII S. 134—146.)

Nach einigen Worten der Begrüßung der neu eingetretenen Mitglieder fuhr der Redner fort:

— — Lassen wir unserer Sitte gemäß den weiteren Kreis der mitstrebenden Fachgenossen vor unseren Augen vorübergehen, so vermissen wir in demselben einen Mann, der seit vierzig Jahren die Aufmerksamkeit auf sich zog und eines allgemeinen Rufes genoß: Georg Gottfried Gervinus.

Ich erfülle, denke ich, eine Pflicht der Studiengenossenschaft, welcher alle, jeder in seiner Weise, angehören, wenn ich ihm einige Worte widme und seine besondere Stellung zu charakterisiren versuche

Für die historische Wissenschaft ist es gewiß erwünscht, wenn nicht alle auf einem Wege zu ihr gelangen; denn höchst mannigfaltig ist der Inhalt der Geschichte, und es wird ihm nur sein Recht, wenn sich verschiedenartige Talente, auf verschiedene Weise ausgebildet, ihm widmen. Gervinus hatte die Schule nicht, wie bei uns gewöhnlich ist, durchgemacht. Aus dem Kaufmannsstande kehrte er nach einigen Jahren zu den unterbrochenen Studien zurück, die er dann rasch und glücklich vollendete, so daß er sich bald durch eigene Schriften hervorthat. Diese gehören dem Kreise der Arbeiten, in denen sich unsere Commission bewegt, in doppelter Hinsicht an: sie umfassen die Literatur und die Geschichte. Insofern aber unterscheiden sie sich von denselben, als sie zugleich eine starke politische Färbung tragen. Selbst seine Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Poesie motivirt Gervinus durch eine eigenthümliche auf das politische Gebiet

übergreifende Ansicht. Während wir in der Literatur einen Zweig des nationalen Lebens sehen, der wesentlich zu dem Ganzen gehört, es aber nicht ausmacht, meint Gervinus, das wahre innere Leben der Nation in der Literatur selbst zu erblicken. Er glaubte beinahe die deutsche Geschichte zu schreiben, indem er der Bewegung folgte, welche die literarische Production bei uns genommen hat. Dabei zogen ihn die freien Hervorbringungen des Genius als solche doch nicht vorzugsweise an; er widmete seinen Fleiß dem vorausgesetzten Zusammenhang derselben unter einander und mit den übrigen Erscheinungen jeder Epoche. Er ging dann noch zu einer höchst außerordentlichen Behauptung über. Er hielt dafür, daß in der Literatur bereits das Höchste, was sich leisten lasse, geleistet sei: wolle man nun etwas Nennenswerthes weiter erreichen, so müsse man sich vielmehr auf das politische Gebiet werfen, da sei noch alles zu thun. Und wahr ist es, wenn man die periodische Schriftstellerei in der zweiten Hälfte des achtzehnten mit der in der Mitte des neunzehnten vergleicht, so bewegte sich jene fast ausschließlich auf dem Felde der rein literarischen, poetischen oder philosophischen Production, während diese eine überwiegend politische Richtung genommen hat. Ganz von selbst ist dies durch die veränderte Lage der Dinge, die Ereignisse, die eine größere Theilnahme an dem öffentlichen Leben hervorriefen und möglich machten, geschehen. Die verhältnißmäßig größere Freiheit der Presse gab ihr eine immer steigende Bedeutung. Gervinus trat nun in den Zeiten auf, in welchen die Julirevolution unter allgemeiner Gährung sich vorbereitete, sich vollzog und alsdann durch ihr Resultat, den Sturz der Restauration, dem öffentlichen Leben eine andere Richtung gab. Eine Constitution wie die französische erschien auch in Deutschland als das zunächst zu Erstrebende. Gervinus, dessen frühere Schriften dieses Gebiet nur berührten, trat dann mit seiner vollen Kraft in dasselbe ein. Durch eine männliche Haltung in den ersten erheblichen Conflicten erwarb er sich Sympathie: er ist einer der Sieben, die sich der Zurücknahme einer erst vor Kurzem nicht ohne Betheiligung der gelehrten Politiker zu Stande gebrachten Verfassung durch eine Protestation entgegensetzten und darüber ihre Aemter verloren. Gervinus begrüßte das fast als ein Glück, weil es ihm den Weg zu einer freieren publicistischen Thätigkeit eröffnete.

Nach Vollendung der bereits unternommenen größeren literarhistorischen Arbeiten warf er sich mit Eifer in die politische Discussion. Er war einer der wärmsten Vertheidiger der Bewegung der Deutschkatholiken, so wenig diese auch inneres Verdienst haben mochte. Da-

gegen widersetzte er sich mit Lebhaftigkeit dem Patent König Friedrich Wilhelms IV., ohne daß er den Präcedentien und Motiven desselben viel nachgefragt hätte. Er gehörte der damals sehr verbreiteten Opposition gegen die obwaltenden kirchlichen wie politischen Zustände an und gab derselben entschiedenen und beredten Ausdruck. Durch die Leitung der deutschen Zeitung, die er übernahm, machte er dieser Gesinnung weiteren Raum. Er besaß ein seltenes publicistisches Talent, nicht gerade von großer Tiefe oder ungewöhnlicher Gewandtheit; aber er verstand von den einmal angenommenen Vordersätzen aus den Leser folgerichtig weiter zu führen, er wußte zu überzeugen und zu imponiren.

Einen größeren Schauplatz eröffneten ihm die Revolutionen von 1848. Der Antheil, den er an dem Vorparlamente hatte, die Stellung, die er in der Paulskirche selbst einnahm und die fortgehende, die Tages-Ereignisse begleitende doctrinäre Thätigkeit in seiner Zeitung machten ihn zu einem der namhaften Männer jener Tage. Auch den Meinungsgenossen gegenüber wahrte er immer eine besondere Stellung; darin aber stimmte er ihnen bei, daß er das Heil der Nation, die Durchführung und Befestigung des Unternommenen von der Annahme des Kaiserthums, das dem König Friedrich Wilhelm IV. angetragen wurde, erblickte. Sonderbar, daß er von dem Fürsten, den er soeben mit Heftigkeit bekämpft hatte, dann doch wieder so viel erwartete! Er kannte ihn eben nicht. Er meinte, die Besorgniß vor dem Ausbruch einer unwiderstehlichen Revolution, die von einer abschlägigen Antwort zu erwarten sei, werde den König vermögen, der Paulskirche beizutreten. Als dies dennoch nicht geschah, verbarg er eine heftige Aufwallung nicht, er maß dem Könige im voraus die Schuld aller der Verwirrungen bei, die nun folgen würden. Auch von der Versammlung erwartete er nicht viel mehr. Er hatte sich bereits entfernt und gab seine Zeitung auf. Aber seine gelehrten historischen Arbeiten nahmen hierauf einen noch stärker ausgesprochenen politischen Charakter an.

Die Verbindung von Historie und Politik liegt an sich sehr nahe. Denn das öffentliche Leben in der Vergangenheit, welches darzustellen die Aufgabe des Historikers ist, hat eine innere Beziehung zu dem öffentlichen Leben der Gegenwart. Zuweilen wird diese sehr prägnant und beherrscht das Verhältniß, in welches der Autor zu seinem Stoffe tritt, den er sich schon aus politischer Sympathie wählte: die Persönlichkeit des Geschichtschreibers identificirt sich mit seiner Behandlung des Gegenstandes. Fast die bedeutendsten und gelesensten historischen

Werke unserer Epoche sind auf diese Weise entstanden. In dem großen Werke von Thiers über Consulat und Kaiserthum hört man immer den französischen Minister reden, der nach den Ereignissen der Revolution eine den Ideen derselben angemessene Organisation von Frankreich im Auge hat, von der zugleich das innere Gedeihen und die äußere Macht des Landes abhängig ist. In diesem Sinne faßt der Autor den ersten Napoleon, welcher der französischen Nation durch seine Siege eine Stellung der Ueberlegenheit in Europa verschaffte, nach der die Franzosen immer getrachtet hatten. Wenn ich Thiers richtig verstehe, so unterscheidet er sich dadurch von seinem Helden, daß er eine Universalmonarchie zugleich dynastischer Natur wie die, nach welcher derselbe strebte, nimmermehr billigen würde. So sehr er ihn auch bewundert, vielleicht zu sehr: noch höher als der Kaiser steht ihm die französische Nation. Mir scheint, der eigene Standpunkt des Kaisers war das nicht. So ergriff Macaulay die Geschichte der englischen Revolution von 1688. Allenthalben läßt sich der Whig vernehmen, der in diesem Ereigniß die Grundlage der Freiheit, des parlamentarischen Lebens und der Größe von England sieht, gewiß nicht ohne guten Grund: ob er dabei auch denen gerecht wird, welche besiegt wurden, und seinen Helden Wilhelm III. nicht allzu hoch erhebt, indem er ihn auch von den Flecken solcher Handlungen freispricht, die doch nur eine Entschuldigung im Drange der Umstände finden, und ob er nicht überhaupt der hergebrachten whiggistischen Auffassung des Ereignisses, an dem immer auch die Tories entscheidenden Antheil hatten, allzusehr huldigt, wäre erst noch zu erörtern. Denn das ist nun die schwache Seite von Arbeiten dieser Art, daß sie den Stellungen der Verfasser gemäß nicht frei von Einseitigkeiten sein können. Die beiden Autoren haben es an Fleiß der Forschung nicht fehlen lassen. Und die Gabe der Darstellung besitzen sie in eminentem Grade. Da Thiers durch und durch ein Franzose, Macaulay durch und durch ein Engländer ist, der Erste gebildet in den Geschäften, der Andere in der Discussion und im socialen Verkehr, so konnten sie Werke schaffen, jeder in seinem Sinn, die eine unvergleichliche Wirkung hervorriefen. Die eine hat das Nationalgefühl besonders in den Beziehungen nach außen, vielleicht über den Wunsch des Verfassers hinaus, die andere das parlamentarische Bewußtsein im Sinne der Whigs gewaltig verstärkt. Daß die Ereignisse nicht in ihrem vollen Umfang erschöpft werden, daß sie noch eine andere objective Darstellung möglich lassen, ist unleugbar; aber was uns geboten wird, lesen wir mit ebensoviel Belehrung wie Vergnügen.

Wenn nun nach diesen Vorzügen die Gattung der von politischen Gesichtspunkten durchdrungenen Historiographie im allgemeinen nicht verworfen werden darf, so ist doch dabei auch eine große Gefahr. Die politische Ansicht kann so stark auftreten, daß sie den Thatsachen Gewalt anthut; diese können dadurch verdunkelt und in ihrem Wesen verunstaltet werden, oder es kann sich eine Art von Philosophie der Geschichte mit der politischen Ansicht verweben, hauptsächlich da, wo allgemeine Combinationen versucht werden, wie Gervinus eine solche in seiner Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts versucht hat. Das ist wohl überhaupt die eigenthümlichste seiner Schriften. Sie hat, als sie erschien, das größte Aufsehen gemacht, und ich darf mir wohl erlauben, einen Augenblick bei ihr stehen zu bleiben, nicht um eine Polemik zu eröffnen, die hier nicht an ihrer Stelle wäre, sondern nur, um den Gegensatz der Standpunkte klar zu machen, aus denen die allgemeine neuere Geschichte angesehen werden kann.

Es waren aristotelische Axiome, die später wiewohl in abweichender Form von Machiavelli wiederholt worden sind, von der nothwendigen Aufeinanderfolge der inneren Bewegungen und Umbildungen des Staates, dem Uebergange der Herrschaft von dem Einzelnen auf Mehrere, von diesen auf Viele, welche Gervinus mit großer Zuversicht auf die neueren Nationen und die vorliegenden Zustände anwendete. Sie sind in dem Wechsel der Erscheinungen in der Welt der griechischen und viele Jahrhunderte später der italienischen Republiken entsprungen und darauf begründet. Gervinus meinte darin ganz allgemeine Gesetze der menschlichen Entwicklung zu sehen. Er formulirt einmal seine Grundansicht in den Worten: „Der Geschichte ist im Großen ein gesetzlicher Lauf geordnet. In den besonderen Gestaltungen der Ereignisse ist den Menschen viel Willkür und ihren Begabungen viel Spielraum gelassen" [1]). Man kann diese Behauptung nicht ohne Erstaunen lesen; denn danach würde ein vorausbestimmtes Schicksal die menschlichen Dinge unbedingt beherrschen, nicht sowohl ein Fatum, wie die Poesie vor alters angenommen, sondern ein trockenes, höchst prosaisches, unausweichliches Naturgesetz, gegen welches kein Wille, keine Begabung etwas vermöchte: diesen wäre nur in untergeordneten Kreisen ein gewisser Spielraum gelassen. Ich brauche nicht auszuführen, wie trostlos diese Ansicht der menschlichen Dinge überhaupt ist; ich will nur berühren, daß sich der Historiker, dem auf diese Art für die Resultate seiner Forschungen im voraus eine enge Grenze gezogen wäre, dadurch in seinen Studien gelähmt und tief herabgesetzt

1) S. 176 der ältesten Ausgabe.

fühlen muß. Denn eine unendliche, mit der höchsten moralischen Weltordnung verwandte Beziehung müssen die Studien haben, wenn sie den Geist zu innerer Anstrengung anregen sollen. Die historische Einzelforschung hat darin ihren Werth, daß sie in jedem Punkte das Menschliche, allgemein Gültige, das moralische Leben berührt; dieses aber hat wieder eine unmittelbare Verwandtschaft mit den großen Abwandlungen in der Geschichte. Die gesunden und haltbaren Institute der Gemeinwesen aller Zeiten beruhen darauf. Sie weichen untereinander in ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung und nach Maßgabe der Nationalitäten so entschieden ab, daß doch unmöglich, was in gewissen Epochen bei Hellenen oder Italienern sich ereignet hat, auch anderwärts, wo die Zustände und die Gesinnungen verschieden sind, erwartet werden darf. Diese Städte, welche Staaten waren, und sich plötzlich in aller Pracht der historischen Erscheinung erhoben, haben sich nirgends sonst in gleicher Weise gebildet. Die Forschung ist darauf gerichtet, eben den Unterschied zu erkennen, der zwischen den Bildungen der verschiedenen Epochen besteht. Und darf ich noch einen Schritt weiter gehen, so wage ich zu behaupten, daß die Gesammtanstrengung der Geister und Kräfte in einer Nation, welche alle Gebiete umfaßt, das moralische, intellectuelle, und selbst materielle Leben, ihren Rang bestimmt und selbst ihre Geschicke entscheidet. Denn in den großen Kämpfen der Welt kommt es auf die Ueberlegenheit der Kräfte an, deren Gesammtheit das Wesen eines Staates, einer Macht, einer Nation ausmacht; die dem Menschen gewährte Freiheit ist nicht auf einen engen Raum eingeschränkt, sondern sie umfaßt die Welt und die Zukunft. Das Göttliche ist nicht eine dunkle Fatalität, sondern es erscheint in den Gegensätzen und Mächten der moralischen Welt. Die Geschichte würde nach jener Auffassung unter eine flache Nothwendigkeit gestellt und gleichsam mediatisirt; wir nehmen ihre Unmittelbarkeit unter göttlicher Leitung in Anspruch. Darin liegt der Stolz des menschlichen Geschlechts und die Freudigkeit der historischen Studien.

Und sehr mißlich sieht es aus, wenn der Autor Hand daran anlegt, seinen Satz von der Nothwendigkeit des Ueberganges der Monarchie in die Aristokratie und von dieser in die Demokratie in concreten Fällen nachzuweisen. Er meinte sie z. B. in den großen Erscheinungen der Reformations-Epoche zu erkennen. Er findet die Monarchie in dem Lutherthum, Aristokratie in dem Calvinismus, in dem Puritanismus Demokratie; aber er selbst muß bekennen, daß das doch wieder von den Elementen abhängt, mit denen sich das reformatorische Princip so zu sagen coalisirte: in Deutschland mit dem Fürsten-

thum, ohne welches es unterdrückt worden wäre, in der Schweiz und Holland mit den Aristokratien der Republiken, von denen es aufgenommen wurde, in Schottland mit demokratischen Regungen, die sich nach England, wo trotzdem eine ganz andere Kirchenform die Oberhand behielt, und nach Amerika fortsetzten. Wären diese Unterscheidungen, die auf den ersten Blick etwas Anmuthendes haben mögen, aber sogleich die mannigfaltigsten Modifikationen erleiden, auch vollkommen wahr, so würde doch der Hauptsatz damit nicht erhärtet sein; denn von dem Uebergang der einen Form in die andere ist ja nirgends die Rede: sie bestanden neben einander, ihr Dasein knüpft sich an die unabhängigen Lebenselemente, in denen der reformatorische Gedanke Wurzel schlug, dieser gehört in ein ganz anderes Gebiet.

Für das Beste in dem Buche halte ich die Darstellung der Demokratie unserer Zeit, ihrer Mittel und Wege, ihrer Kraft und Ausbreitung. Der Autor gehört ihr mit nichten an, und widmet ihr keinerlei Lobsprüche: um so schwerer fällt ins Gewicht, daß er ihr einen endlichen Sieg voraussagt. Dahin führt ihn die Bemerkung von der Macht der revolutionären Impulse 1820, 1830, 1848: er nimmt etwas periodisch Wiederkehrendes in diesen immer stärker werdenden Anläufen an, eine geometrische Progression und wagt auf das achte Jahrzehnt des Jahrhunderts einen neuen und entscheidenden Sturm anzusetzen: wie ja dasselbe Jahrzehnt in den früheren Jahrhunderten den Amerikanern und Franzosen, den Engländern und Niederländern ihre Freiheit eingetragen habe. Er sieht gleichsam Strömungen des Freiheit suchenden Geistes in der Welt, der sich zuerst von Westen nach Osten ergossen, jetzt aber sich von Osten nach dem Westen gewendet habe. Der Unterschied germanischer und romanischer Völker, auf den er sonst so großen Werth legt, entschwindet ihm hier ganz, und unverfänglich ist es nicht, wenn er annimmt: wie das Kaiserthum in Deutschland durch die Aristokratie (d. h. das Fürstenthum) gleichsam abgestoßen sei, so habe diese etwas Aehnliches von der Demokratie zu erwarten; geschehe dies, so würde Deutschland seine Geschicke sicher vollenden, wenn auch wahrscheinlich nicht ohne fremde Hülfe. Dann werde Deutschland in Europa die bisherige Bedeutung Frankreichs überkommen, sie aber dazu gebrauchen, um die benachbarten Großstaaten aufzulösen, und der Freiheit größeren Raum zu machen.

Diese Schrift zog Gervinus eine widerwärtige gerichtliche Verfolgung zu, in der er wacker seinen Mann stand; denn das liegt ja am Tage, daß bei ihm eine wissenschaftliche Ansicht zu Grunde lag und

daß er es nicht auf eine Agitation der Massen abgesehen hatte. Und wenn nun Gervinus von der Einleitung zu der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts überging, so versteht es sich von selbst, daß den Thatsachen, die er zu erzählen hatte, gegenüber die aufgestellte Theorie nicht maßgebend bleiben konnte.

Für die Kunst der Geschichtschreibung ist der Gegenstand nicht sehr glücklich. Das Buch umfaßt die Geschichte von 1815—1830, eine Epoche von Action und Reaction, in der jedoch weder die eine noch die andere zu ihrem Ziele gelangte. Ereignisse und Menschen von wahrer historischer Größe finden sich darin nicht, eine tausendfältige Bewegung agitirt die Geister, und mir will fast scheinen, als ob der innere Zusammenhang, das Vordringen und Zurückweichen der großen Actionsparteien nicht klar ergriffen worden sei. Aber gewiß hatte der Autor umfassende Studien gemacht, hie und da bringt er unbekanntes Material, aus dem wir zuverlässige Information schöpfen, zu Tage; nur reicht das nicht hin, um Schwierigkeiten zu überwinden, die eine zeitgenössische Geschichtschreibung begleiten, und die er früher wohl selbst fühlte.

Allerdings hat der Vater aller wahren Historie, Thucydides, das Beispiel gegeben; aber nur unter außerordentlichen Umständen, die nicht gerade die erwünschtesten für ihn selber waren, konnte es ihm gelingen. Ebenbürtige Nachfolger auf seiner Bahn hat er fast nie gefunden. Denkwürdigkeiten hervorragender Männer über gleichzeitige Ereignisse, an denen sie selbst einen großen Antheil genommen haben, wie die Schriften Cäsars oder in neuerer Zeit Friedrichs II., tragen doch ein sehr verschiedenes Gepräge; Cäsar würdigte die Gegner nicht der Aufmerksamkeit, die sie an sich vielleicht verdienten; wie viel mehr hätte er uns sonst mittheilen können! bei dem Einen und dem Anderen walten die militärischen Gesichtspunkte vor. Sammlungen gleichzeitiger Geschichte, wie sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von Guicciardini, Adriani, Thuanus unternommen worden, theilen oft nur eine abgeleitete, keineswegs zuverlässige Kunde mit. Und wie viel mehr ist man in der Behandlung der neuesten Geschichte auf solche angewiesen! Die Motive, wie sie wirklich waren, ziehen sich in das Geheimniß zurück. Man sucht sie durch Conjectur zu ergreifen, die doch wieder von der allgemeinen Auffassung abhängt und etwas Zweifelhaftes hat.

Gervinus wiederholt häufig die Ansicht, daß die Wissenschaft in das Leben eingreifen müsse. Sehr wahr, aber um zu wirken, muß sie vor allen Dingen Wissenschaft sein; denn unmöglich kann man

seinen Standpunkt in dem Leben nehmen und diesen auf die Wissenschaft übertragen: dann wirkt das Leben auf die Wissenschaft, nicht die Wissenschaft auf das Leben. Für das Leben aber ist doch häufig nur das, was einen jeden nur zufällig berührt, maßgebend, so daß das Zufällige auf das zurückwirkt, was das allgemein Gültige sein soll, nicht dieses auf jenes. Wir können nur dann eine wahre Wirkung auf die Gegenwart ausüben, wenn wir von derselben zunächst absehen, und uns zu der freien objectiven Wissenschaft erheben.

Man wird, hoffe ich, diese Bemerkungen nicht mißdeuten, obgleich sie gegen einen Verstorbenen, der hohe Achtung verdient, Widerspruch erheben: sie gelten nur der Sache, nicht der Person. Wie wir uns früher einmal einer historischen Theorie, die in dem dreizehnten Jahrhundert die Summe der Entwicklung der europäischen Menschheit sah, entgegensetzten, so dürfen wir auch nicht einer Ansicht beipflichten, auch nicht etwa durch unbestimmtes Lob, die alles Gewesene unter dem Standpunkt des heutigen Tages ansieht, zumal, da sich dieser unaufhörlich verändert.

Gervinus war eine würdige Persönlichkeit, moralisch untadelhaft, von natürlicher Application auf bedeutende Gegenstände, von selbständiger Anschauung. Er hatte die mannigfaltigsten Studien in der Literatur gemacht, bedeutende selbst in der Musik und besaß überhaupt die ausgebreitetsten Kenntnisse. Scharfsinnig wie er war, gewann er den Dingen immer eine anregende Seite ab; er schrieb leicht und zuweilen vortrefflich. Niemals wird er vergessen werden. In seinen Anschauungen repräsentirte er die deutsche Opposition, wie sie in den dreißiger und vierziger Jahren sich entwickelte, und sehr gut ist es, daß auch diese Richtung zu Worte kam, in die Studien eingriff, die Jugend fermentirte; aber zur Herrschaft konnte sie weder im Leben, noch auch in der Literatur gelangen. Gervinus selbst wurde von den Ereignissen überholt. Indem er noch den erwähnten Ideen oder vielmehr Phantasien nachhing, und von den demokratischen Bewegungen die Umgestaltung Deutschlands oder gar dessen Umsturz befürchtete, erhoben sich noch ganz andere Kräfte als die, mit denen er gerechnet hatte. Die Einheit der Nation, für die auch er glühte, wurde auf ganz andere Grundlagen abweichender Art und Natur gegründet: sie gewann einen militärischen und monarchischen Charakter, der es jedoch nicht verhinderte, daß man mit den liberalen Ideen, ohne sich ihnen ganz anzuschließen, doch Hand in Hand ging. Gervinus zerfiel mit der Gegenwart. Die Ereignisse, die um ihn her vorgingen und die Nation mit Theilnahme und Begeisterung erfüllten, erweckten in ihm tiefe Ver-

stimmung und lauten Widerspruch. Er rief die Schatten seiner verstorbenen Freunde auf, die seine Gesinnung, wenn sie lebten, theilen würden. Es liegt etwas Schmerzliches, beinahe Tragisches darin, daß er isolirt, wie er sich fühlte, und von Unmuth ergriffen gestorben ist.

Vergönnen Sie mir noch ein Wort über die allgemeinen Verhältnisse.

Als wir vor einem Jahr beisammen waren, hatten sich die Begebenheiten, die das Jahr 1870 ewig auszeichnen werden, bereits in der Hauptsache vollzogen: die Deutschen aus den verschiedenen, so lange getrennten Landschaften bekämpften den gemeinschaftlichen Feind mit wetteifernden Anstrengungen und einem diesen entsprechenden unvergleichlichen Erfolg. Wenn die Nation wieder enger vereinigt werden sollte, so konnte es nicht durch Berathungen bewirkt werden, die immer einen Jeden an sein besonderes Interesse mahnen, sondern nur durch eine große Handlung, bei der das Gemeingefühl die Oberhand über die Besonderheit erhält, ohne diese jedoch zu vernichten. Wir begrüßten es als die ruhmwürdige That des jungen Fürsten, unter dessen Auspicien wir uns versammeln, daß er mit raschem Entschluß den Augenblick für gekommen erachtete, in welchem das schon früher, jedoch nicht ohne Vorbehalt, geschlossene Bündniß zu voller Ausführung gebracht werden müsse. Heute verdanken wir ihm noch eine andere Entschließung. Die im Sturme der drohenden und drängenden Ereignisse ins Leben getretene Verbindung mußte einen Namen haben. Es ging ein Gefühl durch die Nation, daß das deutsche Reich und Kaiserthum wieder hergestellt werden müsse. Man könnte ein Buch darüber schreiben, welche Wandlungen die Idee des Kaiserthums in den verschiedenen Jahrhunderten erfahren hat. Es gab eine Zeit, wo das Kaiserthum den Mittelpunkt der abendländischen Nationen bildete: der Rang und das Emporkommen der deutschen Fürsten beruht darauf, daß sie es waren, die der gesammten Christenheit ein weltliches Oberhaupt gaben. In diesem Sinne ist jedoch das Kaiserthum niemals vollkommen realisirt worden. Das römisch-deutsche Reich, wie es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erscheint, war viel zu großartig angelegt, um in dem ganzen Umfange seiner Grenzen als eine Einheit zur Geltung zu kommen; aber allmählich erhielt die ursprünglich universale Idee eine lediglich deutsche Bedeutung. Die Kaiser hörten auf in Rom gekrönt zu werden; aber die in Deutschland erwählten Könige behielten die Würde, auch ohne die Krönung. Bei allem Gegensatz der auseinanderstrebenden Territorialmächte wurde die Autorität des Kaiserthums nicht aufgegeben, so lange bis das

Reich unter Einwirkung eines fremden Eroberers in seinen Formen zertrümmert, bald darauf aber nach dessen Sturz in einen Bund unabhängiger Fürsten verwandelt wurde. Sollten nun diese, namentlich die gleichberechtigten Könige, einen Kaiser über sich erkennen? Darin lag doch die einzige Lösung der vorliegenden Frage. Der König von Bayern, der mächtigste unter ihnen, ergriff dabei die Initiative; denn, wie die alten Traditionen es mit sich brachten, von den Fürsten selbst mußte die Wiederherstellung des Kaiserthums ausgehen. Daß dies geschehen, ist an und für sich von der größten historischen Wichtigkeit.

Die Thatsache an und für sich verknüpft die Jahrhunderte unserer Geschichte: sie ist der Ausdruck des Gemeingefühls der Nation, wie es von Urzeiten her gebildet die Gegenwart erfüllt. Und dadurch, daß die neue Würde erblich übertragen worden ist, bietet sie eine Gewähr der Einheit für die Zukunft, wie sie noch niemals vorhanden war.

Nur noch ein Moment war unerledigt. Einer der großen Stämme der Nation, durch den Lauf der Ereignisse auch von den letzten gemeinsamen Kämpfen und von der dadurch bedingten Gemeinschaft des neuen Reiches ausgeschlossen, schien sich sogar feindselig gegen dieselbe zu verhalten. Auch dieser Uebelstand ist durch die jüngsten Ereignisse gehoben worden. Das Kaiserthum Oesterreich und das deutsche Kaiserthum sind in ein enges Verständniß mit einander getreten, das jede Feindseligkeit ausschließt. Am Tage liegt, daß Oesterreich und Preußen, bei dem Gegensatz, der sie von einander trennt, zusammen nicht wohl Mitglieder des Reiches sein konnten, wenn dies zu innerer Gleichförmigkeit und wirksamer äußerer Action gelangen sollte. Unter der ausschließenden Führung Preußens hat sich eine Macht gebildet, welche auch ohne Theilnahme Oesterreichs den Feind bestanden hat, dem wir in früheren Zeiten eben in Folge jener inneren Spaltungen mehr als einmal unterlegen waren. Deutschland hat auch in dieser Beschränkung seine Stellung gewaltig eingenommen. Oesterreich hat nun seinen Anspruch, auf das Innere mitzuwirken, fallen lassen; das neue Reich ist mit ihm in einen Bund getreten, wie es den Verhältnissen einzig angemessen. Das gesammelte Nationalgefühl kann der Zukunft ruhig entgegen sehen.

13.

Rede zur Eröffnung der XIV. Plenarversammlung am 20. October 1873.

(Zuerst gedruckt in der Historischen Zeitschrift, Bd. XXXI S. 149–156.)

Im vorigen Jahre, hochverehrte Herren, war ich verhindert, in Ihrer Gesellschaft, die mir über alles werth ist, zu erscheinen. Indem wir uns jetzt wieder zusammenfinden, nehme ich zwei höchst empfindliche Lücken wahr. Wir haben durch den Tod zwei Mitglieder verloren, die, jeder in seiner Art, unersetzlich sind, unseren Senior, den Staatsrath von Maurer, und den Oberbibliothekar von Stälin, die beide an unseren Arbeiten den lebendigsten Antheil nahmen. Außerhalb unserer Gesellschaft haben die Studien der deutschen Geschichte ihren Nestor verloren, den hochbejahrten, hochverdienten Friedrich von Raumer.

Darf ich nach alter Sitte den trefflichen Verstorbenen ein Wort der Erinnerung widmen, so fällt mir vor allem auf, daß Maurer und Raumer einen Charakterzug gemein haben, der für das Leben der Gelehrten unserer Tage überhaupt bezeichnend ist. Sie verbanden beide den Dienst im Staate mit dem Dienste in der Literatur und der gelehrten Welt. Man könnte wohl fragen, inwiefern eine solche Verbindung nach beiden Seiten hin ersprießlich ist. Denn wie leicht reißt der Staat die Gelehrten in die Bestrebungen, die das Staatsleben in jedem gegebenen Momente bedingen, mit sich fort! Und wie oft hat man andererseits den Gelehrten nachgesagt, daß sie durch einen gewissen, dem Stande inhärirenden Pedantismus für die Geschäfte eher hemmend als förderlich seien! Aber gewiß: der Staat kann des stabilen Elementes nicht entbehren, welches die Wissenschaft, die Erfahrungen aller Jahrhunderte combinirend, ihm darbietet, und die Männer der Wissenschaft bedürfen der Anregung, die aus der

Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hervorgeht. Hat man doch oft gesagt, nur Der könne Geschichte treiben, der selbst an den öffentlichen Geschäften mitgewirkt habe. Ich bin nicht ganz dieser Meinung. Denn da doch untergeordnete Angelegenheiten den Gegenstand der eigentlichen Geschichtschreibung nicht bilden, so würde man zu der Behauptung gedrängt, daß nur ein allwaltender Minister oder Fürst, der auf seine Zeit einen entscheidenden Einfluß ausübt, auch die Geschichte derselben schreiben könne. Abgesehen davon, daß man dies nicht erwarten darf, liegt doch in dem Gedanken, wenn ich nicht irre, ein innerer Widerspruch; denn ein leitender Staatsmann wird die Geschichte allein von seinem Gesichtspunkt schreiben können, der nothwendig einseitig sein muß, während die Pflicht des Geschichtschreibers eine allseitige Würdigung der verschiedenen Standpunkte fordert. Man würde nicht über Memoiren hinauskommen, wie sie etwa von Cardinal Richelieu mehr oder minder authentisch übrig sind. Die Aufgabe der Geschichte ist es dagegen, einseitigen Standpunkt zu überwinden; denn nur in der Wechselwirkung des Entgegengesetzten bewegt sich das Leben des Menschengeschlechts.

Ich halte inne, über diese große Frage mich weiter auszusprechen; hier ist nur von der Verbindung der Thätigkeit im Staate und in der Wissenschaft die Rede, welche in der Natur unserer Staatsverwaltung und unserer Gelehrsamkeit, unserer Bildung überhaupt begründet ist. Nur Wenigen aber wird der Beruf zu Theil, nach beiden Seiten hin unmittelbar eingreifend zu arbeiten, wie den beiden Männern, deren Gedächtniß ich eben berührte. Sie haben an den Staatsgeschäften selbst Antheil genommen und bedeutende wissenschaftliche Werke hinterlassen.

Maurer wurde durch die Jurisprudenz, in der er seine wissenschaftliche Basis hatte, in die wichtigsten Stellungen geführt. Er hat die Rechtsverwaltung eines neu zu organisirenden Landes nach wissenschaftlichen Principien eingerichtet; er war einmal Staatsminister und ist im Reichsrath von Bayern bis auf den letzten Augenblick thätig gewesen. Aber die Geschäfte haben ihm doch so viel Muße gelassen, daß er den deutschen Rechtsinstitutionen einen sehr umfassenden und eingehenden Fleiß widmete, wie seine Studien über die Markenverfassung, die Frohnhöfe, Bauernhöfe, der Dorfverfassung überhaupt und des Städtewesens beweisen. Man könnte, denke ich, die Grundsätze bezeichnen, welche seine literarischen Arbeiten mit seinen Staatsgeschäften verbanden. Es sind Grundsätze eines gemäßigten, aber doch unzweifelhaften Liberalismus.

Friedrich von Raumer machte seine eigentliche Schule in der Administration des preußischen Staates. Er war bei der Domänenverwaltung und bei den Finanzen als Regierungsrath beschäftigt, in den Zeiten, wo der Staat in einer Krisis begriffen war. Er stand eine Zeit lang dem Staatskanzler von Hardenberg sehr nahe und liebte zu erzählen, wie er mit demselben des Abends durch die Straßen von Berlin gewandert war in vertraulichem Gespräch. Aber wie er schon während dieser Thätigkeit Zeit zu literarischen Arbeiten gefunden hatte und ihn überhaupt nichts mehr auszeichnete, als eine nach allen Seiten hin gerichtete Wißbegierde, so verließ er nach einigen Jahren den Dienst der Verwaltung, um sich der Lehrthätigkeit zu widmen, die, durch unaufhörliche Reisen unterbrochen, ihn doch nicht verhinderte, an allem Theil zu nehmen, was nah und fern sich regte. Er war keine Natur, die etwa Friedrich Wilhelm IV., dem er einst als Kronprinzen Vorlesungen gehalten hat, befriedigen konnte. Für diesen war er zu sehr von den Bewegungen der Zeit, die man als Fortschritt bezeichnete, und den in der damaligen Bureaukratie herrschenden Bestrebungen eingenommen. Aber dieser fein auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens gerichteter Sinn ist für seine geschichtlichen Arbeiten von Bedeutung geworden. Raumer trug die Kategorien des Staatslebens, unter denen es dem wissenschaftlich gebildeten Beamten erscheint, und die Fragen, die sich daran knüpfen, in seine Forschungen über das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert über. Der Organisation der Verwaltung, den Abgaben, Regalien, Zöllen, den persönlichen Verhältnissen eines Jeden, vom Leibeigenen bis zum Kaiser, den Gestaltungen des Rechts in den freien Corporationen, vornehmlich auch in der Kirche, sowie den damit zusammenhängenden Erscheinungen in der Literatur widmete er eine eingehende Aufmerksamkeit. Er hatte vollkommen Recht, wenn er sich von der Aufnahme der Alterthümer in sein historisches Werk durch Diejenigen nicht abhalten ließ, welche nicht einmal vollständig richtig in Erinnerung brachten, daß die alte classische Historiographie kein Beispiel davon aufweise. Denn dadurch unterscheidet sich die moderne Historiographie von der Form, welche die alte Geschichtschreibung unerreichbar ausgebildet hat, daß sie alle Elemente des Lebens, die zu der universalen Entwicklung mitwirken, zusammenzufassen und zur Anschauung zu bringen sucht. Raumer hatte diesen Zweck in seiner Durcharbeitung der Urkunden und schriftlichen Denkmale von vorn herein vor Augen. Er beschränkte sich, um nicht das Verschiedenartige zu vermischen, auf das seinen Gegenstand bildende Jahrhundert, wobei er zugleich eine gewisse Vielseitigkeit erreichen konnte, indem er deutsche

Verhältnisse und italienische zusammenfaßte. Raumers Geschichte der Hohenstaufen, die überall auf gediegener Forschung beruht, hat das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst, daß sie der deutschen Nation eine der größten Epochen ihrer Vergangenheit in lebendige Erinnerung brachte. Für den Leser wird sie doppelt anziehend, da sich die strenge Einheit des deutschen Lebens mit den mannigfaltigen Regungen der damaligen Welt überhaupt, vornehmlich in den Kreuzzügen durchsetzt. Alle Persönlichkeiten bekommen dadurch ihre eigenthümliche Färbung, wie sie sich zu den Kreuzzugsbestrebungen, in denen sich der Geist der Epoche manifestirte, verhielten. Raumer suchte die ganze Zeit zu umfassen. Vielleicht am besten gelungen sind ihm die Abschnitte, die sich mit Kaiser Friedrich II. beschäftigen, dessen Staatsverwaltung sich in einer seinen eigenen Begriffen analogen Richtung bewegt.

Wenn das andere größere Werk von Raumer, die Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, keinen dem ersten vergleichbaren Erfolg gehabt hat, so liegt das hauptsächlich daran, daß der Stoff, unermeßlich wie er ist, und noch tieferer Ergründung bedürftig, zu umfassend war, um mit einem Male durchgearbeitet werden zu können. Das Beste, was Raumer in späteren Zeiten für die Geschichte geleistet, ist in seinen Auszügen aus den Handschriften der Pariser Bibliothek und in seinen Mittheilungen aus den Londoner Archiven zu suchen, die ihm in Folge seiner Theilnahme an der englischen Reform eröffnet wurden. Er verband unermüdlichen Fleiß in den Studien der Vergangenheit mit dem offensten Sinne für die Gegenwart. Auch er gehört dem gemäßigten Liberalismus an, ohne gerade einer Theorie oder einem bestimmten System zu huldigen. Aber während Maurer sich dem Staate, dem er angehörte, mit Hingebung anschloß, bewegte sich Raumer gern in Opposition gegen die jeweiligen Richtungen des preußischen Staatslebens, die seinen Ideen widersprachen. Was er in jedem Momente dachte, sagte er gerade heraus, ohne Ueberhebung, aber auch ohne Zurückhaltung, und ließ es drucken.

Maurer hatte den Vorzug und das Glück, noch in seinen letzten Jahren die großen Werke, deren ich oben gedachte, zu Stande zu bringen. Der erste Band seiner Städteverfassung erschien 1869, der letzte 1871; sie zeigen alle eine sehr ausgebreitete Kenntniß des Gegenstandes nicht allein, sondern auch der gesammten Literatur, die sich auf denselben bezieht. Er genoß noch die Anerkennung, die ihm diese bedeutende Arbeit verschaffte; bald darauf ist er gestorben. Um unsere Com-

mission hat sich Maurer wesentliche Verdienste erworben, namentlich bei dem Absterben ihres Stifters, des Königs Maximilian, und dem Uebergang zu ihrem neuen Protektor, König Ludwig II.

Gedenken wir dieser Zeiten, überhaupt des Zusammenhangs der historischen Commission mit den wissenschaftlichen Instituten von Bayern, so erhebt sich in uns die Erinnerung an den Mann, welcher damals der bairischen Akademie der Wissenschaften, der auch wir aggregirt sind, vorstand: Justus von Liebig. Liebig hatte durch eine besondere Verkettung der Umstände seine immer auf das Praktische gerichteten chemischen Studien in Paris vollendet, wo ihm das Laboratorium von Gay-Lussac geöffnet wurde, nicht ohne das Fürwort Humboldts. Er gedachte gern dieser Periode seines Lebens und vereinigte sich mit mir in dem Wunsch, daß ein solcher Mittelpunkt für die allgemeine Wissenschaft, wie er sich dort unabhängig von den politischen Tendenzen gebildet hatte, durch die Wechselfälle der Politik und des Kriegs nicht zerstört werden möge, wie das leider in Folge der Aggression, mit der uns Frankreich heimsuchte, und der siegreichen Rückwirkung dagegen, welche dort die nationalen Antipathien in hohem Grade aufregt, befürchtet werden kann. Denn die Wissenschaft ist ein Gemeingut der Welt und weiß von keiner Nationalität.

In diesem Sinne hatte sich Liebig gebildet. Jedermann kennt die Verdienste, die er sich um die Wissenschaft der organischen Chemie und die Anwendung derselben auf Physiologie und Agrikultur erworben hat. Er sah den Fortschritt der Wissenschaft nicht allein in Experimenten, sondern in freier Beobachtung. Er erzählte wohl, daß ihn der Anblick eines mit seinen Wurzeln einen Felsen umklammernden Baumes zuerst von der Lehre abgebracht habe, welche die Pflanzen aus dem Humus sich nähren läßt. Er richtete die Aufmerksamkeit vielmehr auf die anorganischen Nahrungsbestandtheile der Pflanze aus dem Boden und der Atmosphäre. Er hat dadurch nicht allein für die Wissenschaft selbst, sondern für die Agrikultur einen neuen Anstoß gegeben, der um so mächtiger einwirkte, da er mit dem Fortgang der Oekonomie von bloß lokalen zu universalen Beziehungen zusammentraf. Liebig vereinigte die drei Momente, die dem gelehrten Leben eine allgemeine Bedeutung sichern: er war ein Entdecker in seiner Wissenschaft, ein vortrefflicher Lehrer und wußte wie kein anderer durch seine Studien dem Vaterlande und der Menschheit überhaupt Nutzen und Förderung zu leisten. Es ist ein sehr empfindlicher Verlust für Deutschland und besonders für München, daß er nicht mehr unter uns ist.

An unserer Commission nahm er immer vielen Antheil; er erschien wohl selbst einmal in unserer Versammlung.

Indem ich Liebigs gedenke, tritt mir noch eine andere Erinnerung vor die Seele an einen Mann, freilich nicht von dieser hohen wissenschaftlichen Bedeutung, dem aber an der Begründung unserer Vereinigung ein gewisser Antheil zuzuschreiben ist: ich meine Wilhelm von Dönniges.

Unter den Anwesenden, die ich mit Freuden neben mir sehe, erinnern sich zwei des kräftigen, muthigen, das Schwierigste für erreichbar haltenden, energischen Dönniges als ihres Commilitonen. In der deutschen Geschichte hat er sich durch die Entdeckung der Akten Heinrichs VII. in Turin und ihre Herausgabe ein gutes Andenken gestiftet. Doch waren diese Studien nicht sein eigenster Beruf. Er hatte das Glück, in die Nähe des damaligen Kronprinzen von Bayern, späteren Königs Maximilian II., berufen zu werden, dessen gleichsam angeborene Tendenz es war, sein Bayern mit dem Fortschritte der allgemeinen deutschen Wissenschaft in noch nähere Beziehung zu setzen, als eine solche bereits bestand, und an seiner Stelle für diese selbst mit königlicher Munificenz zu wirken, z. B. bei der Berufung Liebigs. Dönniges leistete dem König in diesen Bestrebungen eifrige Dienste. Auch er ist uns vor Kurzem durch den Tod entrissen worden.

Wie viel unmittelbarer aber hat uns der Tod des Mannes betroffen, den ich gleich im Eingang nannte, und der uns allen noch leibhaftig vor Augen steht: Christoph Friedrich von Stälin! Von Anfang an gehörte er der Commission an, bis auf das letzte Jahr hat er in ihren Sitzungen nie gefehlt; mit ganzer Seele, mit dem vollen Gewicht seiner Einsicht nahm er an unseren Arbeiten Theil. Soeben empfing ich einen Brief seines Sohnes, in dem es heißt, die Verbindung Stälins mit der Commission sei immer ein Lichtblick in seinem Leben gewesen. Es ist wahr, er gehörte ganz seinem engeren Vaterlande an; das Werk seines Lebens ist die würtembergische Geschichte, von der noch nach seinem Tode der letzte Halbband erschienen ist. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß unter allen Provinzialgeschichten, die wir in Deutschland besitzen, die würtembergische von Stälin den Preis verdient. Stälin vertiefte sich in jede Epoche und ihre Besonderheiten; seine lokalen Forschungen hatten immer die allgemeinsten Beziehungen. Von vornherein die Ueberreste der römischen Zeit, ihre Straßen, Inscriptionen, ihre Einrichtungen auf dem deutschen Boden überhaupt und das Dekumatenland. Darauf in

der Zeit der Karolinger und der Kammerboten das Entstehen der Gaue, die städtischen Ansiedlungen und alles, was das deutsche Leben begründet hat; hierauf das alte Nationalherzogthum, das in Schwaben eine besonders starke Repräsentation besaß. Dann die aufkommenden Herrengeschlechter, unter denen die Grafen eine hervorragende Stellung einnehmen. Von hohem urkundlichen Werth ist gerade diese Untersuchung im zweiten Bande. Im dritten erscheinen dann die allgemeinen Entzweiungen und Fehdschaften der Herren untereinander, besonders Graf Eberhard des Erlauchten, ihre Beziehungen zu den Kaisern, die Landfriedensschlüsse, bis dann zuletzt ein neues Herzogthum Würtemberg sich bildet, dessen Entwicklung und Geschichte immer in engster Beziehung zu den Reichsangelegenheiten den Gegenstand des vierten Bandes bildet. Stälin hat noch Herzog Christoph, wohl den bedeutendsten aller dieser Fürsten schildern können. Er hat in ihm einen Typus deutscher Fürstlichkeit des sechzehnten Jahrhunderts aufgestellt: Christophs streng religiöse, aber gesellige, einen gewissen Lebensgenuß nicht verschmähende Sinnesweise, die doch mit einem unermüdlichen Fleiße, der das Größte und das Kleinste umfaßte, gepaart war. Auch minder Mächtige hatten etwas zu bedeuten, da Niemand übermächtig war, selbst der Kaiser nicht. Zu den besonderen Gaben Christophs gehörte die der Vermittlung, die eben den behäbigen, sittlich reinen, auf die Behauptung der Religion und aller Rechte bedachten, wohlwollenden und populären Charakter des Fürstenthums in jener Zeit ausdrückt.

Christoph Friedrich Stälin war eine echt schwäbische Natur, kräftig und klug, ein Gelehrter, der doch ein gutes Urtheil über die Dinge der Welt besaß, öffentlich zurückhaltend und schweigsam, im persönlichen Verkehr mittheilend und belehrend. Als Forscher ist er durch die Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben unübertroffen, und sein Wissen war ihm immer gegenwärtig. Dadurch wurde er für unsere Arbeiten, an denen er sich mit unermüdlichem Eifer betheiligte, unschätzbar. Ihm vor allen, der uns so nahe angehörte und uns erst vor einigen Monaten entrissen worden ist, gebührt unser wehmüthiges Andenken.

XIII.

Ansprachen, gehalten an persönlichen Feiertagen.

1. Beim funfzigjährigen Doktorjubiläum

20. Februar 1867.

(Gedruckt in den Kleinen Schriften von R. Köpke, S. 780 ff.)

Antwort auf die von Professor Rudolf Köpke im Namen der Schüler gehaltene Anrede:

„Nur mit wenigen Worten lassen Sie mich, meine hochverehrten Herren, daran erinnern, wie die Vereinigung unter uns zu Stande gekommen ist. Es war zuerst der Geist früherer Jahrhunderte, der die älteren Herren dieses Kreises mir zugeführt hat; damals konnte ich nicht ahnen, welche Ausdehnung er gewinnen werde, und erst heute sehe ich, wie reich ich bin. Was mir als das Wünschenswerthe auf dem Gebiete historischer Studien erschien, habe ich damals auf meine jüngeren Freunde zu übertragen gesucht, von ihnen ist es aufgenommen und der emporwachsenden Generation ihrer Schüler überliefert worden. Und so muß es sein, denn ich stehe in den Siebzigen und kann das Ende absehen. Aber ich kann zugleich freudigen Muthes in die Zukunft blicken, denn jüngere Kräfte sehe ich heranwachsen, bereit, mit rüstigem Muthe zu arbeiten und fortzuschreiten auf dem Wege, den ich betreten habe. Es ist derselbe Gedanke, der mich mit den jüngeren wie mit den älteren Freunden verbindet, und so bilden wir denn Alle gewissermaßen eine große historische Familie, zusammengehalten durch den gemeinsamen Cultus der Wahrhaftigkeit. Wir gehören zu einander. Darauf geben Sie mir denn Alle die Hand und empfangen Sie Alle meinen Dank."

Entgegnung auf den durch den Rektor Geheimrath Langenbeck dargebrachten Glückwunsch der Berliner Hochschule:

„Es macht mich ungemein glücklich, von Ihnen, Magnificenz, Namens unserer Universität an dem heutigen Tage begrüßt zu werden.

Ihr anzugehören habe ich stets als das Glück meines Lebens erachtet. Unvergeßlich werden mir jene Zeiten bleiben, als ich zuerst vor mehr als vierzig Jahren mich an der Thätigkeit derselben zu betheiligen begann. Noch lebte die Universität unmittelbar in jenem Geiste, in welchem sie gestiftet worden war: in der Vereinigung der preußischen Strenge und Zucht mit der Vielseitigkeit und Tiefe der deutschen Nation.

Es war damals ein reges Leben. Zwei Richtungen — wenn man sie so nennen will, zwei Parteien standen gegen einander, rangen mit einander, die philosophische und die historische, beide vertreten durch große Kräfte und Persönlichkeiten, die zum Theil noch den ersten Jahren der Gründung angehörten. Meiner ganzen Natur, meinen Studien nach konnte ich allein der historischen angehören, und ich habe das Glück gehabt, zu den bedeutendsten ihrer Vertreter in nähere Beziehung gekommen zu sein. Aber auch diesen Kampf miterlebt zu haben, muß ich als ein Glück bezeichnen, und ich empfinde es tief, wie mächtig derselbe auf mich und meine Entwicklung eingewirkt hat. So verdanke ich denn einen großen Theil dessen, was ich vielleicht geleistet habe, unserer Universität, und ich schätze mich glücklich, wenn es mir gelungen ist, auf dem historischen Lehrstuhle die Wissenschaft so zu vertreten, wie ihr Gedanke mir vorschwebt, und jüngere Geister für dessen weitere Fortführung zu gewinnen."

Erwiderung auf die Worte des Sekretärs der Berliner Akademie der Wissenschaften, Professor Haupt:

„Lassen Sie mich, hochgeehrter Herr College, meinen Dank anknüpfen an das Wort, welches Sie über Leipzig gesagt haben. Als ich daselbst zum Doktor promovirt wurde, geschah es unter Mittheilnahme des Mannes, der damals die erste Kraft der Universität auf dem Gebiete des classischen Alterthums war, Gottfried Hermanns, dem auch Sie persönlich so nahe gestanden haben. Historische Studien in meinem Sinne gab es zu jener Zeit in Leipzig nicht, sondern nur Ein wirkliches Studium, das der Philologie: dem habe auch ich angehört, von ihm bin ich ausgegangen. Vornehmlich in meiner kleinen Stube in der Hainstraße habe ich sie gepflegt. Der erste große Geschichtschreiber, durch den ich in der Tiefe ergriffen worden bin, ist Thucydides gewesen, vor dessen Büste und der des Herodot wir hier stehen. Mächtig hat er mich angeregt, mit äußerstem Fleiße gab ich mich seiner Lektüre hin. Die Excerpte, die ich damals gemacht habe,

bewahre ich noch, und sie sind mir noch heute werth. Nächst ihm war es Niebuhr, dessen Schriften ich nicht minder eifrig zu studiren begann: auch die Excerpte daraus bewahre ich noch; auch seine Büste sehen Sie dort. Eine andere Richtung war es, die mich bald darauf auf die Werke Luthers führte, auch sie habe ich vielfach studirt, und durch sie keinen geringen Impuls erhalten. Das etwa wären die drei Geister, denen ich die Grundelemente verdanke, aus denen sich meine späteren historischen Studien auferbaut haben. Sollte ich noch einen vierten nennen, so wäre es Fichte, mit dessen Schriften ich mich ebenfalls viel beschäftigt habe. Ist es mir gelungen, in der Fortführung meiner historischen Studien auf die Wissenschaft der Geschichte eine tiefere Einwirkung auszuüben, wie man mir sagt, so meine ich die erste Kraft dazu aus jenen Quellen geschöpft zu haben. Dem herrlichen Institute unserer Akademie, das mich dann unter seine Mitglieder aufgenommen hat, einen Theil meiner Arbeiten vorlegen zu dürfen, ist mir Glück und Ehre gewesen."

Dank für die durch Geheimrath Pertz überreichte Adresse der Münchener historischen Commission:

„Zuerst habe ich Ihnen meinen Dank auszusprechen, dem ich seit Jahren durch gemeinsame Studien und persönliche Freundschaft aufrichtig verbunden bin. Auch darum, weil es ohne Ihr großes Quellenwerk mir niemals gelungen sein würde, einen Kreis jüngerer Geister zu diesen Studien heranzuziehen. Wenn Sie mir jetzt den Gruß unserer Collegen in der historischen Commission zu München überbringen, so kann ich nur sagen, daß ich es für einen der glücklichsten Erfolge meines späteren Lebens erachte, daß ich zur Begründung derselben Einiges habe beitragen können. Es ist mir ein Glück gewesen, einige Male den Vorsitz in derselben führen, und an ihren Arbeiten einen steten Antheil nehmen zu können. Sie haben des Königs Max gedacht. Diese Erinnerung bewegt mich tief. Er ist nicht mehr unter uns; Gott hat über ihn geboten, aber sein Bild, sein Name ruht tief in meiner Seele. Ich darf wohl sagen, unter allen fürstlichen Personen, denen ich näher treten konnte, ist keine gewesen, der ich durch wissenschaftliche Studien der Historie mehr verbunden gewesen wäre. Er war eine einfache, still betrachtende, reproduktive Natur. Stets war er großen Anregungen und Gedanken zugänglich, und wenn es sich darum handelte, fiel Alles von seinem Wesen ab, was die Fürstlichkeit mit sich bringt."

Tischrede nach dem Trinkspruche Friedrich von Raumer's:

„Zuerst möchte ich unserm lieben Freunde Raumer meinen Dank aussprechen für die schönen Worte, die er an mich gerichtet hat, dann allen andern für alle mir an dem heutigen Tage erwiesene Freundschaft; aber es ist nicht meine Absicht, im Einzelnen zu wiederholen, was ich bereits heute Vormittag gesagt habe. Erlauben Sie mir vielmehr, als einem mehr als Siebzigjährigen, etwas Allgemeines zu sagen, gewissermaßen mein historisches Testament kund zu geben. Wenn ich unsere heutige deutsche Historiographie mit der fremden vergleiche, so finde ich, daß jene noch immer nicht unerhebliche Vorzüge haben. Die Italiener, auch die heutigen, drücken sich rhetorischer aus, mit reicherer Fülle als wir; die Engländer beziehen Alles mehr auf den Moment, sie sind auch in ihrer Geschichtschreibung ich möchte sagen constitutioneller; die Franzosen leben ganz in dem Moment, sie gehen in demselben auf, daher sind sie stets die Unterrichtendsten und Anziehendsten, wenn es darauf ankommt, einen unmittelbaren Einblick in den Moment selbst zu gewinnen. Man kann von ihnen und den anderen sagen, sie seien ganz national. Darin liegen ihre Vorzüge vor uns. Aber unzweifelhaft giebt es eine andere Seite, worin wir sie übertreffen. Fragen wir, wie es mit der Kenntniß des Stoffs stehe, so sind jene zwar ganz zu Hause in ihren nationalen Geschichten, aber nur in sehr wenigen Gebieten der fremden, namentlich der unseren. So z. B. wissen wir von dem Mittelalter sehr viel mehr, als die Engländer von dem ihrigen. Bei uns erwartet man schlechterdings von Jedermann, der über Geschichte sprechen will, daß er in der fremden ebenso zu Hause sei als in der heimischen. Und dies ist es, was uns in den größten Vortheil setzt. Unsere Studien sind vielseitiger und eingehender; es ergiebt sich daraus eine größere allgemeine Ansicht der Dinge, wir haben mehr Beziehungen, unser Blick ist weiter. Wir sind jenen überlegen in der universalhistorischen Betrachtung des Ganzen. Dazu kommen bei uns die immer noch lebendigen und tiefen Beziehungen zum classischen Alterthum; immer noch gelten uns jene großen Muster allgemeiner Bildung. Das Nationale der Historiographie liegt nun aber nicht im Stoffe allein, es liegt auch in der Auffassung desselben, und da kann man sagen: unsere nationale Auffassung ist die universalere, zu der jene erst kommen müssen. Was uns fehlt, ist die Kraft, die Fülle des Moments zu erfassen, aber wir werden auch das erreichen, wie es in Verbindung mit jener allgemeinen Richtung mir stets vor-

geschwebt hat. Wenn ich nun sehe, mit welcher Kraft und Fleiß gerade jüngere Generationen diesen Weg betreten haben, und wie sie den Moment zu erfassen suchen, so möchte ich sagen: ich blicke wie Moses in das gelobte Land einer zukünftigen deutschen Historiographie, wenn ich es auch nicht sehen sollte, in der sich das vollenden wird, wonach ich zeitlebens gestrebt, und was ich auf Andere zu übertragen gesucht habe. Somit schlage ich Ihnen denn ein Hoch vor auf die Zukunft der deutschen Historiographie."

2. Am neunzigsten Geburtstag

21. December 1885.

(Gedruckt bei Th. Toeche, L. v. Ranke an seinem neunzigsten Geburtstage.)

Dankrede zur Erwiderung auf sämmtliche Glückwünsche:

„Wenn die Herren erlauben, so setze ich mich und halte ein kleines Collegium.

Wollte ich auf das Einzelne der Ansprachen, die mir mit so großer Güte gehalten, ich möchte sagen, gespendet worden sind, eingehen, so würde ich mancher Ereignisse meines Lebens zu gedenken haben, die mir dabei in Erinnerung gekommen sind. Aber nicht aus einzelnen Ereignissen setzt sich ein Leben zusammen. Nicht die Schule erzieht den Menschen, sondern das Leben. Der Mensch ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt.

Das Jahr meiner Geburt hat das Eigenthümliche, daß es in eine Zeit fällt, in welcher die großen Fragen, welche die Welt erschütterten, in ein neues Stadium traten. Die revolutionären Elemente, die sich in dem großen Nachbarreiche erhoben und die Herrschaft in demselben erlangt hatten, stürmten gegen alle anderen Reiche heran, um sie in ihren Kreis zu ziehen. Dagegen formirte sich eine andere Vereinigung, welche hinwiederum diesen revolutionären Elementen dort an der Quelle ein Ende zu machen unternahm. Das Eine mißlang wie das Andere. Es zeigte sich vielmehr, daß weder die eine noch die andere Richtung damals den Sieg davontragen konnte. Man machte sich fürs Erste gegenseitige Zugeständnisse, so daß eine Art Pacifikation zu Stande kam. Es geschah durch den Frieden von Basel und die Compaktate, die darauf gefolgt sind. Die Ereignisse sind allbekannt. Ich habe selbst schon ein Wort darüber gesagt und will

mich hier nicht wiederholen. Die Compaciscenten behaupteten sich in ihrer gegenseitigen Stellung, aber mit tiefer innerer Feindseligkeit. Daß Deutschland das revolutionäre Element überwinden würde, ließ sich nicht erwarten. Dazu war die damalige Lage des Reiches nicht angethan, und das Bedürfniß einer Umgestaltung war das allgemeine Gefühl, in welches sich von Anfang an revolutionäre Anwandlungen mischten. Auf der anderen Seite war die absolut feindselige Haltung, welche die Revolution von Anfang an gegen das bisherige Staatswesen angenommen, in dieser Schroffheit in Frankreich selbst nicht zu behaupten. Für die dortige Regierung erwuchsen daraus unaufhörlich neue Gefahren. Jene Compaktate waren für beide Theile eine unbedingte Nothwendigkeit. Ich rede hier nicht von England, welches seine eigene Politik verfolgte und auch heute noch verfolgt, sondern nur von den Franzosen und Deutschen. Das sind die beiden Nationen — ich beschäftige mich gerade jetzt viel damit, wie sie ursprünglich Eine große Genossenschaft bildeten, dann auseinander gegangen sind, — auf deren gegenseitigen Einwirkungen die Weltgeschichte großentheils beruht. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts brach ein Gegensatz zwischen ihnen aus, wie er noch nie stattgefunden hatte; er umfaßte alle Verhältnisse des inneren und äußeren Lebens. Sie waren auf das Heftigste aneinander gestoßen, und obgleich man zuletzt Frieden gemacht hatte, so konnte das doch nicht anders sein als unter der Voraussetzung, daß man sich später einmal wieder schlagen werde.

Ich darf vielleicht daran erinnern, was ich schon einmal ausgeführt habe, daß dieser Zustand für Deutschland von unendlichem Werth geworden ist. Angeregt von dem allgemeinen Leben, aber nicht beirrt durch unmittelbares Kriegsgetümmel, erhob sich die Literatur zu einem Aufschwung, besonders in den norddeutschen Culturstätten, welchen sie früher niemals erreicht hat, und der vorbildlich für alle Zeiten geworden ist. Ich füge hinzu, daß der humanitäre Geist, der im letzten Jahrhundert sich durchgebildet hatte, zu einer maßgebenden Herrschaft kam, die nicht wieder zu zerstören noch zurückzudrängen gewesen ist. Dies Verhältniß bildete eine Constellation, welche von Niemandem bemerkt wurde, aber bereits den gesammten Gesichtskreis in der Nation beherrschte, und dann die Zeiten der Noth und Gewalt überdauern und die Selbständigkeit wieder gewinnen half. In diesem Gesichtskreise erlebten die beiden Prinzen, die zu dem königlichen Thron von Preußen bestimmt waren, an der Seite ihres durch seine Besonnenheit und Ruhe unvergeßlichen Vaters Leid und Freude, theilten das Unglück

von Jena und die Arbeit der Wiedererhebung. Ich berühre hier das große Weltereigniß nur im allgemeinen Umriß.

Die revolutionären Kräfte, durch eine geniale Kriegführung zusammengehalten, schienen die Oberhand in Europa behaupten zu sollen. Sie warfen den preußischen Staat durch zwei Schlachttage nieder, ihnen schien die Zukunft zuzufallen. Die Vorbereitungen der neuen Kriegsanstrengungen gehörten mit zu der nationalen Arbeit.

Wie sehr dies auf alle Individualitäten, auch auf die unreifen, noch in ihren Lehrjahren begriffenen, einwirkte, davon darf ich wohl, um das Biographische nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, ein Beispiel aus meiner eigenen Jugend anführen. Die Schulen, die bloß den Zweck des Unterrichts verfolgten, blieben doch von den allgemeinen Bewegungen der Welt nicht unberührt. Ich rufe in meine Erinnerung zwei Momente zurück, welche auch in dieser freundlichen und anspruchslosen Conferenz wohl erwähnt werden dürfen. Ich befand mich in der Klosterschule Donndorf, in welcher, nur für jüngere Knaben bestimmt, die Unterweisung, die diesem Alter geziemt, gewissenhaft geleitet wurde, in deren stilles Einerlei jedoch auch die Zeitungen eindrangen. Ich besinne mich, daß wir dort die Bulletins Napoleons aus Spanien lasen und auf unseren Schiefertafeln nachkritzelten. Von dieser Zeit her ist mir das Wort „Insurgenten" in der Erinnerung geblieben, welches damals zum ersten Mal an mein Ohr klang.

Wie ganz anders einige Jahre später, als ich in Schulpforta in den classischen Schriftstellern lebte und webte, die alten Dichter, namentlich die Tragiker, studirte und übersetzte, mir überhaupt nach Kräften zu eigen machte! Ich kann der Schulpforta nicht Dank genug dafür sagen, daß sie uns Raum und Antrieb dazu gewährte. Nun, indeß wir uns damit beschäftigten, veränderte sich die Welt. Ich studirte gerade den Agricola des Tacitus, als die Nachrichten von der Katastrophe in Rußland eintrafen. Nach den siegestrunkenen Bulletins traten andere Manifestationen ans Licht, die dem Gesichtskreis der Nationen entstammten, welche zwar niedergedrückt, aber nicht unterdrückt waren. Ich las eben die Reden der Boadicea mit ihren Anklängen an den Naturzustand der Völker und an die uralte Freiheit — ich könnte den Eindruck nicht beschreiben, den sie mir machten, und nachdem die römische Welt in Napoleon gleichsam wieder ins Leben geführt worden war, so las ich in den Kundgebungen gegen Napoleon Abdruck oder Erneuerung der Reden der Königin Boadicea! Es erhob sich Alles von selbst und mit gleichem Rechte. Ja! wenn man das betrachtet: den ungeheuren Kampf gegen den Eroberer und Ver-

treter dieser Idee, so begreift man wohl, daß die Geister sich damals über das gewöhnliche Gerede zu höheren Anschauungen erhoben und den allgemeinen Gegenstand des Kampfes zu ahnen anfingen. Da also kam, innerhalb der Klostermauern und inmitten der classischen Studien, die moderne Welt in meinen Kopf. Natürlich war ich nicht der Einzige der Art; denn das ist eben das Bedeutende, daß die Zeitgenossenschaft eine unendliche Wirkung auf das Individuum übt, und zwar nicht durch persönliche Einflüsse allein, sondern durch den Zug der Dinge und die einander berührenden Elemente des äußeren und inneren Lebens in ihrer Gesammtheit, für die Lebenskräfte im Ganzen, die, in stetem Kampf gegen einander, doch zuletzt mit einander sich wieder vereinigen in Höherem und zu vereinigen trachten.

Wenn mir nun von so vielen Seiten Ehre erwiesen wird, mehr, als ich es verdiene, so verdanke ich doch, was daran wahr ist, zugleich der Gesammtgenossenschaft, in welcher wir leben. Ein besseres Beispiel konnte uns Niemand geben, als der preußische König mit seinen Söhnen in den noch sehr beschränkten Grenzen seiner Staaten. Auf den Schulbänken und in den Studien selbst regten sich dieselben Elemente, welche die Welt belebten, und bekämpften einander. Es giebt keine Disciplin, in der sich nicht mit dem Ueberkommenen zugleich das Neue erhoben hätte.

Es ist die Bewegung, die, sympathisch oder antipathisch mit den Kräften, die unter einander um die Herrschaft in der Welt rangen, seit dem Jahre 1813 fortgedauert und die Nationen in steter Gährung gehalten hat. Was ist in Frankreich vorgekommen? Napoleon verschwand, der revolutionäre Gedanke blieb, die erste Restauration wurde umgeworfen, eine neue Revolution vollzog sich; auch diese konnte sich nicht behaupten; eine Republik entstand, ein neuer Napoleon trat auf. — Der Zeitraum der Restauration wirkte auf das Studium der Historie mit einer Art von Nothwendigkeit zurück. Denn das war doch das allgemeinste Ergebniß, daß die Bildungen der Vergangenheit, die durch den revolutionären Impuls vernichtet zu werden in Gefahr geriethen, einen Gegenstand der Studien bilden zu müssen schienen. Von den historischen Arbeiten dieser Art in Frankreich will ich nur die Werke von Augustin Thierry nennen. Ich gestehe, daß dessen erste Bücher durch ihre Form meine Bewunderung erweckten. Ich sagte: „So etwas können wir nicht zu Stande bringen.“

Die deutschen Studien widmeten sich wieder der Epoche der deutschen Kaiserzeit; man wandte sich der Forschung der Rechte und Rechtszustände zu. England brachte die merkwürdigste Erscheinung zu

Tage, den historischen Roman, der durch die Werke Walter Scotts die literarische Welt beherrschte. Wonach man trachtete, eine vollkommene Anschauung der Jahrhunderte zu geben, das schien hier erreicht zu sein. Ich begann damals eben meine Studien zu der Geschichte der romanischen und germanischen Völker. Ich studirte die Memoiren von Comines — beiläufig gesagt, hat er einen großen Eindruck auf mich gemacht —; und in den kleineren Schriften, die sich um ihn gruppiren, fand ich zuverlässige Berichte, die ihn ergänzten. Da erschien Walter Scotts Quentin Durward, glaube ich war es, und ich sagte: „Mein Gott! Comines und die anderen Relationen, die seinen Memoiren beigegeben sind, haben das ja ganz anders!" Ich war gleichsam beleidigt im Namen der alten Fürsten, denen er andere Gesinnungen zuschreibt, als sie hegten, immer unter ihrem Namen. Ich empfand Widerwillen gegen den historischen Roman, namentlich in dieser Annäherung an die Begebenheiten, und faßte den Beschluß, daß in der Historie Alles vermieden werden müsse, was von der beglaubigten Ueberlieferung der Thatsachen wesentlich abweicht. Ich leugne nicht, daß mich diese Erwägungen in der kritischen Methode befestigten, welche dann als das Kennzeichen meiner Werke betrachtet worden ist; das heißt, bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist, oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt. Denn es wird Niemand sagen, es müsse Alles geschrieben sein, was Geschichte wird. Vieles ist nicht geschrieben, und gerade in der deutschen Geschichte zeigt sich das am meisten, wie wenig damit auszukommen ist, was die Schriftsteller wirklich bringen; aber in der Hauptsache und im Kern der Darstellung daran festzuhalten, was sie überliefern, das ist für mich unverrückbares Gesetz.

Auch in anderen Disciplinen haben ähnliche Entwicklungen stattgefunden, und zwar, soweit ich es übersehen kann, auch hier im Zusammentreffen der Forderung der Wissenschaft und der allgemeinen Begebenheiten. Ein großartiges Beispiel hiervon ist der Streit des Code Napoléon und der historischen Methode. — Was wäre nicht von der Theologie zu sagen, in welcher das Papstthum wieder zu Worte kam. Es war ihm zuerst die Autorität Napoleons, sodann die allgemeine Völkerbewegung zu Statten gekommen, und so nach beiden Seiten hin seine Macht angewachsen. Auch seine alten Ansprüche erneuerten sich, und für die evangelische Theologie wurde es dadurch um so mehr Pflicht, an den Ueberlieferungen der ersten Jahrhunderte in nächstem Zusammenhang mit der heiligen Schrift wortgetreu festzuhalten und sie zur Grundlage ihres Studiums zu machen. Die Nation hat auf

allen Gebieten gearbeitet in ununterbrochenem, immer wiederholtem Streite und doch in höherer Eintracht. Von den anderen Studienzweigen will ich nicht handeln. Ich ziehe noch die Militärwissenschaft in diesen Kreis. Der preußische Staat kam auf das einzig richtige Princip, auf die Dienstpflicht der ganzen Nation zurück, wobei alle grundlegenden Elemente des alten Staates aufrecht erhalten, aber durch populäre Institute ergänzt und gefördert wurden. Dieses Princip ist es denn auch gewesen, welches in den letzten großen Kämpfen die Entscheidung herbeigeführt hat.

So wuchs das Alles zusammen, doch immer, nicht ohne daß zugleich bedeutende Anstauungen der einen oder anderen Richtung eintraten. Aber es liegt in der Zeitgenossenschaft beider gegensätzlichen Mächte und in ihrem Kampfe eine gewisse gemeinsame Direktion für alle Theile des geistigen Lebens. — Ja, da war nun aber noch immer jene drohende Hydra, möchte ich sagen, der alte Trieb zur Erneuerung der Revolutionskriege, und dieser kam noch einmal zum Leben. Gegen den preußischen Staat, der dazu bestimmt war, zum großen Reich zu werden, wendete sich vor Allem dieser Conflikt; der preußische Staat nahm die Herausforderung an. Zugleich in einer Umwandlung zum Deutschen Reich begriffen, hat er mit seinen Verbündeten den revolutionären Cäsarismus überwältigt und ihm sogar ein Ende gemacht. Hier möchte ich weinen: es ist eine große That der Vorsehung, deren Zeugen wir Alle gewesen sind. — Das kleine Brandenburg und das große Frankreich! — Menschlichem Ansehen nach war der Grund dieser. Die Franzosen waren mit der Durchführung der revolutionären Idee zu einem militärischen Staat nicht fertig geworden; wir waren mit der Vollendung der durch mannigfaltige Umbildungen ergänzten Monarchie und Heeresmacht zu Stande gekommen. Möchte nun aber zwischen beiden Nationen Wetteifer, nicht Feindseligkeit herrschen!

Auf diesen weltgeschichtlichen Ereignissen beruht es, daß die Wissenschaft in Deutschland zu einer universalen Bedeutung emporgediehen, zu einem Uebergewicht, wenn ich nicht irre, gekommen ist, und wir können getrost der Zukunft entgegensehen. In den Ereignissen, die wir erlebt haben, läßt sich vor Allem eine Niederlage der revolutionären Kräfte erkennen, welche die regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte unmöglich machen. Hätten diese den Platz behauptet, so würde von einer Fortbildung der historischen Kräfte, selbst von einer unparteiischen Anschauung derselben nicht die Rede gewesen, eine Weltgeschichte im objektiven Sinne unmöglich geworden sein. Ich, meines geringen Orts, würde nicht daran gedacht haben, eine

Weltgeschichte zu verfassen, wenn nicht für mich im Allgemeinen das Problem der beiden großen Weltgewalten nach langen Kämpfen und Abwandlungen wäre entschieden gewesen, so daß es einen unparteiischen Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattete.

Ich will aufhören und nur sagen, daß für mich, wenn mir noch ein paar Jahre zu leben beschieden ist, nichts erwünschter sein wird, als die Fortsetzung der Weltgeschichte durchzuführen und der anderen Aufgaben, die ich in mir trage. Ich bitte also die verehrten Herren, denen ich für die mir erwiesene Güte von ganzem Herzen danke, im Einzelnen und im Ganzen, und wünsche zugleich, daß Sie mir ferner freundlich gesinnt bleiben und mich mit Ihrem Wohlwollen begleiten, hier im Leben — und dann in der anderen Welt, wo wir uns wiederfinden."

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.